This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD LAW LIBRARY

FROM THE LIBRARY

OF

HEINRICH LAMMASCH

Received May 25, 1922.

A 1 Dr

CRIMINALPSYCHOLOGIE

VON

DR. HANNS GROSS.

GRAZ.
LEUSCHNER & LUBENSKY'S
UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.
1898.

Cr-W
G878cr

Alle Rechte vorbehalten.

MAY 2 5 1922

K. und K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

MEINEM LIEBEN FREUNDE

ANTON SCHÖNBACH

ZUGEEIGNET.

Vorwort.

Als ich vor Jahren den Plan zur Abfassung meines „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w." ausarbeitete, hatte ich keineswegs die Absicht, hiemit ein vollständiges und fertiges System der Criminalistik zu bieten; ich wollte vielmehr in dem Buche nur die Materien angeben, aus welchen sich diese Disciplin zusammensetzen soll, und in großen Umrissen den Inhalt dieser einzelnen Materien ausarbeiten.

Dabei leitete mich die Erwartung, dass die einzelnen Stoffgebiete ihre Behandlung in besonderen Werken finden werden, so dass die für uns Criminalisten heute unentbehrliche wissenschaftliche Bearbeitung der Realien unseres Faches sich zu einer wohl begründeten Disciplin ausgestalten möchte.

Diese Hoffnung hat sich über Erwarten rasch erfüllt, da seither eine Anzahl von Werken erschienen ist, welche als Ausarbeitung einzelner, abgegrenzter Theile der Criminalistik anzusehen sind und derselben in wertvoller Weise Förderung geboten haben.

Ein Thema hatte ich mir selbst schon in der ersten Auflage des genannten Handbuches vorbehalten, das der Criminalpsychologie. Ich hatte nämlich hiefür schon damals Materiale gesammelt, sah aber, dass der Umfang desselben viel zu groß sei, um im Handbuch blos ein Capitel darzustellen, und so beschloss ich, im „Handbuch" blos das Nöthigste in groben Umrissen zu bringen und die Criminalpsychologie besonders zu bearbeiten. Gleichwohl soll sie noch immer lediglich ein Capitel der Criminalistik darstellen und so zum weiteren Ausbau dieser „Disciplin von den Realien des Strafrechtes" mithelfen, deren Wichtigstes der Mensch und seine Psyche ist. — Daraus, dass schon im „Handbuch" criminalpsychologische Materien gebracht wurden, rechtfertigt sich der Umstand, dass im vorliegenden Werke mein eigenes Handbuch ungebürlich oft citiert werden musste.

Ich verstehe unter Criminalpsychologie das, was dieses Wort selbst besagt: Eine Zusammenstellung aller Lehren der Psychologie, welche der Criminalist bei seiner Arbeit nothwendig hat. Hiebei musste nun einerseits das von den Psychologen Geschaffene verarbeitet und unter den Gesichtswinkel des Criminalisten gerückt werden, es war aber auch andererseits das Beobachtungsmateriale, welches nur uns Criminalisten, niemals aber dem Psychologen von Fach zur Verfügung steht, in das allgemein Festgestellte einzufügen und zu verwerten.

Der einzuschlagende Weg war von selbst gewiesen: Es mussten vorerst regelmäßig die einzelnen Materien vorgenommen und erörtert werden, was über dieselben vom allgemein psychologischen Standpunkte aus als festgestellt angesehen werden darf; dann war zu untersuchen, wie sich hiezu die psychologischen Erfahrungen stellen, die wir Criminalisten auf unserem Gebiete machen, welchen Wert die allgemeinen Feststellungen für das criminalistische Gebiet besitzen, und welchen Nutzen wir daraus zu ziehen vermögen.

Diese Art der Arbeit ergibt mancherlei Besonderheiten. Es kann vor Allem eine Criminalpsychologie nicht alle Capitel umfassen, aus denen jede allgemeine Psychologie besteht, da Manches derselben, so wichtig es an sich ist, wenigstens heute noch eine Nutzanwendung in der Arbeit des Criminalisten nicht gestattet. Die Lücken dürften also nur scheinbar sein und wohl vom Standpunkte der allgemeinen Psychologie, nicht aber von dem der Criminalpsychologie bestehen.

Das gleiche Bewandtnis hat es mit den citierten Autoren. Man wird finden, dass bedeutende Psychologen vernachlässigt, minder hervorragende oder veraltete unverhältnismäßig stark benutzt wurden: Auch hier war ein ähnlicher Standpunkt maßgebend, da jene Autoren vorwiegend benutzt werden mussten, die — absichtlich oder zufällig — für uns maßgebende Momente bearbeitet haben.

Bei dem Darstellungsvorgange wird endlich die allgemeine Besprechung der einzelnen Materien gegen die Anwendung in criminalistischer Richtung oft unverhältnismäßig umfangreicher erscheinen; diese Vertheilung hat darin ihren Grund, dass die allgemeine Bearbeitung des fraglichen Stoffes stets so gehalten wurde, dass sie schon auf die strafrechtliche Verwendung gerichtet erscheint, und dass es dann

genügte, wenn auf die Art der Verwendung zum Schlusse jeder Untersuchung mit wenigen Worten hingewiesen wurde.

Hiemit sei aber die Arbeit des Lesers nicht beendet. So wie bei allen Materialien der Criminalistik, so soll auch hier nur die Anregung zu weiterem Studium gegeben sein, dessen jede der einzelnen Fragen bedarf. Wie die angeführte, noch lange nicht vollzählige Literatur beweist, ist das für uns wichtige Materiale ein übergroßes, und vielleicht noch umfangreicher ist das lebende psychologische Materiale, welches uns Criminalisten allein zur Verfügung steht. Dieses ist bis heute fast völlig unverwertet gelegen, obwohl es eine unabsehbare Menge von Belehrung und Aufklärung enthält. Dies Materiale muss erst gesammelt, gesichtet und verwertet werden — hiezu wollte ich die Anregung bieten, und wenn diese aufgegriffen wird, so ist der Zweck des Buches erreicht.

Graz, im Herbst 1897.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

I. Subjectiv.

Die psychische Thätigkeit des Richters.

A. Aufnehmende Momente.

1. Methode 8
   a) Allgemeines 8
   b) Die naturwissenschaftliche Methode 11
2. Psychologisch Educatives 16
   a) Allgemeines 16
   b) Aufrichtigkeit der Angaben 19
   c) Richtigkeit der Aussage 21
   d) Voraussetzungen beim Vernehmen 24
   e) Egoismus 30
   f) Geheimnisse 34
   g) Das Interesse 45
3. Phänomenologisches 51
   a) Allgemein Aeußeres 52
   b) Kennzeichen im Allgemeinen 66
   c) Kennzeichen im Besonderen 75
   d) Somatisches 85
      1. Allgemeines 85
      2. Erregungen 87
      3. Grausamkeit 94
      4. Heimweh 95
      5. Reflexbewegungen 97
      6. Kleidung 101
      7. Physiognomisches und Verwandtes 103
      8. Die Hand 124

B. Constructive Momente.

1. Das Schliessen 130
   a) Beweis 132
   b) Causalität 146
   c) Skepsis 161

d) Empirie 170
e) Analogie 180
f) Wahrscheinlichkeit 184
g) Zufall 199
h) Ueberreden und Erklären 202
i) Schluss und Urtheil 208
k) Fehlschlüsse 222
l) Moralstatistisches 226
2. Das Wissen 232

II. Objectiv.

Die psychische Thätigkeit des Vernommenen.

A. Gemeinsame Momente.

1. Sinneswahrnehmungen 236
a) Allgemeines 238
b) Gesichtssinn 250
1. Allgemeines 250
2. Das Sehen von Farben 263
3. Der blinde Fleck 267
c) Gehörsinn 268
d) Geschmacksinn 274
e) Geruchsinn 276
f) Tastsinn 279
2. Wahrnehmung und Auffassung 288
3. Vorstellungen 304
4. Denkvorgänge 313
a) Allgemeines 313
b) Mechanisches 319
c) Unbewusstes 323
d) Subjectives 327
5. Ideenassociationen 334
6. Erinnern und Gedächtnis 340
a) Das Wesen des Gedächtnisses 342
b) Art der Reproduction 348
c) Eigenthümlichkeiten der Reproduction 354
d) Die Erinnerungsfälschung 363
e) Mnemotechnik 369
7. Der Wille 371
8. Das Gefühl 375
9. Die Art der Wiedergabe 380
a) Verschiedene Ausdrucksweise im Allgemeinen 382
b) Die Ausdrucksweise des Dialectes 389
c) Ungenaue Ausdrucksweise 393

B. Unterscheidende Momente.

1. Allgemein Differenzierendes 399
a) Die Frau 399
1. Allgemeines 399

2. Unterschied von Mann und Frau 408
3. Sexuelles 412
α) Allgemein 412
β) Menstruation 413
γ) Schwangerschaft 420
δ) Erotisches 423
ε) Versteckt Sexuelles 427
4. Einzelne Eigenschaften der Frauen 441
α) Verstand 441
1. Auffassung 442
2. Beurtheilung 446
3. Streit mit der Frau 449
β) Ehrlichkeit 454
γ) Liebe, Hass und Freundschaft 469
δ) Gemüth und Verwandtes 483
ε) Schwäche 487
b) Die Kinder 490
1. Allgemeines 491
2. Kinder als Zeugen 493
3. Das Ueble im Kinde 498
c) Das Greisenalter 502
d) Verschiedene Auffassung 506
e) Natur und Cultur 521
1. Wirkung der Cultur 521
2. Anschauungen Ungebildeter 526
3. Einseitige Bildung 532
4. Hang 534
5. Sonstige Unterschiede 536
6. Verstand und Dummheit 541
2. Besondere Einflüsse 552
a) Gewohnheit 552
b) Vererbung 558
c) Voreingenommenheit 561
d) Nachahmungstrieb und Masse 566
e) Leidenschaft und Affect 569
f) Ehre 577
g) Aberglauben 579
3. Unrichtigkeiten 579
a) Sinnestäuschungen 579
1. Allgemeines 579
2. Gesichtstäuschungen 588
3. Gehörstäuschungen 611
4. Täuschungen des Tastsinnes 620
5. Täuschungen des Geschmacksinnes 625
6. Täuschungen des Geruchsinnes 627
b) Hallucinationen und Illusionen 629

c) Phantasievorstellungen 635
d) Missverständnisse 647
1. Sprachliche Missverständnisse 647
2. Sonstige Missverständnisse 654
e) Das Lügen 660
1. Im Allgemeinen 660
2. Das pathoforme Lügen 667
4. Besondere Zustände 669
a) Schlaf und Traum 669
b) Rausch 676
c) Suggestion 685

Einleitung.

Von allen Kenntnissen, die dem Strafrichter außer dem juridischen Wissen nöthig sind, erscheinen die durch die Psychologie gebotenen als die wichtigsten, da sie ihn den Menschen kennen lernen sollen, der das Object seiner Thätigkeit bildet. Psychologische Kenntnisse stellen sich uns in verschiedener Form dar: es gibt eine angeborene Psychologie, jenen scharfen Blick, den einige Glückliche mit ins Leben bekamen, die richtig sehen, ohne die Gesetze, nach welchen sich das Gesehene entwickelt, gelernt zu haben oder sich ihrer bewusst zu werden; ein bisschen angeborene Psychologie haben ja viele Menschen, aber so viel, wie wir Criminalisten eigentlich brauchen, haben unendlich wenige.

Die wissenschaftliche Psychologie wird uns Juristen als „philosophische Propädeutik" auf dem Gymnasium geboten; wie wenig das ist, und wie wenig uns bis ins praktische Leben davon bleibt, das wissen wir Alle; wie viele Criminalisten dann noch ernste, psychologische Studien treiben, das wollen wir nicht nachzählen.

Eine besondere Art der Psychologie, die scheinbar für uns geschaffen wurde, ist die gerichtliche Psychologie; ihre Entwicklung in Deutschland gibt uns v. Volkmar.[1]) Die gerichtliche Psychologie entstand zunächst als Criminalpsychologie vom medicinischen Standpunkt aus insbesondere durch Metzger[2]) und Platner,[3]) dessen von Choulant gesammelte *Quaestiones medicinae forensis Lips. 1824* heute noch immer von Wert sind. Die Criminalpsychologie

[1]) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, Lehrbuch der Psychologie (2 Bände), Cöthen 1875.

[2]) Johann Metzger in vielen seiner Arbeiten, namentlich „Gerichtlich-medicinische Abhandlungen", Königsberg 1803.

[3]) Ernst Platner, „*Quaestiones medicinae forensis*", deutsch v. Hederich. Leipzig 1820.

wurde dann ausgebildet durch Hoffbauer, [1]) Grohmann, [2]) Heinroth, [3]) Schaumann,[4]) Münch, [5]) Eckartshausen [6]) u. A. und zu Kants Zeiten konnte die gerichtliche Psychologie noch ein Streitobject der Facultäten bilden, wobei Kant die philosophische, Metzger, Hoffbauer, Fries [7]) die medicinische Facultät vertraten. Später ist die gerichtliche Psychologie so ziemlich in Psychiatrie aufgegangen und damit vollkommen unter die medicinischen Disciplinen getreten, obwohl noch später Regnault [8]) versuchte, sie wieder der Philosophie zu retten, was ja im bekannten Lehrbuche Friedreichs [9]) auch zum Ausdruck kommt. (Vergleiche dazu das Lehrbuch v. Wilbrand. [10]) Heute ist die Criminalpsychologie, wie sie namentlich von Kraus, [11]) dann Krafft-Ebing,[12]) Maudsley,[13]) Holtzendorff,[14]) endlich von Lombroso[15]) und Consorten vertreten wird, ein Zweig der Criminalanthropologie geworden, sie gilt als die Lehre von den Verbrechensmotiven oder (nach Liszt) als die Forschung nach der physiologisch begründeten Psyche des Verbrechers und wurde hiedurch nur zu einem Theile dessen, was ihr Name besagt. Wie sehr die Criminalpsychologie lediglich ein Theil der Criminalanthropologie

---

[1]) Johann Christof Hoffbauer, „Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege", Halle 1823.

[2]) Georg August Grohmann, „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie", Leipzig 1791.

[3]) Johann Heinroth, „Grundzüge der Criminalpsychologie", Berlin 1833.

[4]) Schaumann, „Ideen zu einer Criminalpsychologie", Halle 1792.

[5]) Münch, „Ueber den Einfluss der Criminalpsychologie auf ein System des Criminal-Rechts", Nürnberg 1790.

[6]) Eckartshausen, „Ueber die Nothwendigkeit psychologischer Kenntnisse bei Beurtheilung von Verbrechen", München 1791.

[7]) Jacob Fries, „Handbuch der psychologischen Anthropologie", Jena 1820.

[8]) E Regnault, „Das gerichtliche Urtheil der Aerzte über psychologische Zustände", Cöln 1830.

[9]) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie", Regensburg 1832.

[10]) Wilbrand, „Gerichtliche Psychologie", 1858.

[11]) Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens", Tübingen 1884.

[12]) v. Krafft-Ebing, „Die zweifelhaften Geisteszustände", Erlangen 1873, und „Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie", Stuttgart 1892.

[13]) Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele", deutsch v. Böhm, Würzburg 1870.

[14]) v. Holtzendorff namentlich im „Rechtslexicon".

[15]) Lombroso, „L'Uomo delinquente" u. s. w. (Deutsch von Fränkel.)

geworden ist, beweisen namentlich die Arbeiten von Näcke,[1]) Kurella,[2]) Bleuler,[3]) Dallemagne,[4]) Marro,[5]) Ellis,[6]) Baer,[7]) Koch,[8]) Maschka[9]) u. A.

Nach dem Wortlaute wäre Criminalpsychologie jene Psychologie, die bei der Behandlung der Verbrechen in Anwendung kommt, nicht blos die Psychopathologie des Verbrechers, die Naturgeschichte der Verbrecherseele; das ist aber noch nicht alle Psychologie, die der Criminalist braucht. Das Verbrechen existiert freilich objectiv, und Kain hätte an Abel rite den Brudermord begangen, wenn auch Adam und Eva damals schon gestorben wären, aber für uns existiert jedes Verbrechen doch nur so, wie wir es wahrnehmen, so wie es uns nach allen Mitteln, die uns die Strafprocessordnung gestattet, zur Kenntnis kommt. Alle diese Mittel beruhen aber auf sinnlicher Wahrnehmung, auf der Wahrnehmung durch den Richter und seine Hilfsorgane, durch Zeugen, Beschuldigte und Sachverständige; diese Wahrnehmungen müssen psychisch verwertet werden, und um die Regeln zu kennen, nach welchen diese Verwertung geschieht, bedarf es wieder einer besonderen Abtheilung der allgemeinen Psychologie, also einer pragmatischen, angewandten Psychologie, die sich mit allen seelischen Momenten befasst, die bei der Feststellung und Beurtheilung von Verbrechen in Frage kommen können. Dies zu geben, soll im vorliegenden Buche versucht werden. „Wären wir Götter", sagt Plato im Symposion, „wären wir Götter, so gäbe es keine Philosophie" — und wären

---

[1]) Dr. P. Näcke, „Ueber Criminalpsychologie", Zeitschrift für die gesammte Strafrechts-Wissenschaft. Band XVII: „Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe", Wien, Leipzig 1894; „Considérations générales" u. s. w.; 4 Congr. d'anthropol. crimin., Genève 1896; „Moral insanity", Aerztliche Sachverständigen-Zeitung 1895, dann Neurologisches Centralblatt 1896 Nr. 11 und 16.

[2]) Kurella, „Naturgeschichte des Verbrechers", Stuttgart 1893.

[3]) Bleuler, „Der geborene Verbrecher", München 1896.

[4]) Dallemagne, „Criminalanthropologie", Paris 1896.

[5]) Marro, „I caratteri dei delinquenti", Turin 1887.
— „I carcerati", Turin 1885.

[6]) Ellis H., „The criminal", London 1890.

[7]) A. Baer, „Der Verbrecher", Leipzig 1893.

[8]) Koch, „Die Frage nach dem geborenen Verbrecher", Ravensberg 1894.

[9]) Maschka, „Handbuch der gerichtlichen Medicin", Tübingen 1883. (IV. Band: Die gerichtliche Psychopathologie.)

unsere Sinne besser und unser Verstand schärfer, so brauchten wir keine Psychologie. So aber müssen wir uns schwere Mühe geben, um sicherzustellen, wie wir sehen und denken, wir müssen es in feste Regeln bringen und ein System daraus machen, sonst sind wir der Spielball der Sinne, der Missverständnisse und Zufälligkeiten. Wir müssen es wissen, wie wir und die Zeugen und die Sachverständigen und die Beschuldigten selbst beoachten und wahrnehmen, wir müssen wissen, wie sie denken, reimen und beweisen, wir müssen in Rechnung bringen, wie verschieden die Menschen auffassen und wahrnehmen, welche Irrthümer und Täuschungen unterlaufen können, wie sich die Leute erinnern und im Gedächtnis behalten, wie verschieden Alles zugeht nach Alter, Geschlecht, Natur und Cultur, wir müssen es uns auch klar machen, welche Reihe von Einflüssen sich geltend machen kann, um Alles wieder zu ändern, was unter gewöhnlichen Verhältnissen anders gewesen wäre. Freilich wird hier vor Allem der Zeuge und der Richter selbst die größte Rolle spielen, weil wir ja in erster Linie die Schaffung des Materiales für unsere Constructionen im Auge haben wollen, aber auch die Psychologie des Verbrechers wird dort Beachtung finden müssen, wo es sich nicht um seine sogenannten Psychosen, sondern um Sicherung des Beweismateriales handelt. In der Form des Vorganges wollen wir uns an die Methode halten, die jeder psychologischen Forschung zu Grunde liegt und die drei Momente enthalten muss:[1])

1. Die Schaffung einer Uebersicht der Erscheinungen des Seelenlebens,

2. Einsicht in die Causalitätsverhältnisse,

3. Feststellung der Gesetze, nach welchen die Seelenkräfte wirken.

Die Materie soll geschaffen werden einerseits durch das von der Wissenschaft bereits Gebotene, welches aber durchaus erst in den Gesichtswinkel des Strafrichters gerückt und für ihn verwertet werden muss, und andererseits durch jene Beobachtungen, die nie dem Psychologen, sondern nur dem Criminalisten bei seiner Arbeit vorkommen können, und die wieder unter die von den Psychologen geschaffenen Gesetze eingefügt werden sollen.

Wir wollen uns weder dem Empirismus oder Rationalismus, weder dem Pietismus, Skepticismus oder Kriticismus hingeben,

[1]) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", Berlin 1855.

sondern die einzelnen Erscheinungen, wie sie sich dem Criminalisten bieten können, vornehmen, sie untersuchen und feststellen, welchen Wert das Gefundene für ihn haben kann, welche Vortheile ihm im Interesse der Schaffung des Wahren zu Gebote stehen können und wo die Gefahren zu finden sind, die ihm drohen — und ebenso wie wir wissen, dass das Verständnis für die Grundbegriffe der exacten Wissenschaften aus ihren Lehrbegriffen selbst nicht zu entnehmen ist,[1]) ebenso muss es uns klar werden, dass die Wahrheit des von uns Criminalisten zu Schaffenden nicht aus der formellen Richtigkeit des uns Gebotenen gebildet werden kann — wir haben die Verpflichtung, daraus auch materiell Richtiges zu machen. Dies können wir aber nur, wenn wir die Regeln der psychologischen Wissenschaft kennen und wenn wir sie für unsere Bedürfnisse anzuwenden wissen. Auch für unsere Fragen ist der oft citierte Satz Bailley's:[2]) „Das Studium der Physiologie ist für den Psychologen ebenso entbehrlich, wie das der Akustik für den Compositeur" — nicht mehr richtig, wir müssen uns auf vollkommen moderne, psycho-physische Grundlage stellen, dann werden wir auch richtig verwerten können. Wer vermeint, im richtigen Augenblicke das Richtige von selbst finden zu können, der handelt so wie jener, der erklärte, nicht zu wissen, ob er Geigen spielen könne, denn er habe es noch nie versucht; wir müssen die Erfahrungen sammeln, so lange wir sie nicht brauchen; brauchen wir sie, dann ist das Studium verspätet.

Als Grundsatz soll uns dienen, dass wir als Criminalisten viel mehr Erschlossenes, als Beobachtetes geboten erhalten, und dass dies den Grund so vieler Irrthümer unserer Arbeit bildet. Immer und immer wird uns gelehrt, in der Zeugenaussage, im Befunde dürfen nur Thatsachen, also einfach sinnlich Wahrgenommenes enthalten sein, alles Schließen sei Sache des Richters — wir halten uns aber nur scheinbar an diese Regel, thatsächlich ist das meiste, was wir als Thatsache, als sinnliche Wahrnehmung verzeichnen, nichts als ein mehr oder weniger berechtigter Schluss, der, auch im besten Glauben gezogen, uns keine Wahrheit bietet:

Amicus Plato, sed magis amica Veritas.

---

[1]) Paul Du-Bois-Reymond, „Ueber die Grundlagen der Erkenntnis in den exacten Wissenschaften", Tübingen 1890.

[2]) Samuel Bailley, Letters on the phil. of hum., Mind 1855—68.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein eingehendes, auf Anwendung für unser Fach gerichtetes Studium der Psychologie eine Mehrforderung, und zwar eine nicht unbedeutende für den Juristen ist — sie muss aber geleistet werden. Der geistvolle Abbé de Baëts hat auf dem Criminalanthropologentage in Brüssel gesagt, der moderne Zug der Strafrechtswissenschaft verlange Beobachtung der Thatsachen des Lebens, und darin liegt allerdings das Alpha und Omega unserer Arbeit; wir haben es nur mit den Vorgängen der Sinnenwelt zu thun,[1]) und das Gesetz, welches diese Vorgänge bestimmt und nach welchem sich dieselben vollziehen, ist das der Causalität; nirgends fragen wir aber öfter um die Causalität, als im Thun der Menschen, Aufschluss gibt uns nur die Psychologie, und ihre Gesetze kennen zu lernen, ist lediglich Pflicht der Gewissenhaftigkeit, die unter allen staatserhaltenden Kräften die erste Stelle einnimmt. Freilich ist in dieser Richtung viel gesündigt und viel vernachlässigt worden, und wenn wir auch bittere Worte darüber hören mussten, so bezogen sich diese immer darauf, dass wir eigensinnig darauf beharrten, lediglich unsere zwölf Tafeln und deren Auslegungen zu studieren, ängstlich jeder fremden Disciplin, die uns zu Hilfe kommen wollte und Leben in unser Fach gebracht hätte, den Zugang verweigernd. Gneist[2]) war es, der uns grollend zurief: „Das heutige niedrige Niveau der juristischen Bildung erklärt sich, wie so Vieles, aus der historischen Continuität, die in allen Einrichtungen der Justiz die hervorragende Rolle spielt.“ Nicht so deutlich von „historischer Continuität“ spricht Menger,[3]) aber hart genug bezeichnet er die Rechtswissenschaft als die zurückgebliebenste aller Disciplinen, die von den Zeitströmungen am spätesten erfasst wird. Dass diese Vorwürfe berechtigt sind, muss uns allein klar werden, wenn wir erwägen, was Stölzel,[4]) der geniale Schöpfer modernen civilistischen Unterrichtes, verlangt: „Es muss erkannt werden, dass die Jurisprudenz in Wahrheit nichts anderes ist, als

---

[1]) Janka, „Zur Causalitätsfrage“, Zeitschrift für die gesammte Strafrechts-Wissenschaft.

[2]) Dr. Rudolf Gneist, „Aphorismen zur Reform des Rechtsstudiums“, Berlin 1887.

[3]) A. Menger, „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksclassen“ (Archiv für sociale Gesetzgebung v. Braun II.).

[4]) Ad. Stölzel, „Schulung für die civilistische Praxis“, 2. Aufl., Berlin 1896.

der Niederschlag des gesunden Menschenverstandes in Dingen des Rechts" — was aber der gesunde Menschenverstand verlangt, das erfahren wir aus unseren Paragraphen allein nicht mehr. Wie beschämend ist es für uns, wenn Goldschmidt [1]) ganz offen erzählt, ein hochberühmter Lehrer der Naturwissenschaften habe zu einem Studenten im Laboratorium gesagt: „Was wollen Sie hier? Sie wissen nichts, können nichts, arbeiten nichts — werden sie Jurist!"

Sagen wir es uns einmal ehrlich, warum wir diese beschämenden Vorwürfe bekommen, gestehen wir es uns, dass wir die Jurisprudenz nicht als Wissenschaft gelernt und behandelt haben, wir haben sie nie als Erfahrungswissenschaft angesehen, der Aprioriismus der klassischen Schule hat dies von uns fern gehalten, und wo das Forschen, das Streben nach Erkenntnis des Wahren fehlt, da fehlt auch alles wissenschaftliche Moment. Wir brauchen als wissenschaftliche Legitimation vor allem das Hereinziehen forschender Disciplinen, die unmittelbarste Verbindung mit unserer Arbeit haben, dadurch erreichen wir auch jene geistige Selbstständigkeit mittelst geistiger Freiheit, die Goldschmidt als den Beruf der deutschen Hochschule bezeichnet, die aber auch das Ziel unserer Thätigkeit ist. Und die Arbeit ist nicht zu groß. — „Das Leben ist Bewegung," rief uns Alois von Brinz in seiner herrlichen Rectoratsrede von 1876 [2]) zu, „nicht der Begriff ist's, sondern das Begreifen, das uns Genugthuung bringt."

---

[1]) Dr. S. Goldschmidt, „Rechtsstudium und Prüfungsordnung", Stuttgart 1887.

[2]) Dr. A. v. Brinz, „Ueber Universalität", Rectoratsrede 1876.

I. Subjectiv.

Die psychische Thätigkeit des Richters.

A. Aufnehmende Momente.

1. Methode.

a) Allgemeines.

Im „Meno“ befasst sich Sokrates mit der Lehrbarkeit der Tugend, und lässt er, um ein absolut gewisses und apriorisches Wissen als möglich nachzuweisen, den Meno einen Sklaven herbeirufen; dieser soll die Größe der Seite eines Quadrates bestimmen, dessen Inhalt doppelt so groß ist, wie der eines Quadrates, dessen Seite 2 Fuß misst. Der Sklave soll also nichts von der Sache vorher wissen, auch soll ihm nichts von Sokrates direct in den Mund gelegt werden. Er soll vielmehr selbst finden. Er gibt in der That auch eine unrichtige Antwort, er meint, die Seite des doppelten Quadrates messe 4 Fuß, mit dem Inhalt verdopple sich auch die Größe der Seite. Triumphierend weist Sokrates den Meno darauf hin, dass der Sklave also thatsächlich die in Betracht kommende Wahrheit noch nicht kenne, wohl aber glaube, dieselbe zu kennen; und nun bringt Sokrates den Sklaven nach und nach in seiner Weise durch Fragen auf das Richtige. Diesen höchst bezeichnenden Vorgang des Weisen citiert Guggenheim, [1]) um uns das Wesen des apriorischen Wissens klar zu machen, und wenn wir uns zurecht legen, wie wir es mit einem Zeugen, der uns den Sachverhalt mittheilen soll, zu machen haben, so haben wir im Vorgange des Sokrates das einfachste Vorbild für unsere Arbeit. Wir dürfen nie vergessen, dass die Mehrzahl der Menschen, wenn sie von etwas sprechen, immer glauben, das Richtige zu kennen und zu sagen, und selbst, wenn sie

[1]) M. Guggenheim, „Die Lehre vom apriorischen Wissen“, Berlin 1885.

einschränkend sagen: „Ich glaube, Es scheint mir“, so steckt hinter dieser Verclausulierung immer mehr, als zum Ausdruck gebracht wird. Sagt Einer: „Ich glaube, dass“, so liegt die Sache zumeist so, dass er sich für alle Fälle, wenn er etwa durch besser Unterrichtete überwiesen wird, sichern wollte, aber so ganz gezweifelt hat er nicht, wie es den Anschein hat. Handelt es sich um die Mittheilung einer nackten Thatsache („Es hat geregnet“, „Es war 9 Uhr“, „Sein Bart war schwarz“), so tritt das Gesagte in der Regel nicht so kräftig hervor, denn es ist nichts Großes darum, wenn die angeführte Thatsache sich anders verhalten hat; hat es nicht geregnet, war es 8 Uhr, war der Bart braun, so liegt ja — für den Aussagenden — nicht viel daran, und wenn er diese Thatsachen mit der Einleitung „Ich glaube“ mitgetheilt hat, so war er in der That nicht ganz sicher. Wirklich deutlich wird die Sache erst, wenn es sich um halbwegs zusammengesetzte Beobachtungen, um Schlüsse und Urtheile handelt; da kommt doch etwas die Eitelkeit mit ins Spiel, das, was er behauptet, ist ihm ziemlich sicher, weil er selbst es behauptet, und alles „Ich glaube“, „Vielleicht“, „Es schien“ ist blos eine Sicherung auf alle Fälle.

In den meisten Fällen wird aber ohne diese Reservation gesprochen, mit voller Sicherheit, wenn die Sache auch lange nicht gewiss ist, und wie dies im gewöhnlichen Leben der Fall ist, so kommt es bei unseren Zeugen noch viel kräftiger und, was wichtiger ist, auch in einschneidenden Fragen zur Geltung; wer in diesen Dingen Erfahrung hat und aufmerkt, der kommt zur zweifellosen Ueberzeugung: Die Leute wissen nicht, was sie wissen. Mit der größten Sicherheit wird eine Reihe von Behauptungen aufgestellt, und wenn man eine nach der anderen einer näheren Untersuchung unterzieht, wenn man um Begründung und Herkommen des Wissens fragt, so wird der geringste Theil aufrecht erhalten werden. Freilich darf man da nicht zu weit gehen. Schon im gewöhnlichen Leben geschieht es sehr oft, dass man Jemanden in seinem Wissen wankend machen kann, wenn er auch vollkommen sicher ist, durch bloßes energisches Auftreten und recht eindringliches Fragen. Besonders bei gewissenhaften und recht lebhaften Leuten geschieht dies sehr leicht: sie erzählen etwas — man beginnt zu fragen, ob es wohl ganz sicher so war, ob jegliche Täuschung ausgeschlossen sei, die Beobachtung sei sehr wichtig u. s. w., der andere wird wankend, er erinnert sich, dass

er in Folge seines lebhaften Wesens schon öfter Dinge anders beobachtet zu haben glaubte, als sie wirklich waren, und schließlich gibt er zu, dass sich die Sache wahrscheinlich ganz anders verhalten haben mag. Noch viel häufiger kommt dies bei Gericht vor; der Umstand, dass man sich hier befindet, wirkt schon einmal auf die meisten Leute aufregend; das Bewusstsein, dass die Aussage von großer Bedeutung ist oder sein kann, vermehrt diese Wirkung und das autoritative Wesen der Amtsperson veranlasst sehr viele Menschen, ihre Meinung der seinigen zu unterordnen. Was Wunder, wenn dann Einer noch so sehr von der Richtigkeit seiner abzulegenden Aussage überzeugt war und doch dem zweifelnden Richter gegenüber nichts mehr mit Bestimmtheit zu wissen vermeint.

Hier das Richtige zu treffen: die gebotene Aussage nicht blindlings und kritiklos hinnehmen und wieder den Zeugen, der ohnehin ganz gut die Wahrheit sagt, nicht irre und wankend machen, ist eine der schwierigsten Aufgaben des Criminalisten. Aber noch schwieriger ist es, den Zeugen, der nicht absichtlich lügt, sondern nur unrichtig aufgefasst oder falsch geschlossen hat, auf das Wahre zu bringen, wie es im „Meno“ mit dem Sklaven gemacht wurde. Es ist ebenso modern wie bequem, zu behaupten, das gehe den Strafrichter nichts an — der Zeuge behauptet so, und das wird hingenommen, zu schließen hat der Richter. Vor Allem müsste erst bewiesen werden, dass das Gericht nicht verpflichtet sei, materielle Wahrheit zu schaffen, es genüge die formelle; weiters aber, wenn wir z. B. falsche Beobachtung wahrnehmen und es dabei belassen, so bekommen wir unter Umständen um einen wichtigen Belastungs- oder Entlastungszeugen weniger, es kann die ganze Sachlage verdreht werden, und zum mindesten ist ein Fortbauen in der ganzen Beweisführung ausgeschlossen. Wir werden also allerdings nach Sokrates' Lehre vorgehen, aber, da wir es nicht mit mathematischen Dingen zu thun haben und daher im Punkte des Beweises viel schwieriger gestellt sind, so werden wir auch viel vorsichtiger und weniger bestimmt vorgehen, als wenn es sich um die Größenbestimmung eines Quadrates handelt; einerseits wissen wir in den seltensten Fällen, ob wir uns nicht selbst irren, so dass wir nicht so ohneweiters den Anderen auf unsere Seite ziehen dürfen, und andererseits müssen wir uns hüten, den Zeugen von seiner ganz guten Meinung abzubringen. Wir wollen nicht all-

zuviel von Suggestion reden, denn wenn ich glaube, der Andere wird das Ding doch besser wissen als ich, und mich seiner Meinung unterordne, so ist das noch keine Suggestion, und gerade diese Form des Aenderns seiner Meinung und des „Sich überzeugen lassens" ist ja bei uns die häufigste. Wer das kann: die sichtlich falsche Auffassung des Zeugen corrigieren und ihn darauf bringen, dass er den Fehler selbst findet und dann das Richtige sagt — wer das kann und doch nicht zu weit geht und nichts hinein interpretiert, was wirklich nicht hineingehört, der ist der Meister unter uns.

b) Die naturwissenschaftliche Methode.

Fragen wir nun, wie wir unsere Arbeit formen sollen, nach welcher Methode wir vorzugehen haben, so werden wir sagen, es genügt nicht, wenn wir das Fortschreiten unserer Disciplin, ihren Aufbau und ihre Fundierung wissenschaftlich, als Forschung, als Streben nach der Erkenntnis des Wahren gestalten, auch unsere Tagesarbeit, unsere Thätigkeit selbst muss wissenschaftliche Formen erhalten; dieselbe Forderung, die wir an die juridische Disciplin im Allgemeinen stellen, die muss auch herantreten an jedes Urtheil, jede Untersuchung, jede Vernehmung, jede einzelne Amtshandlung, dann heben wir uns von der handwerksmäßigen Werkeltagsarbeit mit ihrer sinnverzehrenden Oede, ihrer aufreibenden Gleichförmigkeit und ihrer furchtbaren Gefahr für Recht und Gerechtigkeit. Als man blos an den Worten klaubte und mit unendlicher Mühe an längst dem Leben erstorbenen Gesetzesstellen auslegte und, Gott sei's geklagt, unterlegte, da quälte man sich, in der Verzweiflung, von Niemanden mehr für wissenschaftlich gehalten zu werden, damit ab, die Wissenschaft im Deducieren aus längst vergangenen Normen und im Erklären des Textes seine Legitimation zu finden: sie vergaßen, dass das Eine: Historie, das Andere: Logik sei, der Jurisprudenz blieb nichts, nichts als der leere Schall, und ein Mann wie Ihering [1]) sprach von einem „Cirkus für dialectisch-akrobatische Kunststücke"!

Und die Wissenschaftlichkeit liegt vor uns, wir haben nur nach der Methode zu greifen, die uns seit mehr als dreiviertel Jahrhunderten als die helfende gezeigt wird. Seitdem Warnkönig 1819 [2])

[1]) Rudolf von Ihering, „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz", Leipzig 1885.

[2]) Warnkönig, „Versuch einer Begründung des Rechtes", Bonn 1819.

uns zurief: „Die Jurisprudenz muss eine Naturwissenschaft werden", wurde dieser Gedanke unzählige Male variiert (vgl. Spitzer [1]), und wenn er auch in mancher Richtung, falsch verstanden, auf Irrwege führte, so scheint es doch, als ob man darankäme, wirklichen, naturwissenschaftlichen Zug in die Disciplin und ihre Anwendung zu bringen. Wir wissen sehr gut, dass wir uns keiner Uebereilung hingeben dürfen; überall, wo man lange mit dem Richtigen säumte und dann plötzlich nachholen wollte, überall da gieng man in der Hast zu weit, und so wie wir dies in Lagen des Lebens wahrnehmen können, so sahen wir es gut genug in der jüngsten Vergangenheit an den übereilten Schlüssen der Lombrososchule: ganz gute, aber ungenügende Beobachtungen und unberechtigte, überstürzte Folgerungen. Das soll nicht den Gedanken der naturwissenschaftlichen Methode geben; wir wollen Beobachtungen sammeln und lernen — die Schlüsse zu ziehen, lassen wir Glücklicheren, die nach uns kommen. Was aber unsere Tagesarbeit anlangt, so können wir denselben Weg einschlagen, wir wollen nur einzelne Schlüsse ziehen auf Grund von sicheren, einfachen Beobachtungen: „Aus Thatsachen zu Gedanken," sagte uns Oettingen, [2]) „die Welt hat manche tausend Jahre die Materie von vorgefassten Standpunkten bewältigen wollen, und es ist ihr nicht gelungen — jetzt versucht sie es umgekehrt." „Aus Thatsachen zu Gedanken", das sei unser Weg, ohne vorgefasste Meinung, ohne von vorneherein kühn gebaute Maximen wollen wir nun einmal die Thatsachen des Lebens anschauen, sie feststellen, sie abledigen von allem nicht dazu Gehörigen, und erst dann, wenn wir nichts zu Bezweifelndes mehr daran finden, wollen wir uns Gedanken darüber machen und da noch vorsichtig und — bescheiden schließen.

„Jede gründliche Untersuchung muss erst das Wesen des Gegenstandes formulieren," heißt es in einem Buche, [3]) das „Ueber die Dummheit" handelt und eines der klügsten ist, das je geschrieben wurde, und dieser so selbstverständliche Satz ist eigentlich das Um und Auf jeder juristischen Arbeit, namentlich aber jeder Vernehmung in Strafsachen. Man kann Tausende und Tausende von gerichtlichen Vernehmungsprotocollen durchlesen und macht immer

[1]) Hugo Spitzer, „Ueber das Verhältnis der Philosophie zu den organischen Naturwissenschaften". Ein Vortrag. Leipzig 1883.

[2]) A. v., Oettingen, „Moralstatistik", Erlangen 1882.

[3]) Dr. Erdmann, „Ueber die Dummheit", Berlin 1866.

wieder die ermüdende, Widerwillen erzeugende Beobachtung: die Zwei, der Zeuge und der vernehmende Richter, haben das Wesen des Gegenstandes nicht formuliert, sie sind sich nicht klar geworden, was sie von einander wollten, der Eine sprach von Diesem, und der Andere dachte an Jenes, was das Wesen der Sache sei, die festgestellt werden sollte, das wusste der Eine nicht, und der Andere sagte es ihm nicht — Schuld an der mangelnden Formulierung ist der Zeuge nicht, das war Sache des Anderen.

Ist das Wesen des Gegenstandes formuliert, dann beginnt das eigentliche, moderne, naturwissenschaftliche Verfahren. Am klarsten hat es, nach meiner Meinung, für unsere Zwecke Ebbinghaus[1]) bezeichnet; es besteht darin, dass man den Complex von Bedingungen, die sich für das Zustandekommen eines gewissen Effectes als maßgebend erwiesen haben, constant zu erhalten sucht, dass man eine dieser Bedingungen variiert, isoliert von den übrigen und in numerisch fixierbarer Weise, und dass man auf der Seite des Effectes in einer Messung oder Zählung die begleitende Veränderung constatiert.

Dass dies die einzig richtige Methode ist, um erst einmal die für unsere Wissenschaft nöthigen Feststellungen zu machen, ist hier nicht zu erörtern, wir wollen nur prüfen, ob diese Methode für unsere praktische Arbeit, also für die Durchführung eines Strafprocesses verwendbar ist, und ob sie nicht gerade die einzige ist, durch die wir zu vollständigen und zweifellosen Ergebnissen gelangen. Ist sie das, so muss sie sich bewähren, sowohl beim Process im Ganzen, also bei der Prüfung des gesammten Beweismateriales, als auch bei der Prüfung jedes einzelnen Theiles derselben, wieder in seine einzelnen Componenten zerlegt.

Nehmen wir zuerst den ganzen Process.

Effect wäre hier der Schuldbeweis gegen den A, der Complex von Bedingungen für sein Zustandekommen ist der gesammte Beweisapparat und die einzelnen Bedingungen werden durch die einzelnen Beweismittel (Zeugenaussagen, Localaugenschein, Obductionsprotocoll u. s. w.) dargestellt.

Das „Constant-Erhalten“ besteht nun in dem Vergleichen des heutigen Falles dahin, dass festgestellt wird, es sei immer, wenn die gleichen Bedingungen gegeben waren, also der gleiche

---

[1]) Hermann Ebbinghaus, „Ueber das Gedächtnis“, Leipzig 1885.

Beweisapparat vorlag, der Schuldbeweis erbracht gewesen; nun hat man nur noch die einzelnen Bedingungen, also die einzelnen Beweismittel zu isolieren, ihren Wert zu bestimmen und zu variieren, worauf dann die begleitende Veränderung am Effect (also Ueberzeugung vom Schuldbeweis) zu prüfen ist. Das Uebrige erklärt sich von selbst, nur der letzte Vorgang ist zu besprechen. Das Isolieren ist bei unserer Arbeit verhältnismäßig leicht, da ja eine einzelne Aussage, ein Geständnis, eine Augenscheinsaufnahme u. s. w. ohne Schwierigkeit herausgenommen werden kann. Schwieriger ist ihre Wertbestimmung; wenn wir uns aber klar machen, dass es nicht nöthig ist, jedes einzelne Beweismittel gerade in Werteinheiten auszudrücken, und dass es sich nur um vergleichende Wertbestimmung handelt, so muss die Möglichkeit einer solchen wenigstens in beiläufigem Maße zugegeben werden. Die Wertbestimmung muss aber in zweifacher Richtung geschehen: Auf ihre Verlässlichkeit (subjectiv und relativ) und auf ihre Bedeutung (objectiv und absolut). Es muss also auf der einen Seite geprüft werden, welchen Wert das Beweismittel an sich hat, was das bietende Subject wert ist und unter welchen Bedingungen es Wert hat, auf der anderen Seite, was das als verlässlich genommene Beweismittel für einen Einfluss auf den Effect, am Object an und für sich genommen, ausüben kann. Also: Wenn es sich um eine Zeugenaussage handelt, muss erhoben werden, ob der Zeuge die Wahrheit sagen konnte und wollte, und weiters, welche Wichtigkeit die Aussage hat, welche Aenderung in der Auffassung der Sachlage sie bewirken kann.

Das Wichtigste und Schwierigste ist das Variieren der Bedingungen und das Constatieren der hiedurch am Effect erzeugten Veränderungen, d. h. die kritische Verwertung des Materiales. Auf den Fall angewendet, gestaltet sich diese Arbeit also so: Ich nehme jedes Beweisstück einzeln und abgeledigt von den anderen vor und variiere es so oft, als es die objective Möglichkeit zulässt, also: ich nehme bei jeder Zeugenaussage an, sie kann erlogen sein, ganz oder theilweise, es kann falsche Beobachtung, ein falscher Schluss u. s. w. vorliegen — und frage mich dann: Bleibt der Schuldbeweis auch dann noch aufrecht? Und wenn nein, bleibt er vielleicht unter anderen dazutretenden Bedingungen noch aufrecht? Habe ich diese Bedingungen? Ist dann auch noch der Grad der Wahrscheinlichkeit dahin geprüft, ob diese Variationen eintreten können, und bleibt

der Schuldbeweis noch immer aufrecht, dann, aber erst dann ist er erbracht.

Genau derselbe Vorgang, der hier für den Gang einer ganzen Untersuchung gefordert wurde, ist aber auch wieder im Kleinen bei der Schaffung des einzelnen Beweismittels einzuhalten. Construieren wir wieder. Der „Effect" ist hier die Feststellung der objectiven Richtigkeit des (durch die Zeugenaussage, Augenschein u. s. w.) zu erlangenden Momentes; der „Complex der Bedingungen" besteht in der Gesammtheit jener Einflüsse, welche die Richtigkeit des zu Gewinnenden in Frage stellen können, also: Unaufrichtigkeit des Zeugen, fehlerhafte Beobachtung beim Localaugenscheine, Unverlässlichkeit des Objectes, Unkenntnisse des Sachverständigen u. s. w. Ueber diese Einflüsse muss man sich klar werden, d. h. man muss genau wissen, welche von ihnen sich im vorliegenden Falle geltend machen können, und in welchem Maße dies geschehen kann; das „Constant-Erhalten" besteht auch hier wieder im Vergleichen der Bedingungen des vorliegenden Falles mit Bedingungen anderer Fälle, und das „Variieren" wieder darin, dass man aus dem Beweismittel die einzelnen Momente, die möglicherweise unrichtig sein können, herausgreift, sie so corrigiert, wie sie etwa von verschiedenen Gesichtspunkten aus sein könnten, und dann den „Effect" beobachtet, wie er sich unter diesen verschiedenen Voraussetzungen gestalten könnte.

Geht man bei der Schaffung und Beurtheilung jedes neuen Beweismittels in dieser Weise vor, dann ist allerdings der Irrthum auf die nach unseren Mitteln denkbar weiteste Grenze hinausgeschoben. Nur Eines ist dann noch nöthig: das ängstlich-genaue Forschen nach der Succession, was bei jeder naturwissenschaftlichen Methode von unabweisbarer Wichtigkeit ist; „von allen, auf Naturerscheinungen sich beziehenden Wahrheiten sind diejenigen, welche sich auf die Ordnung in der Folge beziehen, für uns die wertvollsten; auf die Kenntnis derselben ist jede vernünftige Anticipation der künftigen Dinge . . . . gegründet" (J. St. Mill [1]). Das Uebersehen dieser Lehre ist aber der häufigste Grund unserer Misserfolge, sie muss festgehalten werden bei der Herstellung eines Beweismittels, und jedesmal, wenn es auf seine Wirkung für den

---

[1]) John Stuart Mill, „System der deductiven und inductiven Logik" deutsch von Schill, Braunschweig 1877.

„Effect" geprüft wird, ist die Frage der Succession wieder das Wichtigste, und häufig werden Fehler und Unmöglichkeiten erst dann gefunden, wenn die Untersuchung auf die Ordnung in der Folge vorgenommen wird.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so sagen wir: Lange genug haben wir uns nur auf das Studium unserer Normen beschränkt, nun gehen wir an das exacte Studium des Materiales; freilich bedeutet dies eine Umkehr und ein Beginnen mit dem, was zuerst hätte geschehen sollen, aber die Naturwissenschaften, die wir uns zum Muster nehmen, haben dies auch thun müssen und thun es jetzt ehrlich und offen. Die alte Medicin hat zuerst das Universalmittel gesucht und Theriak gekocht, die heutige Medicin seciert, mikroskopiert und experimentiert, sie kennt kein Universalmittel, kaum einige Specifica — sie hat den Fehler eingesehen, aber wir — wir kochen heute noch unseren Theriak und sehen hochmüthig auf das Wichtigste, das Studium der Realien, herab.

2. Psychologisch Educatives.

a) Allgemeines.

Von allen Arbeiten, die dem Criminalisten zukommen, sind jene die wichtigsten, weil folgenschwersten, bei welchen es sich um den Verkehr mit Menschen handelt, die auf seine Thätigkeit Bezug haben, also mit Zeugen, Beschuldigten, dann mit Sachverständigen, Geschwornen, mit Collegen, mit Untergebenen, mit Angehörigen anderer Behörden u. s. w. Ueberall hängt es von seiner Geschicklichkeit, seinem Tact, seiner Menschenkenntnis, Geduld und richtigem Auftreten ab, ob er was erzielt oder nicht; wer sich da die Mühe nimmt, zu beobachten, wird bald die großen Unterschiede herausfinden, die zwischen den Leistungen der Einzelnen bestehen, je nachdem sie die genannten Eigenschaften besitzen oder nicht. Dass dieselben Beschuldigten und Zeugen gegenüber von Wichtigkeit sind, bezweifelt Niemand, diese Wichtigkeit liegt aber auch noch anderen Personen gegenüber vor. Man kann täglich wahrnehmen, wie verschieden z. B. Untersuchungsrichter mit den Sachverständigen verkehren: der Eine stellt die Frage, wie es das Gesetz vorschreibt und verlangt das Gutachten, er sagt zwar nicht ausdrücklich, wie vollkommen gleichgiltig ihm das Ganze ist, aber die Sachverständigen haben genügend Gelegenheit, dies wahrzunehmen.

Der Andere erzählt den Sachverständigen den Fall, erörtert die einzelnen Möglichkeiten, er befragt sie, ob und welche Erhebungen sie etwa wünschen, er erkundigt sich vielleicht um die Art und Weise, wie die Sachverständigen ihre Aufgabe lösen werden, er lässt sich von ihnen über den Fall belehren und zeigt überhaupt Interesse für die schwierige und hundertmal zu wenig gewürdigte Thätigkeit des Sachverständigen. Man wird sagen, diese werden ihrer Pflicht im einen wie im anderen Falle nachkommen, das Ergebnis wird dasselbe sein, und dies wäre richtig, wenn die Sachverständigen nicht eben mit denselben Unvollkommenheiten behaftet wären, wie andere Sterbliche, so werden aber auch sie von Interesse oder Theilnahmslosigkeit der Anderen angesteckt. Man stelle sich nur vor, dass nicht blos Ein Untersuchungsrichter eines großen Gerichtes, sondern alle und außerdem auch noch alle Vorsitzenden und Staatsanwälte die gleiche Theilnahmslosigkeit äußern würden, dann müssten auch die pflichttreuesten Sachverständigen erlahmen und gerade nur das thun, was sie thun müssen. Aber wie anders gestaltet sich die Sache, wenn alle Mitglieder desselben Gerichtes vom selben lebhaften Interesse geleitet sind und sich so benehmen, wie früher erwähnt, es wäre gar nicht möglich, dass nicht auch vom Hause aus gleichgiltige und vielleicht minder tüchtige Sachverständige von dem allgemeinen Interesse mitgerissen werden, endlich die Bedeutung ihrer Stellung voll wahrnehmen und das Aeußerste leisten, was in ihren Kräften steht.

Ganz dasselbe kann man an Vorsitzenden, den Geschwornen und selbst ihren Mitrichtern gegenüber wahrnehmen; man kann sehen, dass es manchem Vorsitzenden gelingt, selbst bei an sich ganz interessanten Straffällen alle Betheiligten zum Gähnen zu bringen, der Fall spinnt sich endlos fort, und das ganze Interesse geht schließlich nur auf die Beendigung der Sache hinaus. Und wieder andere Vorsitzende, Gottlob die große Mehrzahl, versteht es, selbst den einfachsten Fall wichtig erscheinen zu lassen — was ja jeder ist —, alle werden zur Mitarbeit veranlasst, und kommt es zur Urtheilsschöpfung, so thut Jeder sein Bestes. Nicht Frische oder Langweiligkeit des Temperaments macht da den Unterschied, sondern einzig allein richtiges oder unrichtiges psychologisches Behandeln der Betheiligten gibt den Ausschlag; in jedem einzelnen Falle müssen dieselben neu zum Interesse, zur Gewissenhaftigkeit und zur Mitarbeit herangezogen und erzogen werden, darin liegt

das educative Moment des Strafrichters; ob es dem Beschuldigten, dem Zeugen, dem Mitrichter oder Sachverständigen gegenüber in Betracht kommt, ist vollkommen gleichgiltig, es ist immer dasselbe.

Dass hiebei Menschenkenntnis das Wichtigste für den Criminalisten ist, das wird ebensowenig bezweifelt werden, wie der Umstand, dass sich diese aus Büchern nicht erlernen lässt; es gibt ihrer merkwürdigerweise ganz viele, aber ich meine, wer diese Werke, z. B. die von Pockel, Herz, Meister, Engel, Jassoix und Anderen, die auch Volkmar noch weiters aufzählt, ganz genau studiert und auswendig lernt, möchte wenig Brauchbares gewonnen haben; Menschenkenntnis lässt sich nur, eine gewisse Begabung natürlich vorausgesetzt, durch fortwährendes Beobachten, Vergleichen, Aufmerken und wieder Vergleichen erwerben, wer sie aber dann besitzt, der ist allen Anderen voran und braucht eine Menge von Kenntnissen nicht, die den Uebrigen den Mangel von Menschenkenntnis ersetzen sollen. Wir machen ja diese Beobachtung in zahlreichen anderen Fällen unseres Faches; wer viel mit gewissen Sorten von Betrügern zu thun hatte, mit betrügerischen Rosskämmen, Antiquitätenhändlern, Falschspielern u. s. w., kommt bald zu der merkwürdigen Wahrnehmung, dass gerade Jene von diesen Leuten, die in ihrem Geschäfte am besten blühen und wirkliche Gewinne einheimsen, von ihrem Fach am allerwenigsten verstehen; der Rosstäuscher ist gar kein Pferdekenner, der Antiquitätenhändler weiß weder den Wert der alten Sachen zu beurtheilen, noch weiß er, was echt, alt und gut ist, und der Falschspieler kennt einige armselige Tricks, mit denen er, wie man glauben sollte, nur die allerharmlosesten Leute irreführen kann — und trotzdem haben sie alle reichliches Einkommen, blos deshalb, weil sie Menschenkenner sind, weil sie diese Kenntnis geübt und immer wieder neu angewendet haben.

Ich behaupte gewiss nicht, dass wir Criminalisten wenig wissenschaftliche juridische Kenntnisse brauchen und uns lediglich auf Menschenkenntnis verlassen sollten, wir brauchen genau so viel Kenntnisse mehr, als unsere Thätigkeit überhaupt über der des Rosstäuschers steht, aber der Menschenkenntnis können wir doch nicht entrathen. Darin liegt ja die große Schwierigkeit des Amtes eines Strafrichters, dass er noch so viel mehr braucht, als seine juridische Wissenschaft allein. Jurist muss er vor Allem sein, er muss nicht

nur die Kenntnisse voll bewahren, die er von der Hochschule brachte, er muss auch tagtäglich auf dem letzten Stande seiner Wissenschaft sich befinden; vernachlässigt er rein theoretische Studien, so sinkt er zum Handwerker herab. Zudem hat er noch die Verpflichtung, sich nicht blos in hunderterlei Dingen auszukennen, mit allen möglichen Fachmännern sachlich verkehren zu können, sondern endlich auch aus dem ihm durch das Gesetz zugewiesenen Material so viel zu gestalten, als nach menschlichem Ermessen möglich ist.

b) Aufrichtigkeit der Angaben.

Eine der ärgsten Pflichtenvernachlässigungen des Strafrichters liegt dann vor, wenn er dem Zeugen lediglich die Frage hinwirft und ihn erzählen lässt, was er will, wenn er sich damit tröstet: ob der Zeuge Wahres und Alles gesagt habe, das möge er mit seinem Gewissen abmachen; ein Theil des Unwahren und Verschwiegenen belastet sicher den Zeugen, der andere, viel größere Theil fällt aber auf den Richter, der es versäumt hat, sein äußerstes Können daran zu setzen, das Material vollkommen auszunützen, sei es zur Belastung, sei es zur Vertheidigung des Beschuldigten. Zu dieser Ausnützung gehört aber educative Arbeit, nicht als ob gemeint wäre, man müsse das Volk überhaupt zu guten Zeugen erziehen, sondern so, dass der Einzelne, der vielleicht das erste- und wahrscheinlich auch das letztemal in seinem Leben als Zeuge vernommen wird, für dieses einzigemal zu einem guten, verlässlichen Zeugen gemacht werden kann. Diese Anerziehung muss jedesmal in zweifacher Richtung geschehen: in der Richtung darauf, dass er die Wahrheit sagen *will* und dass er sie sagen *kann*. In erster Richtung handelt es sich nicht blos um das Lügen allein, sondern um die Entwicklung voller Gewissenhaftigkeit; wie man dem Lügen selbst entgegentreten kann, das ist eine Frage, die vom Standpunkte der Erziehung nicht gelöst werden kann, aber auf die gewissenhafte Beantwortung des Vorgelegten kann man educativ allerdings einwirken. Wir wollen hier nicht von jenen Menschen sprechen, denen Wahrheit eine vollkommen fremde Welt ist, die grundsätzlich unwahr sind, deren bloße Existenz eine Verleumdung für die Menschheit ist, wir haben nur jene Leute hier im Auge, die sich nie daran gewöhnt haben, die volle, reine Wahrheit zu

sagen, die sich ihr ganzes Leben hindurch mit einem „Beiläufigen“ begnügt haben und niemals Gelegenheit hatten, den Wert des Wahren erfassen zu lernen; ich möchte sagen, eine erschreckend große Zahl von Menschen gibt sich im Sprechen, im Wiedergeben von Erlebtem nur einer gewissen Bummelei hin, sie gehen nicht gerade, rasch und offen auf das Ziel los, sie bummeln nur so dahin, „komme ich nicht geradeaus hin, so geht's auf Umwegen, geschieht's nicht heute, geschieht es morgen und komme ich überhaupt nicht gerade dorthin, so gelange ich eben wo anders hin“ — sie haben kein Heim, sondern nur ein Gasthaus, ist's nicht dies, so ist's ein anderes.

Charakterisiert sind diese Leute ganz scharf dadurch, dass sie immer dann, wenn man ihnen hinter ihre Bummelei gekommen ist und ihnen im gerechten Aerger die Sache auseinandersetzt, entweder erschreckt oder ärgerlich sagen: „Ach, ich dachte, dies sei nicht so genau“. Dieser Mangel an Gewissenhaftigkeit, die Gleichgiltigkeit für Wahrheit ist ein Krebsschaden unseres Verkehres, ich behaupte, dass hiedurch in unserer Arbeit ungleich mehr Schaden angerichtet wurde, als durch bewusste Lüge, zumal deshalb, weil die grobe Unwahrheit viel leichter entdeckt wird, als die beiläufige Wahrheit, die doch Unwahrheit ist, und weil die Lüge gewöhnlich von Jemandem ausgeht, gegen den man aus irgend einem Grunde ohnehin schon vorsichtig ist, während dieses beiläufige Daherreden meistens bei Leuten vorkommt, denen man mangels irgend eines Grundes gar nicht misstraut.

Dieser Mangel an Gewissenhaftigkeit kommt in jedem Alter, bei jedem Geschlecht, bei jeder Lebensstellung vor, aber höchst charakteristisch, am alleröftesten und am schärfsten ausgeprägt bei Leuten, die keine wirkliche Arbeit leisten; wer im Leben bummelt, der bummelt auch dann, wenn er die Wahrheit sagen soll, und von ihnen Allen sind jene gefährlich, die ihr Leben mit einer Scheinarbeit hinbringen; nicht weil er nichts Rechtes arbeitet, ist er nicht gewissenhaft, sondern weil er nicht gewissenhaft ist, hat er sich bloße Scheinarbeit zum Beruf gewählt; hieher gehören herumziehende Händler, Eckensteher, Wirthe und deren Leute, gewisse Krämer, Lohnkutscher, Artisten etc., ganz besonders aber Prostituierte (Lombroso u. A.). Das sind alles Leute, die einen vielleicht recht geplagten Beruf haben, aber wirkliche Arbeit leisten sie nicht, und um der regelmäßigen, schweren Arbeit zu entgehen,

haben sie sich den ihren gewählt; es gibt viel freie Zeit, und wenn sie zu thun haben, so besteht ein Theil desselben im Plaudern, ein Theil im Herumgehen oder einer Hantierung, die auch nicht viel mehr ist, kurz, sie bummeln herum und verdienen dabei; was Wunder, wenn sie dann beim Aussagen auch bummeln und nur so beiläufig Richtiges zum Vorschein bringen. Wer Alles in den höheren Ständen den genannten Leuten analog dasteht, ist nicht schwer zu bestimmen.

Die verhasstesten und gefährlichsten sind die eigentlichen geborenen Müßiggänger, Leute, die es nicht nöthig hatten, zu arbeiten, und die der Möglichkeit, nichts zu thun, getreulich nachgekommen sind. Wer es nicht einsieht, dass die Welt für Nichtsthuer keinen Platz hat, dass jeder seine Existenz auf Gottes Erde durch Arbeit erkaufen muss, der ist ein gewissenloser Mensch, von dem man gewissenhafte Aussage nicht erwarten kann; zu den wenigen, ganz ausnahmslosen Regeln, die sich der Criminalist im Laufe langer Erfahrung bilden kann, gehört die, dass der echte Müßiggänger beiderlei Geschlechtes in seiner Aussage niemals gewissenhaft ist — *hic niger est, hunc Tu, Romane caveto.*

c) Richtigkeit der Aussage.

Was nun aber die Anerziehung in der Richtung anlangt, ob der Zeuge die Wahrheit sagen kann, so muss dies in der Art geschehen, dass der Vernehmende alle jene Momente kennt, die auf richtige Beobachtung und Wiedergabe hindernd einwirken, dass er sich klar zu werden trachtet, ob und welches Moment im vorliegenden Falle aufgetreten ist, und dass er dann mit dem Zeugen das Störende zu eliminieren trachtet. Das letztere ist allerdings schwierig, aber nicht unmöglich. Dass Fehler unterlaufen sind, ist ziemlich bald entdeckt, aber „geweckt werden und aufstehen ist zweierlei", und so ist das Aufsuchen des Richtigen, das Einsetzen der eigentlichen Beobachtung für die vermeintliche immer der schwierigste Theil der Arbeit.

In beiden Richtungen, wenn der Andere die Wahrheit nicht sagen will und wenn er es nicht kann, sind gewisse gemeinsame Gesichtspunkte für die educative Arbeit vorhanden. Vielleicht das Wichtigste ist die Geduld, dieser Schlüssel jedes Erfolges. Freilich

ist es schwer, Geduld zu haben, wenn man keine Zeit hat, und Zeit hat man bei der heutigen Ueberbürdung nicht, das muss aber anders werden, die Justiz muss so viele Kräfte haben, dass jeder so arbeiten kann, wie es die Sache erfordert, und ein Volk, dessen Vertreter das nöthige Geld nicht bewilligen, kann auch keine gute Justiz verlangen — kein Geld — keine Schweizer, kein Geld — keine Justiz. Hat man aber die Leute, die Zeit haben, so werden sie auch Geduld entwickeln.

Diese ist vor Allem nöthig beim Anhören der Leute. Eine große Anzahl derselben hat die Gewohnheit, viel und Ueberflüssiges zu reden, und die meisten Criminalisten haben wieder die Gewohnheit, dies nicht zulassen zu wollen, und ein „Sich kurzfassen" zu verlangen. Dies ist geradezu unsinnig. Redet der Vernommene absichtlich weitschweifig, weil er, wie das viele Beschuldigte thun, damit einen bestimmten Zweck verbindet, so wird er gewiss um so gedehnter sprechen, je mehr er sieht, dass es dem Anderen unangenehm ist, denn das wollte er erreichen. Man bringt ihn also von seinem Vorhaben nie ab und beraubt sich selbst eines Vortheiles, weil fast jeder Beschuldigte, der absichtlich recht umständlich redet, sich im Laufe seiner Rede einmal verplappert, und Dinge zum Vorschein bringt, die sonst mit aller Mühe nicht zu erlangen gewesen wären. Abgesehen von diesen Fällen, wo Jemand planmäßig weitschweifig spricht, will ja Niemand Ueberflüssiges reden, und wenn er wirklich Ueberflüssiges vorbringt, so weiß er nicht, dass es nicht nöthig war. Aber selbst, wenn es ihm klar wird, dass er zu weit redet (meistens weiß er dies ohnehin nur aus der ungeduldigen Miene des Zuhörenden), so weiß er doch nie, was das Ueberflüssige war. Verlangt man also, er soll sich kürzer fassen, so ist es entweder ganz wirkungslos, oder er fängt höchstens nochmals von vorne an, oder, wenn er wirklich kürzer wird, so lässt er Wichtiges, vielleicht das Allerwichtigste weg. Man darf nicht vergessen, dass zum mindesten ein großer Theil derer, die zu Gericht kommen, sich das zu sagende einstudiert oder wenigstens beiläufig geordnet hat; lässt man ihn nun nicht bei seinem Plane, so wird Alles confus, und man erfährt Nichts oder nichts auch nur halbwegs Geordnetes. Und gewöhnlich haben die, die am meisten reden, sich das Zeug eher überlegt; wer bei Gericht allenfalls blos Ja und Nein sagt, der hat nicht nöthig, in das Wenige, was er sagen will, eine große Ordnung hineinzubringen, wer aber

viel sagen will, der ordnet sich's. Ist einmal der Redestrom entfesselt, so ist das einzige Mittel das, dass man ihn fließen lässt und erst dann, wenn er zu versiegen droht, dasjenige fragt, was man braucht. Nur in einer Richtung gibt es eine allerdings sehr ausgiebige Hilfe, sie muss aber angewendet werden, bevor das Unheil angeht, und ist überhaupt nur denkbar bei Schilderung von länger dauernden Vorgängen, sagen wir z. B. einer großen Rauferei. Weiß man durch einen oder mehrere Zeugen den Sachverhalt im Grossen und Ganzen, so kann man dann den kommenden Zeugen sagen: „Wir wollen dort anfangen, wo der X ins Zimmer trat.“ Thut man das nicht, so muss man vielleicht anhören, was Zeuge den ganzen Tag vor der Rauferei that und wie sich die an sich gleichgiltigen Einleitungen abgewickelt haben. Stellt man ihm aber den *Terminus a quo*, so lässt er einfach in seiner vielleicht einstudierten Rede den ersten Theil weg, und sein Zusammenhang ist nicht gestört, wenn er bei einem späteren Zeitpunkt anfangen muss. Hiebei kann man den Vorgang häufig ganz genau beobachten. Man sagt dem Zeugen also: „Wir wollen da und dort beginnen“; darauf folgt regelmäßig eine Pause, in der er sichtlich im Gedanken den ersten Theil seiner einstudierten Rede durchfliegt, und einsetzt, sobald er am gewünschten Punkte angelangt ist. Wenn aber die Bitte, dort und da anzufangen, nicht einschlägt, und der Betreffende erklärt, er müsse bei einem früherem Zeitpunkt beginnen, dann lasse man ihn gewähren, denn es macht ihm sichtlich so viel Mühe, bei diesem Zeitpunkt einzusetzen, dass er Alles durcheinander bringt, wenn man ihm nicht seinen Willen lässt.

Die gleiche Geduld, die man beim Anhören entwickeln muss, ist auch dort nöthig, wo es sich beim Verhöre um ein Abfragen handelt. Nicht blos bei Kindern und schwerfälligen Personen, sondern auch bei ganz begabten Leuten kommt es vor, dass sie blos mit Ja und Nein antworten, und die Wenigsten bewahren die gerade hier nothwendigste Geduld, wenn diese Antworten längere Zeit und consequent fortgesetzt werden. Diese Ungeduld ist um so begreiflicher, als Jeder mehr oder minder deutlich wahrnimmt, dass er bei solchen schweigsamen Zeugen in der größten Gefahr ist, Suggestivfragen zu stellen und dann Dinge zu erfahren, die der Zeuge gar nicht sagen wollte. Alle Leute, die bei Gericht einsilbig antworten, sind zwar nicht immer so beschaffen, aber in

der Regel zeigt sich da doch der allgemeine Charakter, und so sind diese kurzangebundenen Leute überhaupt nicht im Stande, eine längere Rede, die von ihnen herstammen soll, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wenn also der Zeuge wirklich blos die allerkürzesten Antworten gegeben hat, und man bildet daraus eine zusammenhängende, wohlgesetzte Rede, so wird der Zeuge beim Vorlesen derselben selten auf darin vorkommende Unrichtigkeiten aufmerksam werden; er ist so wenig gewöhnt, längere Enunciationen seiner eigenen Person zu hören, dass er sich höchstens darüber wundert, wie schön er gesprochen haben soll, aber selbst grobe Unrichtigkeiten fallen ihm nicht auf; geschieht dies aber wider Erwarten dennoch, so ist er wieder zu einsilbig, um darauf aufmerksam zu machen, sondern er sagt lediglich Ja und ist froh, die Quälerei endlich zu Ende geführt zu sehen. Es erübrigt daher nichts anderes, als mit endloser Geduld auch den wenig sprechenden Zeugen wenigstens soweit zum Reden zu bringen, dass er das, was er weiß, in, wenn auch kurzen, so doch zusammenhängenden Sätzen darstellt.

d) Voraussetzungen beim Vernehmen.

Eine der wichtigsten Regeln bei den Vernehmungen geht dahin, dass man bei fast allen Zeugen möglichst wenig, sagen wir: Geschicklichkeit in der Wiedergabe voraussetzt. Schon bezüglich des Allgemeinen der Kindererziehung sagte der bekannte Pädagog Fröbel:[1] „Man muss aus dem Menschen etwas herausbringen und nicht in ihn hinein", um wie viel mehr gilt dies bei unserer Arbeit, die um so schwieriger ist, als wir für den Einzelnen höchstens so viele Stunden aufwenden können, als der Lehrer Jahre. Gleichwohl müssen wir es leisten, und da wir sehen, dass es anderwärts geschieht, so dürfen auch wir daran nicht verzweifeln.

Die Hauptsache besteht darin, dass wir zuerst feststellen, auf welchem Niveau der Betreffende steht, und dann uns zu ihm auf sein Niveau hinabbegeben — ihn zu uns heraufzuziehen, das wird in der kurzen Spanne Zeit, die wir mit ihm verkehren, in keinem Falle gelingen. „Ziel des Unterrichts ist," sagt Lange,[2] „den Schüler

---

[1] Fr. Fröbel, „Die Menschenerziehung", Keilhau 1826.

[2] Karl Lange, „Ueber Apperception", Plauen 1889.

mehr und mehr apperceptionsfähig, d. h. selbstständig zu machen. Deshalb muss der vorhandene Gedankenschatz erforscht werden, und man muss sich hüten, zu viel vorauszusetzen.“ Darin liegen mehrere Wahrheiten. Das „apperceptionsfähig machen“ ist für uns nicht so schwer, da es sich ja nicht um eine allgemeine Erziehung fürs Leben, sondern nur für heute handelt. Wenn wir den Mann also für uns „selbstständig“ machen wollen, so streben wir nur an, ihn so zu stellen, dass er die uns wichtige Sache unbeeinflußt betrachtet, dass wir suchen, ihn von allen fremden Auffassungen frei zu machen und ihn zwingen, den Fall so anzusehen, wie er ihn angesehen haben würde, wenn Niemand und Nichts auf ihn gewirkt hätte. Dabei handelt es sich aber nicht blos darum, die ganz speciellen Einflüsse zu beseitigen, also Alles auszuschließen, was ihm Andere über diesen Fall erzählt haben, auszuschließen die Wirkungen des Schreckens, des Zornes oder sonstiger psychischer Momente, die gerade hier eingewirkt haben, sondern ihn auch schon von früher her der Sache gegenüber freizustellen; Anschauungen, Standesmeinungen, Vorurtheile, Aberglauben und hundert anderes kann da in hohem Grade störend und verwirrend wirken und erst dann, wenn alles das hinweggeräumt ist, erst dann kann der Mann als apperceptionsfähig angesehen werden, erst dann kann man nachträglich das, was er uns erst sagen soll, auf ihn einwirken und es von ihm sich wieder mittheilen lassen.

Dieser geforderte Vorgang ist nicht so schwierig, wenn man den zweiten der genannten Punkte beobachtet und „den vorhandenen Gedankenschatz erforscht“. Ich möchte sagen, so lange ich mit Jemandem spreche, ohne dessen Gedankenschatz zu kennen, sprechen wir zwei verschiedene Sprachen, und darin, dass dies doch so oft geschieht, liegt der Grund von so vielen der bedenklichsten Missverständnisse; ich meine nicht die verschiedenen Wortbedeutungen, die oft zu anderen Auffassungen führen, sondern wirklich den Reichthum an Gedanken, den man bei seinem Partner voraussetzen kann. So häufig meint man, es genügt vollständig, die Bedeutung jener Worte zu kennen, die zur Erzählung eines Herganges nöthig sind; hiemit ist aber nur die äußere und alleroberflächlichste Verständigung erzielt, wirkliche Klarheit wird erst erreicht, wenn man genau weiß, wie der Aussagende über alle Umstände, die mit der That in Verbindung sind, zu denken pflegt.

Ich erinnere mich lebhaft eines Falles, in welchem Einer aus Eifersucht erschlagen wurde und wo der wichtigste Zeuge der Bruder des Getödteten war, ein ehrlicher, einfacher, in der Wildnis aufgewachsener, aber keineswegs etwa auch nur entfernt blödsinniger Holzknecht. Er machte seine Aussagen kurz, bestimmt und ganz verständig. Als wir auf das Motiv der That, in diesem Falle das Wichtigste, zu sprechen kamen, zuckte er mit den Achseln, und als ich fragte, ob es denn nicht wegen eines Mädchens geschah, so meinte er „Ja, so sagen sie". Ich forschte weiter und kam zu dem überraschenden Ergebnis, dass dem Mann nicht blos das Wort „Eifersucht", sondern auch Begriff und Verständnis desselben vollkommen fremd war; das einzige Mädchen, zu dem er jemals sein Auge erhoben hatte, wurde von ihm auch errungen, kein Mensch hatte es ihm streitig gemacht, von anderer Leute Leiden und Leidenschaften hat ihm Niemand erzählt, sich so etwas theoretisch als möglich zu construieren, hatte er keinen Anlass, und so war ihm das Ganze fremd geblieben. Begreiflicher Weise gestaltete sich sein Verhör nun ganz anders, es war eigentlich Alles falsch, was ich von ihm gehört zu haben glaubte, sein Gedankenschatz war um einen wichtigen, hier gerade maßgebenden Begriff zu arm gewesen.

Dass diese Erforschung nicht leicht ist, bezweifelt Niemand, aber bei Zeugen und Beschuldigten ist wenigstens die objective Möglichkeit dieser Erforschung gegeben, fast ganz ausgeschlossen ist sie jedoch dort, wo sie so überaus nothwendig wäre, bei den Geschwornen; gerade diese Unmöglichkeit, sich über den Gedankenschatz zu orientieren, über welchen die Geschwornen verfügen, macht das Institut der Geschwornen von vorneherein zu einer Utopie. Der Vorsitzende des Schwurgerichtshofes kennt im günstigsten Falle einige der Geschwornen, aber selten soweit, dass er mit ihrem „Gedankenschatz" vertraut ist; dann und wann gewinnt man einigen Ueberblick aus einer Frage eines Geschwornen, und wenn die Reden von Staatsanwalt und Vertheidiger gehalten werden, dann weiß man allerdings sehr oft aus den Mienen der Geschwornen, wie es mit ihrem Gedankenschatz steht, aber da ist es ohnehin zu Allem zu spät, und hätte man es auch früher gewusst, so hätte es kein Mittel dagegen gegeben; hat man es mit Einem allein zu thun, so gelingt Manches, aber mit zwölf Leuten, mit denen man eigentlich nicht verkehrt, abzukommen, ist einfach unmöglich.

Das dritte Moment endlich, das „möglichst wenig voraussetzen", ist unerlässlich; nicht aus Pessimismus sei dies gesagt, sondern deshalb, weil wir Criminalisten durch langjährige Uebung uns den Sachverhalt bei irgend einem Delict doch viel leichter anordnen, uns den Hergang doch beiläufig vorstellen und auch wissen, was wir ausschließen dürfen und was als halbwegs sicher angenommen werden darf. Dass wir uns da viel eher behelfen, vergessen wir aber nur zu leicht und setzen daher bei dem ungeübten Laien oft viel zu viel voraus, selbst wenn er ein Gebildeter ist. Nun kommt aber noch etwas in Betracht; in der Regel haben wir es mit Ungebildeten zu thun, auf deren Niveau wir nicht recht herabkönnen und uns deshalb nur sehr schwer hineindenken können, wie hart sich der Mann thut, wenn wir eine Menge ihm Fremdes voraussetzen. Wir verlangen also von ihm zu viel, weil wir seinen Standpunkt nicht kennen und fehlen deshalb; haben wir aber einmal in der That ausnahmsweise mit einem Gebildeten zu thun, so fehlen wir neuerdings, weil wir, in der Gewohnheit, mit Ungebildeten zu verkehren, uns einbilden, der heutige Zeuge müsse sich auch in unseren Dingen zurecht finden, da er sich sonst einer Bildung erfreut. Die Erfahrung bestätigt uns das aber nicht; sei es, dass wirkliche anderweitige Bildung den natürlichen, klaren Blick verkümmert, den wir so nothwendig bei unseren Zeugen brauchen, sei es, dass die Bildung einen viel zu idealen Zug von unserer Thätigkeit voraussetzt, seien es andere Gründe, Thatsache ist es, dass wir in der Regel mit sehr gebildeten Zeugen am schwersten arbeiten. Ich hatte einmal mit einem berühmten Gelehrten ein Protokoll über einen unbedeutenden Vorfall, dessen er Zeuge war, aufzunehmen; das gab eine saure Arbeit. Entweder war ihm das von mir dictierte Wort oder die Satzfügung nicht recht, oder er bekam Zweifel, ob er dies wohl so bestimmt behaupten dürfe. Abgesehen davon, dass ich einen halben Vormittag aufwendete, und dass das Protokoll, obwohl es zweimal geschrieben wurde, voll Correcturen und Streichungen war, abgesehen hievon war das Ganze zum Schlusse ein Unsinn, der Anfang widersprach dem Ende, es war unverständlich und, was das Beste war, total unrichtig. Wie sich später durch mehrfache unwiderlegliche Zeugenaussagen ergab, hatte der Gelehrte aus lauter Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Genauigkeit offenbar nicht mehr gewusst, was er gesehen hatte, kurz die ganze Aussage war wert-

los. Dieselbe Erfahrung habe ich später noch oft gemacht und es wurde mir Aehnliches auch von Anderen bestätigt.

Wollte man fragen, worin wir nicht zu viel voraussetzen dürfen, so müsste eigentlich gesagt werden: überall. Vorerst muss möglichst wenig in Betreff der Beobachtungsfähigkeit der Leute angenommen werden; sie sagen, sie hätten dies und jenes gesehen, gehört, gefühlt, und sie haben es gar nicht oder ganz anders gesehen, gehört, gefühlt; die Leute behaupten mit Bestimmtheit, sie haben etwas angefasst, befühlt, gezählt, untersucht, und wenn man öfter fragt und sich die Dinge genauer erzählen lässt, so war ein flüchtiger Blick, den sie hingeworfen haben, Alles, was sie gethan haben. Noch viel schlimmer ist es, wenn es sich um mehr als die gewöhnlichen Wahrnehmungen handelt, wenn zu einer Beobachtung besonders scharfe Sinne oder eigene Kenntnisse verlangt werden. Die Leute trauen sich das gewöhnlich sehr lebhaft zu, und wenn man genauer zusieht, so haben sie oft nicht einmal die Kenntnisse, die sie nach ihrem Stande gerade besitzen sollten. Hier werden oft grobe Fehler begangen, weil man voraussetzt, dass Einer in seinem Fache besondere Kenntnisse hat; häufig besitzt er sie aber überhaupt nicht, oder er hat sie im besonderen Falle nicht in Anwendung gebracht.

Ebenso setzt man oft zu viel Aufmerksamkeit und Interesse voraus, und zu unserem Erstaunen werden wir später darüber belehrt, wie geringe die Menge von Aufmerksamkeit ist, welche die Leute ihren eigenen Angelegenheiten zuwenden. — Noch viel weniger darf man von Kenntnissen in, den Menschen ferner liegenden Dingen als vorhanden annehmen, denn was die Leute da nicht wissen, übersteigt alle Voraussetzungen, namentlich wenn es sich um das wirkliche Verstehen handelt. Eine beiläufige Scheinkenntnis haben die Meisten von allen möglichen Dingen, sie glauben aber, wirkliches Wissen zu besitzen und versichern dies auf Befragen auch regelmäßig, und zwar meistens im guten Glauben; verlässt man sich darauf, so gibt das dann Fehlschlüsse, die um so gefährlicher sind, als man sie als solche später kaum zu erkennen Gelegenheit hat.

So oft man also mit Zeugen u. s. w. irgend einen neuen Gegenstand bespricht, so sei das Erste, sich klar zu machen, was sie darüber wissen, wie sie sich ihn vorstellen und welche Begriffe sie damit verbinden; man geht von der Annahme aus, dass ihnen

die Sache ganz fremd ist, und richtet darnach seine Fragen und Schlüsse ein; dann wird man wenigstens in dieser Richtung niemals fehl gehen und verhältnismäßig noch am raschesten zum Ziel kommen.

Dabei ist es noch nothwendig, möglichst langsam vorzugehen. Schon Carus[1]) machte darauf aufmerksam, dass man Lernenden keine Erscheinung früher bekannt geben soll, als sie nicht in ihrem Inneren dieselbe oder eine ähnliche erfahren konnten; jede Kraft muss sich erst entwickelt haben, ehe man sie anwenden kann. So schwierig dies im Allgemeinen ist, so nothwendig erscheint dieser Vorgang, der bei der Kindererziehung häufig, und zwar mit Erfolg in Verwendung kommt; es ist eine Art Heranziehung von Beispielen, indem man das Kind an das Gleiche, schon Erlebte oder an etwas Aehnliches erinnert, z. B. einen Vergleich zieht zwischen einem Leiden, von dem das Kind selbst einmal recht schmerzhaft befallen war, und dem Leiden, mit dem es etwa ein Thier gequält hat. Solche Parallelen versagen selten, sei es bei der Kindererziehung oder bei der Erziehung eines Zeugen; die ganze Schilderung eines Vorganges, bei dem z. B. eine Person misshandelt wurde, kann ganz anders werden, wenn es gelingt, den Zeugen an etwas Selbsterlebtes zu erinnern: zuerst erzählt er den Hergang vielleicht als einen „prächtigen Spass", sobald man aber eine ähnliche Situation herausgefragt hat, in der er selbst sich einmal befunden hat, und man stellt nun beide Vorgänge nebeneinander, so beginnt er ganz anders zu schildern. Dieses Beispiel lässt sich in unzähligen Varianten anwenden und bewährt sich immer. Selbst bei Beschuldigten ist es brauchbar, da man dann mitunter beim Thäter selbst erst Verständnis für seine Handlung findet, wenn man an etwas anknüpfen kann, was in seinem Innern schon früher vorhanden und ihm vollständig bekannt war.

Die größte Kunst in dieser Richtung kann der üben, der es versteht, bei den Geschwornen die ihnen heute ganz neuen Erscheinungen mit ähnlichen, in ihnen schon vorhandenen zu verbinden und es ihnen so verständlich zu machen. Auch hier liegt die Schwierigkeit darin, dass man die Leute nicht kennt und dass ihrer zwölf sind; Erscheinungen zu finden, die ihnen Allen bekannt und so bekannt sind, dass sie leicht darauf articulieren

---

[1]) Carus, „Psychologie", herausgegeben von Ferdinand Hand, Leipzig 1823.

können, gelingt selten, ist es aber der Fall, dann ist der Erfolg ein sehr bedeutender und immer ein segensreicher.

Dabei genügt es aber nicht, dass man es etwa dabei bewenden lässt, blos für die That, um die es sich heute handelt, ein Aehnliches, schon Bekanntes zu finden, es muss für jeden einzelnen Vorgang, für jedes Motiv, jede Stimmung, jedes Reagieren ein bekanntes Correlat gefunden und vorgeführt werden — dann begreifen die Leute, dann gehen sie mit; auch „Ideen haben ihre Vorfahren", wie die Menschen selbst, und wenn man die Vorfahren zu nennen weiß, findet man auch die Enkel.

e) Egoismus.

Es mag sein, dass bei diesen Fragen hier das subjective, egoistische Moment so eingreifend wirkt, wie im ganzen Leben. Goethe[1]) hat dies mit unvergleichlicher Schärfe zum Ausdrucke gebracht:

„Ich will Ihnen Etwas entdecken: Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv; dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjective ... Ueberall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eigenes Selbst zurücksetzte."

In diesen klaren Worten liegt wahrhaftig eine „Entdeckung", die auf unsere Tage sicherlich noch weitaus besser passt als auf jene, in denen sie gesagt wurden; unsere Zeit ist dadurch charakterisiert, dass Jeder ein übertriebenes Interesse an sich selbst hat. Dadurch kommt es, dass ihn nur das interessiert, was ihn selbst oder seine unmittelbare Umgebung betrifft, dass er nur das versteht, was er kennt und schon erlebt hat, und dass er auch in jener Richtung arbeitet, die seiner Person von Nutzen sein kann. Wir müssen aber daraus die Lehre ziehen, dass wir nur da sicher fahren, wo wir auf diesen übertriebenen Egoismus rechnen und ihn als ersten Factor heranziehen. Wir sehen dies schon bei den unbedeutendsten Kleinigkeiten; bekommt Jemand irgend ein gedrucktes Personenverzeichnis in die Hand, von dem er schon hundertmal weiß, dass er drinnen steht, so wird er doch zuerst

[1]) „Gespräche mit Eckermann", Band I.

seinen Namen aufschlagen und mit Wohlgefallen betrachten; dasselbe thut er mit einem Gruppenbild, auf dem seine werte Persönlichkeit verewigt ist; wird von Eigenschaften der Leute gesprochen, so ist Jeder froh, wenn er sagen kann: „Ich aber bin wieder so geartet . . .“; redet man von fremden Städten, so erzählt Jeder von seiner Vaterstadt oder einer Stadt, wo er war, irgend etwas, was meistens nur ihm, der dort war, interessant sein kann; Jeder bemüht sich, etwas von der Hantierung seiner Lebensstellung, aus seiner Muttersprache oder sonst nur ihn Betreffendes anzubringen, und wenn Jemand versichert, er habe sich irgendwo gut unterhalten, so heisst es ausnahmslos, aber wirklich ausnahmslos, dass er Gelegenheit hatte, sein Ich recht kräftig in den Vordergrund zu schieben.

Mit vollem Recht hat Lazarus[1]) dieser Eigenschaft des Menschen historische Bedeutung beigemessen: „Dem Umstande, dass er fast alle Bürger Athens beim Namen kannte, verdankte Perikles einen beträchtlichen Theil seiner politischen Allmacht; Hannibal, Wallenstein, Friedrich II., Napoleon I. haben durch das Kennen und Nennen der einzelnen Soldaten ihrer Heere vermöge des Ehrtriebes denselben mehr Muth eingeflößt, als der höchste Sold und selbst Vaterlands- und Freiheitsliebe vermocht hätten.“

Im Kleinen passiert uns das alle Tage; den verdrießlichsten, langweiligsten Zeugen, der vielleicht ärgerlich darüber ist, dass man ihn so weit her und von seiner Arbeit weg berufen hat, kann man gefügig und wertvoll machen, wenn man sich vorerst für ihn interessiert, Verständnis für seine Dinge zeigt und dort, wo es möglich ist, seine Ansicht achtet und ihm etwas gelten lässt. Dazu kommt noch, dass die meisten Menschen den anderen danach beurtheilen, was er von ihrem Fach versteht, und es ist nicht blos Anekdote und gilt nicht blos vom ungebildeten Landmann, wenn man erzählt, der Bauer habe von einem Arzte gesagt: „Was kann denn der verstehen, er weiß ja nicht einmal, wie man Hafer ansät.“ Solche Dinge wiederholen sich hundertmal, namentlich bei Leuten, die mit ihrer Hantierung recht enge verwachsen sind und große Stücke darauf halten, z. B. Soldaten, Reiter, Seeleute, Jäger u. s. w. Kann man nun schon Alles das nicht verstehen und fachmännisch mit den Leuten sprechen, so hüte man sich zum

---

[1]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele“, Berlin 1856.

Wenigsten, sich eine Blöße zu geben, zeige Interesse für ihre Dinge und lasse es ihnen gelten, dass es in der That für Jedermann nothwendig ist, ein Pferd correct satteln zu können oder den deutschen Hühnerhund vom englischen Setter auf 1000 Schritte zu unterscheiden. Nicht das ist der Zweck, dass der Mann hiedurch vor uns Respect kriegt, sondern vor unserer Arbeit, die er stets mit der Person identificiert, und hat er vor unserer Arbeit etwas Achtung, dann wird er es auch der Mühe wert finden, uns zu helfen, etwas nachzudenken und nach Thunlichkeit zur Klärung der Sache beizutragen. Es ist ein überraschender Unterschied zwischen der Leistung eines verdrossenen und widerwilligen Zeugen und eines solchen, der Lust und Interesse an der Sache bekommen hat, nicht blos in Bezug auf die Quantität der gelieferten Aussagen, sondern auch in Bezug auf deren Wahrheit und Verlässlichkeit.

Uebrigens geht die Vorliebe für das eigene Ich sogar so weit, dass sie beim Verhöre von Beschuldigten zur größten Wichtigkeit werden kann. Nicht dass man den Leuten so eine Falle legen soll, aber zur Wahrheit zu kommen, ist ja doch unsere Aufgabe, und wenn wir da bei leugnenden Beschuldigten richtig vorgehen, so können Ergebnisse gewonnen werden, die mit sonstiger mühevollster Arbeit nicht zu erreichen sind. Wie oft haben sich anonyme oder pseudonyme Verbrecher im Laufe des Verhöres verrathen, wenn sie Umstände vorbrachten, die ihr eigenes Ich betrafen und so deutlich waren, dass es nicht mehr schwer war, die einmal gefundene Spur zu verfolgen. Aehnliche Beispiele finden sich zu Dutzenden in den Verhören bekannter Verbrecher — die Thatsache ist nicht neu, aber benutzt muss sie werden.

Ganz das gleiche Motiv hat eine Abart des Egoismus, der Eigensinn der Menschen, der durch Widerspruch so arg werden kann, dass er zur Verzweiflung bringt, und richtig behandelt, wertvoll wird. Ich habe da am meisten von meinem alten Hausfamulus gelernt, eine prächtige, ehrliche Soldatennatur, wie einer Lustspielfigur nachempfunden, aber von einem unerschütterlichen Eigensinn, an dem lange meine Künste abprallten; so oft ich ihm bei einer beabsichtigten Arbeit oder Aenderung einen Vorschlag machte, lautete die immer gleichbleibende Antwort: „Herr Doctor, das geht nicht“. Endlich griff ich zu einer List und begann meine Pläne: „Simon, das werden wir jetzt so machen, wie der Simon neulich gemeint hat, nämlich . . . .“ Er sieht mich an, denkt nach, wann

er denn einmal diese Meinung ausgesprochen haben soll, und dann macht's der Simon. Und diese List versagt seit Jahren trotz endlos ofter Anwendung niemals, was aber das Beste ist, sie bewährt sich auch *mutatis mutandis in criminalibus*. Sobald man wirklichen Starrsinn merkt, vermeide man um Alles jegliche Art von Widerspruch, die immer das Uebel vergrößert, man braucht weder zu lügen, noch Hinterlist zu entwickeln, man bringe nur nie directen Widerspruch, lasse von dem eben besprochenen Thema ab und komme erst auf Umwegen dann auf dasselbe zurück, wenn man wahrgenommen hat, dass der Eigensinnige seinen Irrthum einsieht; dann gilt es, ihm eine goldene Brücke zu bauen oder wenigstens ein kaum sichtbares Hinterpförtchen zu öffnen, wo er unbemerkt seinen Rückzug antreten kann. Dann kommt auch der eigensinnigste, schwerst zu behandelnde Mensch mit der alten Sache nicht mehr, drängt man aber geradeaus an, so bringt er dasselbe immer wieder und wenn man ihn auch wiederholt zu Fall gebracht hätte. Ist die Sache aber einmal erledigt, so hüte man sich, zwecklos ein zweites Mal damit zu kommen, in der Absicht, das Erledigte nochmals gründlicher zu erledigen: das hieße „einen Schlafenden wecken, um ihm ein Schlafpulver einzugeben".

Im Allgemeinen halte man aber an dem Satze fest, dass Egoismus, Faulheit und Eitelkeit die einzigen Triebfedern im Menschen sind, auf die man sich stets und unbedingt verlassen kann. Liebe, Treue, Ehrlichkeit, Religion und Vaterlandsliebe, Alles kann wanken, Alles kann fallen und wenn es noch so lange felsenfest gestanden hat. Zehnmal hat man bei einem Menschen auf eine dieser Eigenschaften gebaut und es hat gehalten, das eilftemal stürzte Alles zusammen, wie ein Kartenhaus — auf Egoismus, Faulheit und Eitelkeit baue hundertmal, baue tausendmal, immer wird es halten. Sagen wir noch einfacher blos Egoismus, denn Faulheit und Eitelkeit sind beide nur qualificierter Egoismus, und so wollen wir diesen allein als die einzige und immer verlässliche Triebfeder im Menschen bezeichnen, die beim Verkehre mit denselben im Auge zu behalten ist. Es gibt genug Fälle, wo man alle Hebel in Bewegung setzt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, namentlich, wenn Gefahr vorhanden ist, dass ein Unschuldiger verdächtigt wird, man appelliert auf Ehre, Gewissen, auf Menschlichkeit und Religion, alles ist vergeblich — zieht man aber die vielen Register des

Egoismus auf, dann ertönt volle Wahrheit. Dieser ist aber auch der beste Prüfstein für das Vorhandensein von Wahrheit. Hat man sich mühsam einen Zusammenhang, eine Erklärung construiert, so ist es selbstverständlich, dass man die Richtigkeit der Construction mit Rücksicht auf das vorhandene Motiv untersucht; geht die ganze Kette der Construction ohne Schwierigkeit fort bis auf das Motiv, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, dass sie fehlerlos ist; zeigt sich als Motiv des ganzen Vorgehens irgend eine edle Triebfeder: Freundschaft, Liebe, Menschlichkeit, Treue, Barmherzigkeit — so kann die Construction richtig sein, und Gottlob finden wir dies öfter, als man behauptet, aber sie muss nicht richtig sein; ruht aber der ganze Bau auf Egoismus, Egoismus in irgend einer seiner zahllosen Formen, und ist nirgends ein logischer Fehler unterlaufen, dann ist Alles vollkommen erklärt und verlässlich, die Construction ist zweifellos richtig.

f. Geheimnisse.

Die Feststellung des Wahren gelänge viel seltener als es thatsächlich der Fall ist, wenn es den Menschen nicht so schwer fiele, etwas geheim zu Haltendes zu verschweigen. Dieser, eigentlich sehr merkwürdige und nicht recht zu erklärende Umstand ist im Volke allbekannt; Sprichwörter aller Völker befassen sich damit und gehen meistens dahin aus, dass es vornehmlich den Frauen nicht gelingen soll, ein Geheimnis zu bewahren; die Italiener behaupten, die Frau liefe Gefahr, zu platzen, wenn sie etwas nicht sagen darf, die Deutschen sagen, es schade der Gesundheit des Weibes, und sie altere frühzeitig, wenn sie durch Geheimnisse beschwert würde, und die Engländer drücken ähnliche Wahrheiten in noch derberer Form aus. Klassische Sagen (Barbier des Königs Midas) haben sich mit der Frage befasst, auch in unzähligen Märchen, Erzählungen, Romanen und Gedichten wird es geschildert, wie schwer die Menschen schweigen können, und eine sehr hübsche moderne Novelle („Die Last des Schweigens“ von Ferdinand Kürnberger) hat denselben Gegenstand sogar zum Leitmotiv gewählt. Wie schwer das Schweigen überhaupt ist, drückt der Philosoph Lotze[1]) in den Worten aus, dass wir zwar frühzeitig sprechen,

[1]) Rud. Herm. Lotze, „Der Instinct“. (Kleine Schriften, herausgeg. von Peipers, Leipzig 1885—91.)

aber sehr spät schweigen lernen. Diese Thatsache kommt uns sehr oft zu Statten, nicht blos bei Verbrechern, sondern auch bei Zeugen, die aus irgend einem Grunde etwas nicht sagen wollen; gerade das Letztere begründet große Gefahren, weil der Zeuge ja reden muss, und um das fragliche Geheimnis herum geht, ohne es erst zu berühren, bis er Andeutungen und beiläufige Mittheilungen macht. Bleibt der Verhörende hiebei stehen, so ist dies immer bedenklich, denn „halbe Verschwiegenheit ist gefährlicher als eine wirkliche Verleumdung"; bei dieser weiß man wenigstens, wer gemeint war und getroffen wurde, so dass eine Vertheidigung möglich ist, bei jener kann aber durch Anspielungen und halbe Darlegung sowohl betreffs der Person des Halbbeschuldigten, als auch betreffs der Umstände, die ihm zur Last gelegt werden, arge Verwirrung angerichtet werden. Gerade deshalb hat sich der Criminalist mit dieser Frage eingehend zu befassen.

Was vor Allem seine eigene Verschwiegenheit anlangt, so kommt schon diese in zweifacher Richtung in Betracht. Dass er selbst Amtsgeheimnisse nicht ausplaudert, ist so selbstverständlich, dass darüber nicht gesprochen werden muss; eine solche Plauderei ist so pflichtvergessen und so ehrlos, dass wir annehmen wollen, dass sie in der eigentlichen Form gar nicht vorkommen wird. Gar nicht selten ist es aber, dass einem Criminalisten, besonders den jüngeren und da wieder gerade den eifrigsten unter ihnen, eine beiläufige Mittheilung entschlüpft oder entlockt wird. Es wird weder ein Namen, noch ein Ort, weder Zeit, noch nähere Verhältnisse genannt, es handelt sich ja nur um die Sache selbst, da kann kein Schaden entstehen — und doch sind gerade in dieser Weise die wichtigsten Dinge ausgeplaudert worden, und was das Schlimmste dabei ist, sehr oft wurde die Sache, eben weil man weder Namen noch sonstig Specificierendes wusste, ganz verdreht weiter gebracht und schließlich einem ganz Unschuldigen aufgehalst. Man bedenke, dass man sich da ja nur mit den interessanteren Dingen die entsprechende Mühe gibt, dass gerade Strafsachen die Leute so entsetzlich interessieren, und dass daher reichlicher Anlass zu Combinationen namentlich dann gegeben ist, wenn dieselbe Geschichte mehrere Male oder von verschiedenen Wissenden erzählt wurde, wodurch dann leicht Ergänzungen und Verknüpfungen möglich sind. Ich möchte zur Warnung an eine oft citierte Anekdote erinnern, die zuerst, ich glaube von Boccaccio erzählt wurde: Ein

junger und sehr beliebter Abbé wurde in einem Salon von zahlreichen Damen um die Erzählung gequält, was der Inhalt der ersten, ihm abgelegten Beichte gewesen sei. Nach langem Sträuben meint der Abbé, es sei nicht verboten, die gebeichtete Sünde zu erzählen, nur den Namen des Beichtenden dürfe er nicht verrathen, und so theilt er mit, die erste, ihm gebeichtete Sünde sei ein Ehebruch gewesen. Wenige Minuten darauf erschienen verspätete Gäste, ein Marquis und seine junge schöne Gattin. Beide machen dem Abbé Vorwürfe, dass er sie so selten besuche, und die Marquise ruft laut: „Es ist nicht schön, dass Sie mich, als Ihr erstes Beichtkind, so sehr vernachlässigen.“ Diese Schnurre ist für uns in hohem Grade belehrend und warnend, denn jeder von uns weiß, wie oft in ganz ähnlicher Weise „blos Thatsachen“, also „vollkommen ungefährlich“, weiter erzählt werden; der Betreffende braucht weiter gar nichts zu Combinationen zu liefern, diese bilden sich ganz von selbst aus Thatsachen, die anderweitig bekannt wurden, und schließlich sind die wichtigsten Amtssachen, an deren Geheimhaltung vielleicht viel gelegen wäre, überall bekannt. Das Amtsgeheimnis lautet ganz allgemein, es muss also auch allgemein gewahrt werden und nicht blos theilweise.

Die zweite Richtung, in welcher der Criminalist sich Verschwiegenheit auferlegen muss, ist die gegen Zeugen und Beschuldigte. War in der ersten Hinsicht eine gewisse Plauderhaftigkeit die Ursache des zuviel Erzählens, so ist es in dieser eine gewisse Eitelkeit, die zum Plaudern reizt. Sei es, dass der Strafrichter dem Beschuldigten zeigen will, wie viel er schon weiß, oder wie richtig er Schlüsse gezogen hat, sei es, dass er dem Zeugen durch sein Vertrautsein mit der Sache imponieren will, gleichviel, es kann in der einen und in der anderen Richtung sehr viel Thörichtes angerichtet werden. Namentlich, wenn sich der Strafrichter übereilt hat und zumal im Anfange der Untersuchung sich schon orientiert zeigen will und etwas Falsches vorbringt, so ist in der Regel jeder Erfolg unmöglich. Der Beschuldigte lässt ihn natürlich bei seinen falschen Annahmen, der Zeuge wird durch dieselben suggeriert, und welche Folgen daraus entstehen, ist leicht auszurechnen. Hier richtig vorzugehen, ist sehr schwer: wollte man niemals sagen, was man schon weiß, so würde man sich in vielen Fällen des wichtigsten Erforschungsmittels berauben, ebenso darf man mit seinem Wissen nicht zu spät vorkommen, aber der ärgere

Fehler ist der, den man durch zu frühes oder zuviel Reden begeht. Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, dass ich es nie bereut habe, geschwiegen zu haben, wohl aber, wenn ich etwas gesagt hatte. Die einzige Regel, die noch gegeben werden kann, ist ziemlich selbstverständlich, nämlich, dass man absolut nie zu etwas Unwahrem greifen darf, und dass man sich auch nicht den Schein geben darf, als ob man mehr wisse, als wirklich der Fall ist; abgesehen von der Unehrenhaftigkeit, die in einem solchen Vorgehen liegt, ist auch die Gefahr einer argen Blosstellung für den Fall, als man sich geirrt hat, viel zu groß.

Aber es gibt noch eine große Gefahr, in die man hier *optima fide* gerathen kann, und die darin besteht, dass man glaubt, etwas zu wissen, ohne dass es wahr ist; auch diese Gefahr ist für die Begabtesten und Eifrigsten unter uns am größten, weil gerade diese im Combinieren, Schlüsse ziehen und Möglichkeiten ausmalen am schnellsten bei der Hand sind und dann etwas als ganz zweifellos und unwiderleglich ansehen, was besten Falles eine bloße Möglichkeit ist. Im Erfolge ist es vollkommen gleichgiltig, ob man absichtlich etwas Unwahres gesagt, oder nur, durch zu sanguinisches Temperament verleitet, mit Etwas hervorgeplatzt ist, was man für richtig hielt, ohne dass es dies war. Dass also hier Vorsicht am Platze ist, braucht Niemandem gesagt zu werden, erwähnen könnte man nur, dass man Manches in dieser Richtung von Leuten lernen kann, die zuviel reden; bei seinem Nächsten kann man so rasch merken, ob er zu viel gesagt hat; wenn man dann das Warum und Wieviel in sorgsame Erwägung zieht, so ist es nicht sehr schwer, bei seinem eigenen Thun dann die entsprechende Parallele zu ziehen.

Was nun aber die „Geheimnisse“ der Anderen anlangt, so wird man selbstverständlich zuerst feststellen, was ein wirkliches Geheimnis ist, was Jemand nicht sagen darf, wenn er nicht sich oder Anderen Schaden bringen soll; ist etwas als wirkliches Geheimnis erkannt, so muss man mit sich zu Rathe gehen, welcher Schaden der größere ist, der, welcher durch Wahrung oder der, welcher durch Bruch des Geheimnisses angerichtet wird. Wenn es nur halbwegs möglich ist, so wird man trachten, ein solches Geheimnis in Ruhe zu lassen — ein, und meistens ein nicht unbedeutender Schaden wird jedenfalls angerichtet, wenn man es dem Anderen herausmartert. Ist man aber der ehrlichen Ueberzeugung, dass man das Ding wissen muss, namentlich dann, wenn durch

dessen Verschweigung ein Unschuldiger gefährdet wird, dann heißt es allerdings, alle Kunst daran zu setzen, um sich in den Besitz dieser Kenntnis zu bringen. Da bei diesem Vorgehen doch jede Perfidie auch in ihren leisesten Anklängen ausgeschlossen ist, so ist die Sache niemals leicht.

Als Hauptregel muss gelten, dass man auf ein Geheimnis, das man erfahren will, nicht allzu heißhungrig losgehen darf; je wichtiger es ist, desto weniger darf man daraus machen; am Besten ist es, gar nicht direct darnach fragen, es kommt von selbst, namentlich, wenn es wirklich Wert hat, und manche Thatsache, der der Wissende gar keinen besonderen Wert beigelegt hat, ist erst zum sorgfältig gehüteten Geheimnis geworden, weil die Dringlichkeit, mit der man sich darum gekümmert hat, aufgefallen ist. Im Nothfall, wenn alle anderen Hilfen versagt haben, wird nichts anderes übrig bleiben, als, immer mit Vorsicht, dem Betreffenden von der Strafsache mehr zu sagen, als man sonst für gut befunden hätte; es muss eine sorgfältige Auswahl aller jener Momente getroffen werden, welche sich um das betreffende Geheimnis gruppieren und aus welchen die Wichtigkeit der Sache hervorgeht. Wenn der Zeuge dann einsieht, dass er durch das Preisgeben seines Geheimnisses wirklich etwas Wichtiges bietet, so gelingen oft überraschende Erfolge.

Das relativ bedeutendste Geheimnis ist das der eigenen Schuld und die mitunter höchst auffällige Darlegung derselben, das Geständnis, ist ein eigentlich sehr merkwürdiges psychologisches Problem. In vielen Fällen liegen die Gründe für das Ablegen eines Geständnisses ganz klar am Tage: der Thäter sieht, dass die Beweise so dringend sind, dass er sicher verurtheilt wird, und dann sucht er durch das Geständnis eine Milderung der Strafe zu erzielen, oder er hofft durch eine mehr oder minder aufrichtige Darstellung des Sachverhaltes einen größeren Theil der Schuld auf einen anderen abzuwälzen. Mitunter ist sogar ein Zug von Prahlerei im Geständnis zu finden, z. B. bei ganz jungen Bauernburschen, die bezüglich einer Rauferei mitunter mehr gestehen, als sie gethan haben (leicht zu erkennen an der großthuerischen Art, mit der sie ihr verdienstliches Thun darstellen); dann die bekannten Geständnisse, um Verpflegung und Winterquartier zu bekommen, die Geständnisse aus Trotz und aus „Ueberzeugung“ (bei politischen Delicten und ähnlichen), sogar Geständnisse aus Edelsinn kommen

vor, um eine nahestehende Person zu entlasten, dann wieder Geständnisse zur Irreführung, die namentlich bei Complotten vorkommen und die den Zweck haben, Zeit zu gewinnen (entweder zur Flucht der eigentlichen Thäter oder zur Beseitigung compromittierender Dinge u. s. w.); der Mann gesteht hier in der Regel nur so lange, bis er glaubt, dass sein Plan gelungen ist, worauf er dann den Untersuchungsrichter mit einem wohlfundierten und regelmäßig auch gelingenden Alibibeweis überrascht. Endlich gehören noch hieher die Geständnisse, die Katholiken im Beichtstuhle befohlen wurden, und die Geständnisse auf dem Todtenbett. Die ersteren sind dadurch charakteristisch, dass sie ganz unmotiviert gebracht werden, dass der Gestehende seine That gar nicht zu beschönigen sucht, Ersatz zu leisten bestrebt ist, wenn es ihm auch schwer fällt, und dass er häufig sogar selbst um eine empfindliche Strafe bittet. Die Geständnisse der Sterbenden mögen zumeist wohl religiöse Gründe haben oder verhindern wollen, dass etwa ein Unschuldiger bestraft oder auch noch länger in Strafe behalten werde.

Mit dieser langen und keineswegs erschöpfenden Reihe solcher Geständnisse, die sich erklären lassen, ist aber nur ein gewisser Theil aller Geständnisse, die uns vorkommen, berührt, ein großer Theil bleibt uns mehr oder weniger unverständlich. Mittermaier [1]) hat sich schon mit dieser Frage eingehend befasst, gibt Beispiele und die ziemlich ausgedehnte ältere Literatur an. Für eine Anzahl von Fällen mag man vielleicht mit der Erklärung durch den Druck des Gewissens auslangen, namentlich dann, wenn es sich um hysterisch oder nervös veranlagte Naturen handelt, welche von mahnenden Vorstellungen gequält werden, indem ihnen der Geist des Getödteten zu erscheinen pflegt, oder denen fortwährend das unerträgliche Geklimper des gestohlenen Geldes im Ohre liegt u. s. w. Wenn der Betreffende dann vermeint, diese beunruhigenden Vorstellungen durch Geständnis und die nachfolgende Strafabbüßung los zu werden, so haben wir es nicht eigentlich mit dem zu thun, was man Gewissen nennt, sondern mehr oder minder mit etwas Krankhaftem, mit einer bis zur Psychose erregten Phantasie. Wenn aber solche Erscheinungen fehlen und wenn keinerlei religiöse Motive mitwirken, wenn der Betreffende sich ganz freiwillig, einem

---

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocess", Darmstadt 1834.

inneren Druck nachgebend, zu einem Geständnis entschließt, so haben wir allerdings einen jener Fälle, in welchem das „Gewissen" gewirkt hat — auch eines der vielen Worte, für die uns Erklärung und Begriff vollständig fehlt. Ich wüsste eigentlich kein Analogon im psychischen Wesen des Menschen, wo Jemand mit sehenden Augen Etwas ausschließend zu seinem Schaden und ohne irgend welchen wahrnehmbaren Nutzen thut, so wie es bei dieser Gattung von Geständnissen der Fall ist, und mit so singulär dastehenden Erscheinungen hat es immer große Schwierigkeiten. Man sucht sich bisweilen damit zu helfen, dass man behauptet, derartige Geständnisse geschehen aus bloßer Dummheit und Unüberlegtheit oder, dass man ihr Vorkommen einfach leugnet. Die Erklärung mit der Dummheit verfängt dem Praktiker gegenüber doch nicht, denn wenn wir auch zugeben, dass es oft vorkommt, dass einer ganz thöricht gesteht und es später, wenn er den begangenen Fehler wahrnimmt, bitter bereut, so finden wir doch auch viele Geständnisse, die nicht bereut werden, und bei welchen dem Betreffenden in gar keiner Richtung beschränkter Verstand vorgeworfen werden kann. Diese Geständnisse einfach zu leugnen ist zwar bequem, aber richtig ist es nicht, denn Jeder von uns kennt die Fälle in Menge, wo für das Geständnis trotz aller Mühe durchaus kein Motiv zu finden war — er hat gestanden, weil er gestehen wollte, darüber hinaus kommen wir nicht.

Liegt dem Criminalisten einmal ein Geständnis vor, so ist nach Ansicht des Laien die ganze Arbeit beendet, in Wirklichkeit fängt sie aber erst an. Vorsichtiger Weise legen alle Gesetzgebungen heute einem Geständnisse erst dann beweisenden Wert bei, wenn es mit den Erhebungen vollkommen übereinstimmt; man verlangt also irgend eine objective, mitbeweisende Unterstützung des Geständnisses, eine Unterlage für dasselbe; aus dieser Tendenz des Gesetzes ergibt sich aber auch, dass diese Unterlage für das Geständnis nur dann den ihr vom Gesetze beigelegten Wert haben kann, wenn dieselbe unabhängig vom abgelegten Geständnisse gewonnen und hergestellt wurde. In der Existenz eines Geständnisses liegt für Richter, Zeugen, Sachverständige, kurz, für alle an der Sache Betheiligten eine unglaublich stark suggerierende Macht; das Geständnis ist abgelegt, es wird Alles, was in der Sache wahrgenommen wird, unter den Gesichtswinkel des Geständnisses gerückt, und welch' ändernde Wirkung das hat, lehrt die Erfahrung

zur Genüge. Man ist so sehr geneigt, Alles, was man aufnimmt, mit Hilfe einer Erklärung einzuschachteln und anzupassen, dass man geradezu begehrlich nach dieser Erklärung greift und dann drückt und modelt, bis Alles sich willig gefügt hat. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, die jeder Beobachtende bestätigen wird, dass alle unsere Wahrnehmungen in der ersten Zeit weich und plastisch sind und sich leicht nach der im Geiste dafür schon vorhandenen Form gestalten lassen; erst wenn wir sie eine Zeit lang besessen haben und ruhig werden lassen, erst dann werden sie starr und ungefügig. Nimmt man also unter einer bestimmten Vorstellung auf, so wird das weiche Aufgenommene leicht eingepresst, Vorragungen und Unebenheiten werden weggedrückt, Vertiefungen ausgefüllt, und wenn es halbwegs möglich ist, wird die Anpassung leicht vollzogen. Nimmt nun kurz darauf eine neue, ganz andere Vorstellung in uns Platz, so geschieht die Umformung des aufgenommenen Materiales abermals ganz leicht, und erst lange später, wenn dies Aufgenommene erstarrt ist, gelingt eine neue Aenderung nicht mehr. Solche Dinge erfahren wir tagtäglich im gewöhnlichen Leben, aber auch in unserer Arbeit machen wir die gleiche Erfahrung. Wir hören von einem Verbrechen und pflegen die ersten Erhebungen; aus irgend welchen Gründen nehmen wir als vorläufigen Verdacht den A als Thäter an. Die erste Thätigkeit besteht nun für den Criminalisten bekanntlich darin, dass er das ganze, bis jetzt vorliegende Beweismaterial auf die Vorstellung: der A sei der Thäter, anzupassen sucht: der Localaugenschein wird in allen seinen Einzelheiten auf die Thäterschaft des A geprüft: es passt; Sectionsbefund desgleichen: es passt; die Zeugenaussagen nach einander ebenso: Alles passt. Schwierigkeiten haben sich wohl ergeben, aber sie sind zu beseitigen, man schiebt sie auf ungenaue Beobachtung oder sonstige Gründe, es geht schon, die Sache passt auf den A. Nehmen wir nun an, es würde bald darauf der B die That gestehen; dieser Umstand ist nun von so bedeutender Kraft, dass die früheren Verdachtsgründe gegen den A sofort bei Seite geschoben werden, die ganze Vorstellung der Thäterschaft vereinigt sich auf den B. Natürlich muss nun das ganze Materiale wieder auf den B geprüft werden, und trotzdem es früher auf den A gepasst hat, passt es jetzt wieder auf den B; es ergeben sich zwar auch hier einzelne Schwierigkeiten, aber zu beseitigen sind sie jetzt geradeso wie früher.

Ist das nun aber möglich mit Beweisstücken, die schon in schriftlicher Form und unabänderlich sind, um wie viel leichter geht es noch mit dem Anpassen der erst aufzunehmenden Beweise, die dann leicht durch das schon vorliegende Geständnis Färbung bekommen. Das educative Moment liegt nun in zweifacher Richtung vor: dem Richter und seinen Gehilfen (Sachverständige u. s. w.) und dem Zeugen gegenüber.

Sich selbst gegenüber hat sich der Strafrichter ununterbrochen vorzuhalten, dass seine Aufgabe nicht darin besteht, alle Beweismittel dem schon vorliegenden Geständnisse anzupassen und sie als bloße Decorationsstücke desselben auftreten zu lassen, sondern dass er den Beweis herzustellen hat aus dem Geständnis und aus den übrigen Erhebungen, dass also beides unabhängig von einander geschaffen werden muss. Der Gesetzgeber aller modernen Culturstaaten ist von der richtigen Voraussetzung ausgegangen, dass auch falsche Geständnisse vorkommen — und wer von uns hat solche nicht erlebt? — sei es, dass der Geständige ein Unterkommen haben will, sei es, dass er dies aus krankhafter Neigung ablegte, sei es, dass er den Thäter entlasten wollte, immer können solche falsche Geständnisse einzig nur dadurch entdeckt werden, dass man sie in Widerspruch mit den Erhebungen setzt. Adaptiert man aber blos, dann versagt dieses Mittel freilich; man braucht bei solchen falschen Geständnissen nicht immer blos an dramatische Ereignisse bei großen Mordthaten zu denken, sie kommen am häufigsten bei unwichtigen Fällen mit mehreren Thätern vor, wo man nur einen oder einige entdeckt hat, die dann die Schuld der Uebrigen auf sich nehmen, z. B. bei Diebstählen, Raufereien, Volksaufläufen u. s. w. Ich wiederhole: die suggerierende Kraft eines Geständnisses ist eine sehr große, und deshalb ist es wirklich nicht leicht, immer wieder von dessen Vorliegen abzusehen und alle Erhebungen so zu pflegen, als ob kein Geständnis vorläge — aber es muss so geschehen, wenn man sich nicht selbst in Irrthümer führen will.

Noch schwieriger ist der Vorgang den Zeugen gegenüber, weil man da die Schwierigkeiten mit diesen und außerdem mit sich selbst auszutragen hat. Das Einfachste wäre, den Zeugen ein vorliegendes Geständnis zu verleugnen, dann würden sie freilich ganz unbefangen sprechen. Aber abgesehen davon, dass dies als Lüge unerlaubt wäre, müsste dann jede Vernehmung eines Zeugen eine

reine Comödie sein, und in sehr vielen Fällen wäre auch das nicht möglich, weil es den Leuten schon bekannt ist, dass der Beschuldigte gestanden hat. Das einzige, was da zu machen ist, besteht darin, dass der Strafrichter (wenn es aus anderen Gründen überhaupt zulässig ist) dem Zeugen aufrichtig sagt, dass ein Geständnis vorliegt, dass er ihn aber darauf aufmerksam macht, dass dies allein noch kein Beweis ist, und endlich und hauptsächlich, dass er selbst kühlen Kopf behält und den Zeugen davon abhält, den Sachverhalt vom Standpunkte des „schon Eingestandenen" aus aufzufassen. Darauf kann nie genug hingewiesen werden, dass die Farbe, die in ein Protocoll kommt, zum mindesten vom Zeugen, sondern zum größten Theil vom Richter herstammt. Der exaltierteste Zeuge kann von einem besonnenen Richter auf einen vollkommen nüchternen und brauchbaren Standpunkt geführt werden, und umgekehrt, aus dem ruhigsten Zeugen kann das verwegenste Zeug zu Stande gebracht werden, wenn der Richter nur halbwegs den sicheren Boden des zweifellos Erwiesenen verlässt. — Mit sehr vernünftigen Zeugen, die man nicht blos unter Gebildeten findet, kann man auch ganz constructiv vorgehen und nach Darstellung ihrer Aussage ihnen sagen, man wolle sich den Fall so zurecht legen, wie er sich gestalten würde, wenn man das Geständnis nicht hätte. Es gibt überraschend viele Leute (ich habe sie namentlich unter Bauern gefunden), die einer solchen Ueberlegung ganz gut zugänglich sind, und gerne mitgehen, wenn man ihnen die Hand reicht und sicher voranschreitet. In einem solchen Falle ist es nöthig, vorerst die Aussage in ihre einzelnen Theile zu zerlegen; das ist hiebei das Wichtigste und Schwierigste, weil man nicht formell, sondern materiell zu scheiden hat, was für sich ein Moment bildet und was blos scheinbar zusammengehört. Sagen wir z. B., es wäre bei einer großen Rauferei mitten im Knäuel der Balgenden Einer gestochen worden und A gesteht die That. Ein Zeuge wüsste nun anzugeben, dass A zuerst ein Drohwort gerufen, dann in den Knäuel hineingesprungen sei, in den Sack gegriffen habe und wieder vom Knäuel weggegangen sei; mittlerweile sei der Stich gesetzt worden. In diesem einfachen Fall muss also geschieden werden zwischen den angegebenen einzelnen Momenten, und jedes ist für sich vorzunehmen. Wir denken uns also, A habe nicht gestanden; wie würden wir dann den Drohruf deuten? Kann er nicht auch gegen die Angreifer des Beschädigten gerichtet ge-

wesen sein? Kann das Hinspringen nicht auch ein zu Hilfe eilen gewesen sein? Kann das in den Sack greifen nicht anders gedeutet werden? Muss er gerade um sein Messer gegriffen haben? War genug Zeit, um es zu öffnen und zuzustechen? Kann der Stich nicht damals schon gesetzt gewesen sein? — Wir können dann zu dem Schluss kommen, dass das Ganze, was über den A bezeugt wurde, vielleicht nicht das mindeste Belastende enthält — fasst man es aber in Verbindung mit dem Geständnis auf, so ist die Aussage des Zeugen fast die eines Thatzeugen, der den A stechen sah.

Mengen sich nun aber einzelne Sinneswahrnehmungen mit Schlüssen ein, kommen dann gleichlaufende andere Wahrnehmungen in Betracht, die vielleicht andere Personen trafen, dann ist die Scheidung allerdings nicht so einfach, aber geschehen muss sie.

Bei minder vernünftigen Leuten, mit welchen man nicht solche Constructionen machen kann, muss man sich auf allgemeine Regeln beschränken: Vollkommene Genauigkeit verlangen und stets auf die *ratio scientiae* dringen, dann kommt man sehr häufig dahinter, dass eine beiläufige Wahrnehmung bezüglich irgend einer Person in eine sichere Wahrnehmung bezüglich des „Gestehenden" umgewandelt wurde. — Es kommt ja verhältnismäßig selten vor, dass unwahre Geständnisse entdeckt werden, aber wenn dies einmal geschieht, und man nimmt sich die Mühe, dann die vorhandenen Beweismaterialien einer vergleichenden Kritik zu unterziehen, so kann man oft ohne Schwierigkeit wahrnehmen, wie die Anpassung geschehen ist. Die Zeugen wollten nicht im Entferntesten die Unwahrheit sagen, ebenso hat sich der Richter bemüht, das Wahre festzustellen, und doch musste den Sachen oft ganz energisch Gewalt angethan werden, um sie so zu formen, dass sie auf den „Geständigen" passten. Solche Arbeiten sind ganz besonders belehrend, sie sollten deshalb nie versäumt werden, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Alle Zeugenaussagen bieten ein typisches Bild; das, was bezeugt wurde, passt recht gut für die Annahme, dass der „Geständige" der Thäter war; es passt aber auch für die Annahme, dass der nun eruierte, wirkliche Thäter der Schuldige war, nur muss Manches geändert werden, und das ist oft sehr viel. Hat man Gelegenheit, dieselben Zeugen nochmals zu vernehmen, so wird der Vorgang noch ungleich belehrender. Die Leute (wir nehmen an, dass sie ganz ehrlich die Wahrheit sagen wollten) bestätigen natürlich den Vorgang so, wie er auf den zweiten, nunmehr

richtigen Thäter passt, und wenn man eine Erklärung für die frühere Aussage, die auf den „Geständigen“ gedreht war, verlangt, so entnimmt man aus den Antworten zweifellos, dass die Unrichtigkeiten so zu sagen unwillkürlich zum Vorschein gekommen waren; der Umstand, dass Einer gestanden hat, wirkte suggerierend.

Aehnliche Verhältnisse, wie bei einem Geständnisse, liegen auch dann vor, wenn schon andere überführende Beweise gesammelt wurden, die ebenso voreinnehmend wirken können, wie ein Geständnis. Den neuen Zeugen gegenüber hat es der Richter hier leichter, da er ihnen ja die schon vorliegenden Beweise nicht sagen muss. Wie sehr sich die Leute von vorhandenen Verdachtsgründen beeinflußen lassen, das sehen wir täglich. Nur ein Beispiel sei erwähnt. Ein ganz intelligenter Mann war Nachts überfallen und verletzt worden, worauf nach dessen Beschreibung ein Individuum verhaftet und dem Beschädigten am nächsten Tage vorgestellt wurde, mit der Frage, ob dies der Thäter sei. Er agnoscierte mit voller Sicherheit, und da seine Beschreibung nicht vollkommen gestimmt hatte, wurde der Zeuge gefragt, warum er denn so bestimmt glaube, dass dies der Thäter sei. „Sonst hätten Sie ihn wohl nicht hier, wenn er nicht der Richtige wäre“ — war die verblüffende Antwort. Blos weil der Verdächtigte auf die Angaben des Beschädigten hin eingezogen worden war und nun in Arrestantenkleidern dastand, glaubte dieser darin eine solche Unterstützung seiner Angaben zu sehen, dass er ihn bestimmt als Thäter bezeichnen dürfe, ein reines ὕστερον πρότερον, das ihm wegen des energischen Eindruckes der Erscheinung gar nicht aufgefallen war. Ich glaube, dass das Haushalten mit dem, was der Criminalist von der Sache weiß, zu seinen schwierigsten Aufgaben gehört.

g) Das Interesse.

Wer von uns ehrlich arbeiten will, der muss sich auch bestreben, das Interesse der Leute, mit denen er arbeitet, zu erwecken und rege zu erhalten. Seinen Mitrichtern gegenüber ist man verpflichtet, den Stoff geordnet, systematisch, erschöpfend, aber ohne überflüssige Breite vorzubringen und immer selbst auf das Beste und bis in das Kleinste von der Sache informiert zu sein. Wer so den Fall, und sei es der alltäglichste und einfachste, vorbringt, kann immer des vollsten Interesses seiner Mitarbeiter

sicher sein, wo aber Interesse herrscht, da fehlt die Aufmerksamkeit nie, und wo diese ist, da wird das Beste geleistet, was geleistet werden kann. Das sind eigentlich ganz selbstverständliche Voraussetzungen; in gewisser Beziehung wird mehr gefordert den Sachverständigen gegenüber. Vor Allem muss jeder Sachverständige, sei er der bescheidenste Handwerker, sei er ein weltberühmter Gelehrter, die volle Ueberzeugung bekommen, dass der Strafrichter sich mit vollstem Interesse der Arbeit des Sachverständigen hingibt, dass er die Mühe und die Kenntnisse, die in ihr stecken, zu würdigen weiß, dass er den Sachverständigen nicht blos fragt und hört, weil es so im Gesetze vorgeschrieben ist, und endlich, dass der Richter für die Arbeit des Sachverständigen, soweit es ihm zusteht und möglich ist, ein gewisses Verständnis besitzt.

Wenn der Sachverständige in noch so hohem Grade gewissenhaft und für seine Sache eingenommen ist, so ist es doch ganz unmöglich, derselben ein wesentliches Interesse entgegen zu bringen, wenn er bei dem, für den er wenigstens der Form nach arbeitet, kein Mitgehen, kein Interesse, kein Verständnis findet. Man möge versichert sein, dass das geringe Maß von Achtung, welches wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus bei Vertretern anderer Disciplinen genießen — seien wir ehrlich, es ist so — namentlich von unserer Verbindung mit denselben als Sachverständige bei Gericht herrührt, da sie bei den vielfachen Berührungen mit uns gerade in den wichtigsten Fragen so wenig Verständnis und Interesse antreffen. Wenn sich die Sachverständigen mit wenig Achtung äußern, wenn das verbreitet wird, und wenn sich das dann zu allgemeinen Ansichten über uns ausdehnt, so geschieht uns volles Recht. Kein Mensch kann von einem Strafrichter außer in seinem Fache noch wesentliche Kenntnisse in allen Disciplinen verlangen, für die es Sachverständige gibt — wohl aber muss er einen Ueberblick über dieselben haben, so weit sie sein Gebiet berühren, um nicht ganz unverstanden und nicht verstehend dem Experten gegenüberzustehen, um mit ihm gehen und seine Leistung würdigen zu können. Ebenso kann man aber auch Interesse des Strafrichters für die fertige Arbeit des Sachverständigen verlangen. Wenn er das Gutachten in Empfang nimmt und zu den Acten steckt, wenn er nie zeigt, dass er auf den Spruch der Sachverständigen gespannt war, und wenn er ihre Aeußerung lediglich als eine Nummer ansieht, dann darf sich Niemand wundern, wenn die

Sachverständigen schließlich auch ihre Arbeit lediglich als abzuliefernde Nummer ansehen und wenn ihr Interesse erlahmt. Kein Mensch bewahrt einer Sache Interesse, wenn ihm solches nicht entgegengebracht wird, und so ist es beim besten Sachverständigen das Gleiche; es fällt natürlich Niemandem ein, zu behaupten, dass der Strafrichter Interesse heucheln soll, das wäre das Allerschlimmste — er muss solches haben, sonst taugt er zum Criminalisten nicht. Aber erhöhen und lebendig machen lässt sich das Interesse. Sieht der angehende Criminalist ein, dass die Gutachten der Experten für seine Sache von der größten Wichtigkeit sind, so muss er ihnen wenigstens etwas Interesse entgegenbringen; ist dies aber vorhanden, so wird er die Gutachten mit Aufmerksamkeit lesen; dann wird ihm auch Manches unverständlich sein und er wird die Experten um Aufklärung bitten, eine Frage gibt die andere, eine Antwort nach der anderen gibt Verständnis und mit dem Verständnis kommt immer mehr wachsendes Interesse. Dass man irgend welchen Schwierigkeiten begegnet, wenn man, auch ganz privatim, zur eigenen Aufklärung von gerichtlichen Sachverständigen Belehrung verlangt, das kommt nicht vor, ich habe es in langer eigener Praxis nie erlebt und darüber auch von Niemandem klagen gehört, im Gegentheil man sieht immer nur Freude und Genugthuung, wenn man mit solchem Anliegen vorkömmt, und der Gewinn ist stets ein reichlicher. Das ist einfach darin zu erklären, dass der Experte für sein Fach Interesse hat, eben jenes sachliche Interesse, das der unvergleichlich größte Theil der Juristen für sein Fach nicht hat. Und dies beruht aber wieder auf einer für uns traurigen Thatsache; der Mediciner studierte Medicin, weil er Mediciner werden wollte, der Chemiker studierte Chemie, weil er Chemiker werden wollte, der Physiker studierte Physik, weil er Physiker werden wollte u. s. w. — nur der Jurist studierte Jus, nicht weil er Jurist, sondern weil er Beamter werden wollte, und da er keine ausgesprochenen Interessen hatte, so wählte er als Beamter wieder jenen Zweig, wo er am besten Aussicht zu haben glaubte. Das ist bittere Wahrheit und die allgemeine Regel; die wirklich um der Rechtswissenschaft willen Jus studieren, das sind Ausnahmen, und so kommt es, dass wir wahres Interesse für die Sache von Anderen, von den Nichtjuristen, von unseren Sachverständigen lernen müssen. Es lässt sich aber lernen, und mit wachsendem Interesse wachsen die

Kenntnisse und mit wachsenden Kenntnissen wächst die Freude an der Arbeit und mit ihr auch der Erfolg.

Der schwierigste Theil der Frage ist der, wo es sich um das Erwecken des Interesses bei den Zeugen handelt, denn hier muss eigentlich rein erziehlich vorgegangen werden; durch die Erweckung des Interesses muss Aufmerksamkeit erzielt werden, und durch diese wieder Richtigkeit des Wiedergegebenen, also das Wichtigste, was wir in unserer Arbeit brauchen. „Wo das Interesse fehlt," sagt v. Volkmar,[1]) „da fehlt auch die Aufmerksamkeit; das absolut Neue fesselt nicht, was die Apperception beeinträchtigt, lähmt auch die Aufmerksamkeit." Das Maßgebendste in diesem für uns bedeutenden Lehrsatz ist die Stelle: „Das absolut Neue fesselt nicht", was so oft übersehen wird. Wenn ich einem ganz ungebildeten Menschen mit den Zeichen größter Ueberraschung erzähle, man habe in Verona die fehlenden Bücher der „Annales" von Tacitus, oder im Eise der Lenamündung ein vollständig erhaltenes Dinotherium oder auf der Manorasternwarte die endliche Lösung der Marscanäle gefunden — so werden ihn alle diese hochinteressanten Neuigkeiten vollkommen kalt lassen, sie sind ihm absolut neu, er kennt ihre Bedeutung nicht, er weiß gar nichts damit anzufangen, sie bieten ihm nicht das mindeste Interessante. Ganz Aehnliches werde ich erleben, wenn ich bei Führung einer großen Untersuchung einem, wenn auch noch so gebildeten, aber von dieser Untersuchung gar nicht unterrichteten Menschen erfreut mittheile, dass ich endlich jenen wichtigen Zettel gefunden habe, von welchem allein die Aufklärung des ganzen Herganges abhängt. Ich kann unmöglich Interesse, Aufmerksamkeit und Verständnis für die Sache erwarten, wenn der Mann gar keine Kenntnis davon hat, um was es sich handelt, und warum denn eigentlich jener Zettel Bedeutung haben soll. Und trotzdem das Alles eigentlich sehr natürlich und erklärlich ist, trotzdem machen wir aber Aehnliches alle Tage. Wir stellen dem Zeugen eine ganz bestimmte Frage, die für uns, die wir den ganzen Sachverhalt kennen, von großer Bedeutung ist, die uns auch vollkommen klar ist, die aber für den Zeugen ein herausgerissenes, vollkommen zusammenhangloses und daher kein Interesse bietendes Zeug dar-

[1]) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

stellt. Wer kann dann ohne Interesse vom Zeugen Aufmerksamkeit und eingehendes, überdachtes Beantworten verlangen? Ich habe es selbst mit angehört, dass ein Zeuge vom Vorsitzenden kurzweg gefragt wurde, was für ein Wetter an diesem und jenem Tage geherrscht hatte, worauf der Zeuge unwillig erklärte: „Hören Sie, mich so und so viele Meilen weit herzuplagen, um mit mir vom Wetter zu discurieren, das ist doch . . .“ Der alte Mann war eigentlich vollkommen im Rechte, denn eine solch' herausgerissene Frage hat keinen Zweck; als ihm dann umständlich auseinandergesetzt wurde, warum die Frage im vorliegenden Processe von größter Bedeutung sei, wie sich der ganze Zusammenhang gestaltet, und wie seine Antwort verwertet werden soll, so gieng der Zeuge mit größtem Eifer darauf ein, gab sich alle erdenkliche Mühe, durch verschiedene Combinationen und Associationen auf einen Anhaltspunkt für das fragliche Wetter zu kommen, und brachte schließlich eine sehr gut verwertbare Angabe zu Stande. Das ist auch der einzige Weg, auf dem man einen Zeugen zur Aufmerksamkeit bewegen kann. Wenn man ihm blos befiehlt, der Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so hat dies genau dieselbe Wirkung, wie, wenn man Jemanden auffordert, laut zu sprechen — im günstigsten Falle hat es secundenlangen Erfolg, dann aber ist es wieder so wie früher. Aufmerksamkeit kann erwirkt, aber nicht anbefohlen werden, und es gelingt immer und bei jeder Person, wenn man den richtigen Weg einschlägt. Die erste und unerlässlichste Bedingung ist die, dass man selbst Interesse hat und dieses auch zeigt, denn es ist ganz unmöglich, Jemandem Interesse einzuflößen, wenn man selber keines hat. Es gibt nichts Ertödtenderes und Abstumpfenderes, als zuzusehen, wie Einer schläfrig und langweilig die Leute abfragt, und wie der Andere, dadurch angesteckt, in der gleichen Weise antwortet; ebenso erfreuend ist es aber auch, wenn man die überraschende Wirkung eines interessierten und interessierenden Fragens mit beobachten kann; der schläfrigste Zeuge, selbst stumpfsinnige Leute werden lebendig, man kann verfolgen, wie ihr Interesse und dadurch die Aufmerksamkeit von Schritt zu Schritt zunimmt, wie sie wirklich anfangen, etwas zu wissen, und wie deutlich das, was sie sagen, an Verlässlichkeit gewinnt. Sie haben gesehen, wie sich der Richter müht, wie wichtig die Sache ist, wie leicht eine Irrung geschehen kann und wie folgenschwer sie ist, sie merken, wie man durch Aufpassen und sich Mühe geben

der Wahrheit näher kommt, wie man bei strenger Aufmerksamkeit Fehler vermeiden kann, und so entstehen die brauchbarsten Aussagen bei Leuten, die anfangs ganz verzweifelte Perspectiven eröffnet hatten.

Hat man selbst aber auch wirklich lebhaftestes Interesse und will man sich alle Mühe geben, solches bei den Zeugen zu erwecken, so bedarf es noch immer einer sorgfältigen Ueberlegung, wie man dies thun soll, d. h. was und wie viel man den Zeugen von dem schon festgestellten oder gar von dem blos vorausgesetzten und als möglich angenommenen Materiale sagen soll. Einerseits weiß man, dass man des Zeugen Aufmerksamkeit um so sicherer und lebhafter zu fesseln weiß, je genauer man ihn über den Sachverhalt unterrichtet, andererseits sprechen Vorsicht und andere Rücksichten dagegen, einem Zeugen, den man vielleicht gar nicht kennt und über dessen Vertrauenswürdigkeit man gar nichts weiß, sehr heikle und wichtige Dinge mitzutheilen; namentlich hat es immer sehr bedeutende Schwierigkeiten, wenn man ihm Voraussetzungen und Combinationen mittheilen soll, oder wenn man ihm auseinandersetzt, um wie viel sich die Sache anders gestaltet, wenn der Zeuge so oder anders aussagt. Gerade das Letztere hat oft suggerierende Wirkung und muss doch häufig und namentlich dann geschehen, wenn die Aussage oder ein gewisser Theil derselben scheinbar von wenig Belang und doch sehr wichtig ist; das Letztere kann dem Zeugen oft nur dadurch klar gemacht werden, dass man ihm den Unterschied an der Wirkung zeigt, weil er an derselben erst sieht, dass es allerdings der Mühe wert ist, nachdrücklich zu überlegen und sich Mühe zu geben. Jeder von uns wird sich daran erinnern, dass ein Zeuge sehr rasch und flüchtig mit einer ihm ganz gleichgiltig erscheinenden Antwort fertig war und dann, wenn man ihm die Bedeutung und Wirkung derselben vor Augen führte, erst zu denken anfieng und schließlich mit einer wesentlich anderen, oft geradezu widersprechenden Antwort zum Vorschein kam.

Wie und wann man also da sprechen kann, darüber gibt es keine Regeln — das kluge Durchkommen zwischen genug sagen, um das Interesse zu erwecken, und nicht zu viel sagen, um keinen Schaden anzurichten, ist Tactfrage und von größter Wichtigkeit. Nur ein bestimmter Trick kann empfohlen werden, der darin besteht, dass man bei der ersten Vernehmung eines Zeugen lieber

vorsichtiger ist, und mit dem, was man weiß oder was man nur vermuthet, zurückhält; es gelingt ja vielleicht, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Zeugen zu fesseln. Glaubt man aber, dass dies in erhöhtem und für die Untersuchung gedeihlichem Maße möglich wäre, wenn man dem Zeugen tieferen Einblick gewährt, so nimmt man ihn später, und zwar zu einer Zeit, wo man dies ohne Gefahr thun kann, neuerlich vor und trachtet nun seine Aussage in Folge gesteigerten Interesses brauchbarer und richtiger zu gestalten. Freilich ist auch hier der Schlüssel für den Erfolg in erhöhter Aufwendung von Mühe gelegen — das ist aber bei unserer Arbeit überall so, und das Interessieren der Zeugen für die Sache ist so wichtig, dass es auch die größte Mühe lohnt.

8. Phänomenologisches.

Phänomenologie ist die Lehre von den Erscheinungen überhaupt, somit in unserem Sinne die systematische Zusammenstellung jener äußeren Symptome, die von inneren Vorgängen bewirkt werden, also auch umgekehrt auf ihr Vorhandensein schließen lassen. Im weitesten Sinne könnte man daher unter diesen Phänomenen auch die Handlungen und das ganze Auftreten eines Menschen verstehen, im eigentlichen Sinne lassen sich aber nur die äußeren Erscheinungen am Menschen darunter begreifen, die auf bestimmte psychische Momente schließen lassen, so dass unsere Phänomenologie sich als normalpsychologische Semiotik darstellen kann. Sie ist für uns von großer Wichtigkeit, hat aber, wenigstens heute noch, nicht die Aufgabe, eine Anweisung darüber zu geben, wie man aus einer ungezählten Menge von äußeren Erscheinungen an den Menschen unzweifelhafte Schlüsse auf innere Vorgänge bei denselben ziehen soll; dazu sind die Beobachtungen noch viel zu wenig zahlreich, viel zu wenig exact gepflogen und die physiologischen Untersuchungen noch viel zu wenig vorgeschritten; zu welchen gefährlichen Irrthümern man auf dieser Bahn gelangen kann, wenn sie vorzeitig betreten wird, zeigen die Lehren der positivistischen italienischen Schule, die sich ja eigentlich auch als psychopatische Semiotik darstellen. Kann aber unsere Phänomenologie nicht so weit gehen, auch nur entfernt die Aufstellung einer systematischen Symptomenlehre zu versuchen, so kann sie doch die Auffassungen, die man im gewöhnlichen Leben von diesen äußeren Erscheinungen

zu haben pflegt, einer kritischen Besprechung unterziehen und namentlich übertriebene Vorstellungen über den Wert einzelner Symptome auf jenes Maß zurückführen, welches sich verantworten und beweisen lässt. Fast möchte es scheinen, als ob die Thätigkeit, die hier zu entwickeln kommt, eine mehr negative sein wird, es ist aber auch darin Gewinn zu finden, wenn wir erwägen, dass die Lehre der psychologischen Phänomenologie erst in späterer Zeit aufzubauen sein wird, und dass die Forschung einstweilen schon Arbeit leistet, wenn sie die vorhandenen Anschauungen sichtet und beseitigt, was nicht verwendbar ist.

a) Allgemein Aeußeres.

„Jedes Phänomen des Geistes hat sein physisches Correlat", sagt Helmholtz,[1]) und darin liegt eigentlich das ἓν καὶ πᾶν der ganzen Frage; Alles, was im Geiste vorgeht, das muss der Körper in irgend einer Weise mitmachen; es ist daher auch sinnlich wahrnehmbar, bald erkennbarer, bald nur in Spuren angedeutet. Freilich geht das nicht so weit, dass dasselbe Phänomen des Geistes immer dasselbe physische Correlat besitzt, das ist weder bei den einzelnen Individuen gleich, noch wiederholt es sich im selben Individuum stets gleichmäßig, und so wie überhaupt die moderne Art des Generalisierens immer Gefahren und Unwahrheiten mit sich bringt, so kann man sich gerade hier nicht genug vor ihr hüten. Dürfte man hier generalisieren, dann wären die psychischen Vorgänge bald so klar, wie die physischen, aber dass dies hier unzulässig ist, hat viele Gründe. Vor allem sind die physischen Aeußerungen nur selten die directen und unvermittelten Aeußerungen eines psychischen Momentes (wie z. B. das Zeigen der geballten Faust bei Drohungen), sondern meistens in keinem ursächlichen Zusammenhang stehend, so dass man nur beiläufig und hypothesenhaft die Erklärung gibt, indem man physiologische, anatomische oder sogar atavistische Momente heranzieht. Weiters sind ganz zufällige Angewöhnungen und Vererbungen wirksam geworden, die zwar nicht ganz neugestaltend, aber umbildend eingegriffen haben, wodurch im Laufe der Zeit eine ganz natürliche Aeußerung so lange verändert wurde, bis sie dann völlig unverständlich ist; zudem

[1]) H. L. Helmholtz, „Ueber die Wechselwirkungen der Naturkräfte", Königsberg 1854.

sind solche Erscheinungen meistens ganz individuell, so dass das Studium bei jedem Einzelnen von Neuem beginnen muss, auch bleiben sie selten constant; wir nennen sie Gewohnheiten und sagen z. B.: „Er hat die Gewohnheit, an das Kinn zu fassen, sobald er verlegen ist“ — aber wie solche Gewohnheiten wechseln, das ist bekannt genug. Weiters wirken in vielen Richtungen rein physiologische Gründe, die wir nur empirisch und vielleicht ganz zufällig mit psychischen Vorgängen verbinden (z. B. Erröthen, Zittern, selbst Lachen, Weinen, Stottern etc.), und endlich liegt es den wenigsten Menschen daran, ihr Inneres den Anderen offen darzulegen, so dass sie keinen Grund einsehen, warum sie dasselbe in kenntliche Uebereinstimmung mit dem Aeußeren bringen sollen; dies thun sie aber nicht erst seit gestern, sondern seit Jahrtausenden, und so haben sich bestimmte Aeußerungen von einer Generation auf die andere fortvererbt und dabei immer modificiert, bis sie heute in vollkommen unkenntlicher Form auftreten; charakteristischerweise hat das Bestreben, die Anderen zu täuschen auch seine Grenzen vorgezeichnet erhalten, und so kommt es oft vor, dass sogar ganz einfache und bezeichnende Gesten mit den Worten in Widerspruch gerathen, wenn letztere unwahr sind; man kann z. B. wahrnehmen, dass Einer sagt: „sie gieng h i n a b“ und deutet dabei, wenn auch nicht sehr lebhaft, so doch wahrnehmbar, nach h i n a u f — hiebei ist eben das Gesagte unwahr, das Gedeutete wahr gewesen, er vermochte seine Aufmerksamkeit wohl auf das zu Sagende zu concentrieren, nicht aber auf das zugleich Gedeutete, und so wurde die Hand gewissermaßen von dem unbeaufsichtigten Unterbewusstsein allein geleitet.

In dieser Richtung hochmerkwürdig war ein Fall, in dem eine ob Kindsmord Verdächtigte erzählte, sie habe ganz allein entbunden, habe das Kind noch abgenabelt und dann neben sich auf das Bett gelegt; sie habe auch wahrgenommen, wie sich hiebei eine Ecke der Bettdecke über das Gesicht des Kindes gestreift habe, so dass sie noch die Vorstellung gehabt hätte, dass dies die Athmung des Kindes behindern müsse, sie sei aber hiebei von einer Ohnmacht befallen worden, habe dem Kinde also nicht helfen können, und so sei dasselbe erstickt. Während sie dies zögernd und weinend erzählte, spreizte sie die Finger der linken Hand aus und drückte mit derselben fest auf ihren Oberschenkel, etwa so, wie sie gethan hätte, wenn sie dem Kinde zuerst etwas Weiches, etwa eine Ecke

der Bettdecke, auf den Mund und die Nase gelegt und dann mit der Hand darauf gedrückt hätte. Diese Bewegung war so überaus bezeichnend, dass sie unwillkürlich auf die Frage leitete, ob sie das Kind nicht in dieser Weise erstickt habe. Schluchzend bejahte sie dann die Frage.

Ganz ähnlich war endlich ein dritter Fall, in welchem Einer versicherte, er habe mit seinem Nachbarn stets auf das Beste in Frieden gelebt — wobei er aber die Faust ballte — letzteres entsprach seinen Gesinnungen gegen den Nachbarn, sein Wort aber nicht.

Es braucht wohl nicht betont zu werden, dass man die Sicherheit seiner Feststellungen sehr arg gefährden würde, wenn man vorschnell und sanguinisch auf solche und ähnliche Gesten großen Wert legen wollte, zumal die Beobachtung derselben nicht ganz leicht ist; man hat bei Vernehmungen überhaupt genug zu thun und im Auge zu behalten, weshalb es schwer fällt, auch noch auf Bewegungen zu achten; weiters verwechselt man bei geringer Uebung auch leicht ganz gleichgiltige oder gewohnheitsmäßige Bewegungen mit signifikanten, bildet sich auch leicht ein, mehr gesehen zu haben, als thatsächlich hätte gesehen werden sollen, und endlich kann man dieses Beobachten auch nicht zu auffällig machen, weil dann der Betreffende seine Gesten sofort controliert. Kurz, die Sache hat ihre Schwierigkeiten, wer diese aber überwindet, bereut die aufgewendete Mühe gewiss nicht.

Zu empfehlen ist es, auch hier die Studien nicht erst am Raubmörder, sondern bei ganz simplen Fällen und im alltäglichen Leben zu machen, wo man keinerlei Gefahr läuft, schwerwiegende Fehler zu begeben und wo man auch viel ruhiger beobachten kann. Die Geberden sind uns ja überraschend kräftig eingewöhnt, fast jeder Mensch macht welche und meistens nicht gleichgiltige; es ist z. B. höchst unterhaltend, Jemandem zuzusehen, der am Telephon spricht und blos eine Hörschale benützt, wodurch dann die freie Hand die Gesten für beide Hände übernimmt; er ballt drohend die Faust, streckt einen Finger nach dem andern in die Höhe, wenn er etwas aufzählt, er stampft mit dem Fuß, wenn er sich ärgert, und deutet mit dem Finger auf die Stirne, wenn der Andere schwer begreift, kurz er agiert gerade so, als wenn er den Partner vor sich hätte. Solch eingewurzelte Bewegungen verlassen uns aber fast nie und gehen also auch mit, wenn man lügt, und da doch Jeder,

während er lügt, gleichzeitig das Wahre in der Vorstellung hat, so ist es begreiflich, dass die letztere kräftiger auf die Geste wirkt, als die vielleicht nur flüchtig wirkende Lüge. Es handelt sich da immer darum, was stärker war, denn zu jeder Geberde muss der Impuls durch eine kräftige Empfindung gegeben sein, und die energischere trägt den Sieg davon; Herbert Spencer [1]) nennt es ein allgemeines, wichtiges Gesetz, dass eine Empfindung, wenn sie einen gewissen Grad übersteigt, sich gewöhnlich in einer körperlichen Handlung äußert. Dies ist für uns um so wichtiger, als wir selten mit leichten, nicht tief greifenden und oberflächlichen Empfindungen der Leute zu thun haben; die fraglichen Empfindungen „übersteigen einen gewissen Grad" in den meisten Fällen, und so werden wir eine „körperliche Handlung", also zum mindesten eine Geste, sehr häufig wahrzunehmen bekommen.

Der ausgezeichnete englische Arzt Charles Bell [2]) meint, vorsichtig wie immer, es sei behauptet worden, dass das, was die äußeren Zeichen der Leidenschaften genannt wird, nur die begleitenden Erscheinungen jener willkürlichen Bewegungen sei, die der Körperbau (besser: die körperliche Situation) nothwendig macht. Das ist ja später namentlich von Darwin und seinen Leuten als der zweifellose Beginn aller Geberden nachgewiesen worden — also z. B. die abwehrenden Bewegungen beim Anhören von etwas Entsetzlichem, das Ballen der Hände im Zorn, ebenso wie beim Raubthiere das Fletschen der Zähne, das Kopfsenken beim Stiere etc. Diese verschiedenen Bewegungen sind im Laufe der Zeit allerdings zum allergrößten Theile unverständlich geworden und nur mehr erfahrungsgemäß zu deuten, auch beim einzelnen Individuum verschieden entwickelt und deshalb schwer verständlich. Wie weit dies gehen kann, wenn es durch Generationen und Generationen hindurch gedauert hat und endlich typisch geworden ist, das ist bekannt; so wie sich der oft geübte Muskel des Lastträgers, Turners oder Fechters beim Individuum entwickelt, so entwickeln sich auch Muskeln in den geistig bewegtesten Theilen unseres Körpers, im Gesicht und in den Händen, im Laufe von Jahrhunderten durch

---

[1]) Herbert Spencer, „Essays, scientific, political and speculative", 2. Serie 1863.

[2]) Charles Bell, „The anatomy and philosophy of expression", London 1806 und 1847.

das häufige Annehmen eines bestimmten Ausdruckes oder durch häufige Bewegungen. Das hat zu ganz landläufigen Beobachtungen geführt, indem wir von rohen, thierischen, leidenschaftlichen, gescheidten Gesichtern und von ordinären, nervösen, durchgeistigten Händen sprechen, es hat aber auch geradeaus zu wissenschaftlicher Verwertung dieser Erscheinungen geführt, die dann z. B. in der Form des „Verbrecherstigmas", wie es Lombroso und seine Leute behaupten, in moderner Zeit Schiffbruch erlitten hat, weil man aus ungeklärtem, dürftigem und nicht gesichtetem Material vorschnelle Schlüsse zog. Die Sache ist aber keineswegs neu und Lombroso ist nicht ihr Erfinder; sieht man von einer gelegentlichen Bemerkung Kants (in seiner „Menschenkunde") ab, so ist als der erste, der die übrigens uralten Beobachtungen wissenschaftlich zu verwerten suchte, der Deutsche J. B. Friedreich [1]) zu bezeichnen, der ausdrücklich erklärt: „Bei gewissen moralischen Deflexen könnte man dieselben somatisch-pathologischen Erscheinungen nachweisen; bei einigen ist dies schon ziemlich deutlich beobachtet worden, wie z. B. Brandstiftungen bei gestörtem Zustande der Geschlechtsentwicklung, Giftmord, oft aus ausgeartetem Geschlechtstrieb hervorgehend, sich ersäufen, oft aus Folge der übersättigten Trunksucht u. s. w." Die moderne Psychopathologie weiß von diesen Merkwürdigkeiten allerdings nichts mehr, und ähnliche Dinge, die in unseren Tagen behauptet wurden, haben sich wieder als unerweislich gezeigt, aber dass es solche Zusammenhangerscheinungen gibt, und dass ihre Zahl durch exacte Beobachtungen immer vergrößert werden wird, das ist zweifellos. Wenn wir von den alltäglichsten Erscheinungen ausgehen und die hundertmal citierte Thatsache ins Auge fassen, dass Jedermann auf den ersten Blick den alten Jäger, gewesenen Officier, Schauspieler, die Aristokratin, die feile Dirne erkennt, so können wir da auch weitergehen; der Geübtere kennt den Kaufmann, den Beamten, den Fleischermeister, den Schuster, den echten Vagabunden, den Grec, den geschlechtlich Perversen etc., und wenn man einmal, und das ist ein wichtiges, allgemeines Gesetz, eine Thatsache in ihren groben Formen als richtig anerkannt hat, so muss die Möglichkeit ihrer Richtigkeit für die feineren Erscheinungsarten zugegeben werden, denn die Grenze zwischen

[1]) J. B. Friedreich, „System der gerichtl. Psychologie", Regensburg 1852.

dem Groben und dem Feineren ist nirgends zu ziehen, sie ist nach der Geschicklichkeit des Beobachtenden, nach der Art des ihm zu Gebot stehenden Materiales und nach der Güte seiner Instrumente immer weiter zu schieben, und Niemand kann sagen, wo die Möglichkeit eines noch Weitergehens aufhören muss. In allen Fragen, welche gerade hieher gehören, wird wenigstens etwas zugegeben werden müssen, und jeder Laie treibt täglich gewisse diesfällige Disciplinen: er spricht von dummen und gescheidten Gesichtern und treibt damit Physiognomik, er weiß, dass es Denkerstirnen und Mikrocephale gibt, und damit betritt er das Gebiet der Kranioskopie, er erwähnt Geberden des Schreckens und der Freude und erwähnt hiebei Lehren der Mimik, er bewundert eine feine elegante Hand im Gegensatze zu einer plumpen, gemeinen Hand und bezeichnet dadurch die Chirognomie als bestehend, er findet eine Handschrift gelehrt und ausgeschrieben, die andere plump, geziert, unangenehm und begibt sich so zu den Anfangsgründen der Graphologie — alle diese Wahrnehmungen und Schlüsse werden von Niemandem geleugnet, und wo die erreichbare Grenze liegt, das weiß Niemand.

Der einzig richtige Standpunkt wird daher der sein, auf dem wir alle gewagten und unbewiesenen Behauptungen in dieser Richtung als zu weit gehend ablehnen, wo wir uns aber ebenso davor hüten, auch sehr weite Behauptungen ohneweiters als unmöglich zu bezeichnen, denn bei schärferer und sorgfältigerer Beobachtung, bei reichlichem Materiale und besseren Werkzeugen wird man auch in dieser Richtung sehr weit kommen.

Wie fein sind z. B. die Untersuchungen, die Herbert Spencer [1]) über die Wichtigkeit des „Timbres“ der Sprache mit Rücksicht auf die Stimmung des Menschen gemacht hat — Niemand dachte früher daran, blos hieraus eine solch' reiche Menge von seither vielfach überprüften und richtig befundenen Ergebnissen aus diesem einzigen Moment gewinnen zu können, und Darwin [2]) hat dieselbe Idee für seine Zwecke zu verwerten gewusst; „eine Person,“ sagt er, „welche sich ruhig über schlechte Behandlung beklagt, oder unbedeutend leidet, spricht fast immer in einem hohen Ton. Tiefes Stöhnen, oder hohes durchdringendes Geschrei zeigt äußersten Schmerz.“ Gerade solche Beobachtungen können wir Juristen so

[1]) Herbert Spencer loco cit.

[2]) Charles Darwin, „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen“.

überaus häufig machen — wer von uns einige Erfahrung hat, der weiß aus dem Ton der Stimme, mit welcher der Eintretende sein Begehren vorbringt, sofort, was er beiläufig will; der Beschuldigte z. B., der vorgeblich nicht einmal weiß, warum man ihn zu Gericht berufen hat, legt in den halbhohen Ton der Stimme so häufig einen fragenden Ton, ohne wirklich eine Frage auszusprechen; der wirklich tief Verletzte spricht heiser und stockend; höchst kennzeichnend ist der geheimnisvolle Ton der Stimme des Quärulanten und des Menschen, der von einem Anderen Schlechtes mittheilt, wenn er hievon nur halb oder gar nicht überzeugt ist, und ebenso die hundertmal beobachtete, durch mehrere physiologische Erscheinungen erzeugte Stimme des leugnenden Thäters; der Nervenreiz bewirkt vor allem die eigenthümlichen schnappenden Bewegungen des Mundes, abwechselnd mit unwillkürlichem Schlingreiz; außerdem bewirkt er Blutdruckschwankungen und Herzklopfen durch Störungen der Herzaction, und dieses erzeugt deutlich sichtbares Klopfen der rechten Carotis (gut handbreit unter dem Ohre, in der Mitte der rechten Halsseite); dass die linke Carotis dies nicht zeigt, mag seinen Grund darin haben, dass die rechte Carotis eine viel geradere, ungebrochene Verbindung mit der Aorta hat. Dies Alles zusammen bildet nun jene so bezeichnende leicht vibrierende, kalte und tonlose Stimme, die wir oft am leugnenden Schuldigen wahrnehmen und die den Kenner selten trügt.

Ueberhaupt tragen diese verschiedenen Stimmentimbres eine nicht unbedeutende Gefahr für den Criminalisten in sich, denn wer sich ihrem Studium einmal hingegeben hat, der vertraut ihnen leicht allzuviel, und wenn er auch hundertmal das Richtige herausgehört hat, so kann dann doch einmal ein Fall eintreten, wo ihn die für „beweisend charakteristisch“ gehaltene Stimme vollkommen irre führt. Dass Simulationen in dieser Richtung vorkommen können, glaube ich kaum; versucht und begonnen werden solche Täuschungen sehr oft, sie erfordern aber derartig vollständige Aufmerksamkeit von Seite dessen, der sie unternimmt, dass er dies nur die allerkürzeste Zeit hindurch festhalten kann; in demselben Augenblick, als aber die Sache selbst die Aufmerksamkeit des Sprechenden beansprucht, fällt die Stimme von selbst unwillkürlich in jenen Ton, der ihrer Stimmung entspricht; gerade durch dieses Wechseln verräth sich aber der Sprechende schon sehr bedeutend, so dass eine wirksame Simulation schwer denkbar ist.

Aber falsche Beobachtungen von früher her, unrichtiges Auffassen im gegenwärtigen Augenblick, Verwechslungen und ähnliche Fehler können leicht zu Irrungen werden. Als unterstützendes Moment wird also die Beurtheilung der Stimme immer großen Wert haben — allein für sich wäre sie ein viel zu wenig exact beobachtetes und festgestelltes Mittel.

Die Sache hat aber noch eine zweite Seite, die sich in der merkwürdigen Gegenwirkung von Geste und Stimmung äußert. Lazarus[1]) macht auf die Thatsache aufmerksam, dass sich Zuschauer auf einem Fechtboden nicht enthalten können, die Bewegungen der Fechtenden mitzumachen, und dass Jemand, der ein schwingendes Pendel in der Hand hält, mit der Hand in derselben Richtung hin und her fährt; auch Stricker[2]) macht ähnliche Bemerkungen über unwillkürliche Bewegungen, die man macht, wenn man exercierenden oder marschierenden Soldaten zusieht. Dazu gehören noch viele andere Erscheinungen des täglichen Lebens z. B. das Schritthalten mit dem neben uns Gehenden, die Bewegungen des Kegelschiebers, der die Kugel noch durch allerlei Verdrehungen des Körpers richtig leiten will, wenn sie schon längst nicht mehr in seiner Hand ist, das Tactgeben, wenn man Musik hört, das Mithalten des Rhythmus, den der rollende Waggon durch den Schienenstoß erhält, ja sogar die Verstärkung des Gesagten durch die entsprechende Geste, wenn man recht lebhaft spricht, gehört hieher: das Kopfnicken mit dem Bejahen, das Kopfschütteln beim Verneinen, das Achselzucken, wenn man erklärt, etwas nicht zu wissen; es hätte ja die mündliche Aeußerung genügt und keiner Bestärkung durch die conventionelle Geberde bedurft, die Letztere ist unwillkürlich von selbst mitgegangen.

Dazu kommt noch das Gegenstück, nämlich, dass umgekehrt die Stimmung auch durch Miene und Geste beeinflußt werden kann. „Wenn wir auf unseren Gesichtszügen einen Ausdruck fixieren oder den Körper in eine Stellung bringen, die irgend einer leidenschaftlichen Erregung entspricht, so können wir sicher sein, dass wir mehr oder weniger von der betreffenden Gemüthsbewegung ergriffen werden.“ Diese Behauptung von Maudsley[3]) ist voll-

[1]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele“, Berlin 1856.

[2]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen“, Wien 1882.

[3]) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele“ (übersetzt von Dr. Rudolf Böhm, Würzburg 1870).

kommen richtig, sie kann von Jedermann in jedem Augenblick überprüft werden und stellt sich für uns als eine wirksame Unterstützung des uns so wohlbekannten „sich Hineinredens“ dar. Man stelle sich einmal die Erscheinung eines recht zornigen Menschen correct vor: Stirnrunzeln, Fäusteballen, Zähneknirschen, heisere, bebende Stimme und ahme das nach: auch wenn man in der harmlosesten, aufgeräumtesten Stimmung ist, so kommt man gewiss in eine zornmüthige, wenn man die Comödie auch nur kurze Zeit fortsetzt. In derselben Weise kann man sich in alle erdenklichen Stimmungen versetzen, die äußerlich energisch hervortreten, also beim Nachahmen lebhafte körperliche Veränderungen erfordern. Es ist nun Jedem von uns aufgefallen, wie Vernommene oft irgend eine leidenschaftliche Erregung gut darstellen, so dass man an ihren Ernst in der That glaubt; sagen wir z. B. die Entrüstung des unschuldig Verdächtigten, der angeblich Genothzüchtigten, des vorgeblich von seinem treuen Diener financiell Ruinierten etc. Solche Entrüstungsscenen spielen sich in jedem Gerichtsgebäude tagtäglich ab, und sie werden sogar meistens so trefflich dargestellt, dass auch der erfahrene Richter an ihre Echtheit glaubt, und sich sagt, so etwas könne nicht simuliert sein, weil es viel zu schwierig zu machen und noch schwieriger festzuhalten sei. In Wirklichkeit ist die ganze Darstellung aber nicht so merkwürdig und in ihrer Vollständigkeit auch gar nicht künstlich gemacht; wer Entrüstung zeigen will, muss die entsprechenden Geberden machen, und das ist keine Kunst, macht er aber die nothwendigen Gesten, so stellt sich bald die nöthige Stimmung ein, diese wirkt anregend und richtig stellend auf die weiteren Gesten, diese wieder auf die Stimmung und so spielt sich die ganze Comödie eigentlich ganz selbstthätig und ohne wesentliches Zuthun richtig und überzeugend ab. Nicht in den Worten liegt das sich Alarmieren, sondern in der Wechselwirkung von Wort und Geberde, und wie kräftig dies wirkt, sehen wir an den häufigen Fällen, wo die Leute zum Schlusse Alles selbst glauben, was sie vorgebracht haben, und wenn sie labilen geistigen Gleichgewichtes sind, sogar zu Quärulanten werden. Das Schreiben und das Lesen des Geschriebenen ist eben einer Geste gleichzuhalten und wirkt ebenso alarmierend auf Stimmung und Auffassung wie diese, so dass es ziemlich gleichgiltig ist, ob Einer spricht und agiert, oder ob er schreibt und denkt. Das kennt Jeder, der in seinem Leben schon einmal einen recht groben Brief geschrieben hat.

Auf dieses anregende Agieren kann man ganz wohl merken, nur darf man hiemit nicht zu spät kommen; ist der Betreffende einmal vollständig drinnen und durch das gleichzeitige Sprechen genügend alarmiert, so macht er die Geberden ganz gut und natürlich, so dass ihm Niemand das Künstliche und Unwahre ankennt. Aber im Anfang ist das nicht so, da macht er die Geberden wirklich noch künstlich, und in diesem Augenblicke erkennt man eine gewisse Gewaltsamkeit und etwas deutlich Uebertriebenes, die Gesten gehen da noch weiter als die Worte, und das ist nicht besonders schwer zu kennen. Im Augenblick, als man diese Wahrnehmung gemacht hat, ist es nur mehr nöthig, zu untersuchen, ob sich allmälig eine gewisse Congruenz zwischen Wort und Geste herausentwickelt, denn bei vielen Menschen ist es habituell, dass die genannte mangelnde Uebereinstimmung aufrecht bleibt, namentlich bei solchen, die etwas Schauspielerartiges an sich haben und deshalb zu viel agieren. Gleicht sich dies aber bald, namentlich nach einer etwas lebhafteren Darstellung aus, dann ist man seiner Sache sicher, der Mann hat sich in seine Entrüstung oder was er sonst darzustellen beliebte, erst künstlich hineingearbeitet. Abgesehen von der Wichtigkeit solcher Klarstellung ist die aufgewendete Mühe durch das Hochinteressante der Arbeit reichlich gelohnt.

In naher Verwandtschaft mit diesen Erscheinungen ist noch das Farbenwechseln, welchem leider noch oft große Bedeutung zugeschrieben wird. Das Erbleichen hat von jeher weniger die allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen, weil es seltener und weniger auffallend ist; dass das Erbleichen nie simuliert werden kann, wie es häufig bei der Besprechung von Simulationen (namentlich der Epilepsie) behauptet wird, ist gewiss nicht richtig, da es einen besonderen physiologischen Versuch, den sogenannten Müller'schen gibt, der künstliches Erbleichen bewirkt: der Brustkorb wird in starke Exspirationsstellung gebracht, die Glottis geschlossen und die Inspirationsmuskeln werden gespannt. Praktischen Wert hat dies für uns gar keinen, einerseits weil dieses Kunststück immerhin mit lebhafter und deutlicher Anstrengung verbunden ist und anderseits, weil man sich kaum Fälle denken kann, in welchen Einer vor Gericht künstliches Erbleichen producieren wird, da er ja keinen Nutzen davon haben kann. Die einzige Möglichkeit läge vor bei Epilepsie-Simulationen; hier kann das Kunststück aber wegen des nothwendigen Hinfallens nicht durchgeführt werden.

Das Erbleichen beruht bekanntlich auf einem Krampf der Gefässwandmuskeln, die sich zusammenziehen und so eine Verringerung des Gefässlumens bewirken, wodurch der Blutzufluss behindert wird; solche Krämpfe kommen aber nur vor bei sehr heftigem Schrecken, Zorn, Schmerz, Furcht, Wuth, kurz bei Erregungen, die zu simulieren Niemand von den Leuten Grund hat, mit welchen wir zu thun haben. Distinguierenden Wert hat das Erbleichen gar keinen, da Einer geradeso aus Schrecken über seine Entlarvung als Thäter, wie aus Wuth über die ungerechte Verdächtigung bleich werden kann.

Aehnliches erleben wir beim Erröthen;[1]) es besteht in einer Art vorübergehender Lähmung von Nerven, die in der Wandung kleiner Arterien endigen, wodurch die Muskelfasern der Gefässe erschlaffen und dadurch in Folge des Blutdruckes stärker gefüllt werden. Auch das Erröthen kann von einzelnen Personen willkürlich erzeugt werden, wobei der Brustkorb in die tiefste Inspirationsstellung gebracht, die Glottis geschlossen und die Exspirationsmuskeln gespannt werden (sogenannte Valsalva'scher Versuch), aber auch dies kann keinen praktischen Wert für uns haben, da es höchstens Sinn hätte, Erröthen zu simulieren, wenn sich ein weibliches Wesen recht sittsam und verschämt stellen wollte; hiezu hilft der Valsalva'sche Versuch aber auch nichts, da derselbe ebenfalls so kräftige Anstrengung erfordert, dass dies sofort auffällt. Ein Erröthen mit Hilfe von äußeren Mitteln, Einathmen von salpetrigsaurem Amyloxyd oder von Amylnitrit wird uns wohl kaum Jemand vormachen können.

Für Schuld oder Unschuld beweist das Erröthen absolut nichts, da es eine große Menge von Menschen gibt, die ohne die mindeste Ursache, sich schuldig zu fühlen, roth werden können. Selbstbeobachtung ist auch hier das Belehrendste, und wer sich daran erinnert, weswegen er selbst erröthete, der wird den Wert des Phänomens gering genug veranschlagen. Ich selbst gehörte nicht blos als Kind, sondern weit über die Studentenjahre hinaus zu den Unglücklichen, die auch schuldlos glühroth werden konnten; ich durfte blos von irgend einer Schandthat sprechen hören, von Stehlen, Rauben, Morden, und so fiel mir ein, ein Anwesender

---

[1]) Vgl. Dr. Burgess, „Physiologie oder der Mechanismus des Erröthens", 1839 und Henle, „Ueber das Erröthen", Breslau 1882.

könnte glauben, dass ich auch einem derartigen Laster fröhne, so wurde ich blutroth. In meiner Vaterstadt lebte eine alte Stiftsdame, von der ich schon als Knabe wusste, dass sie wegen unerwiderter Liebe zu meinem Großvater unverheirathet geblieben sei. Dies schien mir sehr poetisch, und als einmal von ihrer thatsächlich großartigen Hässlichkeit gesprochen wurde, nahm ich mich ihrer an und erklärte, sie nicht so arg zu finden. Man spottete über meinen Geschmack, und von da an wurde ich jedesmal roth, wenn von dieser Dame, der Strasse in der sie wohnte, oder auch nur von Pelzwerk gesprochen wurde, da sie sich gerne in kostbare Pelze zu kleiden pflegte. Wie alt sie beiläufig war, lässt sich nach ihrer Jugendliebe berechnen. So wie es mir, in oft peinigender Weise, geschehen ist, wird es zahlreichen Menschen ergangen sein, und deshalb ist es unbegreiflich, dass heute noch so oft dem Erröthen „forenser Wert" zugeschrieben wird. Gleichwol sind einige Momente zu berücksichtigen, für den Fall, als die Frage zur Erörterung kommen könnte.

Interessant ist sie jedenfalls, zumal wir über den eigentlichen psychischen Vorgang bis zur Wirkung auf die Nervenfasern gar keine Kenntnis haben. Verbreitet ist das Erröthen über die ganze Erde, und die Gründe und das Vorgehen beim Erröthen sind auch bei Naturvölkern beiläufig gerade so wie bei uns.[1]) Das Gleiche können wir auch beobachten, wenn wir das Rothwerden bei Gebildeten und Ungebildeten vergleichen; es hat den Anschein, und ich habe es lange geglaubt, dass das Erröthen bei Gebildeten häufiger auftritt und namentlich bei Bauern selten vorkommt, es scheint dies aber nicht richtig zu sein. Bei Leuten der arbeitenden Classe, namentlich bei solchen, die sich viel im Freien bewegen, ist nur die Gesichtsfarbe weniger zart und an sich gebräunt, so dass das Rothwerden weniger deutlich ist, es kommt aber gerade so oft und unter denselben Verhältnissen vor wie bei anderen. Derselbe Grund mag auch zur Behauptung geführt haben, dass Zigeuner nie erröthen; dass es bei einem Volke, dem Scham und Ehrgefühl mangelt, seltener auftritt, ist begreiflich, gleichwohl bestätigt Jeder, der mit Zigeunern viel zu thun hatte, dass es oft an ihnen wahrgenommen worden ist.

---

[1]) Dr. Theodor Waitz, „Anthropologie der Naturvölker", Leipzig 1859, I. Theil.

Bezüglich des Alters sagt Darwin,[1]) die erste Kindheit kenne das Erröthen gar nicht, in der Jugend komme es öfter vor, als im Alter, bei Frauen häufiger als bei Männern. Idioten erröthen selten, Blinde aber wohl, ebenso erblich Albinotische. — Merkwürdig ist eigentlich, wie ebenfalls Darwin ausführt, der somatische Verlauf des Erröthens. Beinahe immer geht dem Erröthen selber ein rasches Augenblinzeln voraus, wie zur Abwehr des steigenden Blutes von den Augen, dann werden meistens die Augen niedergeschlagen, auch wenn Zorn oder Aerger die Ursache ist, und dann steigt die Röthe meistens unregelmäßig und scheckig auf, um sich erst allmälig auszugleichen. Will man dem Betreffenden das Erröthen ersparen, so ist dies nur im ersten Stadium, etwa beim Augenblinzeln möglich, und zwar dadurch, dass man keine Notiz davon nimmt, ihn nicht ansieht und gleichgiltig weiterspricht. Dies hat mitunter praktischen Wert, da sehr viele Leute durch ihr Erröthen in größte Verwirrung gerathen und bestimmt nicht wissen, was sie reden, während sie roth geworden sind; nicht etwas Drittes (etwa das sich Ueberführt sehen) ist die Ursache sowohl des Erröthens als auch der Verwirrung, sondern wirklich das Erröthen ist die Ursache der Verwirrung. Dies kann zweifellos durch Jeden bestätigt werden, der die angenehme Eigenschaft des Rothwerdens besitzt und daher in der Sache erfahren ist. Ich würde es niemals wagen, aus einer Aeußerung Capital zu schlagen, die Jemand in diesem Zustande gemacht hat. Friedreich[2]) macht dazu auch darauf aufmerksam, dass Leute, die zum ersten Mal „der Gerichtsprocedur unterworfen werden", viel leichter erröthen und erblassen, als solche, die dies gewohnt sind, so dass auch das Ungewohnte mit zur Verwirrung beiträgt, und Meynert[3]) erklärt dieselbe ganz exact: „Das Erröthen beruht immer auf einem umfangreichen Associationsvorgange, bei dem die Fülle der zugleich erregten Nervenelemente den geordneten Ablauf des Denkvorganges hemmt, da auch hier der Fall eintritt, dass die Function der Associationen desto ungehemmter ist, je einfacher die gleichzeitig ablaufende Hirnarbeit ist." Wie beweisend diese Darstellung ist, wird klar, wenn man sich einen der fraglichen Vorgänge vorstellt;

---

[1]) Ch. Darwin, „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen".

[2]) J. B. Friedreich, „Gerichtliche Psychologie".

[3]) Dr. Theodor Meynert, „Psychiatrie", Wien 1884.

denken wir uns Jemanden, der eines Verbrechens beschuldigt dasitzt, dem zuerst das gegen ihn vorliegende Materiale bekannt gegeben wird, und dem der Richter dann das kunstvolle Gebäude aus den einzelnen Beweisen vorführt. Man denke sich die Menge von Gedankenreihen, die da angeregt werden; zumal wenn der Betreffende unschuldig ist. Die That selbst ist ihm fremd, er muss sich diese vorstellen; irgend eine Verbindung mit ihr (z. B. Anwesenheit am Thatorte, Interesse dafür, Besitz der Sache u. s. w.) wird ja vorliegen, er muss sich über diesen Zusammenhang klar werden, zugleich stürmen auf ihn die Möglichkeiten, sich zu entschuldigen ein — Alibi, Erwerb der Sache u. s. w., und nun erst die einzelnen Verdachtsgründe, die er sich gewissermaßen erst verkörpern und in ihrer Gefährlichkeit vorstellen muss, und für deren jeden besondere Rechtfertigung nöthig sein wird. Wir haben da im Augenblick vielleicht einige Dutzend von Gedankenreihen, die zugleich und wirr durcheinander abzulaufen beginnen, und wenn dann ein „Beweis“ angeführt wird, der besonders gefährlich aussieht, und wenn der Beschuldigte, diese Gefahr erkennend, vor Schrecken roth wird, dann vermeint der „Inquirent“: jetzt habe er den Kerl gefangen, denn er ist erröthet! Jetzt fest drauf los, rasch gefragt und sofort die ganz confuse Antwort protocolliert! Wer glaubt ihm denn dann, wenn er später das „Geständnis“ widerruft und behauptet, er habe es nur in der Verwirrung gesagt?

Hier liegen viele, viele Sünden, vom erziehlichen Momente gegen das kleine Kind angefangen, bis zum „geständig gewesenen“ Raubmörder: „Du wirst roth — Du hast gelogen — Du hast es gethan!“

Endlich vergesse man nicht, dass es auch Fälle von Erröthen gibt, die mit den psychischen Vorgängen nichts zu thun haben. Ludwig Meyer[1]) nennt es „künstliches Erröthen“ (besser wäre: „mechanisch erzeugtes“) und erzählt Fälle von „leicht irrsinnigen“ Frauen, bei welchen die leiseste Reibung, z. B. des Gesichtes am Kopfkissen, Berührung mit der Hand u. s. w. sofort Erröthen bewirkte, das von dem gewöhnlichen Erröthen sich durch nichts unterschied. Wir können uns doch denken, dass solche „leicht irrsinnige“, folglich als solche gar nicht erkannte Frauen beschuldigt werden, und z. B. mit den Händen das Gesicht bedecken, was sofortiges Erröthen bewirkt. Das ist dann „beweismachend“.

[1]) Ludwig Meyer, „Ueber künstliches Erröthen“, in Westphals Archiv IV. Bd.

b) Kennzeichen im Allgemeinen.

Friedrich Gerstäcker erzählt einmal in seiner köstlichen Laune, die Art, wie Einer den Hut trägt, sei das beste Charakteristikon. Hat er ihn gerade auf, so ist der Mann brav, pedantisch, langweilig. Trägt er ihn etwas schief, so gehört er zu den besten und interessantesten Menschen, er hat leichten Sinn und ist liebenswürdig. Sitzt der Hut aber stark schief, so deutet dies auf Leichtsinn, herausforderndes, keckes Wesen. Ein nach hinten getragener Hut deutet auf Sorglosigkeit, Behaglichkeit, etwas Eigendünkel, Wurstigkeit und auch Schuldenmachen; je weiter hinten, desto gefährdeter ist die Position des Trägers. Wer den Hut in die Stirne drückt, der grollt, ist schwermüthig und gedrückt. Es sind viele Jahre vergangen, seit ich diesen Ausspruch des vielgereisten und vielerfahrenen Mannes gelesen habe, und unzählige Male dachte ich daran, wie recht er hatte, aber auch wie viele ähnliche Kennzeichen es geben mag, die ebenso viel beweisen, wie die Art des Huttragens. Aehnliche Erörterungen sind genugsam bekannt: Einer will aus der Art, wie Jemand seine Schuhe trägt und abnützt, der Andere aus dem Regenschirm den Menschen erkennen, und die vorsichtige Mutter räth ihrem Sohn, bei der Brautschau aufzumerken, wie sich das Mädchen gegen einen auf den Boden liegenden Besen benimmt, oder wie sie Käse isst: die Verschwenderische schneidet die Rinde dick weg, die Geizige isst sie mit, die Richtige schneidet dünn und sorgsam die Rinde weg.

Lazarus [1]) hat mit Recht die hübsche Geschichte in Erinnerung gebracht, die der fromme Chr. von Schmidt vom „klugen Knaben“ erzählt, der unter einem Baume liegt und jeden Vorbeikommenden an seiner Aeußerung erkennt, wessen Standes er ist: „Welch' hübsches Bauholz!“ — „Guten Morgen, Zimmermann!“ — „Welch' prächtige Borke!“ — „Guten Morgen, Lohgerber!“ — „Welch' schöner Baumschlag!“ — „Guten Morgen, Maler!“ Die anspruchslose Geschichte zeigt uns, wie leicht es ist, bei einigem Aufmerken Dinge wahrzunehmen, die uns sonst verborgen geblieben wären, aber auch, in feiner Beobachtung, wie leitend der Egoismus einwirkt, da Jeder zuerst und meistens sogar ausschließend das hervorhebt und wahrnimmt, was ihm zunächst liegt. Und dazu

[1]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele“, Berlin 1856.

bieten uns die Menschen so gerne und oft die tiefsten Einblicke in ihr Innerstes, wir müssen nur die Augen aufmachen, das Sehen und Verwerten ist so kindisch leicht! Jeder von uns erlebt die lehrreichsten Fälle fast alle Tage; von dem Fenster meines Studentenzimmers sah ich in einen großen Garten, in dem man einmal ein Haus baute; wenn die Bauleute Abends fortgiengen, stellten sie auf dem Zufahrtswege zwei Böcke auf und legten ein Brett quer über. Später kam dann jeden Abend eine Schaar Jungen, die da einen willkommenen Spielplatz gefunden hatten, und jene Absperrung, die sie passieren mussten, gab jedesmal Gelegenheit, einen Charakter sich äußern zu sehen. Einer lief rasch heran und sprang leicht darüber — der wird auch im Leben leicht und rasch weiter gekommen sein. Ein zweiter kam bedächtig heran, kletterte langsam auf das Brett und stieg ebenso behutsam drüben herab — vorsichtig, bedächtig und sicher. Der Dritte stieg hinauf und hüpfte drüben herab — zweckloses, beiläufiges, nichtssagendes Thun. Der Vierte lief ganz energisch an, dann blieb er stehen und kroch tapfer unten durch — ekelhafter Bursche, wird es aber vorwärts gebracht haben. Dann kam einmal ein Fünfter, der sprang, aber zu nieder, blieb hängen und stürzte; er stand auf, rieb sich das Knie, gieng zurück, lief nochmals, sprang, und kam prächtig hinüber — wie prächtig wird der aber auch Alles im Leben machen, das ist Willen, Unerschrockenheit und muthige Ausdauer, der kann nicht zu Grunde gehen. Endlich stürmte ein Sechster heran — ein Fußtritt, und Brett und Böcke fielen krachend zusammen, und stolz lief er über das beseitigte Hindernis weiter, und die hinter ihm kamen, benutzten die offene Gasse. Das sind die Leute, die bahnbrechend im Leben wirken, das sind die, aus denen wir unsere Größen holen.

Nun, das Alles sind Spielereien, und Niemand wird es wagen, aus solchen Beobachtungen allein Schlüsse für unsere so ernste Arbeit zu ziehen, aber unterstützend können sie wirken, wenn sie gut gemacht werden, wenn sie vielfach und nicht vereinzelt zusammengestellt wurden, und wenn man im richtigen Falle das richtige Analogon findet. Diese Lehren, die man sich im Leben selber suchen muss, lassen sich auch so gut aufspeichern; hat man sie klar gesehen, sie richtig aufgefasst und namentlich: die richtige Lehre daraus gezogen, dann merkt man sie leicht, sie speichern sich in der Erinnerung auf und kommen willig im rechten

Augenblicke. Sie dürfen dann aber nur als Fingerzeig dienen, sie dürfen nur mahnen: „Vielleicht ist es heute auch so“. Hiemit ist viel geschehen, man hat einmal einen Anhaltspunkt für eine Annahme, sicher keinen Beweis oder auch nur Beweistheil, aber ein Weg, freilich vielleicht ein falscher, ist eröffnet; geht man ihn vorsichtig weiter, so zeigt er sich bald als der unrichtige, und ein anderes Beispiel aus der Erinnerung weist einen anderen Weg, der vielleicht der richtige ist.

Hiebei ist nun das Wichtigste, dass man vorerst allgemeinen Ueberblick über den Menschen zu gewinnen trachtet, und deshalb hat es Niemand nothwendiger, sich über seine Leute zu orientieren, als gerade der Criminalist. Für die Meisten von uns ist der betreffende lediglich „der ob § x verdächtigte A“. Der Mann ist aber sonst auch noch etwas, namentlich, er war auch etwas, bevor er der ob § x verdächtigte A geworden ist, und deshalb ist es der gröbste, leider so überaus häufige Fehler, dass der Richter mit dem Beschuldigten außer einem mehr oder weniger dürftigen Vorleben gar nichts bespricht, als die That und nur die That; weiß man denn nicht, dass jede That nur das Ergebnis der Gesammteigenschaften des Thäters ist? Bedenkt man nicht, dass That und Charakter Correlatbegriffe sind, und dass aus der That allein nie der Charakter erkannt wird, aus welchem man ja erst auf die That schließen kann? „Das Verbrechen ist das Product aus der physiologisch begründeten Psyche des Verbrechers und der ihn umgebenden äußeren Verhältnisse.“ (Liszt.) — Jede bestimmte That ist nur denkbar, wenn auch damit ein bestimmter Charakter des Thäters in Verbindung gebracht wird — ein gewisser Charakter prädisponiert zur bestimmten That, ein gewisser Charakter macht sie ganz undenkbar und mit diesem Menschen unvereinbar — wer glaubt aber, den Charakter eines Menschen zu kennen, der dessen Weltanschauung nicht kennt, und — wer redet mit seinen Verbrechern über ihre Weltanschauungen? „Wer Menschen kennen lernen will,“ sagt Hippel,[1]) „muss sie nach ihren Wünschen beurtheilen“, und Struve[2]) meint: „Der Glaube des Menschen be-

[1]) Theodor Gottlieb von Hippel, „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“, Berlin 1778; neu bearbeitet von A. v. Oettingen, Leipzig 1880.

[2]) Gustav Struve, „Das Seelenleben oder die Naturgeschichte des Menschen“, Berlin 1869.

zeichnet das Ziel seines Strebens.“ Wer fragt denn aber von uns seine Verbrecher um ihre Wünsche und ihren Glauben?

Was wir aber daraus lernen, wenn wir die Richtigkeit des Gesagten zugeben, ist die Ueberzeugung, dass wir nur annähernd sicher und gewissenhaft vorgehen, wenn wir mit dem Verbrecher nicht blos über die heute eben fragliche That reden, sondern wenn wir uns durch eingehende Besprechung wichtiger Momente aus seinem Seelenleben Klarheit über sein inneres Wesen, soweit es nach den allgemeinen und auch seinen Verhältnissen möglich ist, verschaffen.

Dasselbe müssen wir aber auch thun, wenn es sich um einen wichtigen Zeugen handelt, zumal dann, wenn von seiner Art aufzufassen, zu urtheilen, zu empfinden und zu denken viel abhängt, und wenn es unmöglich ist, sich anderweitig Belehrung darüber zu verschaffen. Es ist selbstverständlich, dass oft mühsame derartige Erörterungen uns keine Klarheit bringen, dass sie aber wieder unvermuthet mit wenigen Worten ganze Breitseiten von psychischen Momenten offen legen, so dass wir in keiner Richtung mehr zweifeln. Wer wollte z. B. einen Satz Schopenhauer's: „Durch das, was wir thun, erfahren wir blos, was wir sind“ — ungenutzt lassen! Nichts ist leichter, als von einer uns wichtigen Person zu erfahren. „was sie thut“, ja es entwickelt sich nichts einfacher, als ein Gespräch darüber, was Einer bis jetzt gethan hat und was er in letzter Zeit zu thun pflegte, und was erfahren wir aber daraus über den Menschen! Und bisher haben wir solche Lebensläufe nur in ganz großen Fällen erhoben, etwa bei Hochstaplern, Raubmördern und wichtigen politischen Verbrechern, und da auch nur den Aeußerlichkeiten nach, um das eigentliche Thun, die kleineren Wirkungskreise, die immer die bezeichnenden sind, kümmert man sich nur selten. Gerade hier äußert es sich aber erst, wer und was einer ist. Sagen wir z. B. wir lassen Einen über Andere sprechen, gleichgiltig wer sie sind, er muss sie nur kennen, gut kennen; er beurtheilt ihr Thun, lobt und verurtheilt sie, er glaubt über sie zu sprechen und spricht dabei fast nur von sich, denn in jedem Urtheil über die Anderen sucht er sich selbst zu rechtfertigen und schön zu machen; was er belobt, das thut er selbst und was er tadelt, das thut er nicht, oder er wünscht wenigstens, dass man von ihm glaubt, er thue ersteres und meide letzteres, und wenn er über seine Freunde Uebles redet, so hat er

das verlassen, was ihm früher mit ihnen gemeinsam war; dann schimpft er wohl über jene von ihnen, die vorwärts kamen und gibt ihrer Schlechtigkeit die Schuld davon, wer aber genauer zusieht, kann wahrnehmen, dass ihm dieselbe Schlechtigkeit keinen Vortheil brachte, und deshalb verabscheut er sie. Hiebei ist es ihm aber auch unmöglich zu verschweigen, was er sich wünscht und was ihm Bedürfnis ist, weiß man aber das, so hat man sein Motiv, und von diesem auf die That zu schließen, ist selten schwer; „Nos besoins sont nos forces" — nur oberflächliche Bedürfnisse regen uns nicht wirklich an, was zum wirklichen Bedürfnisse wurde, das zwingt uns, und sind wir gezwungen, so wachsen auch unsere Kräfte bis zum Ueberraschenden. Bei wie vielen Verbrechen wundern wir uns über das hohe Maß der aufgewandten Kraft: Wissen wir, dass ein wirkliches Bedürfnis nach den Zielen der That vorgelegen ist, dann wundern wir uns auch nicht mehr über die Menge von Kraft, und die Verbindung zwischen That und Thäter ist gegeben, blos weil wir seine Bedürfnisse kannten. Zu diesen gehören aber auch die Vergnügungen eines Menschen; jeder Mensch hat bis zur Zeit der fast vollkommenen Entkräftung ein in der Regel sehr deutliches Bedürfnis nach irgend einem Vergnügen; es liegt in der Natur des Menschen, dass er nicht ununterbrochen Maschine sein kann, er muss eine Erholung, ein Vergnügen haben Freilich muss dies Wort im weitesten Sinne gebraucht werden, denn der Eine findet sein Vergnügen auch schon darin, hinterm Ofen oder im Schatten zu sitzen, während der Andere schon von Vergnügen spricht, wenn er in seine Arbeit gewisse Abwechslung bringen darf. Ich halte es für rein unmöglich, einen Menschen nicht zu kennen, wenn man weiß, welchen Vergnügungen er sich hingibt, sein ganzes Wollen und Können, Streben und Wissen, Fühlen und Empfinden wird uns so klar, wie durch nichts anderes. Dazu kommt noch, dass gerade die Vergnügungen jedem Menschen Fallstricke legen, und wie ihnen einer ausweicht oder wie er ihnen verfällt, das kennzeichnet seinen Charakter. Der berühmte Verfasser der „Nachfolge Christi", des nach der Bibel wohl verbreitetsten Buches auf Erden, Thomas a Kempis sagt: „*Occasiones hominem fragilem non faciunt, sed, qualis sit, ostendunt*" — das ist für den Criminalisten ein goldener Wahrspruch. Die Gelegenheit, die Versuchung naht sich jedem Menschen unzählige Male, sie ist für ihn die größte Gefahr; mit hoher Weisheit hat deshalb die Bibel

den Teufel „den Versucher“ genannt, und wie sich der Mensch der aufgestoßenen oder auch aufgesuchten Gelegenheit gegenüber benimmt, das zeigt seinen Charakter voll und ganz. Die Möglichkeit, einen Menschen der Gelegenheit gegenüber zu beobachten, haben wir aber selten, und das fragliche Delict, welches wir gerade untersuchen, ist oft die Folge einer solchen Gelegenheit, da sollen wir aber nicht lernen, sondern schon wissen, und deshalb heißt es nach den Vergnügungen des Menschen sehen, dann wissen wir auch, wie er sich zur Gelegenheit stellt.

Es gibt aber noch eine Menge von Momenten, durch welche es uns möglich ist, einen Menschen auf das Allgemeine hin zu beurtheilen. Das Wichtigste ist, sich selbst so gut als möglich zu kennen, denn genaue Selbstkenntnis bringt uns tiefes Misstrauen gegen andere bei, und nur wer den anderen nicht traut, ist vor Irrthümern wenigstens etwas gesichert. Vom Misstrauen zur Annahme von etwas Guten zu kommen, ist nicht schwer, auch wer den Anderen gründlich misstraut und sich nach Kräften dagegen wehrt, gute Motive bei seinen Mitmenschen vorauszusetzen, der wird sich im Falle, als er wirklich etwas Gutes wahrzunehmen Gelegenheit hat, doch noch davon, und vielleicht mit Freude, überzeugen lassen. Aber umgekehrt ist es nicht so, denn wer allzuviel vertraut, der kommt bald in eine solche Vertrauensseligkeit, dass er, auch tausendmal irregeführt, doch bei der ersten Gelegenheit das Beste voraussetzt und abermals getäuscht davongeht. Wie es aber kommt, dass Selbstkenntnis zu Misstrauen gegen andere führt, das wollen wir nicht näher untersuchen — es ist so.

Ungemein charakteristisch ist es für jeden Menschen, wie er sich seinen Versprechungen gegenüber verhält; ich meine nicht das Halten oder Nichthalten eines Versprechens, denn darüber ist wohl Niemand im Zweifel, dass der ehrliche Mensch seine Versprechen hält, der Schuft aber nicht — darüber ist nicht zu reden, ich meine hier nur die Art, wie Einer sein Versprechen hält und das Maß, in dem er es thut. Bezeichnend sagt La Roche-Foucauld:[1] „Wir versprechen nach dem Maße unserer Hoffnungen und halten nach dem Maße unserer Befürchtungen.“ Wenn man im gegebenen Falle Versprechen und Hoffnungen, aber auch Halten und Be-

[1] Francois Herzog von La Roche-Foucauld, „Maximes et reflexion morales“.

fürchtungen vergleicht, so sind namentlich für Fälle von Mitthäterschaft und Anstiftung wichtige Anhaltspunkte gegeben.

Wenn halbwegs möglich, und dies ist es in den meisten Fällen, muss man sich um den Styl, die Handschrift des Geistes, kümmern. Worin dies gelegen ist, lässt sich in bestimmten Formen nicht ausdrücken, der Styl muss einfach studiert und darauf geprüft werden, ob er sich mit gewissen, vorausgesetzten Eigenschaften vereinen lässt. Dass sich Bildung, Erziehung und Verstand im Styl zweifellos ausdrückt, das ist Niemandem fremd, aber es möge auch beachtet werden, dass sich Weichheit oder Härte des Charakters, Gutmüthigkeit oder Grausamkeit, Entschiedenheit oder Schwäche, Aufrichtigkeit oder Verschlagenheit und hundert andere Eigenschaften auf das Deutlichste im Styl ausdrücken. Wie erwähnt, kommt man diesfalls allein dadurch zum Ziel, dass man irgend eine bestimmte Eigenschaft, die man als vorhanden annimmt, beim Durchlesen des fraglichen Schriftstückes immer festhält und sich dabei fragt, ob sie sich mit der ganzen Form, mit einzelnen Wendungen und den Verbindungen, die im Baue der Gedanken vorkommen, vereinen lassen. Mit einmaligem Durchlesen kommt man allerdings nicht weit, wenn man dies aber immer wiederholt und namentlich immer wieder neu vornimmt, so oft man mit dem Betreffenden wieder verkehrt oder etwas Neues über ihn festgestellt hat, so ist es fast unmöglich, dass man nicht zu einem ganz fixen und verwertbaren Ergebnis kommt; man hat dann in sehr bezeichnender Weise ganz plötzlich den Eindruck, als ob der zu Prüfende mit dem betreffenden Gesichtsausdruck, dessen Eigenschaft festgestellt werden soll, aus der Schrift stiege; dann ist der richtige Augenblick gekommen, in dem mit der Arbeit nicht locker gelassen werden darf. Immer wieder neues Durchlesen lässt das genannte Bild stets deutlicher und schärfer hervortreten, man bringt bald heraus, bei welchen Stellen oder Wendungen des Schriftstückes jene Erscheinung zu Tage tritt — man gruppiert diese Stellen, sucht andere, die ihnen näher oder weiter entsprechen, und bald ist wieder ein Anhaltspunkt für weitere Combinationen gegeben, der natürlich für sich allein nicht beweisend ist, mit zahlreichen anderen zusammen aber doch überführend wirkt.

Von großer Wichtigkeit sind gewisse kleine, scheinbar ganz gleichgiltige Eigenschaften und Gewohnheiten. Ihre Zahl ist übergroß, und sie alle zu besprechen, wäre unmöglich; nur beispielsweise

sei erwähnt, wie bezeichnend es ist, wenn man von einem Menschen sagt: Der kommt gewiss nie zu spät, der vergisst nichts, der hat stets einen Bleistift oder ein Taschenmesser bei sich, der ist stets parfumiert, der hat immer reinliche, sorgfältig geflickte Kleidung — wer halbwegs Uebung hat, der construiert sich aus einer einzigen solchen Eigenheit das ganze Innere des Menschen mit Sicherheit heraus. Solche Beobachtungen kann man oft von einfachen, klugen Leuten, meistens von alten Bauern lernen. Vor vielen Jahren hatte ich einmal eine Untersuchung, die sich darum drehte, dass ein Mann plötzlich verschwunden war, und von dem angenommen wurde, dass er umgebracht worden sei; es wurden umfangreiche Erhebungen gepflogen, die ganz resultatlos verliefen, und als ich endlich einen alten, sehr intelligenten Bauern in der Sache vernahm, der den Verschwundenen sehr gut gekannt hatte, so forderte ich den Zeugen auf, mir den Verschwundenen seinem Wesen nach recht genau zu schildern, damit ich aus seinen Eigenschaften, Gewohnheiten u. s. w. vielleicht Schlüsse auf sein Gebahren und von da auf seinen möglichen Verbleib ziehen könne. Der alte Bauer meinte nun, von dem Betreffenden sei Alles gesagt, wenn man erkläre, er sei ein Mensch gewesen, der nie ein gutes Werkzeug besaß. Das war nun eine ganz vortreffliche Schilderung, deren Wert ich erst vollständig begriff, als der „Ermordete“ wieder zum Vorschein kam, und ich ihn kennen lernte: Er war ein kleiner Holzunternehmer, der hoch oben im Gebirge kleine Waldbestände zur Abstockung kaufte, mit seinen Leuten abholzte und das Holz entweder zu Thal bringen oder verkohlen ließ. Darin, dass er nie ein gutes Werkzeug für sich und seine Leute besaß, war nun der ganze enge Gesichtskreis, der beschränkte Geiz, die übelangebrachte Sparsamkeit, die mangelnde Gutmüthigkeit des Mannes, der seine Leute mit dem schlechten Werkzeug unnütz sich plagen ließ, und auch seine Ungeschicklichkeit im Einkauf der Werkzeuge so prächtig geschildert, dass ich mir wiederholt dachte, den wenigen Worten des alten, erfahrenen Bauern ließ sich thatsächlich nicht das Mindeste beifügen, es war Alles damit gesagt. Freilich muss man gerade bei solchen Leuten, die wenig, aber Brauchbares reden, genau aufpassen und dann sich Mühe geben, herauszubringen und zu verstehen, was sie mit kurzen Worten sagen wollten.

Aber auch bei seinen eigenen Beobachtungen thut Aufmerken und rechtzeitiges Aufspeichern noth; wer umschaut unter den

Leuten, mit denen er verkehrt, der wird bald wahrnehmen, dass vielleicht nicht Einer unter ihnen ist, der nicht irgend eine ähnliche, scheinbar unwesentliche Eigenthümlichkeit hätte, wie sie oben genannt wurden. Bei Leuten, die man gut kennt, hat es nun wenig Schwierigkeiten, festzustellen, welche ihrer Charaktereigenschaften mit jener Eigenthümlichkeit in Verbindung stehen, und wenn man ganze Reihen von solchen Beobachtungen zusammengestellt hat, ist es auch nicht schwer, zu generalisieren und sich bestimmte Regeln zu abstrahieren. Im Falle der Noth, in der ernsten Arbeit, holt man sich dann gerne und, ich möchte sagen, dankbar für seine eigene Mühe, die entsprechende Regel hervor.

Ein eigenthümliches, oft verwendbares Kennzeichen für das, was Einer aus sich macht, wohin er sich zählt, ist der Gebrauch des Wortes „wir". Schon Hartenstein[1]) hat auf die Wichtigkeit dieses Umstandes aufmerksam gemacht, und v. Volkmar sagt: „Das ‚Wir' hat einen sehr verschiedenen Umfang, von dem punktuellen eines zufälligen Zusammentreffens des Vorstellens in derselben Empfindung, Vorstellung, Gedanken, bis zu dem, fast alle Kreise des Ich durchdringenden Wir der Familie, ja es schließt selbst den stärksten Antagonismus des Ich nicht aus: der Hass stiftet sein „Wir" wie die Liebe." Das Charakteristische des Wortes „wir" liegt immer in der Entgegenstellung einer größeren oder kleineren Gruppe, unter welcher sich das Ich befindet, zu allen übrigen. Ich sage „wir", wenn ich blos mich und meine Frau meine, wenn ich meine Familie, die Bewohner meines Hauses, die Bewohner der Strasse, des Bezirkes, der Stadt, in der ich wohne, meine, ich sage wir Steiermärker, wir Innerösterreicher, wir Oesterreicher, wir Deutsche, wir Europäer, wir Bewohner der Erde. Ich sage wir Juristen, wir Blondhaarigen, wir Christen, wir Säugethiere, wir Mitarbeiter einer Zeitschrift, wir Bewunderer Scheffel's oder Böcklin's, wir alte Verbindungsstudenten, wir Verheirateten, wir Schüler der Benedictinermönche, wir Freunde, wir Gegner des Geschworneninstitutes, ich sage aber auch „wir", wenn ich von ganz zufälligem Zusammengehören spreche, von den Insassen desselben Eisenbahnzuges, den Zusammenkommenden auf einer Bergspitze, in einem Gasthof, auf einer Brücke, in einem Concertsaal u. s. w. — kurz, von dem allerengsten und wichtigsten

[1]) Hartenstein, „Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften", Leipzig 1844.

Gründen der Zusammengehörigkeit bis zum zufälligen, vielleicht einzigen Male des Zusammenseins, überall macht das Wort „wir“ eine charakteristische Gruppierung. Begreiflicher Weise verbindet das Wir auch Leute, welche durch irgend etwas Schlechtes vergemeinsamt sind, sie gebrauchen es häufig unter sich und gewohnheitsmäßig auch oft an Orten, wo sie es lieber nicht hätten thun sollen. Wer da aufpasst, der wird manchen Leugnenden mit einem „Wir“ hervorfahren hören, wodurch er seine Zugehörigkeit zu Leuten zugibt, die eben auch das von ihm Geleugnete thun: wir Landfahrer, wir Taschendiebe, wir Einbrecher, wir Falschspieler, wir Perverse, wir feile Dirnen u. s. w.

Es ist so begreiflich, dass der Mensch als geselliges Thier nach allen möglichen Richtungen Anschluss sucht, dass er sich geschützter und sicherer fühlt, wenn er einen Gesellen hat, wenn er statt dem schwachen, schutzlosen Ich ein kräftigeres und ausgiebigeres „Wir“ setzen kann, daher der häufige und vielfache Gebrauch des Wortes. Niemand wird behaupten, dass man mit dem Aufmerken auf dasselbe Leute „fangen“ soll, es muss aber ebenso verwendet werden, um Klarheit in unsere Arbeit zu bringen, wie jedes andere ehrliche Mittel, es gibt uns einen Fingerzeig dafür, wohin der Mensch gehört, den wir vor uns haben.

c) Kennzeichen im Besonderen.

Es wäre vollkommen falsch vorgegangen, wenn man meinte, dass man sich in den meisten Fällen damit begnügen dürfe, blos eine einzige Seite eines Menschen, die gerade im Augenblick wichtig ist, zu studieren — etwa blos seine Lügenhaftigkeit, sein grausames Wesen, seine Arbeitsscheu u. s. w. — das würde naturgemäß nur zu einem ganz einseitigen Urtheil führen und außerdem gewiss mühsamer sein, als wenn man immer den ganzen Menschen ins Auge fasst und studiert. Jede Eigenschaft eines Menschen ist blos ein Symptom seines ganzen Wesens, sie ist nur erklärlich, wenn man den ganzen Complex, aus dem der Mensch gebildet ist, versteht, und die guten Eigenschaften eines Menschen beruhen ebenso auch auf seinen schlechten, wie die schlechten Eigenschaften auch in seinen guten begründet sind; zum Mindesten wird die Qualität und Quantität einer guten oder schlechten Eigenschaft wieder beeinflußt von allen übrigen schlechten und

guten Eigenschaften. Gutmüthigkeit wird gewiss beeinflußt und zum Theil geschaffen durch Schwäche, Unentschlossenheit, allzugroße Weichheit, mangelnde Schärfe der Auffassung, falsche Combination, ungeübte Schlussfähigkeit; ebenso beruht wieder die grausamste Härte auf manchen an sich guten Eigenschaften: Festigkeit, Energie, zielbewusstem Darauflosgehen, klarer Auffassung der Mitmenschen, gesundem Egoismus u. s. w. Jeder Mensch ist das Ergebnis seiner Natur und Cultur, also unzählbarer einzelner Momente, und jede seiner Emanationen ist wieder das Resultat aller dieser Momente, und so wollen alle berücksichtigt sein, will man eines beurtheilen.

Deshalb sind für uns auch alle Indicationen, welche uns den Menschen als Ganzes hinstellen, die wichtigsten, aber auch solche sind für uns von Wert, die ihn auch nur in einer Richtung klar machen, aber dann ist dies nur als Fingerzeig aufzufassen, der uns niemals der Mühe überhebt, auch sonst zuzusehen, wie der Betreffende beschaffen ist. Die Zahl solcher einzelner Anzeigungen ist Legion, und Niemand vermag sie aufzuzählen und zu begründen, aber beispielsweise lassen sie sich anführen, wenn auch nur in Form von Andeutungen.

Fragen wir z. B., von wem man denn am besten und verlässlichsten Auskünfte über Jemanden erhalten kann, über sein Thun und Treiben, über sein Wesen und seinen Charakter, so werden wir sagen: Am wenigsten von Jenen, die man zumeist zu fragen pflegt: seine nächststehenden Freunde und Bekannten und die Behörden; vor allen diesen zeigt sich Niemand ganz so, wie er ist, weil auch der ehrlichste Mensch sich vor Jenen, an deren Urtheil ihm etwas gelegen ist, zum Mindesten möglichst gut, wo nicht besser als er ist, darzustellen sucht — das liegt in dem allgemeinen egoistischen Wesen des Menschen, der sich die Lage, in der er sich befindet, doch nicht zu verschlimmern trachten wird. Die Behörde, die aber über Einen Auskunft geben soll, kann nur verlässlich darüber sprechen, wie oft er abgestraft wurde oder sonst mit dem Gesetze und der Behörde in Berührung kam. Im Uebrigen aber, über seine socialen Eigenschaften weiß die Behörde als solche nichts zu sagen, sie muss ihre Vertrauensleute aussenden, und diese fragen dann wieder ihre Vertrauensleute, und wenn da noch halbwegs richtig vorgegangen wird, so sind die Letzteren einfache Leute, die Gelegenheit haben, die Betreffenden zu be-

obachten: Dienstleute, Hausbesorger, Portiers, Eckensteher u. s. w. Warum wir die nicht selber fragen, ist eigentlich nicht recht erfindlich; würde man dies thun, so könnte man sich die Leute, von denen man so wichtige Mittheilungen erhält, genauer ansehen, man wüsste, mit wem man es zu thun hat, und könnte auch so fragen, wie man die Antwort braucht. Dass in der heute üblichen Form die Plauderei eines alten Weibes dem Gerichte in der Gestalt einer „amtlichen" Mittheilung geboten wird, wie es nicht selten geschieht, hat wohl nur negativen Wert. An sich ist aber der Modus, nach welchem Dienstboten und ähnliche Leute um Einzelheiten über Personen gefragt werden, ganz richtig, nur muss man sich darüber klar sein, dass man dies nicht deshalb thut, weil man die klatschsüchtigsten und auch am leichtesten nahbaren Leute aussucht, sondern weil die Leute ihre Schwächen am leichtesten vor solchen zeigen, die ihnen gleichgiltig sind. Das ist eine zwar allbekannte, aber nicht genügend beachtete Thatsache von bedeutender Wichtigkeit. Sehen wir uns die Sache einmal ganz nüchtern an: Niemand scheut sich, in Gegenwart eines Thieres sich ganz so zu zeigen, wie er ist, etwas Schlechtes zu thun, ein Verbrechen zu begehen; nur um Weniges wird die Scheu steigen, wenn statt des Thieres ein vollkommen Blödsinniger anwesend ist, und wenn wir nun die Intelligenz und Bedeutung dieses Anwesenden allgemach steigen lassen, so wird auch die Scheu, vor ihm sich so zu zeigen, wie man ist, in gleichem Maße erhöht werden, und vor jenen Leuten, an deren Urtheil uns am meisten gelegen ist, vor diesen werden wir uns am meisten zusammennehmen. Peter Rosegger, der steirische Volksdichter und einer der allerbesten Menschenkenner, erzählte einmal eine ganz vortreffliche Geschichte, die sich darum drehte, dass irgendwo die allerintimsten Geheimnisse der Leute offenkundig wurden, obwohl alle Betheiligten versicherten, dass Niemand davon Kenntnis erlangt hatte. Endlich wurde die Verbreiterin in der Person einer alten, buckligen, stillen Näherin entdeckt, die in den einzelnen Häusern um Taglohn arbeitete und hiebei unbeachtet und scheinbar theilnahmslos in einem Winkel der gemeinsamen Wohnstube nähte; Niemand hatte ihr Geheimnisse mitgetheilt, aber Thatsachen ließ man sich vor ihr abspielen, aus denen sie errathen und combiniren konnte. Kein Mensch hatte die gleichgiltige, alte Person beachtet, sie arbeitete wie eine Maschine; was sie dachte, wenn sie einen

Streit, einen Kummer, eine Missstimmung, eine Freude wahrnehmen konnte, war Allen gleichgiltig, und so erfuhr sie Vieles, was vor wichtigeren Personen auf das Aengstlichste geheim gehalten wurde. Diese einfache Geschichte ist für uns von Wichtigkeit — nicht auf Klatsch sollen wir achten, aber wir sollen erwägen, dass die Mittheilungen von Leuten, die dem heute Fraglichen gleichgiltig sind, in der Regel wichtiger und verlässlicher sind, als die von Leuten, die ihm wichtiger sind.

Wir brauchen da nur auf unsere eigenen Verhältnisse zu blicken, was wissen denn wir von unseren Dienstleuten? Wie sie mit dem Taufnamen heißen, weil wir sie rufen, woher sie sind, nach ihrer Aussprache, wie alt sie sind, nach ihrem Aussehen, und ihre Eigenschaften, die wir benützen. Aber von ihren Familienverhältnissen, ihrer Vergangenheit, ihren Plänen, ihren Leiden und Freuden, was wissen wir denn davon? Die Hausfrau weiß vielleicht um eine Kleinigkeit mehr, weil das der tägliche Verkehr mit den Leuten mit sich bringt, aber davon hört der Mann nur ausnahmsweise, wenn er sich um Dinge kümmert, die ihn nichts angehen. Gar viel weiß die Frau auch nicht, das sehen wir bei Vernehmungen alle Tage. Was wissen aber die Dienstleute von uns? Wie der Mann mit der Frau lebt, wie die Kinder erzogen werden, wie die Geldverhältnisse stehen, wie man mit Verwandten lebt, wer der Umgang des Hauses ist, welchen Vergnügungen man sich hingibt, jede Freude, jeder Kummer, der das Haus trifft, jede Verstimmung, jede Hoffnung, alle körperlichen Leiden herab bis zu den einfachsten Toilettegeheimnissen, was wird denn vor den Dienstleuten geheim gehalten? Das Alles nehmen die Beschränktesten von ihnen wahr, und wenn sie noch mehr wissen, so ist nicht unsere Ungeschicklichkeit im Verhehlen, sondern ihre Intelligenz schuld daran; wir sehen ein, dass sich da nicht viel verheimlichen lässt, und geben uns deshalb auch keine Mühe es zu thun.

Es liegt übrigens noch ein anderer Grund vor, warum die Menschen untergeordnete und gleichgiltige Leute ihre Schwächen eher sehen lassen, er liegt darin, dass man jene hasst, die Zeugen einer großen Schwäche waren. Zum Theil ist es Schamgefühl, zum Theil Aerger über sich selbst, zum Theil purer Egoismus, Thatsache aber ist es, dass man seinen Zorn instinctiv gegen Jene wendet, die es mit angesehen haben, wie man sich durch eine Schwäche erniedrigt hat, und dies ist umsomehr der Fall, je mehr

man dem Zeugen volle Auffassung des Geschehenen zutraut, und je lieber es dem Betreffenden gewesen wäre, wenn der Andere den Hergang nicht gesehen hätte. Unbedeutende Leute werden aber gar nicht als wirkliche Zeugen angesehen, sie waren da, aber sie haben nicht wahrgenommen; bis man aber dahinter kommt, dass sie mindestens so gut wahrgenommen haben, als Andere, ist es längst zu spät.

Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man sich mit derselben Begründung den hundertmal variierten Satz Tacitus' erklärt: „*Figulus odit figulum*“. Der Geschäftsneid ist es am wenigsten, der einen Töpfer den Anderen hassen lässt, der Grund liegt darin, dass der Eine vom Fach die Schwächen des Anderen vom Fach kennt, dass immer Einer genau weiß, wie der Andere die Mängel seiner besonderen Kenntnisse zu verdecken sucht, wie lückenhaft schließlich jede menschliche Thätigkeit ist, und welche Mühe sich Jeder gibt, um sein Fach vor den Anderen so gut als möglich erscheinen zu lassen. Wenn Einer aber weiß, dass der Andere die Sache ebenso kennt, so wird er ihm zum Mindesten zum lästigen Zeugen einer unangenehmen Thatsache, und wenn dieser Gedanke immer wiederkehrt, so kann er leicht zum Hass werden. Deshalb muss man nirgends vorsichtiger sein, als wenn man einen „*figulus*“ über den Anderen hört — „*figulus*“ im denkbar weitesten Sinne genommen — Corpsgeist und Eifersucht zerren da die Wahrheit in gewaltsamster Weise hin und her, und das Bild wird um so entstellter, als der sogenannte Corpsgeist nichts anderes ist als ein verallgemeinerter Egoismus. Es ist zu wenig, wenn Kant[1]) sagt, der sei ein Egoist, der sein eigenes Ich immer hervorragend zum Hauptgegenstand seiner und Anderer Aufmerksamkeit zu machen sucht; den, der sich nur um die Aufmerksamkeit bemüht, nennen wir bloß eitel, der Egoist will aber stets seinen Vortheil, und sei es auch auf unverhältnismäßige Kosten der Anderen, und wenn Einer Corpsgeist zeigt, so will er den Vortheil seines „Corps“, weil dieser ihm selbst auch zukommen muss. In diesem Sinne wird Einer vom selben Fach in der Regel über den Anderen vom Fach zu viel sagen, aus Eifersucht sagt er aber zu wenig — in welcher Richtung aber der Uebergriff stattfand, das ist nach der Natur des Falles und des Aussagenden verschieden.

[1]) Imanuel Kant's Menschenkunde oder philosophische Anthropologie, herausgegeben von Fr. Ch. Starke, Leipzig 1831.

Meistens wird man übrigens eine gewisse Scheidung vornehmen können, da in derartigen Fällen objectiv zu viel, subjectiv zu wenig gesagt werden wird, d. h. der Fachmann wird dort, wo es sich um allgemeine Fragen dreht, die Sache zu hoch stellen, sobald es sich aber um den speciellen Fachgenossen handelt, wird die Eifersucht ihre Rechte geltend machen. Ganz rein lässt sich dies aber niemals scheiden, zumal in subjectiver Richtung nicht. Sagen wir, der A habe über den Fachgenossen B zu sprechen und sagen wir, es handle sich darum, gewisse Leistungen des B zu bewerten; wenn nun A in ähnlicher Richtung wie B gearbeitet hat, so darf er die Leistungen des B nicht allzusehr herabsetzen, weil sonst der Wert seiner eigenen Arbeiten Gefahr liefe, ebenfalls für gering gehalten zu werden. In objectiver Richtung ist es wieder umgekehrt: wenn der A die allgemeinen Leistungen des Faches zu sehr hinaufschraubte, so gestattet das wieder die Eitelkeit nicht, weil sonst der, sagen wir einfach: Concurrent dadurch zu sehr gehoben würde. Allzu deutliche Beispiele aus besonderen Fächern zu geben, wäre unrathsam, aber Jeder, der sich einen „figulus“ nach dem anderen, von den niedersten bis zu den höchsten Kreisen vorruft und im Gedanken Einen sich über den Anderen äußern lässt, wird die Richtigkeit des Gesagten zugeben. Ich behaupte auch hier nicht, dass das Ding überall, bei allen und in jedem Falle so ist, aber dass es recht häufig genau zutrifft, ist zweifellos.

Dabei ist aber noch Eines zu beachten. Sehr viele Menschen, die in ihrem Fache hervorragend tüchtig sind, haben die Schwäche, in irgend einem, ihrer eigentlichen Thätigkeit oft recht ferne liegenden Kreise für besonders tüchtig gehalten zu werden. Es ist historisch, dass ein berühmter Regent glücklich war, wenn man sein höchst bescheidenes Flötenspiel bewunderte, ein Dichter war nur erfreut, wenn man seine miserablen Zeichnungen lobte, ein Feldherr wollte nichts von seinen gewonnenen Schlachten, sondern nur von seinem sehr zweifelhaften Declamationstalent hören, und so finden wir es im Kleinen oft genug, der Fachmann will mit irgend einer Dummheit auf anderem Gebiete glänzen, und „für einen Rouè gehalten zu werden, freut am meisten den Philister“. Dies ist insoferne wichtig, als man leicht über die Natur eines Menschen irre werden könnte, wenn man nach dem schlöße, was er am meisten von seinem Wissen und Können hervorzudrehen sucht; in Bezug

auf die Vergangenheit geht das oft bei grundehrlichen Leuten bis zu Verstellung und Lüge. Der seinerzeit der solideste, harmloseste Student war, macht später beiläufige Andeutungen, als ob er ein ganz bedenklich flotter Corpsstudio gewesen wäre, der Künstler, der seine Lernzeit in der bravsten Weise mit dem mühsam ersparten Gelde seiner Mutter durchmachte, lässt gerne gelten, dass er als junger Mensch ungeheure Verrücktheiten verübte, und die alte Dame, die einmal die züchtigste Jungfrau war, lächelt geschmeichelt, wenn Jemand von ihren großartigen Koketterien erzählt. Ist so etwas für uns wichtig, so darf es stets nur äußerst vorsichtig aufgenommen werden.

Zu diesen Leuten, welche sich für Vergangenheit oder Gegenwart etwas „interessanter" gestalten wollen, gehören auch die, welche alles für möglich erklären und die manchen Strafrichter schon arg irregeführt haben. Dies kann namentlich dann vorkommen, wenn ein Beschuldigter sich durch sehr gewagte Behauptungen herauszureden sucht (z. B. große Leistungen bei Zurücklegen eines Weges, oder durch Kraftanstrengung u. s. w.), und wenn Zeugen darüber gefragt werden, ob dies denkbar ist. Es macht fast den Eindruck, als ob die hier gemeinten Leute glauben, dass sie sich und ihrem Ansehen viel vergeben, wenn sie etwas als unmöglich bezeichnen. Sie sind sehr leicht zu erkennen, da sie in die große Classe der Projectemacher und Erfinder oder ihrer Verwandten gehören. Wenn sich Einer damit befasst, die Staatsschulden zu bezahlen, die sociale Frage zu lösen oder die Sahara zu bewässern, item wenn Einer das lenkbare Luftschiff, ein *perpetuum mobile* oder ein Universalheilmittel zu erfinden geneigt ist, oder wenn er wenigstens für Leute Sympathie zeigt, die solches projectieren und erfinden, dann muss er Alles für möglich halten — und solche Leute sind ganz überraschend häufig; in der Regel tragen sie ihre Pläne nicht offen daher und gelten deshalb für die besonnensten Menschen, sie verrathen sich nur durch ihre Zugänglichkeit für Unmöglichkeiten in allen nur denkbaren Richtungen. Misstraut man ihnen, und ist die Sache wichtig genug, so mag man mit einigem Aufwande an Zeit das Gespräch allmälig auf irgend ein Project oder eine Erfindung bringen, dann sieht man, wie sie mit einer, ich möchte sagen, scheuen Wärme darauf eingehen und sind erkannt. Sie gehören zu jener sehr großen Anzahl von Menschen, die, ohne abnormal zu sein, doch an einer Grenze

umherstreifen, die den vollkommen Glaubwürdigen vom Unverlässlichen scheidet, der beim besten Willen, die Wahrheit zu sagen, sie nur so gibt, wie sie sich in seinem unklaren Hirne widerspiegelt.

Nicht zu verwechseln mit diesen Leuten sind jene gewissen Kraftmenschen, welche lediglich im Bestreben, zu zeigen, was sie können, weiter gehen als sie der Wahrheit nach gehen sollten. Es sind dies ausnahmslos begabte Leute, die etwas leisten, und wissen, dass sie das können, sei es im Bösen oder im Guten, und so kommen sie unter Beschuldigten und unter Zeugen vor. Bei den ersteren zeigt sich diese Eigenschaft darin, dass sie oft mehr gestehen als sie gethan haben, oder den Hergang so darstellen, wie er ihrer Kraftäußerung und auch wohl ihrer Eitelkeit besser entspricht; es kann dann vorkommen, dass Einer die That, bei der er drei Genossen hatte, allein auf sich nimmt, dass er einen simpeln Diebstahl als solchen darstellt, wo Gewalt gegen die Sache, vielleicht sogar gegen die Person angewendet werden musste, oder dass er seine Flucht, die Verwertung des an sich Gebrachten u. s. w. viel abenteuerlicher schildert als es gewesen ist oder nöthig war. Der Zeuge macht es ähnlich und zeigt z. B. seine Vertheidigung bei einem Angriffe auf ihn oder seine Geschicklichkeit im Auffinden des Gutes oder bei Entdeckung des Thäters in viel hellerem Lichte als es damals war, ja solche Leute führen sogar Situationen herbei, die ganz überflüssig waren, um zu zeigen, dass sie auch *das* zu Wege bringen, sie verwirren dadurch die allereinfachste Sachlage. — Als Beschuldigte sind sie übrigens schwer zu behandeln, denn abgesehen davon, dass sie mehr machen und oft wirklich mehr gemacht haben als nöthig war, werden sie durch ungerechte Anschuldigungen, auch unwesentlicher Art, ganz ungeberdig und hartmäulig. Von ihnen gilt ganz besonders das, was vor 100 Jahren Ben David[1]) sagte: „Verfolgung macht kluge Leute toll und rohe, dabei gutmüthige und wohlwollende grausam und boshaft" — es sind dies oft ganz gut geartete Naturen, die sich dann in der angegebenen Art äußern. Es kommt so häufig vor, dass Beschuldigte, namentlich Verhaftete, sich im Laufe der Zeit vollkommen ändern, aufgebracht, grob, leidenschaftlich und boshaft werden, sich auch dem wohlwollendsten Entgegenkommen gegenüber trotzig und

[1]) Ben David, „Etwas zur Charakterisierung der Juden" (1793).

ablehnend erweisen, ja sogar einen gewissen Muth darin zeigen, sich gar nicht mehr zu vertheidigen und schweigen. Solche Erscheinungen mahnen zur äußersten Vorsicht, denn man hat es dann wahrscheinlich mit einem dieser „Kraftmenschen“ zu thun, dem Unrecht geschieht: sei es, dass er vollkommen unschuldig ist, sei es, dass man unrichtig mit ihm umgeht, jedenfalls war der eingeschlagene Weg verfehlt, man muss umkehren, ganz anders auftreten und die Frage, ob der Mensch nicht ganz unschuldig ist, trotz arger Beweisgründe, absolut nicht mehr aus den Augen lassen.

Zu erkennen sind diese Leute meistens nur nach ihrem Vorleben, wie sie gewöhnlich auftraten und wie sie sich da äußerten; weiß man einmal dies, so weiß man auch, wie sie es bei Gericht machen. Ueberhaupt ist ja auch bei Einzelzügen im Charakter immer das Vorleben, das Werden zu beachten, manches Streben, manche Eigenschaft ist anders gar nicht zu erklären; das einfache Wort v. Volkmars:[1]) „Wir begehren Manches nur, weil wir es einmal besessen“, klärt dem Criminalisten ganze Reihen von Erscheinungen auf, die sonst unverstanden blieben. Mancher Diebstahl, Raub, vielleicht Mord, manches Verbrechen aus Eifersucht, auch Geschlechtsdelicte werden verständlich, wenn man davon ausgeht, dass der Thäter jenes Object, um dessenwillen er jetzt das Verbrechen begangen hat, einstens besass, es verloren hat, und nun mit unwiderstehlicher Gewalt den Wiederbesitz erstrebt. Das Merkwürdige besteht hier darin, dass meistens ganz bedeutende Zeit zwischen dem einstigen und dem wieder verlangten Besitz vergeht, es hat den Anschein, als ob sich die einzelnen Wunschmomente im Laufe der Zeit addieren würden, um dann endlich zum Verbrechen zu treiben. Sucht man da nicht in der Vergangenheit des Thäters, so findet man das Alles klärende Motiv niemals.

Ganz dieselbe Bewandtnis hat es mit zahlreichen Verbrechern, deren Thaten scheinbar unbegreifliche Grausamkeit zu Grunde liegt; in allen solchen Fällen, namentlich wenn die Sachlage sonst nicht die Thäterschaft des Verdächtigten wahrscheinlich ließe, muss die ganze Entwicklungsgeschichte desselben studiert werden. Gustav Struve[2]) behauptet, es sei nachweisbar, dass junge Leute aus purer Grausamkeit, aus Lust, Schmerzen leiden zu sehen und sie zufügen

[1]) v. Volkmar l. c.

[2]) Gustav Struve, „Das Seelenleben oder die Naturgeschichte des Menschen“, Berlin 1869.

zu können, Chirurgen wurden; ein Apothekerlehrling sei aus demselben Grunde Henker geworden, und ein reicher Holländer bezahlte die Fleischer, damit sie ihn die Ochsen erschlagen ließen. Wenn man es dann mit einem Verbrechen zu thun hat, dessen Verübung auf besondere Grausamkeit schließen lässt, wie will man über Motiv und Hergang sicher werden, wenn man nicht auch die ganze Entwicklung des Verdächtigten kennt?

Sich hierüber klar zu werden, ist um so nothwendiger, als wir durch Scheinmotive so leicht irregeführt werden können. „Wie bei den meisten Capitalverbrechen zwei oder mehrere Motive zusammenwirken, ein ostensibles und ein latentes", sagt Kraus, [1]) „so stehen fast jedem Verbrecher Scheinmotive zu Gebot, die ihn zur That ermuthigen." Uns ist es bekannt genug, wie oft der Dieb sich auf seine Nothlage ausredet, wie bei den Raufereien der Thäter nur der sich wehrende Angegriffene gewesen sein will, und wie oft der Nothzüchter, selbst wenn er sich an einem kleinen Kinde vergangen hat, doch noch behauptet, er sei vom Kinde verführt worden. Selbst bei Mordthaten, wenn der Thäter geständig ist, finden wir oft, dass er sich noch zu entschuldigen sucht: die Frau vergiftet ihren Mann, lediglich, weil sie einen anderen heirathen will, bringt den Hergang aber so vor, dass sie es nur gethan hat, weil der Mann so außerordentlich schlecht war, dass sie durch ihre That eigentlich nur die Welt von einem Scheusal befreit hat. — In der Regel ist die psychologische Behandlung solcher Fälle deshalb schwieriger, weil der Betreffende sich in seine Behauptungen mehr oder weniger hineingeredet hat und schließlich seine Entschuldigungsgründe ganz oder theilweise glaubt; glaubt aber Einer das, was er sagt, so ist der Beweis, dass die Sache unwahr ist, immer viel schwieriger zu führen, weil alle psychologischen Argumente, die wir zum Nachweise der Unwahrheit benützen können, nicht in Anwendung zu bringen sind. Dies ist eine wichtige Thatsache, die uns zu scharfer Differenzierung im Vorgehen zwingt, je nachdem wir es mit Einem zu thun haben, der uns lediglich anlügt, oder mit Einem, der an seine Rede glaubt. Zu finden ist der Unterschied, da die eingeredete Ueberzeugung von der Wahrheit des Erzählten denn doch niemals so festgewurzelt ist als die echte Ueberzeugung von der Wahrheit. Deshalb passt der, der sich blos

[1]) Dr. A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens", Tübingen 1884.

in die Wahrheit hineingeredet hat, auf alle Zweifel und Einwendungen ungleich besser auf, als der, dem die Wahrheit des Vorgebrachten ganz zweifellos ist; ein ganz gutes Gewissen hat der Erstere auch nicht, und ein treffendes Sprichwort sagt: „Schlechtes Gewissen, feines Gehör" — er weiß, dass es mit der Sache nicht seine Richtigkeit hat, und deshalb merkt er auf alle Einwendungen, und dass er so scharf aufmerkt, das kann der Vernehmende nicht leicht übersehen.

Kennt man also an diesem „feinen Gehör" jenen, der seine vorgeschobenen Motive selbst wirklich glaubt, so hat der, der wissentlich ein mehr oder weniger entschuldigendes Motiv namhaft macht, ein anderes Merkmal (selbstverständlich abgesehen von den allgemeinen Kennzeichen der Lüge), und dies tritt dann zu Tage, wenn man ihn über ähnliche Thaten Anderer sprechen lässt, bei welchen das behauptete Motiv wirklich vorhanden war. Mit Recht sagt man, nicht der sei alt, der keine jugendlichen Thorheiten mehr begeht, sondern jener, der sie nicht mehr verzeiht, und so ist nicht blos jener schlecht, der Schlechtigkeiten selber begeht, sondern auch jener, der sie bei Anderen entschuldigt. Dass aber ein Beschuldigter die nackte That, wie sie im Strafgesetz steht, vertheidigt, das kommt aus begreiflichen Gründen nicht vor — es wird kein ob Raubes Verdächtigter ein Loblied auf die Räuber anstimmen, wohl aber wird fast jeder, der für seine That ein besseres oder ein besser scheinendes Motiv anbringt, jene in Schutz nehmen, die sich von einem solchen in anderen Fällen haben leiten lassen. Jeder Versuch zeigt, dass dies richtig ist, und dann sind Scheinmotive nicht mehr schwer als solche darzulegen.

d) Somatisches.

1. Allgemeines.

Wenn wir auch sagen, dass allem Innerlichen im Menschen etwas in seinem Aeußerlichen entspricht, so gibt es doch eine Reihe von Erscheinungen, welche besonders den Eindruck des Somatischen machen, bei welchen also ein inneres Moment etwas an der körperlichen Erscheinung bewirkt hat, oder wo umgekehrt eine körperliche Besonderheit besondere psychische Eigenschaften mit sich brachte. Als Beispiel für das Erstere sei die bekannte Erscheinung genannt, dass Frömmler immer den Eindruck von etwas

ganz specifisch Weibischem machen. Für Letzteres sei als Beispiel die von Gyurkovechky [1]) erwähnte Thatsache angezogen, dass Impotente stets widerliche Charaktereigenschaften zur Schau tragen; das letztere Moment findet seinen verallgemeinernden Ausdruck in dem grausamen, aber wahren Worte: „Hütet Euch vor den Gezeichneten." Niemand behauptet, dass mit irgend einem körperlichen Gebrechen dem Träger desselben unter Einem irgend eine oder mehrere böse Eigenschaften aufgehalst werden — *non cum hoc, sed propter hoc;* es ist eine allgemeine Eigenschaft der roh veranlagten, also weitaus zahlreicheren Menschen, dass sie einem Unglücklichen, der unter irgend einem körperlichen Gebrechen leidet, nicht mit Nachsicht und Schonung entgegenkommen, sondern ihn deshalb noch verspotten und es ihm in verschiedener Weise auch besonders fühlbar machen. Leider besitzen diese Eigenschaft nicht blos Erwachsene, sondern vornehmlich Kinder, die dann das „gezeichnete" unter ihnen quälen, sei es ausdrücklich, sei es dadurch, dass sie durch mangelnde Rücksichtnahme das unglückliche Kind immer wieder an sein Gebrechen erinnern. Hiedurch entsteht, meistens schon in frühester Jugendzeit, zuerst eine gewisse Bitterkeit, dann Neid, Missgunst, verhaltener Zorn gegen die Glücklichen, Schadenfreude und wie alle die ähnlichen, allerdings sehr hässlichen Eigenschaften heißen mögen. Im Laufe der Zeit addieren sich alle erhaltenen bitteren Eindrücke, die daraus sich ergebenden Eigenschaften entwickeln sich immer schärfer, sie werden habituell, und schließlich ist der „boshafte Gezeichnete" fertig. Dazu kommt noch die unleugbare Thatsache, dass die „Gezeichneten" so häufig klüger und unterrichteter als die Anderen sind. Ist es Zufall oder liegt es im Gange der Dinge — ich weiß es nicht, möglich ist das Letztere aber, da die Meisten von ihnen eben durch ihr Gebrechen gezwungen sind, sich von den allgemeinen Vergnügungen mehr fern zuhalten und sich mit sich selbst zu beschäftigen, zumal sie es bald satt bekommen, verspottet und geneckt zu werden; so denken sie mehr nach, lernen mehr als die Anderen und üben häufig ihren Witz, um sich durch ihn gegen lästige Angriffe zu wehren. Dies gelingt ihnen oft, es dient aber auch wieder nicht dazu, sie in den Ruf der Sanftmuth und Liebenswürdigkeit zu bringen, wenn sie

---

[1]) Victor Gyurkovechky, „Pathologie und Therapie der männlichen Impotenz", Wien, Leipzig 1889.

sich durch scharfen, beißenden und verletzenden Witz zu vertheidigen suchen. Ist der „Gezeichnete“ nun von Natur aus nicht besonders gut veranlagt, so entwickeln sich auch andere böse, schlummernde Triebe in ihm, die vielleicht sonst nie zur Entfaltung gekommen wären, wenn er sie nicht zu seiner Vertheidigung benöthigt hätte — Lüge, Verleumdung, Intrigue, Verfolgung durch unerlaubte Mittel u. s. w. Das Alles bildet dann einen ganz fixen Erscheinungscomplex, der für den Kenner mit jeder Art von „Zeichnung“ untrennbar verbunden ist: Der misstrauische Blick der Tauben, der lauernde Ausdruck der Blinden, das unbeschreibliche und so höchst charakteristische böse Lächeln der Buckligen sind nicht die einzigen typischen Erscheinungen dieser Art.

Das Alles ist im Volke nicht blos bekannt, sondern auch übertrieben geglaubt, und so machen wir auch häufig die Erfahrung, dass die „Gezeichneten“ Verdächtigungen mehr ausgesetzt sind, als andere Menschen. Besonders, wenn ein Verbrechen begangen wurde, bei dem der Thäter unbekannt ist, wo aber zur Verübung besondere Bosheit gehörte, und wo die That allgemeine Entrüstung hervorrief, kommt es oft vor, dass man den allgemeinen Verdacht auf irgend einen „Gezeichneten“ wirft: Traut man einmal Einem eine That zu, so sind die Verdachtsgründe nicht schwer zu finden, und hat man einmal deren einige zur Hand, so ballen sich auch andere daran — dazu noch der schöne Satz „Volkesstimme — Gottesstimme“, und der Unglückliche befindet sich in einem Gewirre von „beweisenden“ Verdachtsgründen, die sich alle darauf reducieren lassen, dass er rothe Haare oder einen Buckel hat. Solches kommt erschreckend oft vor.

2. Erregungen.

Ebenso wichtig wie diese Erscheinungen sind die somatischen Wirkungen innerer Erregungen für uns, da sie uns Vorgänge klar machen, die aus Worten allein nie zu entnehmen gewesen wären, und da sie auch sehr oft überschätzt oder falsch gedeutet werden. Erregungen sind in zweifacher Weise für uns wichtig: Als Ursache von Verbrechen und als Kennzeichen bei Vernehmungen.

Was das Erstere anlangt, so ist es nicht nöthig, darauf hinzuweisen, welche Verbrechen aus Zorn, Eifersucht, Wuth begangen werden und wie oft Angst und Furcht zu Ueberschreitungen führt, die sonst unerklärlich wären — diese Thatsachen sind zum Theile

so bekannt, zum Theile so überaus zahlreich und verschieden, dass eine Besprechung entweder überflüssig oder unmöglich wäre. Hingewiesen soll höchstens auf Erscheinungen werden, die gewissermaßen am Rande der Beobachtungen liegen und deshalb übersehen werden können. Hierher gehört z. B. der Zorn gegen das Object, aus dem sich eine Menge von sogenannten böswilligen Sachbeschädigungen, auch Brandlegungen u. s. w. erklären lassen. Jeder Mensch, wenn er auch nicht von besonders lebhaftem Temperament ist, kennt Fälle, wo er in ganz unerklärliche Wuth gegen einen leblosen Gegenstand gekommen ist, wenn ihm derselbe namentlich fortgesetzt Schwierigkeiten oder Schmerz bereitet hat, und wie man durch Wegschleudern, Zertrümmern oder Zerknittern sich eine wesentliche Erleichterung verschaffen kann. Ich besaß als Student ein uraltes, dickes, lateinisches Lexikon „*Kirschii cornu copia*“, in hartem, mit Schweinsleder überzogenen Holz gebunden; dies ehrwürdige Buch flog bei jedem Aerger seines Herrn einige Male zum Boden, was nie verfehlte, den Ingrimm wesentlich zu mildern. Dieser Kirschius war mein vom Urgroßvater ererbtes Eigenthum, und Schaden geschah ihm auch keiner, wenn aber ein Handwerksbursche den Zaun umreißt, dessen Nagel ihm seinen einzigen Rock zerriss, oder wenn der Bauernjunge den Hund erschlägt, der ihn fortwährend anbellt und nach seinen Waden trachtet, dann sind wir sofort mit der „Sachbeschädigung nach § so und so viel“ da, und er hat nicht mehr gethan, als ich mit meinem Kirschius. In der prächtigen Novelle „Auch Einer“ von Fischer ist die „Tücke des Objectes“ vortrefflich geschildert.

Wie weit so etwas führen kann, bewies mir ein Straffall, in welchem eine einsam stehende große Heuhütte angezündet worden war. Ein Landfahrer zog über die Alm und suchte vor einem drohenden Unwetter Schutz zu finden. Gerade im letzten Augenblicke, bevor ein heftiger Platzregen niedergieng, erreichte er eine Heuhütte mit solidem Strohdach, er kroch hinein, machte es sich im Heu bequem und freute sich besonders, so glücklich untergekommen zu sein; er schlief ein, wurde aber bald wieder wach, er, seine Kleider und das um ihn herum befindliche Heu war vollkommen durchnässt, da genau über ihm das Dach Wasser durchgelassen hatte. In grenzenloser Wuth über dieses „boshafte Missgeschick“ zündete er die Hütte an, die auf den Grund niederbrannte.

Man wird vielleicht sagen, dass der Mann zornig wurde, ist gerade so ein Motiv, wie ein anderes, dies habe auf die juridische Seite des Falles keine Wirkung; das ist allerdings richtig, wir sind aber verpflichtet, die That und den Thäter zusammen als ein Ganzes anzusehen und zu beurtheilen, und wenn wir dann sagen können, dass dieses Ganze ein natürlicher, im Wesen des Menschen gelegener Vorgang ist, und wenn wir vielleicht sogar sagen, wir hätten unter Umständen in der gleichen Lage ganz ebenso gehandelt, wenn wir etwas absolut Böses in der That gar nicht entdecken können, dann stellt sich die Strafbarkeit derselben allerdings in sehr vermindertem Grade dar. — Auch in solchen kleinen Zügen stellt sich der Grundgedanke moderner Criminalpolitik so klar in den Vordergrund: „Nicht das Verbrechen, sondern der Verbrecher ist Gegenstand der Strafe, nicht der Begriff, sondern der Mensch wird gestraft" (Liszt).

Dass aber eine bedeutende und für die Beurtheilung der Sache wichtige Erregung vorliegt, das muss mit thunlichster Sicherheit festgestellt werden, wobei es vornehmlich wichtig ist, das Entstehen der Erregung zu beobachten. Dieses Stadium ist deshalb wichtig, weil man da noch beurtheilen kann, ob die Erregung echt oder blos erkünstelt und „hineingemacht" ist, weiters aber vermag man die Bedeutung der Erregung nur dann richtig einzuschätzen, wenn man ihre Entwicklung Schritt für Schritt mit jenen Gründen zusammenhalten kann, die sie verursacht haben. Wenn ich dem Beschuldigten nach und nach die Verdachtsgründe bekannt gebe, die, sagen wir, seine Feinde angeführt haben, und wenn sein Zorn sich ganz sinngemäß mit dem Hören jedes neuen Grundes steigert, so zeigt sich sein Zorn viel natürlicher und echter, als wenn die Steigerung in nicht erklärlicher Weise bei minder wichtigen Verdachtsgründen rascher, bei wichtigeren langsamer vor sich geht.

Die Construction der somatischen Erscheinungen bei großen Erregungen ist vielfach studiert worden, zumeist sind die Forscher hiebei von den Erscheinungen in der Thierwelt ausgegangen, da diese einfacher und ungekünstelter, daher leichter zu verstehen sind, und im Großen und Ganzen so ziemlich gleichmäßig wieder beim Menschen gefunden werden. „Eine Unzahl von Thieren," sagt Darwin, [1]) „sträubt in Angst, Schrecken, Furcht die Haare, Federn,

[1]) Ch. Darwin, „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen" (J. v. Carus), Stuttgart 1872.

Stacheln, und zwar heute schon unwillkürlich, einstens, um sich größer und schrecklicher zu zeigen“ — und ganz dasselbe Sträuben der Haare spielt noch heute beim Menschen eine viel größere Rolle, als wir gewöhnlich annehmen. Dass sich den Leuten bei Furcht und Schrecken die Haare sichtbar sträuben, das hat jeder von uns entweder an Anderen gesehen oder an sich selbst empfunden. Besonders deutlich sah ich es einmal bei einer Vernehmung, als es dem Vernommenen, der übrigens vollkommen unschuldig war, plötzlich klar wurde, in welch' großer Gefahr er schwebe, wirklich für den Thäter gehalten zu werden. Dass sich uns die Haare bei Schrecken und in Angst auch sträuben, ohne dass man es äußerlich wahrnehmen kann, beweist, wie ich glaube, jene bekannte Handbewegung, die man, in Angst oder plötzlichen Schrecken versetzt, regelmäßig macht, indem man mit der flachen Hand von der Stirne gegen den Scheitel streicht; es kann angenommen werden, dass sich die Haare an den Wurzeln zwar nicht sichtbar, aber doch insoweit fühlbar aufrichten, dass dadurch ein leises Kitzeln und Prickeln an der Kopfhaut entsteht, welches wir dadurch beseitigen, dass wir mit der Hand über den Kopf streichen. Diese Bewegung ist also eine Art unwillkürliches Kratzen wegen entstandenen Juckens. Dass aber Einer diese charakteristische Handbewegung, die das Haarsträuben markiert, etwa bei einer Vernehmung macht, kann unter Umständen sehr bezeichnend sein. Da der Vorgang zweifellos eine Einwirkung der Nerven auf die feinen und gröberen Muskelfasern ist, so muss er eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem haben, bei welchem in Folge von Schreck, Angst, Kummer und Sorge die Haare mehr oder minder plötzlich weiß werden. Solche Vorkommnisse sind in verhältnismäßig großer Zahl historisch; G. Pouchet[1]) zählt Fälle auf, in welchen die Haare so plötzlich erbleichten (darunter einen, wo dies bei einem armen Sünder geschah, während er zur Hinrichtung geführt wurde). Für uns hätten solche Fälle nicht viel Interesse, da dann, wenn z. B. einem Beschuldigten selbst über Nacht die Haare erbleicht wären, dies für seine Schuld oder Unschuld gar nichts bewiese. Nur dann könnte ein solcher Vorfall beweisenden Wert haben, wenn z. B ein solches Weißwerden der Haare bei einem Zeugen sichergestellt werden könnte, weil dann immer als sicher angenommen werden

[1]) G. Pouchet, „Revue des Deux Mondes“, Jan. 1. 1872.

dürfte, dass er etwas Entsetzliches und Grauenhaftes erlebt hat. Ob er es aber wirklich erlebte oder blos glaubte, dass er solches mitgemacht hat, wüsste man freilich noch immer nicht, da dies psychisch und physisch wohl die vollkommen gleiche Wirkung haben muss.

Will man sich bei den übrigen Erscheinungen, die Folge bedeutender Erregung sind, zurechtfinden, so muss man sich den ursprünglichen Grund derselben vorlegen. „Furcht drückt sich im Schreien aus, im Verbergen, Fliehen, Zucken und Zittern, was Alles das Erfahren des wirklichen Uebels begleiten würde; die zerstörenden Leidenschaften zeigen sich in Spannung der Muskeln, Knirschen, Vorstrecken der Krallen: Alles schwächere Formen der Thätigkeitsäußerung beim Tödten" (Spencer [1]). Das Alles, ursprünglich vom Thier entnommen, kommt in etwas herabgesetztem Grade genau so beim Menschen vor — inclusive das „Vorstrecken der Krallen", denn gerade diese Bewegung kann man so oft sehen, wenn Jemand in Zorn und Aerger über einen Anderen spricht und hiebei die Fingerspitzen vorstreckt und einkrümmt. Thut das Einer, und wenn auch nur leise und andeutungsweise, so will er dem Betreffenden gewiss übel. Auch darauf hat Darwin [2]) in seiner scharfbeobachtenden Weise aufmerksam gemacht: „Es kann ein Mensch einen anderen intensiv hassen, so lange aber sein Körperbau nicht afficiert ist, kann man nicht sagen, dass er wüthend ist." Hiemit ist besonders klar ausgedrückt, dass die somatischen Erscheinungen der inneren Erregung so enge mit denselben verbunden sind, dass wir die ersteren geradezu verlangen, wenn wir von letzteren sprechen sollen. Es ist auch ganz richtig, dass wir niemals erzählen werden, es sei einer wüthend oder auch nur zornig gewesen, wenn er körperlich ruhig blieb, mag er auch mit Worten noch so arg getobt und ausgeartet haben. Beweis genug dafür, wie wichtig es ist, auf die körperlichen Aeußerungen Acht zu haben. „Wie charakteristisch," heißt es bei Volkmar, [3]) „ist das Zittern und die Athembeschwerden der Furcht, der durchbohrende Blick des Zornes, das Herabwürgen verschluckten Verdrusses, das Erstickende ohnmächtiger Wuth, der

[1]) Herbert Spencer, „Grundzüge der Psychologie", 1855.
[2]) Ch. Darwin, loco cit.
[3]) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

scheele Blick und das hüpfende Herz des Neides.“ Ergänzend sagt noch Darwin über die Furcht: „Das Herz schlägt stark, das Antlitz erbleicht, es wird ihm kalt und doch schwitzt er, die Haare sträuben sich, der Speichel secernirt nicht, daher oftes Schlucken, die Stimme wird heiser, Gähnen tritt ein, die Nasenflügel zittern, die Pupillen erweitern sich, die Schließmuskeln lassen aus. Wilde und sehr uncultivierte Leute lassen dies viel deutlicher auftreten und zittern ganz ungeniert.“ Das Letztere kann man sehr oft beobachten, ja es kann fast als Gradmesser der Cultur (wohl auch des Charakters) hingestellt werden, ob und in wie weit einer den inneren Regungen verbieten kann, sich äußerlich allzusehr kenntlich zu machen. Namentlich wer viel mit Zigeunern zu thun hat, weiß, wie wenig sich diese Leute diesfalls zu bemeistern vermögen. Daher rühren auch zahlreiche Anekdoten über Richtersprüche weiser Herrscher uncultivierter Völker, die einfach an dem äußeren Gehaben des Verdächtigten die Schuld ablasen oder, noch häufiger, aus einer Anzahl Vorgeführter den Thäter mit untrüglichem Scharfsinn herauszufinden vermochten. So erzählt noch Bain,[1]) dass in Indien Verbrecher Reis in den Mund nehmen und nach einiger Zeit wieder ausspucken mussten: war er trocken, so wurde der Betreffende für den Schuldigen angesehen — die Furcht hatte ihm die Speicheldrüsen gelähmt — *obstupui, steteruntque comae, et vox faucibus haesit.*

Eigenthümlich sind die Zornesausbrüche gegen sich selbst, und zwar besonders deshalb, weil sie, wie ich glaube, immer ein Beweis für Schuldbewusstsein sind; ich habe wenigstens noch nie gesehen, dass ein Unschuldiger in einen Wuthparoxismus gegen sich selbst verfallen wäre, habe auch nicht gehört, dass Andere so etwas mitgemacht haben, und könnte es mir auch nicht psychologisch erklären, wenn ein solcher Fall einträte. Da derartige Scenen nur im äußersten Zorne wahrnehmbar hervortreten, so ist auch der Ausbruch ein ganz elementarer und unmöglich mit etwas Anderem zu verwechseln; wenn Jemand die Hände ringt, so dass sie bluten, oder die Fingernägel in die Stirnhaut eingräbt, so wird Niemand behaupten, dass dies Zorn gegen sich selbst sei, das ist nur das Bestreben, irgend etwas, die Kraft entfaltendes zu thun, sie an irgend jemandem zu äußern; zornig gegen sich selbst bis zur

[1]) Alexander Bain, „The Emotions and the Will“, 1865 (3. Auflage 1875).

äußeren Kennzeichnung ist man nur dann, wenn man solche Handlungen gegen sich ausführt, die man anderen Falles gegen einen Anderen üben würde, der den Zorn erregt hat, also schlagen, stossen, Haareraufen u. s. w. Besonders häufig sieht man dies an Orientalen wegen ihrer größeren Lebhaftigkeit; so sah ich einen Zigeuner mit dem Kopf gegen die Wand rennen, und ein Jude warf sich auf die Knie, breitete die Arme aus und ohrfeigte sich mit beiden Händen wiederholt derartig, dass er noch am nächsten Tage dick verschwollene Backen hatte. Aber auch bei anderen Leuten kommt es vor, wenn sie nur leidenschaftlich genug sind. So sah ich ein Weib sich ganze Büschel Haare ausraufen, ein mehrfacher Raubmörder stürzte mit den Kopf an die Kante der Fensternische, und ein 17jähriger Mörder warf sich in einen Strassengraben, schlug mit dem Kopf fortwährend gegen den Erdboden und schrie: „Hängt mich auf, reißt mir den Kopf weg"!

In allen diesen Fällen war der Hergang ganz gleich, auffallend gleich: Die That war insoferne besonders raffiniert begangen worden, als das Denkbarste geschehen war, um eine Entdeckung der Thäterschaft zu verhindern; der Thäter leugnete mit äußerster Frechheit und wehrte sich mit aller Kraft gegen ein Ueberwiesenwerden — in dem Augenblick, als er aber durch Vorführung der Beweise einsah, dass Alles verloren sei, wandte sich seine grenzenlose Wuth gegen das eigene Ich, welches der Verführung nicht Widerstand geleistet und die That doch nicht vorsichtig und schlau genug verübt hat — es entwickelt sich eine förmliche Selbstbestrafung, die durchaus keinen Sinn hätte, wenn sich der Betreffende unschuldig fühlte.

Solche Zornesäußerungen gegen sich selbst schließen oft mit Ohnmachtsanfällen, deren Grund viel weniger in der Erschöpfung durch den Wuthparoxismus, als in dem Bewusstsein und in der Erkenntnis der eigenen Hilflosigkeit gelegen ist. Reichenbach[1]) hat einmal eingehend die Ursachen untersucht, warum so oft Menschen, die sich in einem Gedränge befinden, ohnmächtig werden; heute erklärt man dies als Wirkung der von den vielen Menschen ausgeathmeten Kohlensäure und der entwickelten Anthropotoxine und auch als nervöse Erscheinung, da das bloße Erkennen, es sei ein Fortkommen unmöglich, so aufregend wirkt, dass ein Schwinden

[1]) Carl Freiherr v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch", Cotta 1854.

der Sinne, eine Ohnmacht eintritt. Diese wichtige Erscheinung gilt in ganz gleicher Weise für unseren Fall; ob Jemand bemerkt, dass er im physischen Sinne seinen Aufenthalt nicht willkürlich ändern kann, dass er gewissermaßen gefangen ist, oder ob er bemerkt, dass er durch Beweismittel überführt ist, dass er also auch nicht entweichen kann, ist vollkommen gleichwertig; und wenn sich daher Jemand physisch im Gedränge befindet, oder wenn er wahrnimmt, dass er in ein juristisches Gedränge gerathen ist, so wird sich in beiden Fällen dasselbe Ergebnis zeigen, er wird ohnmächtig werden, ebenso wie der Roman- oder Theaterdichter Jemanden ohnmächtig werden lässt, wenn er sonst keine Lösung der Situation weiß.

Kommt es im Zorne nicht so weit, dass Einer gegen sich selbst wüthet, so ist häufig schon die nächst niedere Stufe die, dass er zu lachen anfängt. Auch hier hat Darwin darauf aufmerksam gemacht, dass das Lachen oft ganz andere Seelenzustände decken soll, als die es eigentlich bezeichnet — Zorn, Wuth, Schmerz, Verlegenheit, Schüchternheit und Scham; soll es Zorn maskieren, so ist es mitunter Zorn gegen sich selbst, eine Art Spott. Dieses herbe, hölzerne Lachen ist ungemein significant und, wenn es ein Einsehen hervorgerufen hat, dass der Betreffende keinen Ausweg mehr weiß, nicht leicht mit einem anderen zu verwechseln. Man hat den Eindruck, als ob sich der Lachende sagen wollte: „Das hast du von deiner Schlechtigkeit und deinem Leichtsinn!“

3. Grausamkeit.

Hieher gehören noch einige Momente, die unter Umständen von Wichtigkeit sein können, und die, scheinbar ohne Zusammenhang unter einander, doch das Gemeinsame haben, dass äußere Erscheinungen auf innere Vorgänge weisen.

So ist in vielen Fällen manche Wegweisung zu finden, wenn man die Wechselbeziehung zwischen Grausamkeit und Mordlust und dem Sexuellen beobachtet. Hierüber haben namentlich ältere Schriftsteller, wie Mitchell,[1]) Blumröder,[2]) Friedreich[3]) Beispiele gebracht, die auch heute noch von Wert sind. Es werden von

[1]) Mitchell, „Ueber die Mitleidenschaft der Geschlechtstheile mit dem Kopfe“, Wien 1804.

[2]) Blumröder, „Ueber das Irrsein“, Leipzig 1836.

[3]) J. B. Friedreich, „Gerichtliche Psychologie“.

ihnen Fälle erzählt, in welchen erwiesen wird, dass so viele Leute (nicht blos Männer) zu sexuellen Zwecken der Anregung durch geringere oder größere Grausamkeiten bedürfen: Quälen von Thieren, Beißen, Kneifen und Würgen des Partners u. s. w. Heute nennt man dies Sadismus. Gewisse Mädchen wissen davon zu erzählen, wie gefürchtet manche ihrer Besucher sind, weil sie eben zu ganz unerträglichen Martereien greifen, und namentlich im höchsten Geschlechtsaffect ganz rücksichtslos beißen, drücken und würgen. Dies kann criminalistisch mitunter von Wert sein. Einerseits lassen sich manche Verbrechen nur durch sexuelle Grausamkeit erklären, und andererseits diente es wiederholt schon zur Eruierung eines Thäters, wenn man seine diesfälligen Gewohnheiten kannte. Ich erinnere nur an den einzigen Fall Ballogh-Steiner in Wien, wo eine Prostituierte erwürgt wurde; damals suchte die Polizei lange einen Menschen, der in den Bordellen unter dem Namen des „Hühnermannes" bekannt war, weil er stets zwei Hühner mitzubringen pflegte, die er während des Geschlechtsactes erwürgte. Man schloss damals mit Recht, dass ein Mensch, der Solches thut, auch im Stande ist, bei gleichem Anlasse einen Menschen zu erwürgen. Hat man Jemanden wegen eines mit Grausamkeit verübten Verbrechens in Untersuchung, so wird man daher stets gut thun, wenn man die Frage nach dessen sexuellen Gewohnheiten nicht unterlässt, oder wenn man überhaupt in Erwägung zieht, ob nicht schon der Anlass zu dem Verbrechen lediglich sexueller Natur gewesen ist.

Mitunter sind hiebei epileptiforme Erkrankungen mit im Spiele, die ja so oft Anlass zu Grausamkeit und Mordthaten sind; man wird hiebei niemals versäumen dürfen, den Arzt zu befragen, denn Grausamkeit, Wollust und geistige Erkrankung stehen oft genug in zweifellosem Zusammenhang.

Lombroso weiß bekanntlich in dieser Richtung überreiches Material zu bieten.

4. Heimweh.

Von eigenthümlicher, nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Frage des Heimweh's; man hat sich vielfach[1]) damit befasst und ist zur Ansicht gekommen, dass meistens Kinder, am häufigsten in der Entwicklungszeit, blödsinnige und schwächliche Personen

[1]) Meckel, „Beiträge zur gerichtlichen Psychologie", Heft 1 u. s. w.

unter dem Heimweh leiden und das drückende Gefühl der Niedergeschlagenheit durch sinnlichen, kräftigen Reiz bekämpfen wollen, wodurch sie leicht zu Verbrechen, namentlich Brandlegungen, kommen. Man behauptet, dass ungebildetere Leute aus einsamen, scharf ausgeprägten Gegenden (Hochgebirge, große Ebenen, Seegegenden) dem Heimweh besonders ausgesetzt sind; es wird dies richtig sein, und erklärt sich daraus, dass Gebildete leicht eine Ablenkung von trüben Gedanken finden und gewissermaßen ein Stück ihrer Heimat mit ihrer mehr oder weniger internationalen Bildung in die Fremde nehmen. Ebenso ist es begreiflich, dass Leute aus einer nicht besonders charakteristischen Gegend den Unterschied nicht so sehr merken; namentlich, wenn Einer aus einer Stadt in die andere kommt, findet er sich bald in das Neue, aber Gebirge gegen die Ebene und umgekehrt stellt wohl so viel Gegensätzliches dar, dass das Gefühl des Fremden überwältigend wird. Kann er es nun, so sucht er sich durch möglichst rauschende und lärmende Vergnügungen zu zerstreuen, kann er das nicht, so zündet er ein Haus an oder bringt nöthigen Falles Jemanden um. Diese Vorkommnisse sind so häufig, dass auf sie dringend aufmerksam gemacht werden soll; man denke an Heimweh in allen Fällen, wo kein rechtes Motiv für eine Gewaltthat zu finden ist und wo man als Thäter einen Menschen mit den obgenannten Qualitäten vermuthet; kommt man noch dahinter, dass der Betreffende nach seinen localen Verhältnissen wirklich an schwerem Heimweh leidet, so hat man wenigstens einen Anhaltspunkt für die Thäterschaft. In der Regel leugnen solche höchst bedauernswerte Individuen die That um so weniger, als sie sich ohnehin so unglücklich fühlen, dass ein Mehr ihres Jammers durch die Haft nicht deutlich empfunden wird; außerdem ist die gerichtliche Procedur, der sie unterworfen werden, ein nicht unerwünschter neuer kräftiger Reiz für sie.

Wenn solche nostralgische Kranke auch die That gestehen, so geben sie doch, wenigstens soweit ich weiß, das Motiv nie zu und sagen niemals, sie hätten die That aus Heimweh verübt, sie wissen das wahrscheinlich auch nicht und können daher auch nicht angeben, warum sie die That verübten. In der Regel hört man: „Ich weiß nicht warum, ich musste so handeln.“ Wo da die Grenze des Abnormalen anfängt, muss der Arzt beurtheilen, der daher stets zu fragen ist, wenn man Heimweh als den Grund des Ver-

brechens vermuthet. Ausgeschlossen ist es aber auch nicht, dass sich Jemand, etwa um Mitleiden zu erregen, auf unbesiegbares Heimweh als Motiv des Verbrechens ausredet — so etwas dürfte immer unwahr sein, weil, wie erwähnt, der, den Heimweh zu etwas veranlasst hat, dies nicht weiß nnd nicht sagt.

5. Reflexbewegungen.

Reflexbewegungen sind ebenfalls von größerer Bedeutung, als man in der Regel vermeint. Besonders nachdrücklich hat Lotze[1]) darauf hingewiesen: „Die Reflexbewegungen beschränken sich nicht auf die gewöhnlichen und unbedeutenden Handlungen des alltäglichen Lebens; auch zusammengesetzte Reihen von Bewegungen, die selbst den Inhalt eines Verbrechens in sich schließen, können auf diesem Wege sich verwirklichen . . . . In einem Augenblicke, in welchem die genügende Gegenkraft anderer Gemüthszustände, die hinlängliche Lebhaftigkeit eines Widerstand leistenden Gefühles oder die Klarheit einer abmahnenden Ideenreihe fehlt, kann hier, wie überall aus der Vorstellung der That sie selbst erfolgen, ohne von irgend einem eigentlichen Entschlusse des Handelnden auszugehen oder begleitet zu sein. Die Verhöre von Verbrechern sind voll von Aussagen, die auf diese Entstehungsgeschichte ihrer Handlungen deuten, und man hält sie mit Unrecht oft für entschuldigende Erfindungen, da man von ihrer Wahrheit eine Verwirrung der Begriffe über Zurechnung und Strafbarkeit befürchtet. Allein die Anerkennung jener psychologischen Thatsache ändert die sittliche Beurtheilung nur wenig; das Vergehen besteht in diesen Fällen darin, jenen automatischen Uebergang der Vorstellungen in Handlungen nicht gehindert zu haben, der allerdings ein natürliches Ereignis in unserer Organisation ist, aber wie so vieles Andere der beherrschenden Gewalt des Willens unterworfen sein soll.“

Die Reflexbewegungen verlangen ein genaueres Studium. Die häufigsten, allgemein bekannten sind: Der Lidschlag, der Hustenreiz, das Niesen, die Schlingbewegung, alles unwillkürliche Bewegungen gegen nahende oder vorhandene Fremdkörper, dann der Patellarreflex, der Cremasterreflex u. s. w. Andere derartige Bewegungen sind einmal bewusst gewesen und so oft geübt worden, dass sie unwillkürlich werden. Hierher gehört z. B. die

[1]) Dr. Rudolf Hermann Lotze, „Medicinische Psychologie“, Leipzig 1852.

Scherzfrage, wie man es erkennen kann, ob Jemand, von dem man glaubt, er sei verkleidet, ein Mann oder ein Weib sei. Die bekannte Antwort lautet, man lässt einen kleinen Gegenstand über seinem Schoß fallen; die Frau wird die Schenkel auseinanderspreitzen, weil sie gewohnt ist, ein Kleid zu tragen, mit welchem sie den Gegenstand im Schoß auffangen kann; der Mann wird die Schenkel schließen, weil er bei seiner gewohnten Hosenbekleidung nur auf diese Weise den Gegenstand fangen kann. Solche ganz gewohnheitsmäßige Bewegungen gibt es so viele, dass es schwer zu sagen ist, wo die eigentlichen Reflexbewegungen aufhören und die gewohnheitsmäßigen Handlungen anfangen. Man wird vermuthlich so richtig scheiden, wenn man unter ersteren eine einzige ausgelöste Bewegung versteht, während man von letzteren nur redet, wenn ein, wenn auch ganz unbewusstes, aber fortgesetztes und länger dauerndes Handeln vor sich geht. Wenn ich z. B. während der Arbeit eine Cigarre hole, die Spitze abschneide, Feuer nehme und rauche und später absolut nichts davon weiß, dass ich das Alles gethan habe, so wird man sicher von keiner Reflexbewegung, sondern von eingewöhnten Handlungen sprechen; letztere gehören nicht hieher, hier sind nur einzelne Bewegungen zu erwähnen, die fast ausschließend den Charakter der Abwehr tragen. Als Beispiel dafür, wie solche Reflexbewegungen criminalistische Bedeutung erhalten können, kann man in solchen Fällen nur eigene Erlebnisse anziehen, weil man sich in fremdes Denken und Handeln so schwer hineinfindet; ich will deren zwei erwähnen. Ich gieng einmal Abends durch eine menschenleere Strasse und kam an einem Gasthause gerade in dem Augenblicke vorbei, als ein Betrunkener heraus und direct auf mich geworfen wurde; im selben Augenblicke versetzte ich dem Armen eine kräftige Ohrfeige. Sofort bereute ich die That, zumal der Misshandelte lediglich sein Missgeschick beklagte: „Drinnen werde er hinausgeworfen und heraußen geohrfeigt.“ Hätte ich dem Manne damals mit der Ohrfeige das Trommelfell gesprengt oder sonst schwer verletzt, so wäre der Criminalfall fertig gewesen, und ich zweifle, dass mir Jemand die „Reflexbewegung“ geglaubt hätte, obwohl ich damals so gut wie heute darüber klar war, dass es in der That eine solche war. Ich habe nicht im Mindesten gewusst, was mir geschehen soll und was ich thue, ich empfand einfach, dass sich mir etwas nicht freundlich naht, und diesem trat ich mit einer abwehrenden Bewegung in

Form einer Ohrfeige entgegen — was eigentlich geschehen war, wusste ich erst hinterher, als ich den Schlag gehört und in der Hand empfunden hatte.

Etwas ganz ähnliches geschah mir als Student. Ich war auf dem Lande noch vor dem Morgengrauen zu einer Jagd gegangen, als etwa 100 Schritt vom Hause über einen steilen Abhang herab eine große Kugel rollte. Ohne zu wissen, was es sei und warum ich es that, führte ich mit einem schweren Stock, den ich in der Hand hatte, einen wuchtigen Schlag nach der Kugel, die sich als zwei raufende, in einander verbissene Kater entwickelte. Einer davon war mein geliebtes Eigenthum, so dass ich dann die That lebhaft bedauerte, aber wissentlich habe ich auch hier nicht gehandelt, ich habe einfach zugeschlagen, weil sich mir etwas Unbekanntes genaht hat. Hätte ich damals den größten Schaden angerichtet, ich wäre dafür nie verantwortlich zu machen gewesen — wenn man mir Alles gelten liess, aber dass man dies gethan hätte, glaube ich auch in diesem Falle nicht.

Wenn man die Reflexbewegungen genauer ansieht, so muss man auch auf gewisse Eigenthümlichkeiten derselben Rücksicht nehmen, die zwar an sich von crimineller Bedeutung nicht leicht sein können, wohl aber ihr Wesen deutlicher machen. Das Eine ist der Umstand, dass es doch wieder Reflexbewegungen gibt, die auch im Schlaf wirken, denn, dass wir z. B. im Schlafe nicht den Koth lassen, beruht darauf, dass der in dem Mastdarm vorrückende Koth eine reflectorische Thätigkeit des Afterschließmuskels anregt, welche sonst nur durch besonders starken Drang oder durch willkürliche Erregung eigener „Hemmungsfasern" aufgehoben wird.

Der zweite auffallende Umstand ist der, dass auch die allereingewöhntesten Reflexbewegungen unter Umständen, namentlich wenn ein besonders heftiger, anderer Eindruck mitwirkt, nicht ausgelöst werden. Reflexbewegung ist es z. B., wenn man die Hand, auf die irgend ein Schmerz einwirkt, zurückzieht, trotzdem man mit irgend etwas so beschäftigt ist, dass man von dem ganzen Vorgang nichts weiß; ist die Beschäftigung, der man sich gerade hingibt, aber dermaßen in Anspruch nehmend, dass man, wie man zu sagen pflegt, die Außenwelt vollkommen vergisst, so muss der äußere Eindruck schon sehr heftig gewesen sein, wenn auf ihn reagiert werden soll. Ebenso kann es sich aber auch nicht gerade darum handeln, dass die Aufmerksamkeit gefesselt wird, und es kann

doch die Reflexbewegung ausbleiben. Wenn wir uns denken, dass eine Reflexbewegung jene Bewegung ist, die hervorgerufen wird durch die Erregung eines centripetalleitenden (sensiblen) Nerven, der die Reizung aufnimmt und sie zum Centrum leitet, von wo die hier angelangte Erregung auf die motorische, centrifugale Bahn übertragen wird (Landois,[1]) so schließen wir allerdings die Mitthätigkeit des Gehirnes aus; dieser Ausschluss betrifft aber nur die bewusste Mitthätigkeit, und die directe Leitung durch das Centrum (Rückenmark) kann nur deshalb mit Erfolg geschehen, weil das Gehirn schon unzählige Male bewusst mitgewirkt hat, so dass es im neuerlichen Falle auch mitarbeitet, ohne dass wir davon etwas wissen. Wenn nun aber das Gehirn durch einen besonders starken anderen Reiz vollkommen in Anspruch genommen wird, so ist es nicht im Stande, jene unbewusste Mitarbeit zu leisten, es versagt den Dienst, und die Reflexbewegung bleibt aus. Hiefür hatte ich vor kurzem ein, wie ich glaube, sehr belehrendes und beweisendes Beispiel. Eines meiner Dienstmädchen öffnete eine neue und an den Kanten mit Papier verklebte Schachtel mit Zündhölzchen dadurch, dass sie mit dem Daumennagel das Klebepapier an der Längskante der Schachtel aufriss. Wahrscheinlich war die Schachtel allzusehr gefüllt, oder es wurde die Bewegung zu rasch vollführt, kurz die Zündhölzchen entzündeten sich explosionsartig und die ganze Schachtel stand in Flammen. Das Merkwürdige war nun, dass das Mädchen die Schachtel weder bewusst noch instinctmäßig wegwarf; sie schrie fürchterlich und behielt die Schachtel in der Hand; auf ihr Geschrei stürzte mein Sohn aus dem zweiten Zimmer herbei, und erst, als er sie so laut als möglich anschrie: „Wegwerfen, auslassen!“ warf sie die brennende Schachtel weg. Sie hatte das brennende Ding also so lange gehalten, dass mein Sohn, wie gesagt, aus dem zweiten Zimmer herbeikommen konnte, und dass die Verbrennung so arg war, dass sie wochenlang in ärztlicher Behandlung verblieb. Befragt, warum sie denn die brennende Schachtel trotz des in der That fürchterlichen Schmerzes nicht ausgelassen habe, erklärte sie einfach, dass ihr dies „nicht eingefallen sei“, ja sie setzte bei, als ihr zugerufen wurde, sie solle das Ding wegwerfen, dämmerte ihr erst der Gedanke auf, dass dies allerdings das Klügste sein dürfte. Der Vorgang war also offenbar

[1]) Dr. L. Landois, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“, Wien 1892.

der, dass die Gehirnthätigkeit durch den Schrecken und den heftigen Schmerz so vollkommen in Anspruch genommen war, dass sie nicht blos unvermögend war, bewusst die richtige Directive zu geben, sondern auch die unbewusste Mitarbeit bei der Reflexbewegung nicht zu leisten vermochte.

Hiemit ist auch angedeutet, dass die alleinige Thätigkeit des Rückenmarkes bei Reflexbewegungen nicht genügt, denn wäre dies der Fall, so müssten sich diese Thätigkeiten auch dann noch auslösen, wenn das Gehirn noch so sehr beschäftigt ist; läuft der Hergang aber in diesem Falle nicht ab, so muss das Gehirn mitwirken. Diese Unterscheidung ist aber für uns nicht gleichgiltig; denn wenn wir annehmen, dass das Gehirn bei Reflexbewegungen mitwirkt, so müssen wir auch folgerichtig ein Mehr und ein Weniger dieser Mitwirkung als möglich zugeben, und liegt überhaupt Gehirnthätigkeit vor, so tritt auch die Frage der Verantwortlichkeit in den Kreis der Betrachtungen, und wir müssen sagen, dass immer dann, wenn eine Reflexbewegung als das Motum bei einer That angenommen werden kann, die Frage der Zurechnung nach einem Mehr oder Minder in besondere Berechnung gezogen werden muss. Zu bemerken wäre noch, dass die Frage, ob eine Reflexbewegung vorliegt, so zu sagen „von Amtswegen" zu erörtern kommt, denn es wird nur sehr selten vorkommen, dass Einer sagt: „Das war reine Reflexbewegung" — er sagt vielleicht: „ich weiß nicht, wie das kam" — oder „ich konnte nicht anders" — oder er leugnet vielleicht das ganze Geschehnis ab, weil es ihm ja thatsächlich nicht zum Bewusstsein gekommen ist. Dass hier sehr schwierige Fragen, sowohl in der Richtung auf den Beweis als in der Richtung auf Beurtheilung der Schuld zur Lösung kommen, ist freilich zweifellos — ob wir dann von mangelhafter Einrichtung der Hemmungscentren oder von bösem Willen sprechen, ist ganz gleichgiltig.

6. Kleidung.

Wollte man sich mit der Frage befassen, welche Bedeutung die Kleidung eines Menschen für die Beurtheilung seines Innern hat, so könnte man hierüber ein Buch schreiben. Man behauptet, am Schuh erkenne man den Charakter der Frau, in Wirklichkeit ist die Sache aber viel weiter zu fassen, nicht blos am Schuh, sondern an jedem Stück der Kleidung erkennt man den Charakter der Frau, aber gerade so auch den des Mannes. Der Criminalist

hat mehr Gelegenheit als jeder andere Mensch, sich die Kleider der Leute anzusehen, sich seine Gedanken über den Träger derselben zu machen und später seine Ansichten nach dem Ergebnisse der Untersuchung richtig zu stellen, und da bilden sich gewisse Axiome auch in dieser Richtung aus. Sieht man einen Menschen vor sich, dessen Rock derart geflickt ist, dass man den Grundstoff desselben nicht mehr aus den vielen Flecken herausfindet, es ist aber nirgends ein Loch zu sehen, ist sein Hemd zwar aus gröbstem, ebenfalls geflickten Stoff, aber rein gewaschen, und die Stiefel sehr defect, aber ganz und glänzend, so betrachten wir ihn als zweifellos durchaus braven Mann und werden uns vielleicht niemals irren. Vom ganz modernen, peinlich gekleideten Stutzer versehen wir uns unbedingt keiner großen Weisheit, der auffallend gekleideten Frau trauen wir gerne eine kleine Untreue gegen ihren Mann zu, und von der mit ausgesucht einfacher Vornehmheit gekleideten Dame erwarten wir bestimmt keine niedrige Gesinnung. Ist aber etwas in seinen großen und deutlichsten Umrissen richtig, so lässt es auch eine Verfeinerung und ein Eingehen auf Einzelheiten zu, und wer sich mit dieser Frage eingehend befasst, der findet jeden Tag neue Belehrung und neue sichere Schlüsse. Allerdings sieht da nicht jeder dasselbe, und für den Einen ist irgend ein Detail für sich allein beweisend, für den Anderen nur in Verbindung mit dieser, für den Dritten mit jener Erscheinung. Man wird vielleicht einwenden, dass zum Mindesten fortgesetzte und lange Beobachtung nothwendig sei, bis man aus der Kleidung Schlüsse ziehen dürfe, da vorübergehende Laune, Zwang, Verhältnisse u. s. w. mitwirken können, um jemanden zu einer gewissen Kleiderwahl zu veranlassen. Das wirkt aber nicht besonders tief, denn dass Einer einer bestimmten Laune unterworfen ist, kann unter Umständen schon bezeichnend genug sein, und dass er in eine gewisse Lage kam, die ihm Zwang auferlegte, kennzeichnet ihn ebenfalls; hat schon Einer einen braven Bauernknecht gesehen, der einen abgetragenen, feinen Salonrock trug? Er wird in der armseligsten, übertragensten Joppe daherkommen, aber einen Salonrock lässt er sich weder schenken noch kauft er ihn, auch wenn er ihn noch so billig bekäme; solche Kleider lässt er Anderen, die uns dann in ihrer „schäbigen Eleganz“ auf den ersten Blick deutlich genug sagen, wer sie sind. Wie charakteristisch ist die Kleidung des gewesenen Soldaten, Jägers, Beamten, ja noch weiter:

wer verkennt die Kleidung des echten Clerikalen, Demokraten, des Conservativ-Aristokratischen? Das Alles ist so ausgeprägt wie das Gewand des Engländers, Franzosen, Deutschen und Amerikaners, bei denen nicht klimatische Gründe, sondern der Charakter der Nation mitgewirkt haben, bis die Kleidung genau so und nicht um das Mindeste anders sein konnte. Eitelkeit, Nachlässigkeit, Reinlichkeit und Schmierfinkenthum, Sorgfalt und Gleichgiltigkeit, vornehmes Wesen, die Sucht aufzufallen und originell zu sein, dies und zahllose ähnliche oder verwandte Eigenschaften drücken sich vielleicht nirgends so kräftig und zweifellos aus, als in der Kleidung. Und nicht blos diese im Ganzen, unzählige Male kann ein einziges Stück zum Verräther werden.

7. Physiognomisches und Verwandtes.

Die Physiognomik gehört zu jenen Disciplinen, welche in ihrer Wertschätzung ein fortwährendes Schwanken zeigen. Im classischen Alterthum legte man ihr große Bedeutung bei, und Sokrates, Platon, Aristoteles und Pythagoras interessierten sich lebhaft für ihre Lehren. Später vergaß man sie, vorübergehend hatte man sich damit befasst, als Baptista Porta über die menschliche Physiognomie schrieb, und endlich trat sie auf einige Zeit in den Vordergrund, als die Arbeiten Lavater's und die damit enge verbundenen von Gall erschienen. Lavater's bekannte Schriften[1]) hatten seinerzeit das größte Aufsehen erregt und ihrem Verfasser mitunter begeisterte Bewunderung eingetragen; wie sehr sich z. B. Goethe dafür interessierte, zeigt die viel gelesene Schrift von von der Hellen[2]) darüber und der Briefwechsel zwischen Goethe und Lavater.[3]) Hätte Lavater die Sache nicht in der ihm eigenen mystischen und apodictischen Form gebracht, hätte er mehr beobachtet und weniger behauptet, so wäre sein Ruhm von längerer Dauer gewesen und er hätte auch der Sache selbst genützt, so aber war die Frage bald halbvergessen, und man wendete sich bald der berühmten Gall'schen Schädellehre

---

[1]) Johann Kasper Lavater, „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe", Leipzig 1775.

[2]) v. d. Hellen, „Goethes Antheil an Lavater's physiognomischen Fragmenten", Frankfurt 1888.

[3]) H. Hirzel, „Briefe von Goethe an Lavater aus den Jahren 1774—1783", Leipzig 1833.

zu; auch Gall, der manches mit seinem Freunde Spurzheim gemeinsam arbeitete, begieng in seinen Schriften [1]) ähnliche Fehler wie Lavater, indem er sich in Abenteuerlichkeiten ohne wissenschaftliche Grundlage verstieg, so dass das viele, zweifellos Richtige und Bahnbrechende, was in seiner Lehre liegt, übersehen wurde. Zweimal wurde seine Bedeutung wieder geltend gemacht, dass eine Mal, als sich B. v. Cotta [2]) und R. R. Noel [3]) eingehend mit ihm befassten und ihm eine gerechte Würdigung zu Theil werden ließen, das andere Mal, als Lombroso und seine Leute die Lehre von den Stigmen des Verbrechers erfanden, deren Bestes auf den Lehren des vielverspotteten und von Niemanden mehr gelesenen Dr. Gall beruht; erklärte doch der große Physiologe Johannes Müller: „Was das Princip des Gall'schen Systems anlangt, so ist gegen dessen Möglichkeit im Allgemeinen *a priori* nichts einzuwenden." — Erst in neuerer Zeit wurde der wichtigen Frage der Physiognomik abgesehen von der merkwürdigen Arbeit von Schack, [4]) wissenschaftliche Bearbeitung zu Theil. Das wichtigste und bedeutendste Buch hierüber ist von Darwin, [5]) dann Piderit's System [6]) und Carus' Symbolik, [7]) die allerdings in der älteren, gründlichen Arbeit von Bell, [8]) des ausgezeichneten englischen Anatomen und Chirurgen eine gute Grundlage fanden. Von Wichtigkeit sind dann noch die Arbeiten von Lebrun, [9]) Reich, [10]) Mantegazza, [11]) Dr. Duchenne, [12])

---

[1]) Franz Josef Gall: „Introduction au cours de physiologie du cerveau", Paris 1808. „Recherches sur le système nerveus" (mit Spurzheim, Paris 1809), „Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit" (Paris 1812) u. s. w.

[2]) B. v. Cotta, „Geschichte und Wesen der Phrenologie", Dresden und Leipzig 1838.

[3]) R. R. Noel, „Die materielle Grundlage des Seelenlebens", Leipzig 1874.

[4]) Sophus Schack, „Physiognomische Studien", Jena 1890.

[5]) Ch. Darwin, „Ausdruck der Gemüthsbewegung bei Menschen und Thieren", Stuttgart 1884.

[6]) Th. Piderit, „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik", Detmold 1867.

[7]) Carus, „Symbolik der menschlichen Gestalt", Leipzig 1858.

[8]) Sir Charles Bell, „Anatomy and philosophy of expression", London 1847.

[9]) Le Brun, „Conferences sur l'expression" u. s. w. 1820.

[10]) Reich, „Die Gestalt des Menschen und deren Beziehungen zum Seelenleben", Heidelberg 1878.

[11]) P. Mantegazza, „Physiognomik und Mimik", Leipzig 1890.

[12]) Dr. Duchenne, „Mechanismus der menschlichen Physiognomie", 1862.

Skraup, [1]) Magnus, [2]) Gessmann, [3]) Schebest, [4]) Engel, [5]) Schneider, [6]) K. Michel, [7]) Wundt, [8]) C. Lange, [9]) Giraudet, [10]) A. Mosso, [11]) A. Baer, [12]) Wiener, [13]) Lotze, [14]) Waitz, [15]) Lelut, [16]) Monro, [17]) Heusinger, [18]) Herbart, [19]) Comte, [20]) Meynert, [21]) Goltz, [22]) u. s. w.

Fragen wir um die heutige Stellung der Physiognomik, so werden wir antworten müssen, dass diese eine sehr untergeordnete ist. Die Phrenologie verhält sich zur Physiognomik wie das knöcherne Gerüst des Schädels zu seinen Weichtheilen, und wie die Physiognomie eines Menschen hauptsächlich von seiner Schädelbildung abhängt, so muss auch die Physiognomik sich mit der Form des knöchernen Schädels befassen. Die Mimik ist aber die Lehre von den Bewegungen der Physiognomie; die Physiognomik befasst sich mit den Gesichtszügen an sich und mit ihren Veränderungen, die sie durch die Bewegungen des Innern mitmachen muss, während die Mimik die willkürlichen Aenderungen der Mienen (und Geberden) betrifft, wodurch innere Momente zum Aus-

---

[1]) Skraup, „Katechismus der Mimik", Leipzig 1892.

[2]) Dr. Hugo Magnus, „Die Sprache der Augen".

[3]) Gessmann, „Katechismus der Gesichtslesekunst", Berlin 1896.

[4]) Agnese Schebest, „Rede und Geberde", Leipzig 1861.

[5]) Engel, „Ideen zu einer Mimik", Berlin 1785.

[6]) G. Schneider, „Der thierische Wille", 1880.

[7]) K. Michel, „Die Geberdensprache", Köln 1886.

[8]) W. Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie", Leipzig 94.

[9]) C. Lange, „Ueber Gemüthsbewegungen", 1887.

[10]) Giraudet, „Mimique, physiognomie und gestes", Paris 1895.

[11]) A. Mosso, „Die Furcht", 1889.

[12]) Dr. A. Baer, „Der Verbrecher", Leipzig 1893.

[13]) Wiener, „Die geistige Welt".

[14]) Lotze, „Medicinische Psychologie", Leipzig 1852.

[15]) Th. Waitz, „Anthropologie der Naturvölker", Leipzig 1859—1877.

[16]) Lelut, „Physiologie de la pensée".

[17]) Monro, „Remarks on the sanity".

[18]) Carl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physiologischen und psychologischen Anthropologie", Eisenach 1829.

[19]) Johann Friedrich Herbart, „Psychologische Untersuchungen", Göttingen 1839.

[20]) Isidor Comte, „Systeme de philosophie positive", Paris 1824.

[21]) Th. Meynert, „Mechanik der Physiognomik", Vortrag 1888.

[22]) Friedrich Goltz, „Ueber moderne Phrenologie". Deutsche Rundschau November—December 1885.

druck gebracht werden sollen. Deshalb interessiert die Mimik in erster Linie den Schauspieler, den Redner und die gewöhnlichen Comödianten des Lebens — deshalb haben auch wir Criminalisten mit ihr zu thun, wenn uns aus diesem oder jenem Grunde eine Comödie vorgespielt werden soll. Die Phrenologie bleibt der Forschung des Mediciners, Anthropologen und Psychologen vorbehalten, und so bleibt uns die Physiognomik als das eigentlich Wichtige übrig. Ihre Bedeutung als Disciplin wird entschieden unterschätzt. Für gewöhnlich wird behauptet, gar so viel drücke sich überhaupt in den Gesichtszügen nicht aus, das, was sich ausspräge, thue dies nicht nach bestimmten Regeln und was man aus einer Physiognomie herauslesen könne, das entnehme man entweder von selbst und instinctmäßig, oder gar nicht, lernen lasse sich das durchaus nicht. Das sind Abfertigungen, welche uns regelmäßig überall dort begegnen, wo es viel Arbeit gäbe: man will sich mit einer mühsamen Sache nicht plagen und stellt sie deshalb als wertlos hin; wer es aber mit seiner Aufgabe ernst nimmt und ein bischen Umsehen nicht scheut, wird großen Nutzen ziehen, wenn er auch diese Disciplin einem eingehenden Studium unterzieht und sie auf sein Fach anwendet.

Dass Physiognomik an sich eine berechtigte Lehre ist, thut abermals der wiederholt angewendete Satz dar, dass Alles, was in seinen einfachsten Umrissen als richtig gilt, auch einer Ausbildung und Weiterführung fähig sein muss. Kein Mensch zweifelt, dass es gescheidte und dumme, gutmüthige und böse Gesichter gibt, und lässt man diese Behauptung in ihren einfachsten Umrissen zu, so muss es auch richtig sein, dass man außer gescheidten, dummen, guten und bösen Gesichtern auch noch andere Gesichter unterscheiden kann, dass es also möglich ist, eine Anzahl von inneren Eigenschaften aus der Physiognomie abzulesen, und dass Niemand die Grenze bezeichnen kann, wo dieses „Ablesen" aufhören muss; der Forschung, Beobachtung und Materialsammlung ist die Thüre geöffnet, und hütet man sich vor Willkürlichkeiten, vor Uebertreibungen und unbegründeten Behauptungen, baut man nur auf wirklich und sorgfältig Beobachtetem weiter, so muss sich eine wichtige wohlbegründete Disciplin ergeben.

Der so überaus scharfsinnige Psychiater Meynert[1]) setzt auseinander, wie die Physiognomik auf Irradiation und Parallelvorstel-

[1]) Dr. Theodor Meynert, „Psychiatrie", Wien 1884.

lungen beruht; er weist darauf hin, wie groß das Material ist, das wir an physiognomischem Inhalt im Gedächtnis haben; so ganz wertlos die festen Formen des Menschen für die Beurtheilung seiner Willensacte sind, so sehr ist doch der Schluss verallgemeinert, aus Willensacten der ersten Person, deren Gesichtsformen mit denen einer zweiten übereinstimmen, auf gleiche Willensacte der zweiten Person zu schließen. Eine sehr feinfühlige physiognomische Darstellung von Hanns Virchow bringt eine hübsche physiognomische Nebenvorstellung zum Ausdruck über das Interesse am Auge, das die Pupille begründet; die Pupille sei die Pforte, durch die unser Blick in das Innere eines Anderen dringt: hier ist das Psychische schon eine Nebenvorstellung beim Worte „Inneres". Wie diese Vorgänge sind, warum gerade dieser und nicht jener Muskel bei einem gewissen inneren Vorgange innerviert wird, das ist uns allerdings fremd, für uns aber auch gleichgiltig, denn schließlich könnte sich Einer auch einmal darüber den Kopf zerbrechen, warum wir nicht mit den Augen hören und mit den Ohren sehen, und in einiger Richtung ist man auch hier beträchtlich weiter gekommen. Johannes Müller[1]) sagte noch 1840: „Die Gründe, warum verschiedene Seelenzustände verschiedene Nervengruppen in Thätigkeit oder Abspannung versetzen, die Beziehung der Gesichtsmuskeln zu besonderen Leidenschaften sind gänzlich unbekannt" — und Gratiolet[2]) hielt es noch vor 30 Jahren für nöthig, zu leugnen, dass ein Muskel allein zum Zwecke des Ausdruckes entwickelt worden sei. Kurz darauf wusste Piderit[3]) schon, dass die Muskelbewegungen des Ausdrucks sich zum Theil auf imaginäre Gegenstände und zum Theil auf imaginäre Sinneseindrücke beziehen; darin liegt der Schlüssel zum Verständnis aller expressiven Muskelbewegungen.

Mit Darwin's epochemachendem Werke über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen[4]) kam endlich eine solche Fülle von thatsächlichen und vielfach erklärten Feststellungen zu Stande, dass wir sagen können, wir haben für unsere Zwecke genug Materiale,

---

[1]) Johannes Müller, „Handbuch der Physiologie des Menschen", 1840.

[2]) Louis Pierre Gratiolet, „De la physionomie et des mouvements d'expression", Paris 1865.

[3]) Dr. Piderit, „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik" 1867.

[4]) Ch. Darwin, „Expression of the emotions in men and animals", 1872.

um darauf unsere weiteren Studien bauen zu können. Das Durcharbeiten des genannten Werkes Darwin's halte ich für einen Criminalisten für unerlässlich — auf jeder Seite treten ihm Auseinandersetzungen und Aufklärungen entgegen, die auf Fälle Bezug haben, die er schon in der Praxis erlebt hat, oder gewiss einmal erleben wird. Hier seien nur einige der wichtigsten Bemerkungen und Beobachtungen Darwin's wiedergegeben, um daran die Nutzanwendung für unsere Zwecke zu versuchen.

Für das Studium räth er: Kinder, weil sie Ausdrucksformen sehr kräftig und zwanglos erscheinen lassen; Irre, weil sie starken Leidenschaften ohne Controle unterworfen sind; Elektrisierte, um die entsprechenden Muskeln studieren zu können, und endlich Feststellung der Identität bei allen Racen der Menschen und bei Thieren. Für uns sind von den genannten Objecten nur die Kinder wichtig, weil die Anderen entweder unseren Arbeitsgebieten ferne liegen, oder aber nur theoretischen Wert haben. Dagegen möchte ich den genannten Beobachtungsobjecten noch eines anfügen, die einfachen, ungekünstelten Menschen, Bauern und sonstige unverdorbene Menschen, von welchen wir annehmen dürfen, dass sie uns keinerlei Comödien vorspielen. An solchen Menschen und an Kindern lässt sich nun allerdings sehr viel lernen; zumal festzuhalten ist, dass man mit dem Beobachten einer gewissen Partie von Menschen nicht etwa blos einen Theil derselben im Allgemeinen studiert hat, sondern dass man damit gewissermaßen ein allgemein giltiges Paradigma der ganzen Menschheit durchgearbeitet hat; Kinder haben keine andere Physiognomik als Erwachsene, sie ist bei ihnen nur klarer und einfacher, aber was bei ihnen in Betreff der Form und der Gründe derselben gilt, das ist allgemein giltig; nehmen wir irgend einen der Sätze Darwin's vor — z. B. die Zeichen für Zorn und Indignation: die Augen glänzen, Respiration ist beschleunigt und verstärkt, die Nasenflügel etwas erhoben, der Blick misst den Anderen — diese so höchst charakteristischen Zeichen kommen beim Kinde und beim Erwachsenen vollkommen gleich vor, keines hat davon mehr, keines weniger, und wenn wir dieselben beim Kinde constatiert haben, so ist diese Arbeit auch für die Erwachsenen geschehen. Hat also Einer Physiognomik an Kindern und einfachen Personen studiert, so ist das weitere Studium an Anderen nicht mehr sehr schwierig, man hat nur mit der absichtlichen und angewöhnten Verschleierung und Verstellung zu

rechnen, im Uebrigen aber die schon erlernten Grundsätze *mutandis mutatis* anzuwenden.

Im Allgemeinen stellt Darwin drei Gesetze auf, welche die meisten Ausdrucksformen und Geberden erklären sollen; sie gehen kurz auf Folgendes hinaus:

I. Das Princip zweckmäßiger associierter Gewohnheiten,
II. Das Princip des Gegensatzes,
III. Das Princip der directen Thätigkeit des Nervensystems.

Ad I. Wenn irgend eine Begierde, Empfindung, Unwillen u. s. w. während einer langen Reihe von Generationen zu irgend einer willkürlichen Bewegung geführt hat, dann wird eine Neigung zur Ausführung einer ähnlichen Bewegung fast mit Sicherheit erregt, so oft dieselbe oder irgend eine analoge oder associierte Empfindung erfahren wird, trotzdem sie nunmehr nutzlos ist; sie werden vererbt und sind dann nur fast Reflexbewegungen.

Man kommt eher darauf, wenn man damit beginnt, dass Gewohnheit oft ganz complicierte Bewegungen erleichtert: Gewohnheiten der Thiere: Gangart der Pferde, Stehen des Vorstehhundes, Säugen des Kalbes u. s. w. Uns ist's schwierig, verkehrte Bewegungen zu machen, wir strecken beim Fallen die Arme vor (auch im Bett), ziehen unbewusst Handschuhe an. Gratiolet sagt: Wer eine Ansicht u. s. w. energisch zurückweist, schließt die Augen, nimmt er die Ansicht an, so nickt er und öffnet die Augen weit. Wer etwas Schreckliches beschreibt, schließt die Augen und schüttelt den Kopf; schaut man etwas genauer an, so hebt man die Brauen. Will man sich auf etwas besinnen, thut man dasselbe oder zieht die Augenbrauen zusammen — beides schärft den Blick. Hierzu Reflexthätigkeit.

Ad II. Wenn der Hund, die Katze, böse sind, so nehmen sie die Stellung des Kampfes an — sind sie sehr gutmüthig aufgelegt, so thun sie genau das Gegentheil, obwohl es für diesen Zweck nichts nützt. M. Taylor [1]) sagt, die Geberdensprache der Cistercienser beruht vielfach auf Antithese; Zucken der Achseln — Gegensatz der Festigkeit, Unerschütterlichkeit.

Ad III. Beispiele: Erbleichen, Zittern (Furcht, Schrecken, Schmerz, Kälte, Fieber, Angst, Freude), Herzbewegungen, Erröthen, Schwitzen, Kraftanstrengung, Thränen, Geifern, Haaresträuben,

[1]) M. Taylor, „Early history of mankind" (2. ed. 1870).

Urin u. s. w. lassen. Mit dieser Eintheilung wird man im Allgemeinen sein Auskommen finden und jede Erscheinung unterbringen können.

Wir wollen noch mehrere Einzelheiten nach Darwin's Angaben besprechen. Er warnt vor Allem davor, gewisse Muskelbewegungen als Resultat von Gemüthsbewegungen zu sehen, weil man sie erwartet hat; es gibt unzählige Gewohnheiten gerade in den Gesichtsmotionen, die ganz zufällig oder die Folge eines einmal bestandenen Schmerzes, einer Spannung sind, und die gar nichts bedeuten. Solche Bewegungen sind oft von der größten Deutlichkeit, und lassen den Unerfahrenen nicht im Mindesten daran zweifeln, dass sie dies und jenes darlegen sollen, obwohl sie mit irgend einer Gemüthsstimmung in gar keinem Zusammenhang stehen. Selbst wenn man sagen wollte, man dürfe sich nur auf Erscheinungen in der Physiognomie verlassen, die schon als solche festgesetzt sind, denen eine bestimmte Bedeutung zukommt, so würde man auch da noch fehlgehen, weil doch noch wohlaccreditierte physiognomische Momente in anderer Weise (Gewohnheit, Nervenstörungen, Verletzungen u. s. w.) entstehen können. Aufmerksamkeit ist also auch hier nöthig; nehmen wir irgend eine der Darwin'schen Normen vor, z. B. dass wir die Augen schließen, wenn wir etwas nicht sehen wollen oder aber auch, wenn uns ein Vorschlag, eine Combination u. s. w. nicht passt — so werden wir doch auch zugeben, dass es Leute gibt, die sich angewöhnt haben, auch unter anderen Verhältnissen, vielleicht gerade den gegentheiligen, die Augen zu schließen.

Von diesen Fällen abgesehen, müssen wir zugeben, dass diese Erscheinung bei Vernehmungen höchst bedeutsam ist, zumal wenn wir dem Beschuldigten ein ihn arg belastendes *Corpus delicti,* einen Handschriftenvergleich, der beweisend wirkt, selbst einen Zeugen vor Augen führen; hiebei ist sein Augenschließen sehr charakteristisch und besonders dann von Wichtigkeit, wenn er mit seinen Worten die Bedeutung des fraglichen Objectes bestreiten will. Der Widerspruch zwischen seinem Augenschließen und seinen Worten sagt dann genug. Ganz dasselbe tritt ein, wenn man dem Beschuldigten die Perspectiven eröffnet, die vor ihm liegen: Den Gang der Untersuchung, die Combinationen und die Folgen — ist das für ihn verderblich, so schließt er gewiss die Augen. Auch bei Zeugen erlebt man dasselbe; wenn ein solcher z. B. sehr belastend und mehr aussagt, als er, wenigstens nach unserer An-

nahme, verantworten kann; wenn man ihm dann die Folgen und das Unausbleibliche auseinandersetzt, was seine Aussage nach sich zieht, so schließt er häufig, wenn auch nur für ganz kurze Zeit, die Augen. Thut er das, dann hat er entschieden zu viel behauptet, und man hat den richtigen Augenblick nicht zu versäumen, um ihm in's Gewissen zu reden, und ihn vor übertriebenen, unverantwortlichen Behauptungen abzuhalten.

Nicht zu verwechseln ist mit diesem Augenschließen jenes, welches manche Personen machen, wenn sie die Wichtigkeit ihrer Aussage einsehen und sich sammeln wollen, den Hergang sich ins Gedächtnis rufen und nochmals überlegen, ob es wohl so war. Diese beiden Arten des Augenschließens sind aber sehr verschieden von einander; vor Allem dauert das erste, welches nur die Folgen der Aussage nicht sehen will, viel kürzer, da zum sich Sammeln und Ueberlegen mehr Zeit erforderlich ist. Weiters ist beim ersteren immer ein gewisses Erschrecken wahrnehmbar, während bei letzterem nur Zeit zum nochmaligem Ueberlegen verlangt wird; das Wichtigste ist aber eine ganz charakteristische, gleichzeitig wahrnehmbare, abwehrende Handbewegung, die nur im ersteren Falle vorkommt, und die das Nichtsehenwollen verstärkt. Sie kommt selbst bei sehr phlegmatischen Leuten vor und ist daher ziemlich verlässlich; wer blos überlegen und deshalb ungestört sein will und die Augen schließt, der wehrt nicht ab.

In gleicher Weise ist auch ebenso für den Beschuldigten als für den Zeugen der plötzlich fest geschlossene Mund von Bedeutung; geschlossener Mund und Entschlossenheit sind untrennbar: Man kann sich ebenso wenig einen zögernden, zweifelnden Menschen mit fest aufeinander gepressten Lippen, als auch einen entschiedenen und entschlossenen Menschen mit offenem Maul vorstellen. Dass dies so sein muss, ist leicht erklärlich, es entspricht dem oben genannten Principe I Darwin's: der zweckmäßigen associierten Gewohnheiten. Wenn sich Jemand fest entschließt, etwas zu thun, so setzt dies voraus, dass er sich zur Ausführung des Beschlossenen sofort in Bewegung setzt, da die meisten unserer Handlungen mit einer Körperbewegung verbunden sind. Selbst wenn ich mich plötzlich entschließe, etwas vor mir Liegendes, mir vielleicht recht Unangenehmes anzusehen, oder über etwas Unerfreuliches nachzudenken, so wird diesem Entschlusse gewiss eine, und zwar recht energische Körperbewegung folgen — ich werde den Sessel zurecht-

rücken, die Ellbogen aufstützen, den Kopf vielleicht recht lebhaft in die Hände legen, noch einmal gleichrücken und dann zu schauen, zu denken beginnen; das sind aber Handlungen, die verhältnismäßig sehr wenig körperliche Bewegung erfordern, bei anderen Entschlüssen muss viel mehr davon folgen — kurz: Fester Entschluss fordert eine Reihe von sofort oder später folgenden Bewegungen, und wollen wir uns bewegen, so ist Anspannung der Muskeln nothwendig. Nun ist es aber selbstverständlich, dass wir stets nur jene Muskeln in Action setzen, die nach der augenblicklichen Körperlage verfügbar sind. Sitzen wir, so können wir die Beine nicht zur Bewegung des Vorschreitens einspannen, auch mit dem Rumpf können wir wenig machen und so erübrigen für unseren Fall fast nur die Muskeln des Gesichtes und der oberen Extremitäten: Der Mund wird geschlossen, weil seine Muskeln gespannt werden und, was ebenso wichtig ist, die Arme werden straff nach abwärts gestreckt, die Fäuste geschlossen und das Handgelenk, entsprechend der eingetretenen allgemeinen Contractur der Streckmuskeln, abgebogen, so dass der Handrücken (bis zu den Knöcheln) mit der Außenseite des Unterarmes einen stumpfen Winkel bildet. Will man sich (hier und in allen noch zu besprechenden Fällen) von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen, so braucht man es nur nachzumachen (also hier: Mund fest schließen, und die straff gespannten Arme in der geschilderten Weise nach abwärts strecken), und man wird gewiss ein deutliches Gefühl von Entschlossenheit empfinden. Man merke überhaupt, dass, wie schon erwähnt, nicht nur die innere Bewegung äußere Momente nach sich zieht, sondern dass auch der nachgeahmte Complex bestimmter äußerer Momente unbedingt die entsprechende innere Bewegung wachruft oder wenigstens ziemlich merkbar andeutet.

Wenn wir nun bei einem Vernommenen die genannten Zeichen der Entschlossenheit: Geschlossenen Mund und herabgestreckte Arme sehen, so können wir mit voller Sicherheit annehmen, dass dies einen Wendepunkt in dem bedeutet, was er gesagt hat und was er sagen wird. Nehmen wir es an einem Beschuldigten wahr, so hat er gewiss beschlossen, vom Leugnen zu einem Geständnisse zu schreiten oder beim Leugnen endgiltig zu verbleiben oder die Mitschuldigen, den Aufbewahrungsort des Entwendeten u. s. w., oder die Herstellungsart oder sonst etwas Wichtiges anzugeben oder zu verschweigen. Freilich, etwas Drittes gibt es nicht,

entweder Sagen oder Nichtsagen — man könnte also meinen, es sei da nichts Merkwürdiges festgestellt, aber das Wichtige besteht darin, dass es sich um einen definitiven Entschluss handelt, der eben angekündigt wurde, und von dem kaum mehr abgegangen werden wird. Was also auf die durch äußere Bewegungen angekündete „Entschlossenheit" folgen wird, zu was er sich entschlossen hat, das können wir aus der Wahrnehmung allein nicht folgern, wir wissen nur, dass es höchst wahrscheinlich endgiltig bei dem bleibt, was jetzt folgt: Entweder gesteht er jetzt etwas, oder er hat beschlossen, nichts zu sagen, jetzt ist aber auch alle weitere Mühe vergeblich, er geht nicht leicht mehr von dem jetzt Beschlossenen ab.

Analog dasselbe hat es mit einem Zeugen, der die Unwahrheit oder nicht die ganze Wahrheit sagt; wir sehen jene Zeichen der Entchlossenheit an ihm, wenn er beschließt, nunmehr zur Wahrheit zu kommen, ebenso auch, wenn er beim Lügen verbleiben will, dann, wenn er willens ist, wichtige Dinge der Untersuchung bekannt zu machen, oder aber sie zu verschweigen — jedenfalls bleibt es nunmehr ebenso bei dem, was der bewussten Aeußerung der inneren Stimmung nachfolgt, weitere Mühe kann man sich ersparen.

Interessant ist es, bei Schwurgerichtsverhandlungen, namentlich dann, wenn die Entscheidung über Schuld oder Nichtschuld ebenso schwierig als folgenschwer ist, auf solche Aeußerungen der Entschlossenheit bei den Geschwornen zu achten. Sie kommen nicht selten vor und deuten an, dass der betreffende Geschworne mit sich im Reinen ist und weiß, wie er zu stimmen hat. Was dann an Beweismateriale nachfolgt, ist vollkommen gleichgiltig, der „entschlossene" Geschworne ist um so weniger mehr umzustimmen, als er gewöhnlich dem Nachfolgenden entweder gar nicht mehr Gehör schenkt oder es doch nur so voreingenommen anhört, dass er Alles nur mehr in seinem Sinne vernimmt. Hier ist es auch nicht schwer, herauszufinden, wozu sich der Betreffende entschlossen hat; kommt die bewusste Geste nach einem arg belastenden Beweise, so ist der Angeklagte von ihm aus verurtheilt, kommt sie nach etwas Entschuldigendem, so ist er freigesprochen. Wer hier aufmerken will, kann wahrnehmen, dass solche Momente sogar bei einer so großen Anzahl von Geschwornen mehr oder weniger deutlich auftreten, dass man Stimmen zählen und den Endspruch voraussagen kann.

Mir ist diesfalls ein Vorgang in lebhaftester Erinnerung, obwohl seither viele Jahre vergangen sind. Drei Männer, ein Bauer und seine zwei Söhne, waren angeklagt, weil sie eine blödsinnige Person, die im Hause das Ableben haben sollte, erschlagen hätten. Sie wurden einstimmig freigesprochen, wohl hauptsächlich deshalb, weil es trotz aller Mühe nicht gelungen war, den Leichnam der Verschwundenen aufzufinden. Später fand sich eine neue Zeugin, das Verfahren wurde wieder aufgenommen, und etwa ein Jahr nach der ersten Verhandlung fand eine zweite statt. Die Verhandlung dauerte mehrere Tage, während welcher die drei Vertheidiger eine Flut von anonymen Briefen erhalten hatten, in welchen zumeist darauf aufmerksam gemacht wurde, dass dort und da sich irgend eine unbekannte, blödsinnige Frauensperson befinde, die vielleicht mit der angeblich ermordeten Verschwundenen identisch sein könnte. Die Vertheidiger plaidierten deshalb auf Vertagung der Verhandlung oder sofortige abermalige Freisprechung der Angeklagten. Der damalige Staatsanwalt sprach sich dagegen aus, meinte aber, für die Sache, die übrigens für die Anklage schlecht stand, sei es gleichgiltig, was heute beschlossen werde. „Gottes Mühle mahlt langsam," schloss er, „auf's Jahr steht der Fall wieder vor den Geschwornen." — Der Ausdruck dieser felsenfesten Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten, von Seite eines Mannes, der vermöge seiner hohen Begabung immer kräftig auf die Geschwornen wirkte, machte einen überraschenden Eindruck: am größten Theile der Geschwornen waren in diesem Augenblick die deutlichsten Zeichen der absoluten Entschlossenheit wahrnehmbar, und die Angeklagten waren von da an verurtheilt.

Ein Correlat zu den Zeichen der Entschlossenheit sind die des Erstaunens. Darwin sagt: „Die Hände werden in die Höhe gehoben und eine flache Hand auf den Mund gelegt." Anzufügen wäre noch, dass regelmäßig die Augenbrauen in die Höhe gezogen werden, nicht ganz feine Leute schlagen mit den flachen Händen auf die Oberschenkel und häufig wird auch eine windende, leichte Drehung des Oberkörpers, meist nach links, vorgenommen. Die Erklärung ist nicht schwer. Wir staunen, wenn wir etwas erfahren, was in dem uns bekannten Gang der Ereignisse eine Aenderung nothwendig macht; ist dies der Fall, so wird aber bei den einfacheren Geschehnissen ein Eingreifen von Seite des Hörenden nothwendig werden. Wenn ich höre, dass man eine neue Hand-

schrift des Nibelungenliedes gefunden, ein Heilmittel gegen die Lepra entdeckt oder den Südpol erreicht hat, so werde ich staunen, aber ein sofortiges Eingreifen von meiner Seite ist gänzlich überflüssig. Diese Interessen des modernen Culturmenschen kannte aber jene frühe Zeit, in der unsere angewöhnten Bewegungen entstanden sind, und die jedenfalls unvergleichlich länger gedauert hat als die jetzige Culturepoche, gar nicht. Was damals die Leute in Erstaunen setzte, waren einfache, äußere und sie unmittelbar betreffende Neuigkeiten: etwa dass eine Ueberschwemmung im Anzuge sei, dass nahe der Ansiedlung jagdbare Thiere grasen, dass feindliche Stämme bemerkt werden etc. — kurz, Ereignisse, die sofortige Thätigkeit verlangen, von da her haben wir unsere markierenden Bewegungen, und diese müssen daher mit dem Beginnen einer nothwendigen Action in sinngemäßer Verbindung stehen. Die Hände heben wir auf, wenn wir aufspringen wollen, die Augenbrauen ziehen wir in die Höhe, um besser in die Ferne, nach dem nahenden, mitgetheilten Ereignis blicken zu können, und auf die Oberschenkel schlagen wir, um die durch längeres Sitzen erschlafften Beinmuskeln zur Thätigkeit anzuregen. Die anderen Bewegungen: Flache Hand auf den Mund legen und den Oberkörper winden, machen wir aus ganz anderem Grunde: Wir erfahren im Leben ungleich mehr Unangenehmes als Erfreuliches und so legen wir die Hand auf den Mund, um dem, der das Staunenswerte mittheilt, anzudeuten, er möge in der Mittheilung nicht fortfahren, ebenso wie die drehende Windung des Oberkörpers ein Abwenden, ein nicht Hörenwollen des voraussichtlich Unangenehmen andeutet.

Für uns haben diese Signa dann Bedeutung, wenn der Vernommene der Sache nach über das ihm von uns Mitgetheilte staunen sollte, es aber aus irgend einem Grunde vorzieht, sein Staunen nicht merken zu lassen; mit Worten kann er das thun, mindestens eine significante Geberde wird ihn verrathen, und dies kann für die Sache oft von großer Bedeutung sein: Wir bringen irgend ein Beweismittel vor, von dem wir großen Effect erwarten; tritt dieser nicht ein, so bekommen wir vielleicht vom ganzen Sachverhalt eine andere Auffassung. Deshalb ist es so wichtig, sich über den Effect nicht täuschen zu lassen, und das kann nur durch die Beobachtung der Gesten geschehen, die viel, viel seltener irreführen können, als die Worte.

Verachtung zeigt sich in gewissen Bewegungen um Nase und Mund; die Nase wird zusammengezogen und zeigt eigenthümliche Falten. Häufig kommt dazu sogenanntes „Schnippchenschlagen", Spucken, Fauchen und Blasen, als ob man etwas entfernen wollte, Arme anschließen und die Schultern heben. Die ganze Action scheint damit zusammenzuhängen, dass man wenigstens unter Naturvölkern die Vorstellung eines nichtswürdigen, tiefstehenden und der Verachtung werten Menschen in Zusammenhang brachte mit der Verbreitung eines üblen Geruches; der Indianer sagt heute noch von einem Menschen, den er verachtet, kurzweg: „Er stinkt mir". Dass auch unsere Vorfahren eine ähnliche Vorstellung hatten, zeigen die Motionen um die Nase überhaupt, das Hochheben derselben und das Blasen und Fauchen; dazu kommt das Aufziehen der Schultern, als ob man den ganzen Körper aus einer üblen Athmosphäre emporheben wollte. Wenn wir Criminalisten etwas derartiges an einem Vernommenen sehen, so wird dies für den Betreffenden in der Regel gut zu deuten sein: der Beschuldigte lehnt damit die ihm zugemuthete Gemeinschaft mit dem eigentlichen Thäter ab, oder er weiß sonst nicht anders die Aussage eines Belastungszeugen als Verleumdung zu bezeichnen, oder er stellt mit diesen Gesten das ganze Beweismateriale als Lügengewebe hin.

Aehnlich, wenn der Zeuge sich so benimmt und Verachtung ausdrückt; er wird dies thun, wenn ihm der Beschuldigte oder ein falscher Entlastungszeuge der Verleumdung zeiht, wenn man ihm unedle Motive unterschieben will, frühere Gemeinsamkeit mit dem Thäter behauptet u. s. w. Die Situationen, in welchen Jemand vor uns Verachtung zu zeigen Gelegenheit hat, werden meistens solche sein, welche für den sie Zeigenden einnehmen. Wichtig sind sie für uns deshalb, weil sie nicht blos den Verachtung Zeigenden in ein gutes Licht stellen, sondern auch andeuten, dass man sich dem, welchem Verachtung bezeigt wurde, erst noch einmal genauer ansehen muss. Dass Verachtung häufig simuliert wird, ist natürlich auch richtig, und deshalb müssen die fraglichen Gesten sehr aufmerksam beobachtet werden; zu kennen ist die echte Verachtung gegen die erkünstelte fast immer, da bei letzterer in der Regel ein ganz überflüssiges Lächeln beigefügt wird. Allerdings sagt man mit Recht: „Lächeln ist die Waffe des Schweigsamen", aber dieses Lächeln tritt blos dann zu Tage, wenn es sich um leichtere Vor-

würfe oder auch um schwerere, sichtlich aber nicht in böser Absicht vorgebrachte Beschuldigungen handelt. Liegt zweifellose Bosheit vor, dann lächelt Keiner, der wirklich unschuldig ist, dann verachtet er den bewusst Lügenden und zeigt andere Gesten als Lächeln. Selbst der verlegenste Mensch, der seine Blödigkeit hinter einem stumpfen Lachen zu verbergen sucht, gibt dies auf, wenn er so verleumdet wird, dass er dem Lügner Verachtung entgegenbringt, nur der Simulant behält das Lächeln bei. Hat sich aber Einer das „Verachtung zeigen" eingeübt, weiß er, dass er nicht lächeln darf, dann wird die ganze Pose immer theatralisch und gibt sich von selbst durch ihre Uebertriebenheit leicht zu erkennen.

Nicht sehr ferne von Verachtung liegt Hohn und Trotz. Sie charakterisieren sich durch das Entblößen eines Eckzahnes (noch vom Thiere hergenommen, das die Zähne weist), das Gesicht ist sozusagen „aufgestülpt", man wendet sich von der Person, der man Hohn oder Trotz zeigen will, ab, die Stirne wird gerunzelt. Ich glaube, dass dieses Bild entschieden noch dadurch ergänzt werden muss, dass bei geschlossenem Munde einige Male scharf durch die Nase expiriert wird. Zu erklären ist dies aus der Combination von Entschlossenheit und Verachtung, woraus ja so beiläufig Trotz und Hohn entstehen kann. Wie wir oben bei Besprechung der „Entschlossenheit" erörtert haben, muss sich hiebei der Mund schließen, und Trotz und Hohn mit offenem Munde lässt sich ebenso unmöglich denken; „Verachtung" erfordert aber, wie ebenfalls besprochen, ein Blasen, Wegblasen, will man aber den Mund schließen und blasen, so muss man dies durch die Nase thun.

Spott und Geringschätzung zeigt, nur im verminderten Maß, dieselben Erscheinungen, wie Hohn und Trotz. Sie alle geben dem Criminalisten häufig zu thun, und mit Unrecht werden Beschuldigte, die Trotz und Hohn zur Schau tragen, zu den schwierigsten gerechnet, die uns unterkommen. Sie erfordern vor Allem gewissenhafte Sorgfalt und Geduld, schon deshalb, weil unter ihnen nicht allzu selten Unschuldige sind; namentlich dann, wenn Einer schon einige Male bestraft wurde und nun neuerlich, vielleicht hauptsächlich wegen seiner Vorstrafen, beschuldigt wird, bemächtigt sich seiner oft der bitterste Hohn und fast kindischer Trotz gegen die „ihn verfolgende" Menschheit, wenn

er diesmal unschuldig ist. Solche Leute wenden nun ihren ganzen Trotz gegen den Richter als den Repräsentanten des zugefügten Unrechtes und glauben dann, am Besten zu thun, wenn sie geradezu beleidigend gegen ihn auftreten und nur wenige höhnende Worte im grimmigsten Trotz von sich geben. Es ist unter solchen Umständen nicht zu verwundern, wenn der unerfahrene Criminalist diese Aeußerungen für die Folgen des Schuldbewusstseins ansieht, wenn er meint, der trotzige Mensch habe sich die Folgen seines höhnenden Benehmens selbst zuzuschreiben, und wenn er sich dann um den Unglücklichen nicht weiter bekümmert. Dass es so zu einer ungerechten Verurtheilung kommen kann, ist begreiflich. Aber gleichviel: ob der Betreffende schuldig oder unschuldig ist, es ist unabweisliche Pflicht des Richters, sich gerade mit solchen Menschen besondere Mühe zu geben, denn Hohn und Trotz ist meistens Folge von Verbitterung, und diese wieder die Folge übler Behandlung durch die Menschen, und diese Schuld, wenn schon nicht abzutragen, so doch sie nicht zu vermehren, ist der Richter schuldig. Der einfachste und wahrscheinlich auch der einzige Weg zu einem solchen Menschen ist die geduldige, ernste Besprechung des Falles, ein Erkennen lassen, dass man bereit ist, alle Entlastungen genau zu erheben, sogar ein Hindeuten auf allenfalls vorliegende Beweise für die Unschuld und ein vorläufig nicht allzu energisches Pochen auf die Schuld. Zumeist wird das für den Anfang gar nichts nützen, man lasse dem Menschen Zeit, sich die Sache zu überlegen, in einsamer Nacht kömmt ihm vielleicht doch die Ahnung, dass man ihm nicht unbedingt Verderben bereiten will, er beginnt einzusehen, dass er durch trotziges Schweigen nur sich selbst schadet, und wenn man ihn geduldig immer und immer wieder vom Neuen vornimmt, so findet man sich endlich sicher mit ihm zurecht; ist einmal das Eis gebrochen, so trifft man gerade unter Beschuldigten, die Anfangs nur Hohn und Trotz zeigten, die Fügsamsten und Aufrichtigsten. Aber Geduld braucht es allerdings zumeist sehr viel.

Wirkliche Wuth sehen wir leider oft genug. Der Körper wird aufrecht oder nach vorne geneigt getragen, die Gliedmaßen werden steif, Mund und Zähne sind fest geschlossen, die Stimme sehr laut oder sie erstirbt ganz oder sie wird eigenthümlich heiser, die Stirne ist gerunzelt und die Pupille (Gratiolet) immer zusammengezogen; beizufügen wäre noch die stets veränderte

Gesichtsfarbe: starkes Erröthen oder tiefes Erbleichen. Ein Anlass, wirkliche Wuth zu simulieren, wird selten vorliegen und außerdem sind die Kennzeichen derselben so deutliche, dass man sich im Erkennen der wirklichen Wuth kaum irren wird.

Von der Ueberzeugung der eigenen Schuld behauptet Darwin, dass sie bisweilen durch ein eigenes Glänzen der Augen und durch undefinierbare Affectiertheit ausgedrückt werde. Das Letztere ist eine jedem Criminalisten bekannte und aus allgemeinen psychologischen Grundsätzen erklärliche Thatsache; wer sich schuldfrei weiß, der benimmt sich so, wie es ihm seine Bestimmung dictiert, natürlich und ungezwungen — daher der Begriff des Naiven, welches die Dinge gibt, wie sie sind, ohne etwas Verfängliches darin zu finden, weil es sich desselben gar nicht bewusst ist; wer sich aber schuldig weiß, und diese Schuld nicht zur Schau tragen will, der muss durch Künsteln und Zieren darüber hinweg kommen, und wer dies nicht ganz besonders gut zu machen versteht, der lässt das Affectierte leicht erkennen.

Was aber das Glänzen der Augen in Folge von Schuldbewusstsein anlangt, so hat die Sache auch etwas Wahres an sich. Das Glänzen der Augen, welches wir so oft an schönen Menschen bewundern: das Leuchten der Freude, der Begeisterung, des Entzückens ist nicht so gar poetisch, wie es scheint, da es nichts anderes als vermehrte Thränensecretion ist. Diese wird aber durch Nervenreiz bei den meisten lebhaften Gefühlsregungen vermittelt, so dass auch das Glänzen der Augen bei Schuldbewusstsein nur Thränensecretion sein dürfte, die dann gewissermaßen als ein Weinen in dessen ersten Stadien anzusehen ist.

Eine wichtige Geste ist die der Resignation, die sich namentlich (neben Achselzucken) dadurch ausprägt, dass die Hände in den Schoß gelegt werden. Sie ist eine der allerdeutlichsten, denn „die Hände in den Schoß legen“ heißt auch sprachlich: nichts thun, und so heißt auch die Geste: „Ich thue nichts mehr, ich kann nichts thun, ich will nichts thun.“ Von vornherein müsste man sagen, dass das Resigniertsein und seine Geste für das uns Wichtigste, die Schuldfrage, nichts bedeutet, da sowohl der Schuldige als der Unschuldige zu einer Grenze kommen kann, in der er unthätig Alles über sich ergehen lässt. Im Wesen und Worte der Resignation liegt ein Verzichten auf Alles oder auf Bestimmtes, und so ist hier das, worauf verzichtet wird die Hoffnung, seine

Unschuld erweisen zu können, und wenn dies auch ebenso die wirkliche als die nur behauptete Unschuld sein kann, so gibt uns doch diese Geste in vielen Fällen ein bestimmtes Zeichen. Wir sehen sie bei Verwandten und Freunden eines Beschuldigten, die Alles aufgeboten haben, um ihn zu retten, dann, wenn sie einsehen müssen, dass die Schuldbeweise erdrückend sind, wir sehen sie bei eifrigen Vertheidigern, die ihre ganze Kunst aufgewendet haben, um ihren Clienten zu retten, wenn sie die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen wahrnehmen, und endlich bei Beschuldigten, denen das Verzweifelte ihrer Lage klar geworden ist. Ich glaube, dass es nicht zufällige Empirie ist, wenn wir erfahren, dass die Geste der Resignation in der Regel der Unschuldige macht. Der Schuldige, der sich gefangen und überwiesen sieht, greift sich vielleicht an den Kopf, sieht zähneknirschend zum Himmel, wüthet gegen sich oder er versinkt in stumpfes Hinbrüten, aber die eigentliche Resignation ist ihm fremd und ihre Geste auch. Dies stimmt auch mit dem Begriff der Resignation, der nur ein Verzichten, Entsagen auf ein Gut meint, auf welches man Anspruch machen konnte — hat Jemand auf etwas kein Recht, so kann er darauf auch nicht resignieren, wenn also Einer nicht berechtigt ist, Schuldlosigkeit und ihre Anerkennung zu verlangen, so wird er dies auch schon nicht instinctmäßig mit dem Gefühle der Resignation, sondern höchstens dem der Verzweiflung, des Zornes, der Wuth thun, und so kommt es auch, dass wir die Geste der Resignation nicht am Schuldigen wahrnehmen. — Das Stirnrunzeln kommt außer in den schon genannten Fällen noch mehrfach vor. So vor Allem immer dann, wenn man sich mit etwas intensiv befasst, wobei das Stirnrunzeln immer stärker wird, je mehr sich die Schwierigkeiten häufen; der ursprüngliche Grund dieser Geste, wenn man so sagen darf, ist jedenfalls der, dass man immer, wenn man sich mit etwas intensiv befasst, auch schärfer sehen will, weshalb man durch Zusammenziehen der Stirnhaut ober den Augenbrauen das Licht abblenden will, wodurch man klarer sieht. Das intensive Nachdenken bei einem Beschuldigten oder Zeugen und die Feststellung des Umstandes, ob er es wirklich oder nur zum Schein thut, hat dann Bedeutung, wenn man wissen will, ob er selbst an die Wahrheit des erst zu Sagenden glaubt. Sagen wir, es handle sich um die Herstellung eines Alibibeweises für einen bestimmten, etwas fern liegenden Tag, und der Beschuldigte wird

aufgefordert, sich zu besinnen, wo und mit wem er damals war; ist es ihm mit der Behauptung seines Alibi's Ernst, d. h. war er nicht am Thatort und ist er nicht der Thäter, so wird ihm auch daran liegen, sich des fraglichen Tages zu erinnern, um die Zeugen namhaft machen zu können, er wird intensiv nachdenken. Hat er den Alibibeweis aber nur zum Schein angeboten, wie es so oft vom Thäter geschieht, um dann damit zu schließen, dass Niemand verlangen kann, dass er sich erinnere, wo er vor so und so langer Zeit gewesen ist, dann hat es auch gar keinen Sinn, scharf über etwas nachzudenken, was gar nicht existiert hat; er markiert dann eine Art von Nachsinnen, aber ernstlich und intensiv thut er es nicht, weshalb man auch die Zeichen dieses Nachdenkens nicht wahrnimmt.

Ganz dieselben Beobachtungen kann man auch an Zeugen machen, die nicht ehrlich aussagen und die dann, wenn man scharf auf besseres Besinnen dringt, dies auch nur zum Schein machen. Zum Mindesten ist man verpflichtet, strenges Augenmerk auf einen Zeugen zu richten, der intensives Nachdenken nur zum Schein und ohne die Zeichen eines solchen vormacht. Der Verdacht auf falsche Aussage ist dann gerechtfertigt.

Ganz etwas Anderes ist der leere Ausdruck der Augen, der nur zeigt, dass Jemand vollständig in seinen Gedanken verloren ist — dies hat mit scharfem Nachdenken nichts zu thun, und erfordert vor Allem, dass man ungestört ist oder es zu sein glaubt. In diesem Falle macht der Betreffende keine besonderen Geberden, wohl aber fasst er sich an die Stirne, Mund und Kinn, aber nur dann, wenn Verlegenheit hinzutritt, also etwa, wenn er merkt, dass er beobachtet wird, oder wenn er daraufkommt, dass er die Anwesenheit anderer Personen vergessen hat. Man sollte glauben, dass Derartiges vor dem Richter nicht vorkommt, es tritt aber, noch dazu nicht sehr selten, auf, z. B. wenn der Richter nach längerer Unterredung mit dem Beschuldigten daran geht, das Besprochene zu dictieren. Nimmt dies längere Zeit in Anspruch, so kann es geschehen, dass der Vernommene gar nicht mehr zuhört und mit leerem Blick unbeweglich in die Ferne starrt. Das sind jene Augenblicke, wo er, in tiefe Gedanken versunken, sein Leben im Ganzen oder seine That, ihre Entstehung und ihre Folgen vorüberziehen lässt. Das ist das sogenannte intuitive Denken, das Reproducieren von Geschehnissen; wer intensiv nachdenkt, der

combiniert und zieht Schlüsse, wer blos in tiefes Nachdenken versinkt, der schaut und betrachtet im Geiste. In solchen Momenten gesteht einer am leichtesten, wenn der Richter die Gelegenheit gut ersieht.

Dass das Stirnrunzeln üble Laune bedeutet, ist bekannt genug, anzuführen wäre aber, wie ich glaube, noch die seltsame Combination von Stirnrunzeln und Lächeln, die dann Unglauben ausdrückt. Wie diese Zusammenstellung entstanden ist, scheint ziemlich unerfindlich — vielleicht aus dem Lächeln der Verneinung und dem Stirnrunzeln der scharfen Beobachtung, sie ist jedenfalls verlässlich, und es kann unmöglich etwas anders angenommen werden, als Unglauben und Zweifel, wenn man diese physiognomische Bewegung sieht. Ebenso dürfte man stets fehl gehen, wenn man von dem, bei dem sie vorkommt, annimmt, er glaube das Vorgebrachte wirklich. Wenn man zur Probe den bezeichneten Ausdruck annimmt, so sagt man sich im Gedanken unwillkürlich dazu: „Nun, das wird wohl nicht wahr sein“ — oder „Hören Sie, jetzt lügen Sie wohl“ — oder etwas ähnliches. Bei Confrontationen von Zeugen mit dem Beschuldigten, namentlich aber von Zeugen unter einander ist diese Geste zu beachten.

Wie sehr das Stirnrunzeln und der mindere Grad desselben: das leichte Heben der Augenbrauen, mit der inneren Bewegung zusammen hängt, zeigt auch die Thatsache, dass man es thut, wenn man in Verlegenheit geräth — allerdings nicht regelmäßig, wohl aber fast immer, wenn man etwas Fremdes, Unerklärliches wahrnimmt, oder wenn man im Denken verworren wird — Alles Zustände, wo man körperlich und geistig schärfer sehen will und deshalb das zu viele Licht abblendet. Die Geste kann bei einem Beschuldigten wichtig sein, der z. B. behauptet, er verstehe eine Argumentation, die seine Schuld darthun soll, nicht; ist er schuldig, so kennt er selbstverständlich den Hergang bei der That und somit auch die wider ihn vorgebrachte Argumentation, und wenn er hundertmal versichert, sie nicht zu verstehen, so ist das entweder nur Bestreben, sich unschuldig zu stellen, oder er will Zeit zur Antwort gewinnen. Ist er unschuldig, so versteht er die Argumentation mangels Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse vielleicht wirklich nicht, deshalb wird er auch, wahrscheinlich schon ganz im Anfange, während man ihm die Argumentation vorhält, die Stirne runzeln und aufmerksam zuhören; der Schuldige stellt sich

vielleicht auch enorm gespannt und hört aufmerksam zu — aber die Stirne runzelt er nicht, weil er den Blick nicht zu schärfen braucht, er kennt die Sache ohnehin ganz genau.

Ob jemand in seinem Leben viel Kummer und Sorge erlitten oder ob er leichtsinnig dahin gelebt hat, ist dem Criminalisten häufig zu wissen wichtig. Darwin belehrt uns diesfalls: Wenn die inneren Enden der Augenbrauen in die Höhe gezogen werden, so müssen gewisse Muskeln zusammengezogen werden (nämlich die kreisförmigen, der Augenbrauenrunzler und der Pyramidenmuskel der Nase, welche zusammen die Augenlider herabzuziehen und zusammenzuziehen streben). Dies wird durch die kräftigere Zusammenziehung der centralen Bündel des Stirnmuskels zum Theile gehemmt, diese Bündel erheben durch ihre Zusammenziehung die inneren Enden der Brauen, und da die Augenbrauenrunzler in derselben Zeit die Brauen zusammenziehen, so werden ihre inneren Enden in eine große, klumpige Falte zusammengelegt, und es entstehen kurze quere und kurze senkrechte Furchen (Grammuskeln). Das können nur wenige Menschen ohne Uebung — manche bringen es willkürlich nie zu Wege, namentlich kommt dies seltener bei Männern, öfter bei Frauen und Kindern vor. Wichtig ist, dass dies n u r Seelenschmerz, nie körperlichen, bezeichnet. Merkwürdiger Weise hängt damit regelmäßig ein Herabziehen der Mundwinkel zusammen.

Wenn wir uns noch mit den Bewegungen im Gesichte im Allgemeinen kurz befassen wollen, so werden wir fragen müssen, wie es denn kommt, dass gerade diese und nicht die anderen Muskeln des Körpers die inneren Bewegungen mitmachen. Piderit erklärt dies damit, dass die Nerven, durch welche die Gesichtsmuskeln in Bewegung gesetzt werden, in der unmittelbaren Nähe des Seelenorganes entspringen und dadurch, dass diese Muskeln die Stützen der Sinnesorgane sind. Letzteres ist sicher richtig, ob auch Ersteres ein Mitgrund sein kann, dürfte zu bezweifeln sein. Jedenfalls wird heranzuziehen sein, dass das Gesicht besonders viele, feine Muskeln mit äußerst reicher Innervation besitzt und deshalb zunächst mit dem Inneren sich zusammen bewegt.

Als allgemeine Regel kann die Bemerkung von Sarlandière[1]) gelten, nach der alle freudigen und erhebenden Bewegungen (wohl

---

[1]) Behrend, „Journalistik des Auslands", Jahrgang I. Heft 10.

auch die des Staunens) ein Hinaufziehen zur Folge haben (Kopf, Stirnhaut, Nasenflügel, Augen, Lider u. s. w.), während traurige und niederschlagende Gefühle das Gegentheil bewirken: Alles was dort hinaufgehoben wurde, wird hier herabgezogen. Es ist zweifellos, dass uns diese einfache und ganz naheliegende Regel manche sonst unklare Miene, über deren Bedeutung wir unsicher sind, die uns aber wichtig scheint, sofort verstehen lässt. Verfolgen wir den Verlauf einer Bewegung in einem Gesichte, so spielt sich dieser nach Harless [1]) so ab: „Der oberste Bewegungsnerv ist der Oculomotorius, ihn wird die Erregung zuerst treffen, in dem Blicke, der Bewegung und Stellung des Augapfels verräth sich am schnellsten jede leise Erschütterung des Gemüthes. Ist der Impuls größer, so trifft er auf die Wurzeln der motorischen Portion des Trigeminus und es entstehen so die Bewegungen der Kaumuskeln; dann durchwühlt der gesteigerte Affect die Züge des Gesichts".

Niemand wird behaupten wollen, dass eine, wenn auch noch so weit getriebene Physiognomik über alle Schwierigkeiten hinweghelfen wird, aber gewisse Hilfen kann sie uns bei einiger Aufmerksamkeit gewiss bringen; Hilfe brauchen wir hiebei, denn La Roche-Foucould [2]) hat auch heute noch recht: „Es ist leichter die Menschen, als einen einzelnen Menschen zu kennen."

8. Die Hand.

Der Physiognomie des Gesichtes nahe steht die der Hand an Bedeutung, und in gewisser Beziehung ist ihre Wichtigkeit sogar größer, weil es an der Hand gar keine oder doch nur geringe Verstellung gibt. Man kann eine Hand feiner und gröber machen, man kann sie weiß und brünett färben, man kann die Nägel pflegen oder sie zu Krallen wachsen lassen, man kann also ihre Erscheinung ändern, aber ihre Physiognomie, ihren Charakter kann man nicht ändern. Wer tausendmal sein Gesicht in dieselben Falten legt, dem bleiben sie zuletzt und geben ihm ein bestimmtes Gepräge, wenngleich dies dem Inneren nicht entspricht, aber wer tausendmal mit seinen Händen dasselbe thut, der drückt ihnen dadurch kein Kennzeichen auf. Oftmaliges scheinheiliges Verdrehen der Augen gibt zum Schlusse dem Gesichte wirklich einen frommen

[1]) Harless in Wagner's Handwörterbuch III. 1.

[2]) La Roche-Foucould, „Maximen und Reflexionen". Deutsch von Dr. Horleck, Leipzig.

oder wenigstens frömmelnden Ausdruck, aber falte deine Hände täglich und durch Jahre zum Gebete, Niemand kennt es ihnen an. Freilich hilfe es uns nichts, dass die Hände des Menschen keine Verstellung kennen, wenn sie alle wenig oder gar nicht verschieden wären, so aber sind sie an dem Menschen nächst dem Antlitz Dasjenige, welches die allergrößten und tiefgreifendsten Verschiedenheiten aufweist, und ein allgemeines Naturgesetz lehrt uns, dass nicht nur verschiedene Einflüsse auch verschiedene Wirkungen haben, sondern auch, dass verschiedene Wirkung immer auf verschiedenen Einfluss schließen lässt. Sehen wir uns dann die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Hände an, so müssen wir auf ebenso unendlich viele Einwirkungen schließen, und da wir diese Einwirkungen unmöglich anderweitig aufzutreiben vermögen, so müssen wir nothgedrungen zu der Ueberzeugung kommen, dass wir die Erklärung nur finden, wenn wir als Ursache auch das Innere des Menschen mit einer unendlich großen Mannigfaltigkeit heranziehen.

Wer sich mit dem Studium der Psychologie der Hand, wenn man so sagen darf, befasst, gewinnt durch die Fülle der Thatsachen, die sich ihm förmlich aufdrängen, mit der Zeit ein solches Vertrauen zu dem, was ihm die Hände der Leute klarlegen, dass ihm endlich die Zweifel daran nur dann aufsteigen, wenn das cheirognomisch Erschlossene mit dem physiognomisch Wahrgenommenen nicht stimmt. Macht man aber dann jedesmal wieder die Erfahrung, dass bei solchem Zwiespalt schließlich fast immer die Hand gegen das Antlitz recht behält und dass überhaupt Schlüsse aus einer Hand sich selten als unwahr erweisen, dann gedenkt man der Worte Aristoteles': „Die Hand ist das Organ der Organe, das Instrument der Instrumente am menschlichen Körper" — und wenn das richtig ist, so muss dieses begnadete Werkzeug im innigsten Zusammenhange mit dem Geiste seines Besitzers stehen; ist aber ein solcher Zusammenhang da, dann muss auch Einwirkung vorhanden sein. Läge blos körperliche Ausbildung in der Hand, dann hätte Newton nicht gesagt: „In Ermangelung anderer Beweise würde mich der Daumen vom Dasein Gottes überzeugen."

Wie weit man in dieser Frage mit der Aufstellung bestimmter Grundsätze gehen darf, ist schwer zu sagen. Vielleicht wäre es wissenschaftlich am correctesten, wenn man sich einstweilen damit begnügte, auf das eifrigste, aber kühl beobachtend, Material

zu sammeln, wenn man die Anatomen, denen es heute ohnehin schon an Material für fachliche Untersuchungen gebricht, vermöchte, sich um die Sache anzunehmen, wenn man Photographien von Händen sammeln wollte, die Menschen gehören, deren Eigenschaften bekannt sind und wenn man genügend viele Leute, die Geschick und Kenntnis dafür besitzen, zum Sammeln veranlasste. Besitzt man genügendes Materiale, um allgemeine Grundsätze ableiten zu können, dann wird sich vielleicht Manches oder Vieles davon bewähren, was z. B. Bell,[1]) Carus,[2]) d'Arpentigny,[3]) Allen,[4]) Gessmann,[5]) Liersch[6]) u. s. w. behauptet haben, aber heute stoßen die vielen ebenso geistreichen als anziehenden Aufstellungen dieser Autoren noch auf Widerspruch, weil die Grundlagen noch nicht reich genug zusammengestellt sind, um eine Systematisierung zu gestatten. Es wird vielleicht Niemand die Richtigkeit allgemein hingestellter Behauptungen bezweifeln, und Alle werden es zugeben, dass schöne Hände, wie schon Winkelmann sagte, mit einer schönen Seele übereinstimmen, oder, um mit Balzac zu sprechen, dass Leute von hervorragendem Intellect schöne Hände haben, oder wenn man die Hand das zweite Antlitz des Menschen genannt hat — aber man wird manchem Zweifel begegnen, wenn man bestimmte Eintheilungen der Hände vorfindet. So construiert z. B. Esser:[7]) die elementare Hand als die eigentliche Arbeitsfaust, die motorische Hand als die eigentlich männliche Hand, die weniger Geist und feinen Charakter als Willen und Nachdruck zeigt. Die sensible Hand entspräche so ziemlich dem sanguinischen Charakter und die psychische Hand stellte sich als Eigenthum bedeutender Individualitäten dar, die eine schöne Seele und edlen Geist besitzen.

So viel Wahres an dieser Eintheilung sein kann, so schwierig ist doch die Aufstellung und Beschreibung der unterscheidenden

[1]) Charles Bell, „The human hand, its mechanism and vital endowments", London 1834, 1865.

[2]) K. G. Carus, „Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Hand", Stuttgart 1864.

[3]) d'Arpentigny, „La chirognomie", Paris 1843.

[4]) Allen, „Manual of cheirosophy", London 1885.

[5]) G. W. Gessmann, „Die Männerhand", „Die Frauenhand", „Die Kinderhand", Berlin 1892, 1893, 1894.

[6]) Liersch, „Die linke Hand", Berlin 1893.

[7]) Dr. Wilhelm Esser, „Psychologie", Münster 1854.

Kennzeichen namentlich deshalb, weil die genannten Formen nur in den allerseltensten Fällen vollkommen deutlich und scharf abgegrenzt erscheinen. Die Grenzen sind fließend, wie die Charaktere selbst, und wo die Eigenthümlichkeiten der einen Gruppe hart an die der anderen herantreten und einander übergreifen, da ist das Beschreiben und das Erkennen gleich schwer. Wenn wir uns aber auch auf Systematisches, als einstweilen noch zu ferne liegend, nicht einlassen, so überlassen wir uns um so lieber begründeten Schlüssen und Wahrnehmungen, die durch ihre Wiederholung uns als begründete Annahmen erscheinen.

Nicht eigentlich psychologisch, aber für den Criminalisten von Wert, sind die Ableitungen, die wir aus Herbert Spencer's wohlbegründeter Behauptung machen, dass Leute, deren Vorfahren hart mit der Hand gearbeitet haben, große, schwere Hände besitzen. Ebenso ist es auch umgekehrt richtig, dass Leute, deren Vorfahren mit der Hand nicht schwer gearbeitet haben, kleine, feine Hände haben; daher die kleine, weibische Hand des Juden, die oft vollendet formschöne und regelmäßige, kleine Hand des Zigeuners, der sie vom vornehmen alten Inder ererbte, und die sogenannte Racehand des echten Aristokraten. Dass schwere Arbeit, sogar Turnen, Clavierspielen u. s. w., der Hand eine andere Form aufprägen, ist wohl selbstverständlich, da sich Muskeln durch Uebung stärken, und die Haut durch Reibung, scharfe Luft und mangelhafte Pflege derber und rauher wird; dass sich aber Körpereigenheiten vererben, das ist bekannt und bei jeder Racenzüchtung wahrzunehmen, was Wunder, wenn wir mit einigermaßen geübtem Blick aus der Hand eines Menschen eine Menge auf sein Wesen sich beziehende Momente entdecken. Niemand zweifelt daran, dass es rohe, gemeine, sinnliche, plumpe Hände gibt, und wer kennt nicht die leidenden, durchgeistigten, feinen und edlen Hände? Freilich, beschreiben und unterscheiden kann sie keiner nach Angabe der Formen, und viel mehr Recht als Alle jene, die da genau zu systematisieren verstehen, hat vielleicht Hellenbach,[1]) wenn er sagt: „Wer könnte die Ursache des magischen Zaubers ergründen, der einer bestimmten Hand gegenüber hundert und tausend gleich schöner Hände innewohnt?“ Und das Merkwürdige ist noch, dass wir uns da nicht etwa durch das Wohlgepflegte, Feine und Elegante einer Hand be-

[1]) Lazar Bar. Hellenbach, „Die Vorurtheile der Menschheit“, Wien 1879.

stechen lassen; jeder kennt vielleicht das, ich möchte sagen, Ueberzeugende, das in der riesigen, sohlenlederharten Faust eines Bauern gelegen sein kann; auch sie ist oft harmonisch gebaut, regelmäßig gegliedert, sie sieht ruhig und vertrauenerweckend aus; nicht blos durch die Beweise jahrelanger, ehrlicher Arbeit, sondern durch die Sicherheit und Zweifellosigkeit der Form gewinnen wir die Ueberzeugung, es mit einem braven Mann zu thun zu haben, der sich und seine Sache gibt, wie es ist, der festhält, was er einmal angreift und der es versteht und gewohnt ist, seinen Worten Nachdruck zu geben. — Auf der anderen Seite: wie oft flößt uns die sorgfältigst gepflegte, blüthenweiße und rosig angehauchte Hand eines eleganten Herren von allem Anfange an das entschiedenste Misstrauen ein — sei es, dass uns die Verhältnisse in den Formen missfallen, sei es, dass uns die Gestalt der Nägel eine unliebsame Erinnerung wachruft, sei es, dass uns an der Fingerhaltung etwas nicht recht ist, oder sei es, das Häufigste, dass wir gar nicht wissen, was wir einwenden, kurz, die Hand warnt uns, und, ohne suggeriert zu sein, wir kommen regelmäßig dahinter, dass die Warnung berechtigt ist. Namentlich gewisse Eigenthümlichkeiten sprechen sich sicher aus: kalte, berechnende, harte, kühl überlegende, habgierige Hände sind ebenso zweifellos, wie warmherzige, offene, gutmüthige und ehrliche.

Dem Zauber mancher Frauenhand kann sich nicht leicht Jemand entziehen: das Hingebende, Weiche, Nachgiebige, Edle und Aufrichtige vieler Frauenhände liegt so klar und offen da, dass es geradezu ausströmt und den Sinnen wahrnehmbar wird.

Es wäre, wenigstens heute, ein zum mindesten unwissenschaftliches Unterfangen, wollte man versuchen, dies alles zu erklären, wissenschaftlich einzuschachteln und mit erstens, zweitens und drittens zu bezeichnen — das sind Alles Erscheinungen, die von Körper zu Körper gehen, und ebenso sicher als unerklärlich sind; wer sie nie wahrgenommen hat und, trotzdem er darauf aufmerksam gemacht wurde, sie auch weiter nicht wahrnimmt, der möge die Bedeutung der Hand abseits liegen lassen; wer aber an sie glaubt, der sei vor Uebertreibungen und Voreiligkeiten gewarnt. Zu rathen wäre nur, die Sprache der Hand zu studieren, bevor man sie vornehm ignoriert, die Wahrnehmungen, die man gemacht zu haben glaubt, nicht sofort zu verwerten, sondern sie nur aufzubewahren und sie dann nach den später gemachten Erfahrungen

zu prüfen — ich glaube nicht, dass Einer, der da sorgsam und mit Fleiß Materiale gesammelt, jemals die aufgewendete Zeit bedauern wird. Wer aber daran Lust und Interesse findet, der säume dann auch nicht, die Bewegungen der Hände, namentlich der Finger, zu verfolgen; hiemit sind nicht die sozusagen äußeren Bewegungen, die unter Mitbewegung der Arme geschehen, gemeint, die der Mimik zugehören, sondern jene, die vom Handgelenk abwärts, also in der Hand allein vor sich gehen. Zu solchen Studien taugt die Kinderhand wenig, sie ist zu ungeübt, ungeschickt, zu neutral. Das Einzige, was häufig und deutlich auftritt, ist die aus frühester Jugend mitgenommene Bewegung des „Habenwollens", des Ergreifens und an sich Ziehens, zumeist in der Richtung zum Munde, wie schon der Säugling die mütterliche Brust an sich drückt; hat doch Darwin ähnliche Bewegungen sogar an jungen Katzen beobachtet.

Die Männerhand ist meistens zu schwer und ungefüge, um feinere Bewegungen deutlich zu zeigen, voll entwickelt sich so etwas nur an der Hand der Frau, namentlich der lebhaften, nervösen und geistig regsamen Frau, und der Criminalist, der darauf merkt, liest mehr und wahrhaftigeres daraus, als aus ihren Worten. Die Hand liegt scheinbar ruhig im Schooß, aber der sonst so gut verhehlte Zorn ballt sie langsam zur Faust, oder es biegen sich die Finger eigenthümlich nach vorne, als ob sie Jemanden die Augen auskratzen wollten, oder sie krampfen sich im tiefen Schmerze zusammen, oder es gleiten die Spitzen der 4 anderen Finger vergnüglich über die Spitze des Daumens hin und her, oder sie bewegen sich nervös, ungeduldig und ängstig regellos, oder sie strecken und schließen sich so höchst charakteristisch wollüstig, wie es die Pfoten der Katzen thun, wenn diese sich recht behaglich fühlen.

Wer aber noch genauer aufmerken will, der kann allerhand aus der Bewegung der Fußspitzen ersehen, allerdings nur bei Frauen, die von jeher feinere Schuhe getragen und daher die Beweglichkeit des Fußes weniger behindert haben. Im Zorne, wenn sie der Auffälligkeit wegen nicht stampfen kann, drückt die Frau die Fußspitze stemmend gegen den Boden; wird sie verlegen, so wendet sie die Sohle leicht nach einwärts und beschreibt mit der Außenseite der Fußspitze kleine Bogenlinien auf dem Boden; Ungeduld zeigt sich durch abwechselndes und wiegendes Niedertreten mit Ferse und Fußspitze, wiederholt und meistens rascher werdend;

Hohn und Herausforderung durch Heben der Fußspitze so, dass die Sohle nach vorne gerichtet ist, und der Fuß blos auf der Ferse aufruht, und immer deutet es auf Sinnlichkeit, wenn der Fuß vorgesetzt und im Fußgelenk leicht gestreckt wird, worauf dann alle Zehen gegen die Sohle eingezogen werden, just ebenfalls wie die Katze es zeigt, wenn es ihr behaglich wird. Was die Frau durch Worte nicht sagt, was sich in ihren Mienen nicht ausdrückt, was sogar die Bewegungen der Hände verschweigen, das sagt ihr Fuß, irgend wo muss die innere Empfindung sich nach aussen zeigen, und am meisten verrätherisch ist der Fuß.

Zum Schlusse sei hier daran erinnert, dass man bei Leuten, die behaupten, fleißig gearbeitet zu haben, aber in der That unredlichen Erwerb gesucht hatten (Landstreicher, Diebe, Falschspieler u. s. w.), nie vergessen darf, nach ihren Händen zu sehen. Die Hände des Fleißigen und des Müßiggängers kann Niemand verwechseln.

Ueber den Wert der Graphologie (Handschriftendeutung) siehe mein „Handbuch für Untersuchungsrichter". [1])

B. Constructive Momente.

1. Das Schließen.

Da die Psychologie das Seelenleben in seinem ganzen Umfange zum Gegenstande hat und die Gesetze zu ermitteln sucht, nach denen Vorstellungen im Geiste entstehen und sich verbinden, ohne Rücksicht darauf, ob diese Verbindungen dem Zusammenhange der Vorstellungsobjecte entsprechen oder nicht, während sich die Logik mit dem Gesetze beschäftigt, nach welchem die Vorstellungen verbunden werden müssen, um objectiv giltige Erkenntnis zu erzielen, so gehören alle Fragen, welche sich auf die formelle Seite des Denkens beziehen, eigentlich nicht in das Gebiet psychologischer Untersuchungen. Die Aufgabe der Psychologie im Allgemeinen geht dahin, die thatsächlich gegebenen Erscheinungen des Seelenlebens zu beschreiben und durch Analyse in ihre einfachen Elemente aufzulösen, und wenn wir dann bei einer rein pragmatischen Anwendung der Psychologie zur Frage des Schließens

[1]) Dr. Hanns Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter", Graz 1894.

kommen, so interessiert uns nicht nur das Gesetz, nach welchem die Vorstellungen verbunden werden, sondern auch die Frage, wie dies unser Geist durchführt, und deshalb ist die materielle Seite dieser Frage Sache der Psychologie. Für uns sind diese Fragen in erster Linie wichtig, weil wir oft die Bemerkung machen, dass formell, also logisch, kein Fehler gemacht wurde, dass man aber doch falsch construiert hat, weil auf der psychologischen Seite Fehler begangen wurden, die keine Logik mehr richtig zu stellen vermag. Wir wollen also wenigstens die wichtigsten Momente, welche für unsere Formen des Schließens von Bedeutung sind oder sein können, kurz besprechen.

Dass wir Juristen dazu berechtigt sind, auch diese Fragen zu erörtern, so weit sie unser Gebiet streifen, das liegt im Zuge unserer Zeit; in einer ganz ausgezeichneten und für uns höchst wichtigen Arbeit sagt Hillebrand,[1]) es sei heute die Erkenntnistheorie zerfallen in einzelne Erkenntnistheorien, entsprechend den Sonderbedürfnissen der einzelnen Wissensgebiete; an die Stelle des berufsmäßigen, außerhalb der Einzeldisciplinen stehenden Erkenntnistheoretikers sind die Vertreter jener Einzeldisciplinen selbst getreten, und jeden von ihnen sehen wir ausschließlich an dem Theile der Erkenntnislehre arbeiten, der im Besonderen seinem Specialfache angehört. Unser Specialfach ist das Schließen aus dem uns vorliegenden und von uns zusammengetragenen Materiale gerade so wie in jeder anderen Disciplin, und wenn wir nun darauf aus sind, festzustellen, wie wir hiebei vorgehen, wenn wir die Grundlagen unserer Arbeit einer Revision unterziehen und sie auf ihre Brauchbarkeit untersuchen, so thun wir damit nichts Anderes, als dass wir uns fragen, ob wir da ganz willkürlich oder nach bestimmten Gesetzen vorgehen, und ob wir uns darüber klar sind, welchen Einfluss die psychologischen Momente dabei haben. Man sagt freilich, die Denkarbeit sei eine mitgekommene, die Niemand nach Regeln lernen könne; es handelt sich aber gar nicht darum, den Schließenden denken zu lehren, sondern zu untersuchen, wie der andere Schließende gedacht hat, und welchen Wert daher das von ihm Erschlossene für unseren Endschluss haben kann. Und unsere Zeit, die das Wagnis unternommen hat, diesen eigentlichen

[1]) Dr. Franz Hillebrand, „Zur Lehre von der Hypothesenbildung", Sitzungsbericht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Classe. CXXXIV. Band, 1895.

Endschluss gerade für die wichtigsten Criminalfälle in die Hände von Laien zu legen, diese Zeit ist doppelt schwer verpflichtet, wenigstens vorbereitend alle möglichen Controlen zu schaffen und den feinsten Maßstab an das endlich Gebotene anzulegen und nur Geprüftes und wiederholt Untersuchtes dem Zufallsspiel vor den Geschwornen vorzulegen.

Fast möchte es scheinen, als ob es nicht klar geworden ist, welche Aufgabe dem Criminalisten durch die Geschwornen zugefallen ist — glaubt er, dass er sie gelöst hat, wenn er den Geschworenen einen möglichst großen Haufen mehr oder weniger gesichteten Beweismateriales hinwirft, und wenn er dann zusieht, wie sich die Leute, die vielleicht das erste Mal in ihrem Leben eine Gerichtsverhandlung, vielleicht das erste Mal einen Verbrecher gesehen haben, sich damit zurechtfinden, dann steht er seiner Arbeit schlecht vor. Der Criminalist ist heute mehr wie ehedem Derjenige, der alles Gegebene psychologisch prüfen, das nur scheinbar Klare nochmals vornehmen, die Lücken ausfüllen und die Schwierigkeiten beseitigen muss, bevor das ganze Material, in wenigen Stunden vorgeführt, wirken soll. Vieles, was „selbstverständlich", d. h. analytisch gewonnen schien, sagt der ebengenannte Hillebrand, zeigt sich abhängig von ganz bestimmten Erfahrungen, freilich von so alltäglichen und hundertfach gehäuften, dass das instinctiv für wahr Gehaltene den Eindruck des Selbstverständlichen erwecken konnte. David Hume hat uns schon angewiesen, für jeden, auch noch so abstracten und complicierten Begriff die „Sensationen" anzugeben, aus denen er gewonnen wurde. Das muss aber gelernt werden, und nur, wenn wir uns über jeden Vorgang Rechenschaft geben können, der sich in unserer Arbeit ereignet, dann ist sie geleistet.

a) Beweis.

„Als Beweismittel", sagt unser großer Lehrer Mittermaier, [1]) „als Beweismittel im gesetzlichen Sinne muss jede Quelle von Gründen betrachtet werden, die nach dem Gesetze für den Richter genügen können, um daraus die erforderliche Ueberzeugung abzuleiten, nach welcher der Richter die in Bezug auf die Urtheils-

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocess". Darmstadt 1834.

fällung relevanten Thatsachen als gewiss annehmen darf.“ An dieser, zweifellos vollkommen richtigen Definition bedarf nur der Passus „nach dem Gesetze“ eine Erörterung, dahin, dass die betreffende „Quelle von Gründen“ nicht blos formell den gesetzlichen Anforderungen entsprechen muss, sondern auch materiell jeglicher Prüfung standhält, sei es in sachlicher, sei es in logisch-psychologischer Richtung. Wäre z. B. die „Quelle von Gründen“ eine Combination aus einem gerichtlich vorgenommenen Augenschein, aus Zeugenaussagen und einem theilweisen Geständnisse, so wäre allerdings dem Gesetze vollkommen entsprochen, wenn das Augenscheinsprotocoll nach allen vorgeschriebenen Formen aufgenommen ist, wenn eine genügende Anzahl von *rite* vernommenen Zeugen übereinstimmend den Fragepunkt bestätigt und wenn endlich das Geständnis in jener Form abgelegt und protocolliert wurde, wie es das Gesetz vorschreibt. Dem Gesetze ist dann entsprochen, und doch kann nicht blos das Erschlossene im Ganzen falsch, sondern auch jeder der einzelnen Bestandtheile des Beweises vollkommen unbrauchbar sein, ohne dass in irgend einer Richtung absichtlich vorgebrachte Unwahrheit vorliegt. Der Localaugenschein kann von einem Richter aufgenommen sein, der zur Zeit der Aufnahme aus irgend einem damals vollkommen stichhältigen Grunde eine andere Auffassung vom Falle hatte, als sie sich später als die richtige herausgestellt hat; es muss nicht Voreingenommenheit, nicht falsche Information durch Zeugen, nicht unrichtige Beobachtung oder ein sonstiger Fehler unterlaufen sein, es lag vielleicht nur eine Annahme über die Sachlage vor, die nach dem dürftigen, zu Beginn der Untersuchung, als der Localaugenschein aufgenommen wurde, verfügbaren Materiale wohl begründet und ganz vernünftig war, die sich aber im Verlauf der Untersuchung als falsch herausgestellt hat. Der sogenannte Localaugenschein ist aber nach allgemeiner Vorstellung vollkommen „objectiv“, er beschäftigt sich angeblich nur mit dem rein sachlich Vorliegenden, es fällt also Niemandem ein, auch dann an ihm zu mäkeln und zu ändern, wenn man bestimmt weiß, dass sich die Sachlage mittlerweile anders gestaltet hat. Dass aber ein Localaugenschein „objectiv“ ist, das ist einfach nicht wahr, und wäre ein solcher wirklich objectiv, d. h. enthielte er blos dürre Beschreibung mit so und so viel Distanzangaben und sonstigen Zahlen, so wäre er nichts nutze. Jeder Localaugenschein muss, wenn er gut sein soll,

ein vollkommen treues Bild des Gedankenganges dessen geben, der ihn aufgenommen hat, er muss einerseits so gut als möglich den Lesenden, also auch den, der das Endurtheil spricht, in die Lage versetzen, dass er die Situation vor Augen hat, er muss aber auch zeigen, was sich der Aufnehmende gedacht und vorgestellt hat, damit der Lesende, der sich von dem Falle vielleicht etwas ganz Anderes denkt und vorstellt, die Sachlage darnach corrigieren kann. Wenn ich z. B. die Anzeige bekomme, dass ein Brand durch Unvorsichtigkeit entstanden und dass dabei Jemand zu Grunde gegangen ist, und wenn ich bei der Aufnahme des Localaugenscheines von der Annahme dieses Sachverhaltes ausgegangen bin, so wird dieses Actenstück sicherlich ganz anders aussehen, als wenn ich damals gewusst hätte, dass der Brand in der Absicht gelegt wurde, um den wirklich Verbrannten zu tödten. Kommt es nun zur Verhandlung, so wird das Localaugenscheinsprotocoll gleichwohl zur Verlesung gelangen und ein sehr wichtiges Beweisstück bilden; dem Gesetze ist vollkommen Genüge geleistet, wenn es formell und inhaltlich richtig aufgenommen ist und wenn es vorgelesen wurde, in Wahrheit und vor unserem Gewissen ist aber erst dann das Richtige geschehen, wenn dieses Schriftstück logisch und psychologisch von jenem Standpunkte, auf dem der Aufnehmende stand, auf jenen gebracht wird, auf den er sich gestellt hätte, wenn ihm Alles bekannt gewesen wäre, was der heutige Leser weiß. Diese Constructionsarbeiten gehören zu dem psychologisch Schwierigsten von Allem, was wir zu leisten haben, sie müssen aber geschehen, wenn wir nicht ganz äußerlich und — gewissenlos vorgehen wollen.

Aehnliche Vorgänge erfordert die Beurtheilung und Verwertung von Zeugenaussagen. Vor dem Gesetze bin ich vollkommen gerechtfertigt, wenn ich mir ein Urtheil auf Grund von Zeugenaussagen bildete, wenn die Zeugen formell richtig vernommen sind, wenn sie in genügender Anzahl auftraten, wenn gegen ihren Leumund nichts Auffallendes vorlag, wenn sie einander nicht widersprachen und namentlich dann, wenn in der einzelnen Aussage selbst kein innerer Widerspruch zu ersehen ist, der hätte wahrgenommen werden sollen. Dieser innere Widerspruch ist allerdings überaus häufig und dass er nicht öfter bemerkt und gerügt wird, ist nur ein unwiderleglicher Beweis dafür, wie flüchtig in der Regel die Protocolle gelesen und wie wenig logisch und psy-

chologisch die Zeugenaussagen geprüft werden. Als Beispiele seien für diese wichtigen Fälle, in welchen der Beweis der Unrichtigkeit leicht und rasch aus sich selbst geführt werden könnte, der Drastik wegen nur einige Sätze angeführt, die als verblüffende Scherze erzählt werden. Sagt man z. B., es habe Einer geträumt, dass er geköpft wurde und dies habe ihn so angegriffen, dass ihn sofort ein Schlagfluss getödtet hat — so fragt nicht Jeder, wie man denn den Traum erfahren hat; ebenso hört es mancher, ohne zu fragen, „wie", mit Schaudern an, dass Einer, der einen Arm verloren hatte, aus Verzweiflung darüber sich mit einer Hacke auch den andern Arm abhieb, um leichter eine Unterstützung zu finden; oder wenn man fragt, ob Einer den Roman „Kaiser Josef und die schöne Bahnwächterstochter" kennt, so fällt nicht Jedem der Anachronismus auf, und heißt es wo, es sei Jemand, die Hände auf dem Rücken, auf und abgegangen und habe dabei die Zeitung gelesen, so stellt sich auch nicht Jedermann die Unmöglichkeit dieser Situation vor.

Ganz ähnliche Widersprüche, wenn auch nicht so drastisch, kommen in vielen Aussagen vor, und hat man ihnen trotzdem geglaubt, so wird man dem sinnlos Glaubenden allerdings Vorwürfe machen, aber im Uebrigen ist er gerechtfertigt, wenn die oben genannten Bedingungen in den fraglichen Aussagen erfüllt waren. Hierauf beruht die erschreckend oft vorkommende Aeußerung: „Ob es wahr ist, was der Zeuge gesagt hat, das mag er mit seinem Gewissen ins Reine bringen — eventuell mag er wegen falscher Aussage eingesperrt werden, gesagt hat er es einmal, und ich urtheile darnach"; gemeint ist mit solcher Aeußerung: „Ich verschanze mich hinter dem Gesetze — bei solcher Aussage kann ich so urtheilen, man kann mir nicht an." Mit Recht kann aber behauptet werden, dass ein Beweis in solchen Fällen nicht vorliegt, es ist die Form eines Beweises zusammengestellt, wahrhaft bewiesen ist aber erst dann, wenn auch hier die Aussage auf Logik und psychologische Wahrheit geprüft wurde, wenn erörtert wurde, ob der Zeuge die Wahrheit sagen konnte und sagen wollte. Es ist gewiss richtig, wenn Mittermaier[1]) sagt, Zeugenaussagen prüfe man am Besten durch ihre Uebereinstimmung mit den übrigen Beweisen, aber dies ist weder die einzige Prüfung noch eine endgiltige, denn außer dieser comparativen Prüfung

[1]) Mittermaier loco cit.

kommt noch immer als die wichtigere die Prüfung in sich, und endgiltig ist sie nicht, weil der Vergleich mit anderen Beweisen nur ein Nichtstimmen, nicht aber darthun kann, was von Beiden nun das Richtige ist. Dies zu entscheiden vermag nur der, der die einzelne Zeugenaussage, das ganze Wollen und Können des Zeugen als Ganzes prüft, allerdings stets in Relation zu Allem, was sonst noch an Materiale vorliegt.

Nehmen wir noch den dritten Theil des Eingangs supponierten Falles, nämlich das Vorliegen eines theilweisen Geständnisses, so ist es allerdings selbstverständlich, dass der Wert desselben so beurtheilt wird, wie es die Natur desselben vorschreibt: Es muss das Geständnis als Beweismittel, nicht als Beweis angesehen werden, und dies erfordert wieder, dass es mit den übrigen Beweismitteln zusammenstimmt und so erst den Beweis herstellt; die Hauptsache geht aber dahin, dass das Geständnis wieder an sich geprüft, d. h. in logischer und psychologischer Richtung untersucht wird. Das ist namentlich bei besonders qualificierten Geständnissen nöthig:

a) bei solchen, welche ohne zwingenden Grund, unmotiviert, abgegeben wurden;

b) bei theilweisen Geständnissen, und

c) bei solchen Geständnissen, bei welchen ein Anderer mitbelastet wird.

Ad a) „Die Logik," sagt Schiel,[1]) „ist die Wissenschaft des Beweises — nicht dass sie lehrte, wie man Beweise findet, sondern was die Beweise zu Beweisen macht." Dieser bemerkenswerte Ausspruch hat vornehmliche Geltung in Richtung auf das Geständnis, nur dass wir das logische Moment in das psychologische wenden müssen. Es gilt ja ganz allgemein, dass viele Wahrheiten nur deshalb feststehen, weil Niemand daran rüttelt, und so ist es mit vielen Geständnissen ebenfalls; das Verbrechen ist gestanden, er wird wohl auch der Thäter sein, der es gestanden hat — kein Mensch rüttelt daran, und so steht auch das Geständnis fest. Ganz anders gestaltet sich die Frage aber in dem Augenblicke, als Zweifel und berechtigte Zweifel auftauchen oder auch nur rege gemacht werden. Bis dahin hat das Geständnis als Beweis gegolten, wenn wir aber eine ernste psychologische Untersuchung

[1]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung" (hauptsächlich nach John Stuart Mill), Braunschweig 1865.

anstellen, so wird es sich erst zeigen, ob sich „der Beweis zum Beweise gestaltet".

Das sicherste Fundament für ein Geständnis ist uns in allen Fällen eine vollkommen klare Motivierung desselben, und diese liegt sehr oft nicht vor. Freilich, deshalb, weil wir das Motiv nicht sofort erkennen, deshalb muss es nicht immer ganz fehlen, es genügt aber nie, dass wir blos annehmen, es geschehe doch nichts grundlos, und deshalb werde schon auch bei dem fraglichen Geständnisse irgend ein Motiv vorliegen; beiläufig wird dies auch richtig sein, es muss aber nicht zutreffen, und „noch so nahe ans Ziel gekommen, ist doch gefehlt". Soll deshalb ein Geständnis als Beweismittel dienen, so muss das Motiv klar und ganz zweifellos sein, wir müssen nicht blos nachgewiesen haben, dass es vorlag, sondern wir müssen das Geständnis unter Berücksichtigung aller vorliegenden Factoren begreiflich finden. Der Vorgang, wie dies darzuthun, ist ein rein logischer und zumeist als indirecter Beweis durch Apagoge zu finden; allerdings ist dieser (Trendelenburg [1]) der eigentliche Beweis der Verneinung, er kann aber in Verbindung mit einem disjunctiven Urtheil, das die möglichen Fälle neben einander stellt, doch eine Bejahung begründen. Wir werden also nacheinander alle denkbaren Motive aufstellen und auf sie hin das Geständnis untersuchen; sind alle oder die meisten als unmöglich oder unzureichend bewiesen, so haben wir nur das Uebrige — also ein Urtheil oder einige mehr zu beurtheilen, und hier beginnt die eigentlich psychologische Arbeit. Sie ist selten einfach und leicht, und da man von Anfang an auf keinen Fall auf Widerspruch zu rechnen hat, so ist nirgends die Gefahr größer als hier, dass man sich die Sache leicht macht: „Frisch behauptet ist halb bewiesen." — Das ist so überaus bequem, und irgend etwas halbwegs Begründendes lässt sich sicherlich auch anführen. Wirklich begründet ist ein Geständnis aber nur dann, wenn es psychologisch construiert wurde, wenn das ganze innere Leben des betreffenden Menschen studiert, die äußeren Verhältnisse, unter denen er existierte, damit in Relation gebracht wurden und so das übriggebliebene Motiv zum Mindesten als möglich hingestellt ist. Das ist einfach eine Arbeit, der man sich unterziehen muss, will man sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, dass man Jemanden

[1]) Adolf Trendelenburg, „Logische Untersuchungen", II. Bd. Leipzig 1862.

beweislos verurtheilt hat, denn ein Geständnis ohne erwiesenes Motiv kann auch unwahr sein, es ist also kein Beweismittel.

Ad b) Theilweise Geständnisse bieten meistens Schwierigkeiten, nicht blos weil der Beweis für das Nichtgestandene um so schwerer zu erbringen ist, sondern weil auch das Gestandene durch das Nichtgestehen des Restes zweifelhaft erscheint. Selbst in den allereinfachsten Fällen, wo der Grund des Zugebens und Nichtzugebens ganz nahe zu liegen scheint, sind Täuschungen nicht ausgeschlossen. Wenn z. B. der Dieb nur das gestohlen zu haben gesteht, was in seinem Besitz gefunden wurde, das nicht Gefundene aber leugnet, so liegt freilich die Vermuthung sehr nahe, dass er auf die Beweisfrage hofft, und das bestreitet, wofür wegen des Nichtfindens kein Beweis vorzuliegen scheint. Meistens wird dies so sein, es kann sich aber auch anders verhalten, und es muss noch immer in Rechnung gezogen werden, dass der Dieb z. B. auch die Schuld eines Anderen auf sich nehmen will, und dann natürlich nur das gestehen kann, was vorliegt, da er von dem Uebrigen keine oder nicht genügende Kenntnis hat.

Mitunter liegt freilich der Grund des theilweisen Geständnisses offen zu Tage, wenn z. B. nur bis zu einer bestimmten kritischen Schadensziffer gestanden, die Tödtungsabsicht geleugnet wird u. s. w.; geschieht dies von Seite eines Menschen, dem man wegen früherer Abstrafungen oder aus anderen Gründen die betreffenden Kenntnisse zutrauen kann, dann liegt für die Einschränkung der Aufrichtigkeit wohl genügender Grund vor. Die meisten dieser Fälle sind aber wohl jene häufigen, in welchen der Angeklagte eine Reihe von Facten oder eine Anzahl von Objecten zugibt und einige davon ohne nachweisbaren Grund in Abrede stellt — er hat z. B. ein Dutzend von bei einem Angriffe entwendeten Gegenständen zugegeben, und von zweien, vielleicht gar nicht wertvollen, will er durchaus nichts wissen. Kommt ein solcher Fall im Richtercollegium zur Sprache, so sagt die eine Hälfte: „Hat er 12 Sachen gestohlen, so hat er auch die 2 andern genommen“, und die andere Hälfte sagt: „Hat er 12 Sachen gestanden, so würde er wohl noch die 2 anderen gestehen, wenn er sie genommen hätte.“ So im Allgemeinen gesprochen, haben ja beide recht — die eine Paroimie hat so viel Berechtigung, wie die andere. In der Regel ist es bei solchen Dingen scheinbar nicht der Mühe wert, allzu viele Nachforschungen zu pflegen, was insoferne wahr ist, als sich weder die

Schuldfrage noch die Straffrage ändern wird, ob 12 oder 14 Gegenstände als entwendet angenommen werden. Vor allem ist es aber in Sachen der Schuld niemals gleichgiltig, ob ein Ja oder Nein ausgesprochen wird, weiters kann aber später, namentlich für einen anderen Straffall, die Sache gar nicht gleichgiltig sein, ob der Betreffende wegen einer heute ganz gleichgiltigen Sache verurtheilt wurde oder nicht. Sagen wir z. B., die geleugnete Sache sei eine zwar fast wertlose aber charakteristische, etwa z. B. ein altes Gebetbuch. Wird nun derselbe Dieb bei einem späteren, vielleicht sehr bedeutenden, von ihm ganz geleugneten Diebstahl verdächtigt, und es wurde hier zufällig abermals ein altes Gebetbuch gestohlen, so ist es für die Beweisfrage gewiss nicht gleichgiltig, ob er beim ersten Diebstahle wegen des Gebetbuches verurtheilt wurde oder nicht. Wurde er verurtheilt, so werden die Meisten schon von „einer gewissen Passion auf alte Gebetbücher" sprechen, und den Betreffenden des zweiten Diebstahles für recht verdächtig halten.

Aehnliche Bedeutung kann eine solche Verurtheilung haben, wenn es sich um den Nachweis des Besitzes einer gestohlenen Sache handelt. Ich erinnere mich an einen Fall, wo Einer u. a. auch wegen Diebstahles eines sogenannten Fokoš (ungarischer Stock mit hackenartigem Eisengriff) verurtheilt wurde. Später erfolgte in der Gegend ein Todtschlag mit einem Fokoš, und der erste Verdacht der Thäterschaft lief gegen den damaligen Dieb, weil er von jenem Diebstahle her im Besitze eines Fokoš sein konnte. Nehmen wir an, dass bei jenem Diebstahl sonst gestanden, die Entwendung des Fokoš aber geleugnet wurde, und dass man ihn dieserhalb nur so „mitverurtheilt" hätte, so könnte dies für den zweiten Straffall von der weittragendsten Bedeutung gewesen sein. Man sage nicht, dass man in einem solchen Falle das erste Urtheil neu überprüfen werde; dies wird einerseits nach längerer Zeit schwer durchzuführen und anderseits von wenig Belang sein, da sich jeder doch wieder auf das alte Urtheil beruft, und meint, es müssen damals die Verhältnisse, der persönliche Eindruck u. s. w. doch so gewirkt haben, dass man mit Beruhigung den Schuldspruch fällte. Ist Einer also wegen des Nichtgestandenen einmal verurtheilt, so bleibt er es auch, trotzdem hier so viele bedenkliche Momente obwalten.

Wir wissen aus Erfahrung, dass die Leute so häufig bei einem ihnen zugegangenen Diebstahl alles als gestohlen mitrechnen, was

sie im Augenblick nicht rasch finden, was schon lange verloren war oder früher oder später gestohlen wurde; ebenso kommt es oft vor, dass Dienstleute oder die eigenen Kinder oder sonstige Hausleute die Gelegenheit des geschehenen Diebstahles wahrnehmen und auf diesen auch dasjenige schieben, was sie sich selbst schon früher angeeignet haben, oder sie stehlen erst jetzt und schieben die That „dem Dieb" zu. Häufig wird die Quantität des Gestohlenen auch übertrieben, um allgemeines Mitleid zu erregen und vielleicht Unterstützungen zu erlangen.

Im Allgemeinen wird man daher sagen müssen, es spreche in der Regel kein psychologischer Grund für die Annahme, dass ein sonst Geständiger Etwas leugnen sollte, was zu gestehen ihm keinen weiteren Schaden bringt. Diese letztere Erwägung will allerdings sorgfältig gepflogen werden, wobei man sich nicht auf den Standpunkt des Rechtskundigen, sondern den des Beschuldigten stellen und seine Kenntnisse und Auffassungen untersuchen muss; hier bestehen oft die verdrehtesten Ansichten, und es leugnet Einer oft blos deshalb hartnäckig, weil er g l a u b t, dass gerade dieser Umstand seine Strafbarkeit besonders erhöht. Der Satz: „Hat er das Eine gestohlen, so hat er das Andere auch genommen" — hat eine beschränkte Berechtigung.

Ad c) Wird ein leugnender Mitbeschuldigter durch ein Geständnis belastet, so ist die Bewertung des letzteren selten leicht. Vor Allem muss der reine Kern des „Geständnisses" herausgeschält und Alles bei Seite geschoben werden, was zur eigenen Entlastung dienen und dem anderen Schuld zuschieben soll. Diese Thätigkeit ist die verhältnismäßig noch leichteste, da sie sich auf die Thatumstände stützen kann. Viel schwieriger ist die weitere Erwägung dahin, welche Belastung der Gestehende dadurch auf sich genommen hat, dass er den Anderen mitbeschuldigt hat, weil man hier zu Klarheit nur gelangen kann, wenn man den Fall zweimal von Anfang bis zu Ende construiert: einmal in der Gestaltung ohne Mitbeschuldigung des Anderen und einmal mit derselben. Das volle Eliminieren dieses Umstandes erfordert jedesmal viele Mühe, weil es sachlich volle Beherrschung des Materiales verlangt und weil es psychologisch immer schwierig ist, einen Umstand, den man in seinem Eintritt in den Hergang und in seiner Wirkung schon kennt, so bei Seite zu schieben, dass man in der Construction von ihm vollkommen absieht.

Ist dies sicher durchgeführt und hat man ein wesentliches Plus in der Selbstbelastung feststellen können, so handelt es sich darum, den Gegenwert hiefür zu finden, den der Gestehende für sich darin fand, dass er mit dem Mitbeschuldigten auch sich selbst belastet hat; Rache, Hass, Eifersucht, Neid, Zorn, Misstrauen und andere Leidenschaften werden die Triebe sein, in denen die Gegenwerte zu suchen sind. Der Eine belastet seinen langjährigen Spießgesellen aus Rache, weil er ihn bei der Theilung der Beute übervortheilt hat, oder im unüberlegten Zorn, weil er bei Ausführung des Diebstahles eine verhängnisvolle Dummheit gemacht hat, ja es kommt in der That auch vor, dass er oder sie aus Eifersucht sie oder ihn mitbeschuldigt, damit das Andere auch mit gefangen bleibt und nicht untreu werden kann. Geschäftsneid spielt eine ebenso große Rolle, wie das Bestreben, den Anderen zu hindern, eine gemeinsam versteckte Beute zu heben oder einen lange gemeinsam geplanten Raubzug allein zu vollführen. Das sind alles Motive, die zwar nicht immer leicht zu entdecken, wohl aber zu begreifen sind, es gibt aber Fälle, und selten sind sie gewiss nicht, in welchen dem gewöhnlichen Menschen das Verständnis für den „Gegenwert" vollends fehlt. Ich will nur ein Beispiel nennen und wegen der Unwahrscheinlichkeit des Erzählten, und da alle Betheiligten längst todt sind, ausnahmsweise die Namen anführen. 1879 war ein alter Mann, Blasius Kern, Morgens vollkommen eingeschneit, todt und mit einer schweren Kopfwunde aufgefunden worden. Verdacht eines Raubmordes lag nicht vor, und so wurde angenommen, der Mann sei auf dem Heimwege, trunken wie gewöhnlich, von einem hoch über dem Fundorte führenden Wege abgestürzt und habe sich hiebei den Schädel eingeschlagen. 1881 erschien ein junger Bursche, Peter Seyfried, bei Gericht und gab an, er sei von der Tochter des Blasius Kern, Julie Hauck, und deren Mann, August Hauck, gedungen worden, den alten Mann, der durch seine Trunksucht und fortwährendes Zanken unerträglich wurde, zu erschlagen, was er auch gethan habe. Dafür sei ihm versprochen worden — eine alte Hose und drei Gulden; erstere habe er bekommen, letztere nicht, und da alles Mahnen nichts helfe, so zeige er die Eheleute Hauck nunmehr an. Als ich ihn fragte, ob er denn nicht wisse, dass er nunmehr auch gestraft werde, sagte er: „Das macht nichts, wenigstens werden es die Anderen auch — warum halten sie ihr Versprechen nicht." Und dieser Bursche war zwar sehr einfältig und etwas

mikrocephal, aber nach gerichtsärztlichem Ausspruche vollkommen zurechnungsfähig. Seine Angaben erwahrheiteten sich bis zum letzten Pünktchen.

So auffallend schwach begründet wird das, Andere belastende Geständnis freilich selten sein, aber schwer zu finden und zu beurtheilen sind die Gründe häufig genug. Das einzige Mittel, hier auf sicheren Boden zu kommen, ist die Kenntnis, volle und eingehende Kenntnis aller äußeren Verhältnisse, vornehmlich aber vollkommen sichere psychologische Construction beider Personen, des Belastenden und des Belasteten. Selbstverständlich ist der Erstere der weitaus Wichtigere; sein inneres Wesen, seine Fähigkeiten, Leidenschaften, Absichten und Ziele müssen studiert werden, dann tritt es fast von selbst hervor, ob er es für einen Vortheil ansehen musste, den Anderen zu belasten — es kann z. B. seine leidenschaftliche Natur so klar werden, dass man nicht mehr daran zweifeln kann, es muss ihm fast ein Behagen gewesen sein, selbst mitzuleiden, wenn er nur dem Anderen ein Leid um diesen Preis zufügen kann. Welche Leidenschaft — und eine solche wird wohl fast immer die Triebfeder sein — das Movens war, wird bald zu sehen sein, theils aus der That, theils aus dem Verhältnisse der Beiden zu einander, theils aus der Persönlichkeit des Belastenden, und ob diese Leidenschaft stark genug war, um sozusagen antiegoistisch zu handeln, das lehrt das Studium seiner Person. Zu seinem Vortheil handelt vermeintlich Jeder — es fragt sich nur, was Einer Vortheil nennt und ob er in der Bezeichnung desselben klug vor sich gieng. Auch Befriedigung seiner Rachsucht kann ein Vortheil sein, wenn sie ihm mehr Vergnügen brachte, als die Folgen Schmerz bereiteten — es kommt nur auf ein Abwägen an, und klug sein heißt: Einen augenblicklichen kleinen Vortheil für einen späteren größeren opfern.

Für die Beweisfrage ist noch eine Reihe von Vorgängen wichtig, wo Umstände, die nicht eigentlich die That betreffen, geleugnet werden, wodurch die Beweisführung, ich möchte sagen, auf eine Seitenlinie gebracht wird, so dass das eigentliche Beweisthema verlassen ist; man glaubt dann, die Schuld bewiesen zu haben, wenn nur der geleugnete Nebenumstand festgestellt wird. Ich meine, dass gerade auf diesem Gebiete die schwerwiegendsten Fehler begangen werden. Nur zwei Fälle seien als besonders bezeichnende Beispiele angeführt. Vor vielen Jahren wurde in Wien

ein allein wohnendes, sehr hübsches Mädchen, Verkäuferin in einem vornehmen Laden, in ihrem Zimmer todt aufgefunden. Da die gerichtliche Untersuchung acute Arsenvergiftung erwiesen hatte, und da auf einem Tische ein Trinkglas mit einem Rest von Zuckerwasser und sehr vielem, fein gepulverten Arsen gefunden worden war, so wurden diese beiden Momente natürlich zusammengebracht. Durch die Nachbarn stellte man fest, dass die Verstorbene seit längerer Zeit ein Verhältnis mit einem unbekannten Herrn unterhielt, der sie oft besuchte, dessen Anwesenheit aber von Beiden möglichst geheim gehalten wurde. Dieser Herr sollte auch am Abende vor dem Tode des Mädchens bei ihr gewesen sein. Die Polizei erhob, dass dies ein sehr wohlhabender Kaufmann sei, der mit seiner, um Vieles älteren Frau scheinbar gut lebte und jenes ehebrecherische Verhältnis geheim hielt. Da nun weiters durch die Section festgestellt wurde, dass das Mädchen schwanger war, so wurde angenommen, dass der Kaufmann seine Geliebte vergiftet habe, und es wurde gegen ihn die Untersuchung eingeleitet. Hätte der Mann nun sofort gestanden, dass er die Verstorbene kannte, mit ihr ein Verhältnis hatte und dass er am letzten Abende bei ihr war, hätte er vielleicht behauptet, sie sei wegen ihrer Schwangerschaft verzweifelt gewesen, habe mit ihm gezankt und Selbstmordideen ausgesprochen u. s. w., so hätte unbedingt Selbstmord angenommen werden müssen, jedenfalls hätte man ihn — anderes Material lag nicht vor — unmöglich so ohne Weiteres des Giftmordes zeihen können. Nun hatte der Mann aber die unglückliche Idee, zu leugnen, dass er die Verstorbene gekannt, mit ihr ein Verhältnis gehabt und sie überhaupt jemals, zumal am letzten Abende besucht habe. Dies that er offenbar deshalb, weil er vor den Leuten, namentlich vor seiner Frau einfach das strafbare Verhältnis nicht eingestehen wollte; nun drehte sich die ganze Frage nach diesen geleugneten Umständen, das Beweisthema lautete nicht mehr: „Hat er sie umgebracht?“, sondern nur: „Hatte er ein Verhältnis mit ihr?“, und als durch eine lange Reihe von Zeugen zweifellos festgestellt worden war, dass der Kaufmann oft zu dem Mädchen gekommen ist, dass er gerade am letzten Abende auch bei ihr war, und dass bezüglich seiner Person jeder Irrthum ausgeschlossen ist, so war auch sein Schicksal besiegelt, und er wurde verurtheilt. — Besehen wir uns den Fall vom psychologischen Standpunkte aus, so werden wir zugeben, dass sein Bestreiten der

Anwesenheit ebenso dadurch motiviert ist, dass er das Mädchen vergiftet hat, als auch dadurch, dass er Anfangs das Verhältnis nicht zugeben wollte, und später, als er den Ernst seiner Lage vollends begriff, ein Umsatteln für gewagt hielt und glaubte, besser zu fahren, wenn er bei dem Leugnen verbleibe.

Ein ähnlicher, in seinem ganzen Verlaufe überhaupt höchst belehrender Fall, der namentlich durch die hochbedeutenden Gutachten (über Zeugensuggerierung) der Doctoren Freiherrn von Schrenck-Notzing und Professor Grashey bleibendes Interesse besitzt, hat vor Kurzem ganz München in Aufregung versetzt. Eine Witwe, ihre erwachsene Tochter und eine alte Magd waren in ihrer Wohnung erwürgt und beraubt worden; der Verdacht der Thäterschaft fiel auf einen Maurer, der schon früher wegen eines anderen Mordes in Untersuchung gestanden hatte, und von dem man wusste, dass er einige Zeit vor dem Morde in der Wohnung der ermordeten drei Frauen ein Closet eingerichtet hat. Durch verschiedene Combinationen durfte angenommen werden, dass der Maurer unter dem Vorwande, er müsse nachsehen, ob an dem von ihm aufgestellten Closet nichts schadhaft geworden sei, sich Eingang in die Wohnung verschafft und dann den Raubmord begangen habe. — Hätte nun auch hier der Maurer gesagt: „Ja, ich war ohne Verdienst, wollte mir Arbeit verschaffen, kam unter dem behaupteten Vorwande in die Wohnung, klopfte zum Schein im Closet herum und ließ mir dann für die angeblich verrichtete Ausbesserung etwas bezahlen, ich verließ die drei Frauen unbeschädigt, sie müssen erst dann umgebracht worden sein“ — hätte er dies gesagt, so wäre seine Verurtheilung unmöglich gewesen, da alle übrigen Beweismomente von untergeordneter Bedeutung waren. Nehmen wir an, der Mann war unschuldig, so ist sein Gedankengang der gewesen: „Ich war schon einmal ob Mordes in Untersuchung, ich befand mich in Geldverlegenheit, es liegt noch dies und jenes vor — wenn ich nun zugebe, dass ich zur Thatzeit am Thatort war, so komme ich in eine schwierigere Lage, als wenn ich die Anwesenheit bestreite.“ Er hat nun thatsächlich behauptet, seit langer Zeit weder in der Wohnung, noch im Hause, noch überhaupt in der Strasse gewesen zu sein, und als dies durch viele Zeugen als falsch erwiesen wurde, so galt auch hier die Anwesenheit am Thatort als Beweisthema, und er wurde verurtheilt.

Ich behaupte nun weder, dass Einer der Beiden unschuldig verurtheilt wurde, noch dass solche „Seitenbeweise“ überhaupt wertlos sind und nicht geführt werden sollen, aber zweierlei muss festgehalten werden. Vor Allem dürfen sie nicht zum eigentlichen Beweisthema erhoben werden, es ist stets festzuhalten, dass mit der Führung dieses Nebenbeweises erst ein Theil der Arbeit, eine Vorarbeit, geleistet ist, deren Wert vorurtheilsfrei und sorgfältig erwogen werden muss. Man könnte sagen, es wird so häufig in dem Gefühle der Befriedigung über das Geleistete das eigentlich zu Leistende vergessen oder unterschätzt. Weiters aber muss stets eine psychologische Untersuchung der Motive vorangehen, welche den Beschuldigten veranlasst haben oder veranlasst haben können, um etwas, eigentlich für ihn nicht direct Ueberführendes zu leugnen; man wird sehr häufig einen ganz erklärlichen Grund dafür finden, und wenn man den psychologischen Vorgang auch begreifen kann, ohne unbedingt Schuld annehmen zu müssen, so ist man zum Mindesten zur Vorsicht gemahnt.

Dieser Vorgang, der sich bei der großen Beweisführung abspielt, kommt aber noch viel häufiger und verhältnismäßig noch gefährlicher in der Person des einzelnen Zeugen vor, der von der Hauptsache überzeugt ist, wenn eine Nebensache bewiesen ist. Sagen wir, der Zeuge hätte zu erklären, ob der ihm Vorgestellte wohl gewiss derjenige ist, der ihm in einer größeren Rauferei einen Stich versetzt hat, und es werde auch erörtert, ob der Streit, den er mit demselben Mann kurz eher gehabt hat, von Bedeutung gewesen sei. Wenn nun der Verdächtigte diesen Streit als harmlos hinstellen will, und der Verletzte zu behaupten vermag, dass der Streit ganz ernstlich geführt wurde, so wird dieser in dem Augenblick, als dieser letztere Umstand als bewiesen angesehen werden kann, auch überzeugt sein, dass der Betreffende wirklich der war, der ihn dann verletzte. Eine gewisse logische Berechtigung für diese Annahme liegt ja vor, aber der psychologische Fehler ruht darin, dass er auch hier, wie so oft, das Erschlossene für sinnlich wahrgenommen hält. Deswegen wirkt ja auch häufig der Umstand, dass Einer verhaftet ist, überzeugend auf die Leute. Der Zeuge, der zuerst nur beiläufig den A als Thäter bezeichnet hat, wird vollkommen sicher, wenn ihm der A dann im Häftlingsgewande vorgeführt wird, wenn er auch weiß, dass er nur auf seine, des Zeugen, Beschuldigung allein hin verhaftet wurde, aber die

ganze Erscheinung und Umgebung des Verhafteten wirkt auf Viele, und nicht blos Ungebildete, einfach belastend für den Verdächtigten, und der Gedanke ist unwillkürlich: „Wenn er's nicht wäre, hätte man ihn nicht hier."

b) Causalität.

„Felix, qui potuit rerum cognoscere causas."
Vergil „Georgicon" II. 490.

Wenn wir unter Causalität das Axiom verstehen, dass jede Veränderung eine Ursache hat, dass also jedes Ereignis an eine Anzahl von Umständen geknüpft ist, bei deren gänzlichem oder theilweisem Fehlen es nicht eintritt, und bei deren Vorhandensein es aber eintreten muss, dann ist die ganze Arbeit des Criminalisten nichts anderes, als die Frage nach der Causalität, und zwar nicht blos, ob und wie die That mit dem Thäter in ursächlichem Zusammenhang steht, sondern auch, wie ihre einzelnen Momente mit einander und mit dem Thäter verbunden sind, und dann wieder, welche Causalität im Thäter bezüglich seiner einzelnen Eigenschaften und der Durchführung der That herrschen muss. Dass wir aber nur auf Causalität arbeiten, das bringt uns anderen Wissenschaften so nahe, die ja in ihren Forschungen auch nichts anderes thun, als nach Ursache und Wirkung fragen und diese mit einander in Verbindung bringen; dies wieder ist der Grund, warum der Criminalist sich um fremde Disciplinen kümmern muss. Studien auf fremden Gebieten um ihrer selbst willen zu treiben, das vermag kein ernsthafter Criminalist, da ihm hiezu immer die Zeit mangeln wird; umsehen muss er sich aber dort, um wahrzunehmen, wie die Methode ist, nach der sie dort arbeiten. Methode und nichts als Methode lernen wir in fremden Gebieten, hiemit aber auch Alles, was wir brauchen; dabei sehen wir, dass das Um und Auf der Methoden in fremden Disciplinen sich immer nur auf dem Boden der Causalität bewegt, ob es nun empirisch ist, oder im Wege des Apriorismus, das ist vollkommen gleichgiltig, uns interessirt nur die Causalität darin.

In gewisser Richtung steht unserer Arbeit vielleicht die des Historikers am nächsten, der in der eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchung nichts anderes thut, als Menschen und Ereignisse in geordnetes Causalitätsverhältnis zu bringen. In klarster Weise hat

dies Stricker [1]) einmal gesagt: „Die Geschichte wird erst durch die causale Verknüpfung der Ereignisse geschaffen. Unverknüpft bleibt jedes Ereignis für sich stehen, sie sind nur Chroniken. Der Historiker, der z. B. die französische Revolution beschreibt, könnte nur wirken, wenn er sagt: das ist die causale Kette, aus der sich die Revolution ergeben hat. Nun stelle ich Euch das Frankreich vor der Revolution her und schalte nur jene Ereignisse ein, die ich als Bedingungen anerkenne — und die Revolution kommt. Jetzt stelle ich das Frankreich nochmals her vor der Revolution und schalte die Bedingungen aus — und die Revolution kommt nicht.“ Niemand zweifelt, dass dies die ideale und einzig belehrende, weil überzeugende Art der Geschichtsschreibung ist, ebenso kann aber auch Niemand zweifeln, dass genau dieselbe Methode der Beweisführung in unserem Fache ebenfalls die ideale sein muss: Das ist die causale Kette, aus der sich das vom A begangene Verbrechen ergeben hat. Nun stelle ich Euch die ganze Sachlage vor dem Verbrechen her und schalte nur jene Ereignisse ein, die sich ausschließlich mit der Thäterschaft des A verknüpfen lassen — und das Verbrechen erscheint begangen. Jetzt stelle ich die Sachlage wieder her vor dem Verbrechen und schalte alle Ereignisse aus, welche ausschließend nur dann verknüpfbar sind, wenn der A nicht der Thäter ist — und das Verbrechen bleibt aus.

Selbstverständlich hat diese Arbeit eine, je nach der Complicierthеit des Falles, verschiedene Zahl von Unterarbeiten, die für jedes einzelne Moment durchgeführt werden müssen, da jeder Verdachtsgrund, jede Entlastung auf Eintreten oder Nichteintreten des Erfolges geprüft werden muss; die Mühe ist allerdings eine sehr bedeutende, aber sie ist die einzige, die absoluten und sicheren Erfolg verspricht, wenn in der Thätigkeit des Verknüpfens kein Fehler geschieht. „Von allen Gleichförmigkeiten der Folge der Naturerscheinungen, die wir beobachten, hat nur eine einzige die ganze Strenge des mathematischen Gesetzes: das allgemeine Causalgesetz. Die Thatsache, dass Alles, was einen Anfang, auch eine Ursache hat, geht soweit, wie die menschliche Erfahrung.“ [2]) Die Anwendung hievon auf unsere Arbeit weist dahin: Wir dürfen

---

[1]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Association der Vorstellungen“, Wien 1883.

[2]) J. Schiel, „Inductive Forschung“, 1865.

die Frage nicht dahin drehen, dass es uns nicht fördert, wenn wir davon überzeugt sind, dass jede Erscheinung ihren Grund hat, sondern dass wir diesen auch nachweisen und mit dem momentan gesetzten Beweisthema in Verbindung bringen können. Meistens obliegt uns da eine doppelte Aufgabe, wenn auch nicht strenge geschieden, deren Trennung davon abhängt, ob der Thäter vom Anfang an bekannt war oder nicht. Am deutlichsten erscheint die zweifache Arbeit dann, wenn vorerst, und zwar durch nennenswerte Zeit hindurch, nur die That selbst bekannt war, und wenn sich der Criminalist einstweilen darauf beschränken muss, nur den objectiven Thatbestand herauszuconstruieren, und wenn er dies mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit thut.

Die größten Processfehler sind geschehen, wenn diese Construction des objectiven Thatbestandes unvernünftig, flüchtig oder nachlässig geschah, und umgekehrt sind die größten Erfolge nur der correcten Thatbestandsfeststellung zu danken gewesen. Diese machen, heißt aber nichts anderes, als das Causalgesetz handhaben und aufs äußerste ausnützen. Nehmen wir an, es sei ein wichtiges Verbrechen entdeckt worden, ohne dass man einen Anhaltspunkt für die Person des Thäters hätte. Der regelmäßige Fehler, der hier begangen wird, ist der, dass sofort und ohne Rücksicht auf Anderes lediglich nach der Person des Thäters gefahndet und studiert wird, wer er wohl sein möchte, statt dass hauptsächlich der Thatbestand causaliter studiert wird. Das Causalgesetz lautet aber nicht: „Alles, was da geschehen ist, sowohl im Ganzen als in seinen Einzelheiten, hat seinen Grund" — das wäre einfach gelten zu lassen, ohne dass es einen Erfolg böte; das Causalgesetz verlangt auch, dass der Grund, und zwar ein vollkommen befriedigender Grund aufgefunden wird. Und das verlangt sich nicht blos für die That als solche im Ganzen, sondern für jede Einzelheit, die vorgefunden wird, bis zum Kleinsten herab, worauf dann jedesmal, wenn eine Gruppe von vollkommen befriedigenden Begründungen gefunden wurde, wieder eine Zusammenfassung derselben und eine Einfügung in den ganzen, angenommenen Hergang und in den Hauptgrund vorgenommen werden muss.

Der zweite Theil der Arbeit ist dann zu leisten, wenn ein bestimmter Thäter verdächtigt wird, und wenn dann seine Thätigkeit als Ursache in den Hergang der That als Wirkung interpoliert werden muss; in gewissen Beziehungen ist wieder am Thäter die

Wirkung zu untersuchen, welche die That verursacht hat (Geldbesitz, Verletzungen, Stimmung etc.), das Erstere wird aber immer die Hauptsache bleiben, und der Schuldbeweis ist dann erbracht, wenn die That nur dann so und genau so, wie sie begangen wurde, zum Vorschein kommt, wenn die Person des Thäters und nur seine Person in den Hergang eingeschaltet wird. Diese, systematisch vorgenommene Thätigkeit: jedes einzelne Moment aus der supponierten Handlung des Beschuldigten einzusetzen und zu beobachten, ob nun der möglichst sicher festgestellte Thatbestand auch wirklich erfolgt, ist ebenso lehrreich als sicheren Erfolg bietend; es ist dies doch jene Leistung, die uns über die bloße Wahrnehmung und ihre Reproduction hinwegbringt. „Alles Schließen in Bezug auf Thatsachen scheint sich auf die Beziehung von Ursache und Wirkung zu gründen; nur durch diese Beziehung allein können wir über das Zeugnis unseres Gedächtnisses und unserer Sinne hinauskommen.“ Hume[1]) schließt an diese Bemerkung das Beispiel an: „Wenn man auf einer wüsten Insel eine Uhr oder eine andere Maschine fände, so wird man schließen, dass dort Menschen sind oder waren.“ Die Nutzanwendung ist leicht genug: Das Daliegen einer Uhr, das Vorhandensein einer dreieckigen Wunde nehmen wir mit den Sinnen wahr — dass Menschen dagewesen sind, dass die Wunde mit jenem bestimmten Werkzeug zugefügt wurde, ist ursächliches Schließen, und so einfach diese Feststellung Hume's ist, so wichtig ist sie für uns, weil das fortwährende und immer wieder erneuerte Fragen: Was ist hier Wirkung? Wo ist die Ursache? Gehören sie bestimmt zusammen? — die eigentliche und wichtigste Arbeit für uns bleibt. Wer daran festhält, sich dies zum Ueberdruß oft zu fragen, kann nicht leicht einen größeren Fehler begehen.

Freilich darf ein wichtiges Moment nicht übersehen werden, auf welches ebenfalls Hume aufmerksam gemacht hat und welches sein geistvollster Interpret, Alexius v. Meinong,[2]) verwertete; es ist die Thatsache, dass man dann, wenn gar keine Hilfe aus früherer Erfahrung vorliegt, auf Grund einer Beobachtung niemals von Causalnexus sprechen, auch nie das Vorhandensein eines solchen im einzelnen Falle erfahren, sondern nur vermuthen kann. Ursache ist (wie schon Mill und Schopenhauer wussten) stets ein

[1]) David Hume, „Enquiry concerning human understanding“. London 1748.
[2]) Alexius v. Meinong, „Humestudien“, Wien 1877 und 1882.

Complex, in dem jedes Element gleich wesentlich ist. Auch dieser Umstand ist complicierter als er den Anschein hat, da die Entscheidung, ob nur eine Beobachtung vorliegt oder mehrere, eine genaue Ueberlegung erfordert, ob man wirklich mehrere Beobachtungen gemacht hat oder sich nur einbildet, sie gemacht zu haben; strenge Selbstcontrole und genaues Nachzählen und Nachsehen, wo denn die zweite und zehnte Beobachtung gemacht worden sein soll, wird da stets auf das Richtige leiten können.

Hiebei sind einige wichtige Umstände zu beachten. Vor allem die Art, wie der natürliche Mensch die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Dingen auffasst. Sie ist ihm, wie Schwarz [1]) nachweist, eigentlich vollkommen fremd; was ihn leitet, ist die Analogie aller in den Naturvorgängen angeschauten Causalität mit dem menschlichen Thun und Leiden, z. B. das Feuer wirkt thätig auf das Wasser, was einfach leidend sieden muss. Diese Beobachtung ist zweifellos richtig und von großer Bedeutung, ich gebe Schwarz nur darin nicht recht, dass er dies nur vom „einfachen Menschen" behauptet, es passiert dies auch recht complicierten Menschen. Es ist begreiflich, dass man die äußeren Erscheinungen vergleichsweise nach dem beurtheilt, was Jedem das Wichtigste ist, die eigene Person, und da diese wenigstens oft rein activ auftritt, so glaubt man dies auch von jenen Erscheinungen der Natur, die besonders activ zu sein scheinen.

Dazu kommt noch, dass viele Gegenstände des Außenlebens mit welchen wir am meisten zu thun haben, die also unseren Personen dadurch zunächst wichtig sind, in der That lediglich oder vornehmlich activ erscheinen — die Sonne, das Licht, die Wärme, die Kälte, das Wetter etc., so dass wir an das nur activ sein auf der einen, und das nur passiv sein auf der anderen Seite so gewöhnt werden, dass wir diese Erscheinung auch auf anderes ausdehnen; der sich dergestalt ergebende Fehler ist der, dass wir die Wechselwirkung übersehen oder doch ihr die entsprechende Beachtung versagen; gerade die richtige Zutheilung von Wirkung und Gegenwirkung ist für uns das Wichtigste. Dabei ist, wie Meinong [2]) bemerkt, die Frage, ob zwei Dinge im Causalnexus stehen können, stets müßig, da sie im voraus immer zu bejahen

[1]) Dr. Hermann Schwarz, „Das Wahrnehmungsproblem vom Standpunkte des Physikers, Physiologen und Philosophen", Leipzig 1892.

[2]) Alexius v. Meinong l. c.

ist; wissenschaftlich (und für uns von praktischem Wert) ist nur die Frage, ob der Causalnexus wirklich besteht; dasselbe Verhältnis existiert auch bezüglich der Frage der Wechselwirkung; Niemand wird behaupten, dass zwischen irgend einem Vorgang eine Wechselwirkung auf die Sonne bestehen kann, aber abgesehen von derartigen wenigen Fällen wird man von vorneherein nicht blos annehmen, dass A die Ursache der Wirkung B gewesen ist, sondern dass auch B wieder als Ursache auf A gewirkt haben kann. Eine Beachtung dieser Möglichkeit kann viele Irrthümer verhindern.

Eine wichtige Fehlerquelle in Bezug auf Verbindung von Ursache und Wirkung liegt in der allgemeinen und tiefgreifenden Annahme der Menschen, dass die Ursache eine gewisse Aehnlichkeit mit der Wirkung haben müsse. J. St. Mill [1]) führt hiefür an, dass Ovid Medea eine Brühe aus langlebigen Thieren brauen lässt, und dass derselbe Gedanke im Volksaberglauben eine große Rolle spiele: Die Lunge des langathmigen Fuchses braucht man gegen Asthma, die Gelbwurz heilt die Gelbsucht, Agaricus die Blasenkrankheiten, die Aristolochia (deren Frucht genau die Form eines Uterus hat) verwendet man für Gebärmutterleiden und den Nesselthee für Nesselsucht. Diese Reihe ließe sich willkürlich vermehren, wenn man die heiligen Schutzpatrone der katholischen Kirche in Betracht zieht, welche oft nur für einen besonderen Zustand oder ein bestimmtes Leiden als Patrone gewählt wurden, weil sie äußerlich mit der Sache zusammenhängen. So ist die heil. Odilie die Schutzfrau für Augenkranke, nicht weil sie die Augen zu heilen verstand, sondern weil ihr die Augen ausgestochen wurden, der Schächer Dismas ist Patron der Sterbenden, weil wir von ihm sonst nichts wissen, als dass er mit Christus gestorben ist, und die heil. Barbara wird mit einem Thurme (in dem sie eingesperrt war) abgebildet, diesen hielt man für einen Pulverthurm, und so wurde sie Schutzheilige der Artillerie; auch ist (nach Simrock) der heilige Nicolaus blos deswegen der Schifferpatron, weil sein Name Aehnlichkeit mit Nichus, Nicor, Nicker, dem altgermanischen, nicht vergessenen Wassergott hat.

Vor solchen äußerlichen und ganz ungerechtfertigten Verknüpfungen ist Niemand, auch der Geübteste und Gebildetste, sicher, sie passieren Jedem, und Niemand wird leugnen, dass er

---

[1]) J. Schiel, „Inductive Forschung".

nicht zum Mindesten Anwandlungen hatte, blos deshalb causaliter vorzugehen, weil äußerliche Aehnlichkeit erinnernd auftrat; um wie viel häufiger kommt dies aber bei Ungebildeten, im Schließen wenig Geübten vor. Im Ganzen wäre die Sache ja nicht so gefährlich, weil man solche Fehler leicht verbessern und die Leute auf das Unzulängliche der Causalität aufmerksam machen kann — aber man kommt nur in den seltensten Fällen auf den Grund, warum etwas verknüpft wird. Entweder wollen es die Leute nicht sagen, weil sie mindestens instinctmäßig wahrnehmen, dass die causale Verknüpfung nicht zu rechtfertigen ist, oder sie können es auch gar nicht ausdrücken, weil die Causalität sich vielleicht nur im Unterbewusstsein geltend gemacht hat, so dass sie zwar nicht wissen, warum sie verknüpfen, dafür aber um so fester überzeugt sind, das Richtige gefunden zu haben. So wurde mir von einem ganz intelligenten Manne der Verdacht gegen einen Menschen wegen eines begangenen Mordes ausgesprochen, weil die Mutter des Bezeichneten gewaltsam ums Leben gekommen war; der Zeuge blieb immer dabei: „Der Mensch hat schon einmal mit dem Umbringen zu thun, er wird auch hier dabei gewesen sein.“ Ebenso wurde einmal Einer vom ganzen Dorfe einer Brandlegung geziehen, weil er in einer Nacht zur Welt gekommen war, in welcher das Nachbardorf abgebrannt war. Damit hatte aber nicht etwa der Glaube Verbindung, dass sich seine Mutter an dem Feuer „verschaut“ hatte, da dieselbe erst nach der Entbindung vom Feuer Kenntnis bekommen hatte. „Er hat einmal mit dem Feuer zu thun“, hiess es auch hier.

Solche Beispiele gibt es unzählige, und eine große Zahl auch gewöhnlicher, abergläubischer Annahmen ist nur falsche Causalität; Perlen bedeuten Thränen, weil sie ähnliche Form haben, der traurige Ruf des Käuzchens muss wieder Trauriges bedeuten, der Kuckuck kann doch nicht ganz zwecklos einmal blos zwei Rufe, einmal deren 10 und 20 ertönen lassen, das muss einen Grund haben und muss die Anzahl der Jahre bis zum Tode, bis zur Heirat, eine bestimmte Geldsumme oder sonst etwas Zählbares bedeuten — das Alles steckt so fest im Volk und in uns Allen, dass es immer wieder bewusst oder unbewusst zum Vorschein kommt und uns leitet, viel mehr als wir gewöhnlich glauben. Wenn Jemand versichert, etwas „ganz bestimmt behaupten, aber nicht recht begründen zu können“, so kann dies in verschiedener Weise be-

gründet sein, nicht zum seltensten Male ist es aber lediglich eine derartige falsche Verknüpfung einer angeblichen Ursache mit vorhandener Wirkung. Ganz richtig hat Schopenhauer[1]) gesagt: „Die Motivation ist die Causalität von Innen gesehen" — man kann aber auch folgerichtig sagen, die Causalität sei die Motivation von Außen gesehen: was man behauptet, muss man motivieren, und man motiviert mit der Causalität — findet man keine echte, zureichende, so nimmt man eine beiläufige, äußere, wenn auch nicht genügende, denn unser Streben geht einmal dahin, Ursache und Wirkung zu verbinden, weil wir wissen, dass sonst nichts richtig wirkt. „Ueberall", sagt Stricker,[2]) „kommt man zur Erfahrung, dass Menschen, welche ihre Erfahrungen nicht causaliter richtig associieren, sich in der Außenwelt nicht zurechtfinden; die Bilder des Künstlers gefallen nicht, die Arbeiten des Gelehrten packen nicht, der Handelsmann verliert sein Geld und der Feldherr seine Schlachten" — wir wollen noch beisetzen: „Und ebenso der Criminalist seine Processe"; wer einen verfehlten Process durchstudiert, um den begangenen Fehler zu finden, wird sicherlich auf ihn stoßen, wenn er zuerst nach Unkenntnis der Realien und dann nach unrichtigen Verknüpfungen von Ursache und Wirkung forscht. Hiebei ist das Schwierigste darin gelegen, dass man beim Ueberprüfen des Verknüpfens nicht allein so vorgehen muss, wie man es gewöhnlich selbst zu machen pflegt, sondern dass man sich vollkommen in die Gedankenarbeit dessen hineindenken muss, dessen Leistungen man überprüfen will; thut man dies nicht, so entdeckt man häufig gar nicht, wie der Andere verknüpft hat, oder man kommt zu ganz anderen Ergebnissen.

Wie oft verschieden verbunden wird, wie oft nicht die richtigen Gründe zu vorliegenden Ereignissen gefunden werden, ist bekannt genug, es greift bis in die ganz große Geschichte, und schon La Roche-Foucauld[3]) meinte, dass die großen und glänzenden Thaten, die das Auge blenden, von den Staatsmännern als Wirkungen großer Pläne hingestellt werden, während sie in der Regel nur Wirkungen der Launen und Leidenschaften sind. Dies passt so vortrefflich

[1]) A. v. Schopenhauer, „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde".

[2]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Association der Vorstellungen", Wien 1883.

[3]) La Roche-Foucauld, „Maximes et Reflexions".

auf unsere Arbeiten, da wir fast immer bestrebt sind, in jeder That den bewegenden, großen und einheitlich durchgeführten Plan zu finden, und eher darauf verzichten, ein mühsam aufgestelltes Gebäude zu halten, als anzunehmen, dass kein Plan vorlag, dass Zufall, Laune und plötzlicher Antrieb das Ganze geleitet hat. Gerade die am meisten logisch und systematisch Veranlagten unter uns verfallen am leichtesten diesem Fehler, weil sie nur annehmen: „So wäre ich nicht vorgegangen", und weil sie vergessen, dass der Thäter nicht so logisch und systematisch veranlagt war — er ist eben nicht so vorgegangen und ließ sich planlos forttreiben.

Weiters aber kann Einer auch noch vollkommen richtig im Verknüpfen vorgegangen sein, aber er hat Sprünge gemacht, hat Manches ausgelassen oder endlich, er ist willkürlich an einem Punkte seiner Arbeit stehen geblieben, wo ein Anderer noch weiter gegangen wäre, oder er hat die Sache unnöthig weit durchgeführt. Das hat besonders J. St. Mill [1]) klargelegt, indem er darauf hinwies, dass wir keineswegs immer die zuletzt hinzutretende Bedingung als Ursache bezeichnen: wenn wir einen Stein ins Wasser werfen, so nennen wir als Ursache des Untersinkens seine Schwere, und nicht den Umstand, dass wir ihn ins Wasser geworfen haben; ebenso aber wieder: wenn Einer die Treppe hinabfällt und den Fuß bricht, so wird bei der Mittheilung des Falles das Gesetz der Schwere nicht erwähnt, es wird, wie so oft, als selbstverständlich ausgelassen. Das sind sehr wichtige Momente, die oft zu Missverständnissen Anlass geben, wenn die Sachlage nicht so klar ist, wie in den angeführten Beispielen. In den erstgenannten Fällen (wo die zuletzt eingetretene Bedingung nicht genannt wird) ist meist eine Ungenauigkeit des Ausdruckes schuld, wenigstens sehen wir, dass in wissenschaftlichen Formen allerdings regelmäßig die letzte Bedingung als Ursache genannt wird; so sagt der Arzt: „Die Todesursache war Gehirnlähmung infolge Druckes durch ein Blutextravasat", und erst in zweiter Linie erwähnt er, dass das Letztere durch einen Schlag auf den Kopf entstanden ist. Ebenso wird der Physiker sagen, das Brett habe einen Sprung bekommen infolge ungleichmäßiger Ausdehnung der Fasern, und erst dann fügt er bei, dass dies durch Wärme bewirkt wurde, die wieder von den daraufgefallenen Sonnenstrahlen erzeugt war. Der Laie hätte in

[1]) J. Schiel loco cit.

beiden Fällen die nächsten Ursachen weggelassen und hätte im ersten Falle gesagt: „Der Mann starb, weil man ihn auf den Kopf schlug“ — und im zweiten: „Das Brett sprang, weil es in der Sonne lag“. Wir werden also sagen, es liege die merkwürdige Erscheinung vor, dass der Laie mehr Schlüsse überspringe, als der Fachmann, eigentlich liegt aber nur beim Ersteren Unkenntnis oder Ignorieren der dazwischenliegenden Momente und deshalb aber auch die viel größere Gefahr vor, dass beim Auslassen der Zwischenschlüsse ein Fehler begangen wird, als wenn man langsam immer nur zur zunächstliegenden Folgerung schreitet.

Wir wollen davon absehen, dass wir selbst solche Fehler begehen, denn da liegt nur der Mangel correcten Erkennens der nächsten Ursache vor, welchem durch strenge Selbsterziehung und sorgfältiges Aufmerken bei der eigenen Gedankenarbeit abgeholfen werden kann, aber wir wollen auch erkennen, welche große Wichtigkeit es hat, wenn wir ganze Schlussreihen von Zeugen vorgelegt erhalten, wo oft nur der erste und der letzte Schluss zum Ausdruck kommen. Wenn wir dann gläubig den letzten Schluss hinnehmen und nicht fragen, oder nicht untersuchen, welche Zwischenglieder da bestanden haben, und ob sie berechtigt waren, dann erhalten wir freilich abenteuerliche Dinge zu hören, und was das Schlimmste ist, wir machen sie wieder zur Grundlage weiterer Schlüsse; kein Mensch entdeckt hinterher, wo der Fehler steckt.

Wird aber ein Schluss als selbstverständlich ausgelassen (obiges Beispiel mit dem Nichtcitieren der Schwere, wenn Einer die Treppe hinabfällt), so liegt die Schwierigkeit und die ergiebige Fehlerquelle darin, dass einerseits nicht Alles so selbstverständlich ist, wie es aussieht, anderseits, dass unter „selbstverständlich“ selten zwei Personen dasselbe verstehen, so dass dem Einen Vieles als „selbstverständlich“ erscheint, was der Andere gar nicht so bezeichnet. Dieser Unterschied wird namentlich klar, wenn es sich um Fachleute handelt, denen oft die Vorstellung von dem, was Anderen nicht selbstverständlich ist, vollkommen abhanden kommt. Aus eigener Erfahrung möchte ich erwähnen, dass dem Physiker Boltzmann, einem der ersten lebenden Mathematiker, einmal mitgetheilt wurde, dass er in einem auch für Nichtfachmänner bestimmten Collegium zu wenig detailliert rechne, so dass die Hörer nicht mitkommen können; die Folge war, dass er nun die einfachsten Additionen oder Interpolationen sorgfältig auf der Tafel ausrechnete, da-

neben aber im Kopfe integrierte u. s. w., was nur wenige Menschen auf der Erde können — dem genialen Manne war es vollkommen abhanden gekommen, was nicht geniale Sterbliche noch können und was nicht.

Im Kleinen geschieht das in jedem zweiten Criminalfall, nur dass wir den Fachleuten, die wir als Zeugen vernehmen, nachrechnen müssen; sagen wir z. B., wir hätten einen Jäger als Zeugen vernommen, so wird er eine Menge Verknüpfungen auslassen, und bei Dingen, die sein Fach betreffen, mit einem einzigen Sprunge blos den letzten Schluss sagen. Wir kommen dann in den verderblichen Cirkel, dass der Zeuge vermeint, wir können ihm in seinen Folgerungen ohnehin folgen und würden ihn auf einen allfälligen Fehler aufmerksam machen, während wir aber uns auf seine Kenntnisse als Fachmann verlassen und ihm auch, ohne nachzuprüfen oder es nachprüfen zu können, die Schlusssprünge gestatten und die letzte Folgerung gelten lassen.

Der Begriff Fachmann muss für diese Fälle aber auch ausgedehnt werden auf solche Leute, die nur zufällig besondere Kenntnisse haben, also z. B. den Ort, wo sich etwas zugetragen hat, die Leute, die hiebei in Betracht kommen, oder die besonderen Verhältnisse, unter welchen sich etwas zugetragen hat, genau kennen; sie kommen dann gewissermaßen als „Fachleute“ in Betracht und setzen für den besonderen Fall Manches als selbstverständlich voraus, was es für den, der die Sachlage nicht kennt, gewiss nicht ist. Daher kommt es ja, dass Landleute, die man in der ihnen tausendmal bekannten Gegend um einen Weg fragt, ihn regelmäßig als „schnurgerade und unmöglich zu fehlen“ bezeichnen, wenn der Weg auch zehnmal nach rechts und links geht.

Verlässlich ist nach menschlichem Ermessen nur, was jeden Augenblick vollkommen überprüft und nachgerechnet werden kann, also auch nur complicierte Schlussfolgerungen dann, wenn sie Schluss für Schluss nachgeprüft werden können; daher die unabweisliche Regel für uns, immer die Schlüsse Schritt für Schritt zu verlangen — wenigstens ist dann die Fehlergrenze so weit hinausgerückt als nur möglich.

Leichter wäre es, wenn wir in der glücklichen Lage jener Disciplinen stünden, die sich mit dem Experimente helfen. „Es gibt einen absoluten Determinismus“, sagt Bernard,[1]) „in den

[1]) Claude Bernard, „Introduction à l'étude de la médicine experimentale“, Paris 1871.

Existenzbedingungen der natürlichen Phänomene, ebensowohl für die lebenden Körper wie für leblose. Ist die Bedingung eines Phänomens erkannt und erfüllt, so muss das Phänomen auf den Willen des Experimentierenden hin eintreten.“ Das können wir aber nur in seltenen Fällen thun, und heute ist der Criminalist noch eine *rarissima avis*, der irgend einen von Zeugen, Beschuldigten oder selbst von Sachverständigen behaupteten allgemeinen Umstand selbstthätig experimentell nachprüft; wir sind in den meisten Fällen darauf angewiesen, uns auf die Erfahrung zu stützen, sie lässt uns aber oft im Stich, wenn sie nicht gehörig gewürdigt wird; selbst das allgemeine Causalgesetz, dass alles Geschehene seine Ursache hat, bildet sich nach den allgemeinen Lehren Hume's nur durch die Gewohnheit. Hume's wichtige Entdeckung, dass wir die Causalität in der Außenwelt gar nicht beobachten, zeigt uns nur die Schwierigkeit ihrer Verwertung; die Schwäche seiner Lehre liegt darin, dass Hume sagte, wir können zur Erkenntnis der Causalität durch die Gewohnheit gelangen, indem wir wahrnehmen, dass ähnliche Gegenstände immer mit einander verknüpft sind, und der Verstand durch Gewohnheit den einen aus der Erscheinung des anderen zu verfolgen vermag. Richtig sind diese Behauptungen des großen Denkers gewiss, er wusste sie nur nicht zu begründen (Meinong [1]).

Hume [2]) lehrt uns:

Der Satz, dass die Ursachen und Wirkungen nicht durch die Vernunft, sondern nur durch Erfahrung erkennbar sind, wird leicht für solche Gegenstände zugegeben werden, die, wie wir uns erinnern, uns einmal ganz unbekannt waren; man gebe einem Menschen, der keine physikalischen Kenntnisse hat, zwei glatte Marmorplatten, und er wird nimmer entdecken, dass sie, aufeinandergelegt, schwer von einander zu trennen sind. Hier räumt man bereitwillig ein, dass man solche Vorgänge nur durch Erfahrung kennen lernen kann, und Niemand bildet sich ein, dass man die Gewalt des entzündeten Pulvers oder die Anziehung eines Magneten *a priori* hätte entdecken können. — Nicht die gleiche Augenscheinlichkeit hat diese Wahrheit bei Vorgängen, mit denen wir fast seit dem Eintritt in die Welt vertraut waren. Hier meint man, durch die bloße

[1]) Alexius Meinong, „Humestudien“.

[2]) David Hume, „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand“, übersetzt von Kirchmann, Heidelberg 1888.

Thätigkeit des Verstandes, ohne Hilfe der Erfahrung die Wirkungen entdecken zu können, man meint, dass man, plötzlich in die Welt gestellt, sofort hätte schließen können, dass eine Billardkugel durch Stoß einer anderen ihre Bewegung mittheile.

Dass dies nicht *a priori* erkannt werden kann, lässt sich daraus beweisen, dass die Elasticität keine äußerlich erkennbare Eigenschaft ist, ja wir werden sagen können, dass vielleicht gar keine Folge erkannt werden kann, wenn wir es nicht erst einmal erfahren. Wir würden es nicht *a priori* erschließen, dass man nass wird, wenn man mit Wasser in Berührung kommt, oder dass ein Gegenstand Gewicht zeigt, wenn wir ihn in die Hand nehmen, oder dass es schmerzt, wenn wir den Finger ins Feuer halten, wenn wir das nicht Alles selbst oder durch Andere erfahren hätten.

„Jede Wirkung," fährt Hume fort, „ist von der Ursache verschieden, sie kann deshalb in dieser nicht gefunden werden, und jede Erfindung oder Vorstellung derselben *a priori* muss willkürlich bleiben. . . . . Alles was die Vernunft vermag, ist, die Grundursachen der Naturerscheinungen auf eine größere Einfachheit zurückzuführen und die vielen besonderen Wirkungen aus wenigen allgemeinen Ursachen abzuleiten, und zwar mit Hilfe der Analogie, Erfahrung und Beobachtung."

Was heißt es aber dann, dem Schlusse eines Anderen — und was ist vom Mitgetheilten frei von Schlüssen? — vertrauen? Es heißt, davon überzeugt sein, dass der Andere richtige Analogie angewendet, correct die Erfahrungen ausgenützt und einwandfrei beobachtet hat. Das ist aber unendlich viel, und wer sich die Mühe nimmt, irgend eine noch so einfache und kurze Aussage eines Zeugen darauf hin durchzusehen, was darin an Analogie, Erfahrung und Beobachtung liegt, der muss eigentlich mit Schrecken wahrnehmen, welches Vertrauen, welches blinde Vertrauen wir Jedem schenken, den wir als Zeugen vernehmen. Wer an das Erkennen *a priori* glaubt, der hat's freilich leicht: „Der Mann hat dies mit seinem Verstande aufgenommen und wiedergegeben, gegen die Gesundheit seines Verstandes lässt sich kein Einwand erheben — *ergo* ist Alles richtig und verlässlich, was er uns sagt." Wer aber den unbequemen, aber zum Mindesten gewissenhafteren Skepticismus für wahr hält, der hat dann, wenn er den Verstandeskräften eines Zeugen trauen zu können glaubt, allerdings eine

sicherere Grundlage, aber die Ueberprüfung der Richtigkeit seiner Analogien, Erfahrungen und Beobachtungen bleibt ihm nie erspart.

Darin und nur darin liegt der große Unterschied zwischen Apriorismus und Skepticismus für den Criminalisten: ob der Zeuge lügen wollte, des hat der Anhänger des ersten und des zweiten zu prüfen, aber bezüglich der zweiten Frage, ob er die Wahrheit sagen konnte, prüft der erste blos, ob der Zeuge genügend Verstand hatte, um Richtiges wiedergeben zu können, während der zweite verpflichtet ist, die zahllosen Schlüsse des Zeugen nach ihren Analogien, Erfahrungen und Beobachtungen nachzuprüfen. Dass nur das Letztere richtig sein kann, das weiß jeder, der sich einmal darnach umgesehen hat, wie verschieden der Begriff der Analogie in den einzelnen Menschen wirkt, wie verschieden die Erfahrungen sind, die einer macht und wie verschieden er sie verwertet und endlich, wie verschieden beobachtet wird. Diese Verschiedenheiten klar zu legen, ist die Hauptaufgabe unseres Studiums.

Zwei Momente sind dabei noch in Betracht zu ziehen: das Eine ist die strenge Scheidung zwischen dem ursächlich verbundenen und dem nur zufällig dazu gekommenen, worüber uns die Erfahrung so oft irreführt; zwei Erscheinungen können hunderte und tausende von Malen zugleich auftreten, ohne ursächlich verbunden zu sein. Wenn ein Mensch 90 Jahre alt wird und jede Woche bemerkt hat, dass es in seinem Orte ausnahmslos an jedem Dienstag regnet, so bedeutet dies gewiss eine reiche und erprobte Erfahrung, und doch wird es Niemandem einfallen, den Dienstag und das Regnen causaliter zu verbinden — aber doch nur deshalb, weil eine solche Verknüpfung allzu albern wäre. Wird die Sache aber nur halbwegs schwieriger als Zufall nachzuweisen, sagt man z. B., es regne stets am Allerseelentag oder Charfreitag, so ist es schon leichter, irgend eine Causalität anzunehmen, und liegt der Zufall im Zusammenhang noch weniger offen da, so wird die Beobachtung zur vielfach geglaubten und energisch vertheidigten Wetterregel. Das kommt aber in allen möglichen Gebieten vor, und nicht blos unsere Zeugen, sondern auch wir selbst haben oft die größten Schwierigkeiten, Zufall und Causalität zu scheiden. Die einzige helfende Regel ist da, immer, wenn Zufall nicht zweifellos und von vorneherein ausgeschlossen ist, diesen anzunehmen und nach Thunlichkeit zu untersuchen, ob er allein vorliegt, oder ob wir Causalität annehmen dürfen. „Was in einer wirklichen Wahrnehmung ver-

knüpft ist, muss nach einer allgemeinen Regel verknüpft sein, aber es kann noch vieles Andere dabei sein, ohne aber als Ursache zu wirken" (Fick [1]).

Das zweite wichtige Moment hat Schopenhauer [2]) hervorgehoben: „Sobald wir einer gegebenen Kraft Causalität zugestanden haben, also erkannt haben, dass sie wirkt, so bedarf es bei etwaigem Widerstand nur der Verstärkung der Kraft nach Maßgabe des Widerstandes, und sie wird ihre Wirkung vollenden. Wer mit 10 Ducaten nicht zu bestechen ist, aber wankt, wird es mit 100 sein".

Dieses so einfache Beispiel sei eine goldene Regel für den Criminalisten und mahne ihn, die Wirkung einer heute fraglichen Kraft auf den Beschuldigten in früherer Zeit oder in anderen Fällen zu erforschen, d. h. das Vorleben desselben kann nie sorgfältig genug erhoben werden. Namentlich ist dies dann von größter Wichtigkeit, wenn es sich um die Frage dreht, ob dem Beschuldigten eine That zuzutrauen ist, ob sich bei ihm das hier vorliegende Motiv finden lässt, ob ihm die That Interesse bieten konnte. Hiebei ist die Frage nach der nöthigen Stärke der fraglichen Kraft einstweilen vollkommen außer Betracht zu lassen, man hat sich nur darum zu fragen, ob sie einmal vorhanden war; dass sie ohne nachweisbaren besonderen Grund verschwunden wäre, ist vorerst nicht anzunehmen, denn dass Neigungen, Eigenschaften, Leidenschaften abgelegt werden, ist gewiss selten, wenn nicht überhaupt ausgeschlossen; sie brauchen nicht zu Tage zu treten, weil Anlass und Anregung fehlte, sie können bis zu einem gewissen Maße unterdrückt werden, aber sie kommen wieder zu Tage, sobald — Schopenhauer's 100 Ducaten erscheinen. Die Schwierigkeiten sind hier dann am größten, wenn es sich um die Umsetzung von gewissen verwandten Eigenschaften handelt, z. B., es fragt sich, ob Jemandem Mordlust zuzutrauen ist, und es kann nur aus seinem früheren Leben Misshandlung von Thieren nachgewiesen werden; oder es handelt sich um den Nachweis von Grausamkeit, und es liegt nur dargethan eine besondere Wollust vor; oder Sparsamkeit ist zweifellos und es fragt sich, ob besonderer Geiz angenommen werden kann. Das sind noch keine besonders schwierigen Fragen

[1]) A. Fick, „Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten", Würzburg 1883.

[2]) A. v. Schopenhauer, „Die beiden Grundprobleme der Ethik".

von Umsetzung, aber wenn man erheben muss, wie weit etwa sehr ausgeprägter Egoismus, ausgesprochener Neid, übermäßiger Ehrgeiz, übertriebene Eitelkeit, große Trägheit führen konnte, dann sind die Fragen mit großer Vorsicht und nur auf Grund eingehender Studien über den Sachverhalt zu entscheiden.

c) Skepsis.

Unmittelbar in Verbindung mit dem vorigen Capitel und in gewissen Theilen dahin gehörig und auch dort besprochen ist die Skepsis Hume's, der hier noch einige Worte gewidmet sein sollen. In der wichtigen philosophischen Frage über die Skepsis Stellung zu nehmen, sich für oder wider dieselbe auszusprechen, ist nicht Sache von uns Juristen, aber das Eine muss uns klar sein, dass jeder Criminalist seinem Amte übel vorsteht und in allen Fragen des Beweises im Finstern tappt, wenn er Hume's Lehren nicht studiert hat.

Nach diesen ist Alles, was wir wissen und erschließen, soweit es nicht mathematisch ist, Thatsache der Erfahrung, und unsere Ueberzeugung hievon und unser Raisonnement über dieselbe, durch welches wir die Grenze der Sinneswahrnehmung überschreiten, beruht auf Empfindung, Gedächtnis und den Schlüssen aus dem Causalnexus. Die Kenntnis dieser Causalverbindung und Wirkung entsteht nicht aus Schlüssen *a priori*, sondern lediglich aus Erfahrung, und wenn wir dies in ganz simplen Worten auf die Arbeit des Criminalisten anwenden wollen, so bekommen wir die einfache Lehre: „Alles, was wir als wahr annehmen, ist nicht durch den Verstand erschlossen, sondern Erfahrungssatz", mit anderen Worten: „Unsere Annahmen und erschlossenen Kenntnisse beruhen nur darauf, dass etwas zahlreiche Male sich so zugetragen hat, weshalb wir annehmen, es werde sich auch im fraglichen Falle wieder so zutragen." Damit ist uns aber für unsere Fälle die Aufgabe gegeben, zu untersuchen, ob die Vergleichsfälle, die wir heranziehen, wirklich dieselben sind, wie der fragliche Fall, und ob uns eine genügende Anzahl von Vergleichsfällen bekannt ist, um alles Andere ausschließen zu können.

Um ein ganz einfaches Beispiel anzuführen, wollen wir sagen: Wenn Jemand, der meinethalben ganz Europa bereist hat, der aber weder einen Neger gesehen, noch von solchen gehört hätte, über

die Hautfarbe der Menschen nachdächte, so kann er mit allem Nachdenken und selbst mit Hilfe von wissenschaftlichen Mitteln unmöglich dahinter kommen, dass es auch schwarze Menschen gibt — das kann er nur erfahren, nicht ausdenken. Geht er nun auf die Erfahrung über, so wird er sagen: „Ich habe in ganz Europa so und so viele Millionen Menschen gesehen, sie hatten alle weiße Hautfarbe, es ist also zweifellos, dass alle Menschen der Erde weiß sind, denn so viele Millionen von Beispielen werden doch genügen.“ — Der Fehler bestand natürlich nur darin, dass er zwar eine Riesenanzahl von Beispielen kannte, aber nur solche von Menschen, die in einer einzigen Zone gelebt haben, alle anderen hat er nicht berücksichtigt.

Wenden wir das auf unsere Fälle an, so brauchen wir keine Beispiele, denn ich wüsste keinen Schluss, bei welchem wir nicht davon ausgiengen: „Das war 100mal so, es wird auch hier so sein“ — ob wir aber genug Beispiele kennen, ob es die richtigen Beispiele und ob sie erschöpfend waren, um das fragen wir selten; wir werden nicht irre gehen, wenn wir sagen, dass wir Criminalisten mehr oder weniger bewusst davon ausgehen, wir hätten einen ungeheueren Vorrath von *a priori* erdachten Schlüssen, die der menschliche Verstand seit Jahrtausenden zusammengetragen hat und die daher zweifellos sicher sind. Dächten wir daran, dass das Alles Erfahrungssätze sind, und dass sich jede Erfahrung als lückenhaft und falsch herausstellen kann, dächten wir daran, dass thatsächlich das Fortschreiten des menschlichen Wissens hauptsächlich darin besteht, dass wir zu 1000 Erfahrungen 100 neue dazufügen und wahrnehmen, dass von den 100 neuen manche den 1000 alten widersprechen — dächten wir Criminalisten öfter daran, dass absolut kein Grund dafür spricht, dass deswegen, weil etwas 1000mal so gewesen ist, es zum 1001. Male nicht ganz anders sein könnte — dächten wir an All' das, so wären wir gewiss in Vielem vorsichtiger, und deshalb müssen wir Criminalisten ehrlicher Weise Hume studieren.

Abgesehen von den gesammelten „Philosophical-works“ [1]) sind zu empfehlen die Arbeiten von Kirchmann,[2]) Masaryk,[3])

---

[1]) Edinburg 1827 und von Green und Grosse, London 1874.

[2]) David Hume, übersetzt von J. H. v. Kirchmann, Heidelberg 1888.

[3]) Dr. Thomas Garrigue Masaryk, „David Hume's Skepsis“, Wien 1884.

Meinong (ganz besonders),[1]) Jodl,[2]) Pfleiderer,[3]) Compayré,[4]) Huxley.[5])

Hier sollen nur einige Sätze aus dem orientierenden Buche von Masaryk (s. oben) citiert werden:

Der Grundgedanke der Hume-Skepsis ist folgender:

„Wenn ich irgend eine und dieselbe Erfahrung noch so oft gemacht, meinetwegen den Sonnenaufgang 1000mal beobachtet habe, so erwarte ich zwar, dass die Sonne morgen zum 1001. Male wieder aufgehen werde, aber ich habe keine Garantie, keine Sicherheit, keine Evidenz für diesen meinen Glauben. Die Erfahrung bietet mir nur Vergangenes, nichts Zukünftiges, wie kann ich also — in unserem Beispiele — aus der Thatsache, dass die Sonne 1000mal aufgieng, die 1001. neue Thatsache herausfinden? Die Erfahrung erzeugt in mir die Gewohnheit, unter gleichen Umständen das Eintreffen gleicher Ereignisse zu erwarten, aber der Verstand ist an dieser Erwartung auf keine Weise betheiligt . . . . ."

Alle Wissenschaften, die auf Erfahrung basiert sind, sind unsicher und logisch unbegründet, wenngleich ihre Resultate im Ganzen und Großen vortheilhaft sind. Nur die Mathematik bietet allein Sicherheit und Evidenz. Hume sagt also: Die Erfahrungswissenschaften sind unsicher, weil uns die Erkenntnis des causalen Zusammenhanges der Thatsachen abgeht, denn über Erfahrungsthatsachen könnten wir sichere Erkenntnisse nur auf Grund eines evidenten Verhältnisses von Ursache und Wirkung erlangen.

Zuerst stand Reid dagegen auf und suchte zu zeigen, dass wir einen ganz klaren Begriff von der nothwendigen Verknüpfung haben, er gibt zu, dass dieser Begriff nicht direct, weder aus der äußeren noch aus der inneren Erfahrung geschöpft wird, aber trotzdem hält er ihn wie andere Begriffe für klar und gesichert. Unser Geist habe das Vermögen, Begriffe aus sich selbst zu bilden,

---

[1]) Alexius Meinong, „Humestudien", Wien 1877 und 1882.

[2]) Friedrich Jodl, „Leben und Philosophie David Hume's", Preisschrift, Halle 1872.

[3]) Pfleiderer, „Empirismus und Skepsis in David Hume's Philosophie", Berlin 1874.

[4]) Compayré, „La philosophie de David Hume", Paris 1873.

[5]) Huxley, „Hume" in „English men of letters", London 1879.

und ein solcher Begriff sei auch der durch die Wirkung in uns geweckte Begriff der Kraft oder nothwendigen Verknüpfung. Kant geht weiter und sagt, Hume habe die Tragweite seiner eigenen Analyse nicht erkannt, denn der Causalbegriff ist nicht der einzige, nach dem sich der Verstand die Verbindung der Dinge *a priori* vorstelle; er stellt daher das ganze System ähnlicher Begriffe psychologisch und logisch her. — Seine „Kritik der reinen Vernunft" ist historisch und logisch die Widerlegung der Hume'schen Skepsis. Er sucht zu zeigen, dass nicht nur Metaphysik und Naturwissenschaft synthetische Urtheile *a priori* zur Grundlage haben, sondern dass auch die Mathematik auf solchen beruht.

Sei dem, wie es wolle, wir trachten durch ein uns näher kommendes Beispiel für die Hume'sche Skepsis den Uebergang zu unserer Arbeit zu finden. Sagen wir, man kennt einige Dutzend von Beispielen, dass Leute 120—140 Jahre alt wurden, Beispiele, die aus ungezählten Millionen von Fällen stammen, wo man weiß, dass die Leute nicht so alt wurden. Wenn ich also erfahre, dass von so und so viel Millionen und Millionen, deren Alter man weiß, blos einige Dutzend 120—140 Jahre alt wurden, so muss ich zur Annahme berechtigt sein, dass kein Mensch auf Erden anderthalb Jahrhunderte alt wird. Nun weiß man aber doch, dass der Engländer Thomas Paar 152 und sein Landsmann Jenkins nach zweifellosen Erhebungen der Royal Society mindestens 157 Jahre alt wurde (nach seinem in Kupfer gestochenen Bildnis wurde er gar 169 Jahre alt). Das ist aber das Meiste, was wissenschaftlich nachgewiesen wurde, und ich bin somit berechtigt zu sagen, dass Niemand 200 Jahre alt wird. Trotzdem wird Niemand behaupten wollen, dass es absolut unmöglich wäre, so alt zu werden, denn unverbürgte Beispiele, dass es Leute mit 180—190 Jahren gegeben haben soll, werden oft mit Namen und Biographie aufgezählt, und es gibt keinen Grund, der gegen die Möglichkeit spräche.

Wir haben es also immer nur mit geringerer oder größerer Wahrscheinlichkeit zu thun und sagen mit Hume: „Je öfter etwas (unter gleichen Bedingungen) geschieht, desto wahrscheinlicher wird es (unter abermals gleichen Bedingungen) wieder geschehen". Dagegen scheinen manche, sogenannte Alternationserscheinungen zu sprechen. Es ist z. B. eine bekannte Thatsache, dass eine Nummer der sogenannten kleinen Lotterie, die schon lange nicht gezogen wurde, mit der Zeit sicher zu kommen pflegt. Wenn also

z. B. von den 90 Nummern des „kleinen Lotto“ die Nummer 27 lange nicht kam, so wird sie mit jeder folgenden Ziehung mit wachsender Wahrscheinlichkeit erwartet. Darauf beruhen ja alle sogenannten „mathematischen“ Combinationen der Spieler; verallgemeinert würde diese Erfahrung lauten: „Je öfter etwas eingetreten ist (das nicht gezogen werden der Nummer 27), desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass dies wieder geschieht (d. h. es ist wahrscheinlicher, dass Nummer 27 gezogen wird)“ — und dies widerspricht genau dem Satze Hume's.

Man wird zuerst sagen: so darf das Beispiel nicht gestellt werden, man muss es in der Weise fassen, dass man sagt: wenn ich weiß, dass in einem Sack Kugeln sind, ich kenne aber ihre Farbe nicht und, wenn ich nun immer nur eine herausziehe und immer finde, dass die herausgenommene Kugel weiß ist, so wächst die Wahrscheinlichkeit, dass überhaupt nur weiße im Sack sind, mit jedem neuen Griff, der wieder eine weiße Kugel zum Vorschein bringt und wenn z. B. 100 Kugeln im Sack sind und ich habe 99 weiße herausgezogen, so wird Niemand mehr annehmen, dass die letzte und hundertste gerade eine rothe sein wird — denn: je öfter etwas geschieht, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass es wieder so und nicht anders geschehen wird.

Hiemit ist aber nichts bewiesen, denn damit, dass man ein Beispiel in anderer Stellung verlangt, bleibt das erste doch noch bestehen, wir müssen also die Erklärung wo anders suchen und werden sagen: In dem Beispiel mit der Nummer 27 des „kleinen Lotto“ liegt nur die allgemeine Norm der „gleichmäßigen Vertheilung“ und wollen wir das Hume'sche Gesetz: „Je öfter sich etwas wiederholt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit des Wiedereintrittes“ hier anwenden, so müssen wir dieselbe darin finden, dass wir (auf das gebrachte Beispiel angewendet) sagen: „Wir haben bis jetzt immer gefunden, dass die Nummern der kleinen Lotterie mit beiläufiger Regelmäßigkeit gleichförmig oft gezogen werden, d. h. dass keine der einzelnen Nummern unverhältnismäßig lange nicht gezogen würde, und weil dies immer so war, so können wir auch für künftige Fälle annehmen, dass jede einzelne Nummer mit verhältnismäßiger Regelmäßigkeit wieder erscheinen wird“ — und hiemit haben wir wieder die Hume'sche Norm hergestellt.

Dies lässt sich vollkommen genau auf alle jene statistischen Unerklärlichkeiten anwenden. Wir wissen z. B., dass in jedem

Jahre für einen gewissen Bezirk gleich viele Selbstmorde, Arm- und Beinbrüche, Verbrechen, Unfälle, nicht adressierte Briefe u. s. w. vorkommen (gewisse regelmäßig sich bewegende Curven ändern an der Gleichförmigkeit natürlich nichts). Wenn wir nun die Erfahrung machten, dass in einem bestimmten Semester die Zahl z. B. der Selbstmorde auffallend gegen das gleiche Semester anderer Jahre zurückblieb, so werden wir sinngemäß voraussetzen, dass dafür im nächsten Halbjahr eine verhältnismäßig größere Zahl von Selbstmorden vorkommen wird, so dass sich die Zahl für das ganze Jahr wieder beiläufig ausgleichen wird. Wollten wir nun sagen: „Im Monate Jänner, Februar, März, April, Mai, Juni waren im Durchschnitt je x Fälle, und weil wir gesehen haben, dass dies 6 mal so war, so schließen wir, dass es in den anderen Monaten nicht so sein wird, sondern dass in den kommenden sechs Monaten je $x+y$ Fälle vorkommen werden" — so hätten wir ganz fehlerhaft den Grundsatz der gleichmäßigen Vertheilung als einen Theil der Hume'schen Regel herausgerissen und willkürlich selbstständig gemacht, denn die Hume'sche Regel für diesen Fall angewendet, lautet: „Wir haben seit einer langen Reihe von Jahren die Erfahrung gemacht, dass jährlich in diesem Bezirke so und so viele [also hier $6\,x+6\,(x+y)$] Selbstmorde vorkommen, wir schließen also, dass auch in diesem Jahre eine ähnliche Zahl von Selbstmorden sich ereignen wird".

Die Norm der gleichmäßigen Vertheilung stellt sich also als Unterregel dar, die nicht aus der Hauptregel entnommen werden darf. Sie gilt ja für die allereinfachsten Geschehnisse. Wenn ich jetzt beschließe, in die mir wohlbekannte X-straße zu gehen, und wenn ich berücksichtige, ob heute ein Sonn- oder Werktag ist, wie viel Uhr und welches Wetter wir haben, so weiß ich ganz genau, welches Bild die Straße in Bezug auf die dort anzutreffende Menschenmenge bieten wird, obwohl eine große Anzahl dieser Menschen scheinbar ganz zufällig diese Stunde gewählt haben und zufällig auch ganz so gut ihren Weg durch eine andere Straße hätte nehmen können. Wären aber einmal mehr Menschen in dieser X-Straße, so würde ich mich sofort fragen, was denn heute Außergewöhnliches da los sein möchte.

Und einer meiner Vettern, der als junger Officier über viel freie Zeit verfügen mochte, hat einmal in Wien mit mehreren Kameraden tagtäglich durch viele Monate hindurch die Pferde

gezählt, die während zweier Stunden bei dem jeweilig besuchten Kaffeehause vorbeikamen. Die gewissenhafte und controlierte Zählung ergab, dass täglich (für sich) immer auf vier Pferde ein Schimmel kam. Wenn also an einem bestimmten Tage in der ersten Stunde unverhältnismäßig viele Braune, Rappen und Falbe kamen, so mussten die Zählenden schließen, dass es in den nächsten 60 Minuten anders kommen müsse und dass eine größere Zahl von Schimmeln das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen werde. Damit war aber kein Gegenbeweis für Hume geschaffen, denn man musste (am Ende einer Reihe von Versuchstagen) sagen: „Nun haben wir durch so viele Tage auf je vier Pferde einen Schimmel gezählt, wir dürfen annehmen, dass dies auch in den nächsten Tagen im gleichen Verhältnis bleiben wird".

Die eigentliche Anwendung auf unsere Arbeit ist leicht. Wir haben uns gegenwärtig zu halten, dass wir, die wir ja mit Mathematik nichts zu thun haben, nichts *a priori* wissen, dass wir nur auf Erfahrung zu bauen haben, somit immer nur auf zweifelhafter Grundlage stehen und oft in der Anwendung von Erfahrungssätzen falsch gehen können, wenn wir die unrichtigen Erfahrungen anwenden, wenn die Zahl der Erfahrungen zu gering ist, oder wenn wir ein wichtiges Moment ausgelassen haben, welches wir nicht kannten, welches aber einzubeziehen war.

In erster Linie werden wir uns dies vor Augen halten, jedem Ausspruche eines Sachverständigen gegenüber; ohne misstrauisch zu sein und ohne dem Fachmann ins Handwerk pfuschen zu wollen, werden wir bedenken, dass der Fortschritt der Erkenntnis in der Sammlung von Fällen liegt und dass jenes, was Norm bei 100 bekannten Fällen war, es keineswegs immer noch bleibt, wenn 1000 Fälle bekannt werden; gestern war die Norm ausnahmslos, heute kennt man Ausnahmen, und morgen ist die Ausnahme zur Regel geworden.

Deshalb werden die ausnahmslosen Regeln immer seltener, und sobald man eine Ausnahme kennt, wird die Behauptung der unangreifbaren Norm unhaltbar; bevor man Neuholland kannte, glaubte man, dass alle Schwäne weiß sind, dass kein Säugethier Eier legt, heute weiß man, dass es auch schwarze Schwäne gibt, und dass das Schnabelthier doch Eier legt; wer hätte vor den Röntgenstrahlen behauptet, dass Licht durch Bretter dringen kann, wer hätte überhaupt vor den großen Erfindungen unserer Zeit sich

gescheut, allgemeine Behauptungen aufzustellen, die dann durchlöchert wurden. Es mag sein, dass eine Zeit vielleicht nicht allzuferne ist, in der man wieder daran geht, große, haltbare und ausnahmslose Principien aufzustellen, aber der heutige Zug geht dahin, sich vor dem Generalisieren zu scheuen, ja wir gehen so weit, dass wir es als Zeichen von Wissenschaftlichkeit ansehen, wenn Einer in der Aufstellung von allgemein giltigen Sätzen mit größter Vorsicht zu Werk geht, und musterhaft sind die großen Mediciner unserer Zeit, die sich fast nie weiter zu gehen trauen, als zu sagen: „Ob die Erscheinnng A von B verursacht wird, wissen wir nicht, aber es hat noch Niemand einen Fall von A gesehen, bei welchem sich nicht das Vorausgegangensein von B nachweisen ließ". So sollten unsere Sachverständigen in den meisten Fällen zu uns sprechen, es wäre unbequemer für uns, aber wir giengen sicherer, und sprechen sie nicht so zu uns, so werden wir uns verpflichtet fühlen, in unseren Schlüssen wenigstens anzunehmen, als hätten sie so zu uns gesprochen — hüten wir uns vor allgemeinen, angeblich ausnahmslosen Regeln.

Noch vielmehr müssen wir uns dies zur Pflicht machen, wo wir ohne Sachverständige selber schließen, wo wir glauben, allgemein Giltiges gefunden zu haben. Wie oft haben wir uns auf unseren Verstand, auf unser „correctes" *a priori* Schließen verlassen, wo es doch nur Erfahrung war — und welch' armselige Erfahrung! Unsere Disciplin ist noch nicht so weit, dass wir über ein großes Materiale gesichteter, schriftlich niedergelegter Erfahrung unserer Fachgenossen verfügen könnten, wir Criminalisten haben uns über die Auslegung einer Gesetzesstelle, die Fassung eines Rechtsbegriffes gebalgt, aber von Erfahrungen über den Menschen und sein Treiben haben wir wenig niedergelegt erhalten, und so ist jeder auf seine eigene Erfahrung angewiesen, die, wenn's hoch kommt, einige Jahrzehnte umfasst, und durch das, was ihm Andere so nebstbei erzählten, nothdürftig ergänzt wird. Da gibt's noch keine zweifellose Regel, und jeder ist verpflichtet, sich zu sagen: „Ich hab' es allerdings nie anders erlebt, aber 1000 Andere haben es vielleicht 1000fach anders gesehen, wer gibt mir das Recht, jede Ausnahme auszuschließen?"

Nie dürfen wir vergessen, dass jede Regel bricht, sobald wir nur ein einziges Moment in den Bedingungen nicht kennen, und wie leicht kann ein solches ausfallen. Nehmen wir an, ich kennte die

Natur des Wassers nicht vollständig und gienge auf festem Boden bis zum Rande eines stehenden, ruhigen Wassers; wenn ich nun erwäge: Wasser ist ein Körper, es hat eine bestimmte Dichte, es hat Consistenz, Gewicht u. s. w., so werde ich annehmen, dass ich geradeso auf seiner Oberfläche weiterschreiten kann, wie auf dem Erdboden, blos weil ich seine Flüssigkeit und sein specifisches Gewicht nicht kenne. Liebmann[1]) fasst das so zusammen: Dass der *nexus causalis*, das Sachverhältnis zwischen Blitz und Donner, Entzündung des Pulvers und Explosion *toto genere* verschieden ist von dem logischen Nexus, dem bloßen Gedankenverhältnis zwischen Antecedens und Consequens in der Schlussfolgerung — dies bildete bekanntlich den Kern der Hume'schen Skepsis. Dasselbe wurde auf subtilerem Wege von Kant nachgewiesen in seinem „Versuch, die negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen". Und ebendies führte Kant, wie man weiß, auf die Cardinalfrage seiner „Kritik der reinen Vernunft". Wir wollen uns aber klar halten, dass wir niemals bestimmt wissen, ob wir gewiss alle maßgebenden Momente der Erscheinung kennen, und deshalb wiederholen wir uns als einzig ausnahmslose Regel: „Vorsicht in der Aufstellung ausnahmsloser Regeln".

Ich möchte noch einem Einwand begegnen. Man könnte sagen, von der Hume'schen Skepsis ist die Mathematik ausgenommen, und da die Rechtswissenschaft in so vielen Richtungen mit der Mathematik verwandt ist, so könnte auch ihr ein Schließen *a priori* zukommen — schon Leibnitz sagte: „Die Mathematiker rechnen mit Zahlen, die Juristen mit Begriffen — im Grunde thun sie dasselbe". Wäre die Verwandtschaft beider Wissenschaften wirklich eine so große, dann wäre selbstverständlich die Skepsis der Erfahrungswissenschaften auf die Rechtswissenschaft nicht anzuwenden. Aber vor Allem rechnen wir heute nicht blos mehr nach Begriffen, und trotz allen Wehrens und Sträubens ist die Zeit Leibnitz' vergangen, und die Realien unseres Faches, namentlich das wichtigste derselben, der Mensch selbst, bilden einen integrierenden Bestandtheil unseres Studiums. Aber weiter: Hat man denn ernstlich darum gefragt, ob die Mathematik in der That methodisch eine so exempte Stellung gegen die Erfahrungswissenschaften einnimmt? Hat die Skepsis nicht auch

[1]) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit", Strassburg 1888.

hier Raum bekommen, seitdem man die Lehren von Gauss, Lobatschewski, Bolyai und Lambert über die imaginäre Pangeometrie kennt?

Wir wollen einmal zusehen, welche Bedeutung die Annahmen in der Mathematik haben. Wenn Pythagoras seinen Lehrsatz so entdeckt hätte, dass er zuerst ein richtiges rechtwinkliges Dreieck zeichnete, dann auf jede Seite ein richtiges Quadrat aufbaute, dann ihren Flächeninhalt abmaß und verglich, so müsste er zuerst auf den Gedanken gekommen sein, dass das auch nur Zufall sein mag; baute er die Sache nun 10 oder 100mal mit verschiedenen Dreiecken auf, und es stimmte immer, dann erst konnte er sagen, er habe einen Lehrsatz entdeckt. Dann ist er aber auch geradeso erfahrungsmäßig vorgegangen, wie der Naturforscher, der sagt: Man hat noch nie beobachtet, dass ein Vogel lebende Junge gebiert, folglich legen alle Vögel Eier.

Aber so erfahrungsmäßig ist Pythagoras beim Entdecken seines Lehrsatzes gewiss nicht vorgegangen, sondern er hat construiert und gerechnet, und wenn er dies gethan hat, so ist er von Annahmen ausgegangen: „Wenn dies ein rechtwinkeliges Dreieck ist, und wenn dies Quadrate sind, so . . . .“ — genau dasselbe macht man aber in jeder Wissenschaft: „Wenn die Verhältnisse dieselben bleiben, wie bisher, dann muss der Mond morgen um so und so viel Uhr aufgehen.“ — „Wenn dieser Denkstein kein Falsum ist, wenn er sich stets hier befunden hat, wenn er sich wirklich auf den X bezieht, so . . . .“ — genau so macht es aber auch der Criminalist, und in den Voraussetzungen, in den Annahmen liegt die Skepsis.

d) Empirie.

Zur Abgrenzung dessen, was über Hume'sche Skepsis gesagt wurde, muss Einiges über Empirie erwähnt werden. Mit J. St. Mill wollen wir rein empirische Gesetze in der Naturforschung jene Gleichförmigkeiten nennen, die zwar durch Beobachtung und Experiment nachgewiesen sind, auf die man sich aber in Fällen, die von den beobachteten stark abweichen, zu verlassen Anstand nimmt, weil man nicht einsieht, warum ein solches Gesetz existieren soll. Das empirische Gesetz ist also kein letztes Gesetz, sondern ist, wenn überhaupt wahr, der Erklärung fähig, z. B. das Folgen gewisser Art von Wetter auf gewisse Himmelserscheinungen, Ver-

besserung einer Thierspecies durch Kreuzung, dass gewisse Legierungen härter sind, als die zusammensetzenden Metalle u. s. w. — oder, um Beispiele aus unseren Gebieten zu nehmen: dass der Mörder meistens ein früher unbestrafter Mensch ist, dass alle Falschspieler ein so auffallend ähnliches Gepräge zur Schau tragen, dass sich der Thäter, der sich die Hände bei einem blutigen Verbrechen mit Blut besudelt hat, dieselben an der Unterfläche eines Tisches abzuwischen pflegt, dass der raffinierteste Mensch nach einem großen Verbrechen gewöhnlich eine große Dummheit macht, welche die Entdeckung erleichtert, dass Wollust und Grausamkeit einen gewissen Zusammenhang haben, dass der Aberglaube bei Verbrechen eine so große Rolle spielt, dann alle verblüffenden Erscheinungen der Moralstatistik u. s. w.

Die Feststellung solcher rein empirischer Gesetze ist für unsere Wissenschaft, die sich mit ähnlichen Fragen so wenig befasst hat, von der größten Wichtigkeit, denn uns fehlen ob mangelnder Forschung für die meisten dieser Dinge die letzten Gesetze, wir wissen beiläufig, dass dies und jenes sich so und so oft ereignet hat, ohne dass wir die Fälle systematisch geordnet und verarbeitet vor uns hätten, wir wagen aber nicht, diesen merkwürdigen Erfahrungen den Rang eines Naturgesetzes zuzusprechen, es fehlt uns vor Allem die Induction. „Die Zurückdeutung des erfahrungsmäßig gefundenen Thatbestandes auf allgemeine Gesetze oder Principien nennen wir Induction; sie umfasst Beides: Beobachtung und Schlussfolgerung“ (Oettingen [1]) — oder sie ist „die Generalisation, die Verallgemeinerung unserer Erfahrungen, ein Schließen, dass eine Erscheinung, die $x$mal stattfand, immer stattfindet, wenn die Verhältnisse im Wesentlichen gleich geblieben sind; .... die ersten Forscher giengen von den einfachsten Inductionen aus: das Feuer brennt, das Wasser fließt bergab — so wurden immer weniger einfache Wahrheiten entdeckt: dies ist der Typus der wissenschaftlichen Induction, und es kommt nur darauf an, ihm Sicherheit und Genauigkeit zu verleihen.“

Das lautet, als ob es für uns geschrieben wäre, nur haben wir festzuhalten, dass wir in unseren Wahrheiten nicht viel weiter sind, als: „das Feuer brennt, das Wasser fließt bergab“ — und solche Sätze haben wir überhaupt fast nur aus anderen Disciplinen

[1]) Alex. v. Oettingen, „Die Moralstatistik“, Erlangen 1882.

übernommen, unsere eigenen sind gering — wie weit haben wir es erst, um zu sicheren Deductionen aus sicheren allgemeinen Wahrheiten zu gelangen! Dazu kommt noch, dass es mit den „Erfahrungssätzen" keineswegs so sicher steht, als man in der Regel annimmt, die Mathematik mit einbegriffen; Fick [1]) weist darauf hin: Es werde als Erfahrungssatz hingestellt, dass die Summe der drei Winkel in einem Dreieck gleich zwei Rechten ist, und doch hat noch, seit es Feldmesskunst gibt, Niemand genau 180° in einem Dreieck gefunden; wenn nun solche Dinge nicht oder doch blos theoretisch wahr sind, die wir seit Knabenzeit als ganz feststehend hielten, wie vorsichtig müssen wir erst sein, wenn wir Schlüsse aus minder sicheren Regeln deducieren wollen, zumal wir sie ja in so vielen Fällen nur analog unseren Erfahrungen anwenden können; die Thätigkeit eines Criminalisten ist viel zu kurz, als dass er auch nur einen kleinen Theil der Möglichkeiten erleben könnte, und fremde Aufzeichnungen sind zu selten.

In anderen Disciplinen steht das Verhältnis anders. „Unsere Erfahrungen," sagt James Sully, [2]) „befähigen uns, eine Anzahl anderer Ueberzeugungen auszusprechen: Wir sagen politische Veränderungen, wissenschaftliche Weiterentwicklungen voraus, und denken uns, wie es auf dem Nordpol aussieht" — hiezu sind andere Disciplinen mit ihrem reichen Schatz von Inductionen berechtigt, haben aber wir dieses Recht? Wenn Einer jahrelang nur mit Dieben und Betrügern verkehrt hat, darf er die gesammelten Erfahrungen anwenden, darf er die gewonnenen Inductionen deducieren, wenn er es mit dem ersten Mörder zu thun hat? Wenn er nur mit Gebildeten als Zeugen verkehrte, darf er etwas Erlerntes verwerten, wenn er plötzlich nur mit Bauern zu thun bekömmt? — Was wir aus dem Gesagten zu entnehmen haben, ist einzig und allein die Mahnung zur äußersten Vorsicht in der Ziehung von Deductionen mit Rücksicht darauf, dass hiebei überhaupt behutsam zu Werk gegangen werden muss, und weiters darauf, dass in unserer Disciplin diese Behutsamkeit vervielfacht werden muss, weil wir heute das Material zu solcher Arbeit nicht besitzen. Dabei

---

[1]) A. Fick, „Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeit", Würzburg 1883.

[2]) James Sully, „Die Illusionen" (internat. wissenschaftl. Bibliothek, LXII Band), Leipzig 1884.

ist nicht zu vergessen, dass mit der Induction auf das innigste die Analogie verwoben ist. „Der Grund der einen", sagt Lipps,[1]) „ist der Grund der anderen. Die eine steht so fest, wie die andere. Sie ist unsicher, wenn ich noch zweifle, ob dasjenige, das ich einstweilen als genügende Bedingung eines Urtheils betrachte, sich als solche bewähren werde; sie ist unberechtigt, wenn ich etwas, das thatsächlich nicht als endgiltig genügende Bedingung gelten darf, dennoch als solche nehme." Wenn wir erwägen wie man uns stets vor der Anwendung der Analogie warnt, wie sie bei Handhabung des Strafgesetzes ausdrücklich ausgeschlossen wird und wie gefährlich die Anwendung jeglicher Analogie ist — *omnis analogia claudicat* — so kommen wir zur Ueberzeugung, dass gerade für unsere Fälle die Handhabung von Induction und Analogie immer gefährlich ist; dabei ist aber noch daran zu erinnern, wie viel wir mit denselben arbeiten: schon unsere allgemeinen Lehren z. B. über Rückfälligkeit, besondere Geneigtheit, falsche Aussage, Versuch, dann die ganze Lehre vom zusammengesetzten und indirecten Beweis, sogar vom Zeugenbeweis (Vertrauenswürdigkeit der Zeugen) und Geständnis (Annahme: dass Niemand zu seinem Nachtheil Unwahres sagen werde) — Alles beruht auf Induction und Analogie, und in jedem Processe verwenden wir sie von Fall zu Fall. Ein so oft und in so wichtigen Beziehungen gebrauchtes Mittel muss aber entweder vollkommen verlässlich sein oder mit größter Vorsicht benützt werden — Ersteres ist es gewiss nicht, folglich muss Letzteres eintreten.

In Bezug auf die Anwendung der Induction soll noch auf die Verschiedenheit hingewiesen werden, in welcher diese geschieht. Fick[2]) hat mit Recht hervorgehoben, wie auffallend es sei, dass J. St. Mill am Schlusse seines „System of logic"[3]) im Capitel „Vom Grunde der Induction" in die erstaunte Frage ausbricht: „Warum ist in manchen Fällen ein einziges Beispiel zu einer vollständigen Induction hinreichend, während in anderen Fällen Myriaden von übereinstimmenden Fällen ohne eine einzige bekannte oder nur vermuthete Ausnahme einen so kleinen Schritt zur Feststellung eines allgemeinen Urtheils thun?"

[1]) Dr. Theodor Lipps, „Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.

[2]) A. Fick loc. cit.

[3]) John Stuart Mill, „System of Logic, ratiocinative and inductiv", London 1843.

Diese Frage ist für criminelle Fälle von größter Bedeutung, weil es im einzelnen Fall nicht leicht zu entscheiden ist, ob wir es mit einem der ersten Gattung (Beweis durch ein einziges Beispiel) oder mit einem der zweiten Gattung (kein Beweis trotz vieler stimmender Beispiele) zu thun haben, und da grober Irrthum fertig ist, wenn wir einen Fall der zweiten Serie für einen der ersten halten; dann beruhigen wir uns mit einigen Beispielen und glauben bewiesen zu haben, obgleich gar nichts festgestellt ist.

Wir müssen vorerst fragen, ob es nützt, wenn wir den Schwerpunkt der Sache in die Art der Fragestellung verschieben und sagen: Es kommt nur auf die Frage selbst an. Fragt man: „Sind in dem Gefäße mit 1000 Kugeln überhaupt weiße Kugeln?“ so ist die Frage auf den ersten Griff entschieden, wenn ich mit demselben eine weiße Kugel zum Vorschein bringe. Fragt man aber: „Sind nur weiße Kugeln darin?“ so kann ich 999 Kugeln herausnehmen und es ist nichts entschieden, wenn auch alle 999 weiß waren, da die letzte noch anders gefärbt sein kann. — Hiemit, dass gesagt wird: „Es komme auf die Fragestellung an“, ist aber nicht distinguiert und namentlich nicht gesagt, wie die Frage gestellt sein muss, damit der Gegenstand zur obengenannten ersten oder zweiten Categorie gehöre.

Volle und sichere Unterscheidung bekommen wir aber, wenn wir sagen, die ersten Fragen sind positiv, die zweiten negativ gestellt. Positiv ist schon Eins, negativ aber Unendlich. Wenn ich also frage: „Sind überhaupt weiße Kugeln da?“ so bejaht das Vorfinden einer einzigen weißen Kugel die Antwort, wir haben Positives gefunden, und die Frage ist mit einem Beispiele entschieden. Frage ich aber: „Sind nur weiße Kugeln da?“ so ist die Frage eigentlich nur scheinbar positiv, sie hätte eigentlich lauten sollen: „Sind keine anderen (nicht auch andere) als weiße Kugeln da?“ und da das Negative vielfach, unter Umständen unendlich ist, so ist die Frage nicht entschieden, bis nicht die letzte Kugel vorgewiesen ist; ist die Zahl eine unbeschränkte, so ist sie mathematisch gar nicht, inductiv nur beiläufig zu entscheiden. Frage ich also: „Gibt es reinblaue Vögel?“ so ist die Frage bejaht, sobald Jemand einen reinblauen Vogel zum Vorschein bringt. Frage ich aber: „Gibt es nicht auch karrierte Vögel?“ so ist die Frage erst erledigt, wenn man mir den letzten Vogel der Erde gezeigt und so nachgewiesen hat, dass keiner von allen Vögeln der Erde karriert war. Freilich

begnügen wir uns viel eher und werden sagen: „Fast die ganze Erde ist von Reisenden durchstreift worden und keiner hat berichtet, dass er einen karrierten Vogel gesehen habe, es wird also auch in den unbekannten Theilen der Erde keinen solchen geben.“ Das ist aber nur inductiv geschlossen, und ob es mit Recht geschah, ist eine andere Frage.

Unsere obige Distinction können wir aber noch klarer stellen, wenn wir die Fragestellung nicht berücksichtigen und nur auf die Antwort, also die Behauptung, Rücksicht nehmen und sagen: „Positive Behauptungen können durch ein einziges Beispiel erwiesen werden, negative Behauptungen nur durch die Vollzahl der möglichen Beispiele, beziehungsweise gar nicht, wenn die Beispiele der Zahl nach unendlich sein können.“ Dass der negative Beweis immer eine Reihe von Beweisen erfordert, ist bekannt, festzuhalten ist nur, dass die Frage, ob ein einziges Beispiel genügt, oder ob eine Zahl von Millionen von Beispielen nicht genügt, stets mit dem positiven und negativen Beweise zusammenfällt.

Also, frage ich: „Hat der A gestohlen?“ so genügt die Vorlegung eines einzigen Strafactes oder das Auftreten eines einzigen Zeugen (die Glaubwürdigkeit nicht mit eingerechnet), um darzuthun, dass der A in seinem Leben mindestens einmal gestohlen hat. Will aber behauptet werden, dass der Mann in seinem Leben nicht gestohlen hat, so müsste eigentlich durch sein ganzes Leben hindurch, Punkt für Punkt dargethan werden, dass er in diesem Augenblicke nicht gestohlen hat und im nächsten auch nicht und so fort. Freilich genügt uns da oft sehr wenig. Wir sagen vor Allem: „Wir wollen nicht fragen, ob er nicht gestohlen hat, sondern blos, ob er nicht wegen Diebstahl gestraft wurde; auch da wollen wir uns aber bescheiden und nicht bei allen Behörden der Welt, sondern nur bei einer Behörde anfragen, von welcher wir annehmen, dass sie Abstrafungen des A erfahren haben dürfte; gehen wir noch weiter, so sagen wir: Haben wir bei einer Behörde nicht erfahren, dass der Mann einmal ob Diebstahl gestraft wurde, so nehmen wir an, dass er auch nie deshalb gestraft ist, und da wir von Niemandem vernommen haben, der den A stehlen sah, so nehmen wir also überhaupt an, dass er nie gestohlen hat.“ Das nennen wir dann einen „genügenden“ negativen Beweis — für die armseligen Mittel, die uns zu Gebote stehen, muss er allerdings meistens genügen.

In den häufigsten Fällen müssen wir mit gemischten Beweisen arbeiten, und oft ist es auch Gewohnheit geworden, das Beweisthema zu unserer Bequemlichkeit zu wechseln oder wenigstens in Etwas zu verschieben. Sagen wir, es handelt sich um eine aufgefundene, wohlerhaltene Fußspur eines Menschen; werden wir dann eines Verdächtigten habhaft und wir vergleichen seine Schuhsohle mit dem Abdruck, und es passt Länge und Breite, Anzahl der Nägel und sonst alles Mögliche, so dass der Schuh des Verdächtigten vollkommen in die Spur passen würde, wenn man ihn hineinstellen wollte, so rufen wir: „Es ist seine Spur", denn diese Frage ist ja das Beweisthema, um welches wir uns plagen sollten; in Wahrheit haben wir aber nur bewiesen, dass die einzelnen Verhältnisse in Länge, Breite, Zahl u. s. w. vollkommen stimmen; wir lassen uns also den positiven Theil des Beweises genügen und vernachlässigen den ganzen, mühselig zu führenden negativen Theil desselben, der dahin gienge, zu erhärten, dass um die fragliche Zeit in fraglicher Gegend Niemand war und sein konnte, dessen Fuß genau die gleiche Spur erzeugt haben würde. Wir haben also eigentlich nicht bewiesen, sondern nur mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet, dass damals dort hoffentlich nicht noch ein Zweiter existiert haben möchte, dessen Schuhsohle gleich lang, gleich breit und mit derselben Zahl von Nägeln versehen war u. s. w. Diese Wahrscheinlichkeit wird natürlich um so geringer, je weniger Merkmale vorhanden oder ausgedrückt sind, und die Schwierigkeit liegt darin, die Grenze zu finden, wo man nicht mehr von solcher Wahrscheinlichkeit reden darf, die zum Mindesten eine Annahme gestattet. Sagen wir also, in unserem Falle seien weder Schuhnägel, noch Flicke oder sonst welche deutliche Merkmale erweislich, und es stimme nur etwa Länge und Breite, so haben wir wohl kaum mehr als eine Möglichkeit. Wäre das Stimmen der Kennzeichen in der That eine Erhärtung des Beweisthemas, so müsste es als positiver Beweis vollkommen genügen, aber wie eben erörtert, ist etwas anderes als das Beweisthema dargethan worden.

Den negativen Theil des Beweises wird man natürlich noch viel weniger genau führen; man wird sich darauf beschränken, zu behaupten, dass in dortiger Gegend solche Schuhe, wie sie die Spur erzeugt haben müsse, selten oder nie getragen werden, dass also kein Einheimischer dort gewesen sein könne, dass die Form der Nägel auf fremde Gegend schließen lasse, aus der etwa der Ver-

dächtige sein kann u. s. w.; eine solche Ueberlegung zeigt aber wieder, dass sehr Vieles, was wir „Beweis“ nennen, nur eine Wahrscheinlichkeit oder vielleicht gar nur Möglichkeit ist.

Eine andere Scheinform, welche das oben Gesagte: Die negative Behauptung sei unendlich, anzugreifen scheint, ist der positive Beweis in Gestalt eines negativen. Wenn wir dem Sachverständigen einen Fleck zur Untersuchuug geben mit der Frage, ob er von Blut herrührt, und er bringt uns den Bescheid: „Es ist kein Blut“, so ist mit dieser einzigen, wissenschaftlich begründeten Behauptung sicher dargethan, dass wir es nicht mit Blut zu thun haben, es ist also negativer Beweis mit einem Momente erbracht. In Wahrheit haben wir es aber hier mit einem echten positiven Beweis zu thun, denn der Sachverständige hat uns nur den Schlusssatz, nicht die eigentliche Behauptung mitgetheilt: Er hat gefunden, dass der Fleck ein Rostfleck oder ein Fleck von Kautabak u. s. w. ist, und daher kann er behaupten und folgern, dass es Blut nicht ist — skeptisch gesprochen, kann er wenigstens sagen, wir haben bis jetzt noch kein (Säugethier-)Blut gesehen, in welchem die charakteristischen Kennzeichen nicht gewesen wären, wir haben auch noch keinen anderen Körper kennen gelernt, außer dem Blut, der sie besäße, und somit können wir sagen, wir haben es nicht mit Blut zu thun, weil wir alle, bisher als sicher angenommenen Kennzeichen fanden, die den Fleck als Rostfleck benennen lassen — soweit unsere Kenntnisse reichen.

Wir wollen noch den Unterschied von logischem Zusammenhang und Erfahrung berühren. Wenn ich sage: „Dieses Mineral schmeckt salzig, folglich ist es im Wasser löslich“ — so beruht dies auf logischem Zusammenhang, denn ich meine: „Wenn ich salzigen Geschmack wahrnehme, so muss derselbe den Geschmacksnerven zugeführt worden sein, dies ist aber nur in der Form möglich, dass sich das Mineral mit dem Speichel vermengt, also sich gelöst hat, und hat es sich in der wässrigen Flüssigkeit des Speichels gelöst, so muss es sich auch im Wasser lösen.“ Sage ich aber: „Dieses Mineral schmeckt salzig, hat die Härte 2 und das spec. Gewicht 2·2 u. s. w. — folglich krystallisiert es hexaedrisch“ — so beruht dies auf Erfahrung, denn ich sage eigentlich: „Ich weiß erstens, dass ein Mineral, welches die genannten Eigenschaften hat, Steinsalz sein muss, wenigstens kennen wir kein Mineral, welches diese Eigenschaften hätte und nicht Steinsalz

wäre, und zweitens, dass jedes Steinsalz hexaedrisch krystallisiert, wenigstens haben wir noch nie Steinsalz anders krystallisieren gesehen.“ — Betrachten wir uns die Sache aber genauer, so werden wir zur Ueberzeugung kommen, dass im ersten Falle nur die formale, die logische Seite, im zweiten die Erfahrungsfrage überwiegt, in beiden Fällen sind die Prämissen reine Erfahrungssache, und die formale Frage des Schließens ist Sache der Logik, nur drängt sich einmal die erste, einmal die zweite Frage mehr in den Vordergrund. Die Sache ist für uns nicht gleichgiltig, wenngleich sie sehr selbstverständlich aussieht: Es ist bekannt, dass immer dann, wenn irgend etwas sehr kräftig auf uns wirkt, etwas Anderes von geringer Kraft gar nicht oder kaum empfunden und vernachlässigt wird; das ist eine Thatsache, die sich geradezu mathematisch beweisen lässt, denn $\infty + 1 = \infty$. Wenn wir also einen großen Schmerz, eine große Freude empfinden, so wird das Dazukommen eines unbedeutenden Schmerzes, einer kleinen Freude kaum empfunden, und die Pferde, die einen schweren Wagen ziehen, werden es sicher nicht wahrnehmen, wenn der Kutscher noch seinen Rock dazu auf den Wagen wirft (vergl. das Weber'sche Gesetz).

Wenn nun wir Criminalisten uns einen schwierigen Fall in Richtung auf die Beweisfrage zurecht legen, so haben wir immer eine zweifache Thätigkeit zu leisten: die Prämissen auf ihre Richtigkeit nach Maßgabe unserer sonstigen Erfahrungen zu prüfen, und die Schlüsse aus diesen Prämissen logisch richtig zu ziehen. Ergeben sich dann in der einen Richtung besondere Schwierigkeiten, während zufällig die der anderen Richtung verschwindend klein sind, so geschieht es überraschend oft, dass die letzteren ganz ignoriert werden, und die Schlussbilanz ist dann natürlich falsch, wenn auch die großen Schwierigkeiten der einen Seite noch so richtig gelöst wurden. Haben also die Feststellungen der Thatsachen große Mühe gekostet (und namentlich sehr viel Zeit in Anspruch genommen), so scheint dann die Arbeit der logischen Verbindung verhältnismäßig so gering, dass dabei rasch vorgegangen und — gefehlt wird.

Noch häufiger unterlaufen, wenigstens nach meiner Erfahrung, Irrthümer dann, wenn die Logik große Schwierigkeiten bietet; sind wir ehrlich, wir Criminalisten sind einmal keine geschulten Logiker, so nothwendig dies wäre, und die meisten von uns begnügen sich mit den dürftigen Resten des auf dem Gymnasium Erlernten und halb Vergessenen. Die Schwierigkeiten, die dann größere logische

Arbeit bietet, sind begreiflich, und wenn eine solche doch glücklich gelöst wird, so lässt die Mühe und die Genugthuung über die Leistung so leicht auf die Richtigkeit der Prämissen vergessen. Das gilt dann sozusagen als selbstverständlich. Bei der Nachprüfung von Urtheilsbegründungen findet man solches häufig; die logische Arbeit, oft mühsam, zeitraubend und umständlich, ist gut geleistet, und zuletzt findet man irgend eine scheinbar gar nicht wesentliche Annahme, die aller Erfahrung widerspricht, also materiell unrichtig ist, die sich aber als Prämisse eingeschlichen und den Schluss unrichtig gemacht hat. Man gewinnt hiebei die sichere Ueberzeugung, dass dieser Lapsus keinem der Richter geschehen wäre, wenn die fragliche Thatsache in ihrer geringen Schwierigkeit nicht neben der Mühsamkeit der logischen Arbeit negligliert worden wäre. Dies geschieht nicht immer unbewusst oder infolge einer Art von Vergessens auf die Bedeutung der anderen Arbeit, sondern oft auch wenigstens halbbewusst durch einen eigenthümlichen psychischen Vorgang, den gewiss Jeder aus eigener Erfahrung kennt: es erscheint, gewissermaßen im Unterbewusstsein, die Meinung, als ob man das Superplus der in einer Richtung geleisteten Arbeit mit einem Minus in der anderen Richtung ausgleichen dürfe. Solches kommt ja in unserer Arbeit häufig berechtigter Weise vor, und wird dann zur Gewohnheit; wenn ich z. B. über denselben Hergang zehn übereinstimmend aussagende Zeugen auf das Gewissenhafteste vernommen und den Sachverhalt dadurch schon völlig klargelegt habe, so darf ich dann bei Vernehmung der letzten zwei Zeugen, die vielleicht nicht mehr nöthig, nun aber einmal vorgeladen und erschienen sind, gewiss summarisch vorgehen. Diese berechtigte Vernachlässigung überträgt man dann halb unbewusst auch auf Vorgänge, wo es einen Ausgleich des Superplus mit dem Minus nicht gibt, und wo der Irrthum auf der einen Seite das ganze Ergebnis falsch macht. Wenn ich mich mit der Multiplication von zehn Gruppen von Factoren noch so geplagt und übergroße Genauigkeit angewendet habe, so darf ich es mir deshalb beim Addieren der einzelnen Producte nicht leichter geschehen lassen und blos flüchtig addieren, denn begehe ich jetzt einen Fehler, so war das mühsamste Multiplicieren ganz umsonst, das Endresultat ist doch falsch.

Es ist eigentlich recht nahe liegend, zu behaupten, alle Logik ist umsonst, wenn die Prämissen oder auch nur eine davon falsch

ist, ich gewärtige auch, dass es bezweifelt werden wird, dass solche geschilderte Vorgänge möglich sind — man sehe in der ersten besten Registratur einige Fascikel darauf hin durch und man gibt mir sicher recht.

e) Analogie.

Unter allen Arten des Inductionsverfahrens ist das der Analogie das unverlässlichste, weil es lediglich auf der Annahme beruht, dass ein Ding, welches mit einem anderen eine größere oder kleinere Zahl von Merkmalen gemeinsam hat, auch in einem oder mehreren anderen mit demselben stimmen werde. Bei der Analogie wird niemals Gleichheit behauptet, sie wird geradezu ausgeschlossen, aber es wird ein gewisses Parallellaufen und Uebereinstimmen in gewissen Punkten angenommen, es wird also stillschweigend stets ein „*mutatis mutandis*" eingeschaltet. Wählen wir vorerst die von Lipps [1]) gebrachten Beispiele; er nennt Analogie die Urtheilsübertragungen oder Uebergänge einer Vorstellungsnöthigung von Aehnlichem auf Aehnliches und fügt bei, dass der Wert eines solchen Vorganges ein sehr verschiedener sein kann: Wenn ich x mal wahrgenommen habe, dass Blumen einer gewissen Farbe Duft haben, so bin ich geneigt, im $x+1$. Falle von einer Blume gleicher Farbe ebenfalls Duft zu erwarten. Habe ich x mal beobachtet, dass bestimmte Wolkenbildungen Regen nach sich zogen, so werde ich im Falle $x+1$ wieder Regen erwarten. Erste Analogie ist wertlos, weil zwischen Farbe und Duft keine Beziehung herrscht, wohl aber zwischen Wolke und Regen.

Die Sache liegt sehr einfach: der Unterschied in diesen beiden Beispielen besteht nicht darin, dass einmal Zusammenhang nicht besteht, das andere Mal aber wohl, sondern darin, dass wir ihn einmal kennen, einmal nicht. Es ist ja ganz gut möglich, dass zwischen Farbe und Duft ein naturgesetzlicher Zusammenhang herrscht, und wenn wir ihn einmal kennen sollten, dann reden wir nicht von Zufall, nicht von Analogie, sondern lediglich von einem Gesetz. Dass wir dieses aber in so vielen Fällen von Zusammenvorkommen nicht kennen, beruht wieder darauf, dass wir so oft nur nach der Wechselwirkung, nicht aber nach der gemeinsamen Ursache fragen und suchen; wenn ich auf der Straße viele

[1]) Dr. Theodor Lipps, „Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.

Leute mit Wintermänteln und viele Leute mit Schlittschuhen in der Hand sehe, so werde ich vergeblich darnach forschen, ob die Mäntel durch die Schlittschuhe, oder die Schlittschuhe durch die Mäntel hervorgebracht oder bedingt wurden und, wenn ich nicht dahinterkomme, dass durch die Kälte sowohl das Bedürfnis nach Mänteln, als auch die Möglichkeit, die Schlittschuhe zu benutzen, erzeugt wurde, so werde ich erklären: zwischen Mänteln und Schlittschuhen herrsche eine ganz unerklärliche Wechselwirkung. — Wenn ich bemerke, dass regelmäßig in jeder Woche an einem Tage viele geputzte Menschen und keine Arbeitsleute auf der Straße sind, so werde ich umsonst forschen, wie es kommt, dass die Arbeitsmenschen durch die geputzten Menschen, oder dass diese durch jene verdrängt werden — wenn ich nicht weiß, dass der Sonntag sowohl das Erscheinen der Einen als auch das Verschwinden der Anderen bewirkt hat.

Die Gefahr der Analogie liegt darin, dass wir von Natur aus uns mit Vorliebe an etwas Bekanntes anlehnen, und dass wir dies um so lieber und begehrlicher thun, als wir uns in einem Gebiete fremd und unsicher fühlen. Ich habe einmal [1]) darauf hingewiesen, wie beunruhigend es bei Geschworenen-Verhandlungen zu sehen ist, dass die Geschworenen, welche eine Frage stellen, eine Anlehnung an ihr eigenes Fach suchen, wenn es auch nur mit der mühsamsten Pressung gelingt, den fraglichen Fall mit dem betreffenden Gewerbe u. s. w. in Verbindung zu bringen; eine noch so belanglose Aeußerung eines Zeugen wird der Geschworne Kaufmann zu einer Erörterung über Saldo-Conti, der Geschworne Baumeister zu bautechnischen Fragen und der Geschworne Oekonom zu Bemerkungen über Viehzucht benützen, um dann, auf seinem Gebiete stehend, Analogien der gewagtesten Art für die Schuldfrage aufzubauen. Wir selbst machen es auch nicht besser; je schwieriger und neuer uns ein Fall ist, desto mehr sind wir geneigt, nach Analogien zu suchen; Anlehnung wollen wir haben, feste Naturgesetze finden wir nicht, also greifen wir in unserer Angst nach Analogien, nicht im Gesetze, denn das dürfen wir nicht, wohl aber in den Thatsachen. Der Zeuge X hat in einem schwierigen Fall sehr absonderlich ausgesagt — wir suchen eine „Analogie“ im Zeugen Y eines älteren Falles und legen uns die Sache „analog“

[1]) Dr. Hans Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter etc.“, Graz 1895.

zurecht, obwohl wir nicht die mindeste Berechtigung dazu haben. Wir haben noch niemals Blutstropfen auf farbigen Tapeten gesehen, glauben aber, unsere Erfahrungen, die wir bei Blutstropfen auf Kleidern und Stiefeln gemacht haben, „analog" anwenden zu dürfen. Wir haben einen, uns vollkommen neuen Act aus perversem Geschlechtstrieb zu behandeln — wir nehmen an, dass der Beschuldigte „ganz analog" einem anderen Falle empfunden haben wird, wo es zwar ganz anders hergegangen ist, aber es ist nun der einzige Fall, an den wir uns „analog" anlehnen können.

Der Vorgang bei einer berechtigten Analogie ist eben ein sehr complicierter. „Sinnvoll", sagt Trendelenburg,[1]) „betrachteten die Alten die Analogie als Proportion. Die Kraft der Analogie liegt in der Bildung und Einführung eines Allgemeinen, das den Unterbegriff, für den der Schluss geschieht, und das verglichene Einzelne, das als Mittelbegriff auftreten will, aber nicht auftreten kann, gemeinsam umfasst. Dies neue Allgemeine ist jedoch nicht der höchste Begriff unter den drei Terminis des Schlusses, sondern der mittlere, und es wird nichts anderes, als der *Terminus medius* der ersten Figur." Diese klare Darstellung zeigt nicht nur, wie umständlich jeder Analogieschluss ist, sondern auch, wie wenig wir damit erreichen. Es ist nicht zu bezweifeln und bekannt genug, wie viel die Wissenschaft der Analogie verdankt, zumal für unser Denken die Analogie das einfachste und bequemste Mittel zum Vorwärtskommen ist: man hat in irgend einer Richtung etwas festgestellt, man will aber auch anderweitig weiter kommen, man versucht nun das Bekannte auf unbekanntes Naheliegendes zu adaptieren und den möglichen Schluss zu ziehen, das einzige Mittel hiezu ist die Analogie; tausend und aber tausend Analogien wurden versucht und sind missglückt — thut nichts, eine gelungene wurde zur Hypothese und endlich zum wichtigen Naturgesetz; ganz anders aber bei unserer Arbeit, wo es sich nicht um das Aufstellen von Hypothesen, sondern um das Auffinden der Wahrheit oder das Eingeständnis, dass diese nicht gefunden werden könne, handelt.

Die einzige Möglichkeit der Verwendung von Analogien bei unserer Thätigkeit ist bei den sogenannten Constructionsarbeiten vorhanden, also dann, wenn wir trachten, in einem schwierigen

---

[1]) Adolf Trendelenburg, „Logische Untersuchungen", Leipzig 1862.

Fall, der vorläufig ganz unklar ist, eine Annahme aufzustellen, um nur wenigstens anfangen zu können. Wir construieren dann analog einem schon bekannten früheren Fall: „Nehmen wir an, die Sache sei so und so gewesen", und nun beginnen wir, die Annahme auf das vorhandene Materiale hin zu prüfen, verwerfen und construieren von Neuem und so fort, bis die Sache passt. Es ist nicht zu leugnen, dass in dieser Art oft gute Ergebnisse erzielt wurden, und dass es oft der einzige Weg ist, auf dem man überhaupt zu arbeiten anfangen kann. Gleichwohl muss auch erwogen werden, wie gefährlich derselbe ist, da man leicht im Eifer der Arbeit vergisst, man habe nur vorläufig nach irgend einer Analogie irgend eine Annahme gemacht, die erst geprüft werden soll; diese Annahme wird dann plötzlich im Gange der Arbeit als etwas Erwiesenes angesehen und kommt als solches in Rechnung, deren Resultat dann selbstverständlich falsch sein muss. Dazu tritt noch die große Verschiedenheit des Wertes einer Analogie, welcher nicht immer sofort erkannt wird. Wir waren nie auf dem Monde, haben also scheinbar nicht die mindeste Berechtigung, über dortige Zustände zu urtheilen, und doch wissen wir — und nur im Wege der Analogie — dass wir wieder auf den Mond zurückfallen würden, wenn wir dort wären und in die Höhe sprängen. Aber weiter: Wir schließen, ebenfalls durch Analogie, dass auf dem Mars vernunftbegabte Wesen existieren, wenn wir aber sagen sollten, wie dieselben aussehen können, ob so wie wir, oder ob sie würfelförmig oder fadenartig sind, ob sie die Größe einer Biene oder die von zehn Elephanten haben, so verstummen wir, weil wir nicht die geringste Anlehnung für eine Analogie haben.

Die Analogie beruht im letzten Grunde auch auf Wiederkehr der gleichen Bedingungen. So setzen wir denn auch, indem wir nach Analogie urtheilen, stillschweigend voraus, dass die Aehnlichkeit der Bedingungen eine Gleichheit der endgiltig genügenden Bedingungen in sich enthält. Die Sicherheit der Analogie ist so groß als die Sicherheit dieser Annahme, ihr Recht so groß als das Recht der Annahme (Theodor Lipps).

Ist die Sicherheit der Annahme eine ganz geringe, so haben wir gar nichts gewonnen und greifen ins Finstere, ist sie eine ganz große, so haben wir keine Analogie mehr, sondern ein Naturgesetz; deshalb braucht z. B. Whately den Ausdruck Analogie als

einen Ausdruck für die Aehnlichkeit der Relationen, und hiemit ist die Benützung der Analogie für unsere wirkliche Arbeit (nicht Vorarbeiten) eigentlich ohne Bedeutung.

Ueber die sogenannte falsche Analogie und deren große Wichtigkeit vergl. noch J. Schiel.[1])

f) Wahrscheinlichkeit.

Die Arbeit des Criminalisten geht auf die Herstellung von Beweisen aus, es ist daher begreiflich, dass ihm Alles von Wichtigkeit ist, was beweisähnliche Formen hat. Eine genügende Definition des Beweises gibt es nicht, weil es keine Grenze dessen gibt, was bewiesen heißt; in allen Disciplinen gibt es Beispiele dafür, dass etwas lange als Wahrscheinlichkeit galt, bis es zum Beweise erhoben wurde, Manches galt als bewiesen und wurde später als unrichtig dargethan, und Manches schwankt zeitlich, örtlich und selbst zwischen einzelnen Personen auf der Grenze von Wahrscheinlichkeit und Beweis herum. Besonders merkwürdig ist die Thatsache, dass der Begriff des Bewiesenen in den einzelnen Wissenschaften so verschieden ist, und es wäre in hohem Grade verlockend, aus zahlreichen gesammelten Beispielen die Unterschiede festzustellen zwischen dem, was der Mathematiker, Physiker, Chemiker, Mediciner, Naturhistoriker, Sprachforscher, Historiker, Philosoph, Theolog, Jurist etc. bewiesen und was er nur wahrscheinlich nennt. Es würde dies aber zu weit führen, und Niemand ist berufen, darüber zu richten, wer die wahre Vorstellung davon hat, was bewiesen heißt; wer aber da Umschau halten mag, wird wahrnehmen, welch große Verschiedenheiten da herrschen, er wird aber auch verstehen, wie es kommt, dass auch wir Criminalisten oft verschiedener Meinung sind, wenn man fragt: „Ist dies bewiesen oder blos wahrscheinlich?“ Man kann die Streitenden dann leicht in Gruppen theilen, je nachdem der einzelne mehr mathematisch, philosophisch, historisch oder naturwissenschaftlich veranlagt ist, ja, wenn man den Einzelnen kennt, wird man schon im Voraus sagen können, ob er im bestimmten Falle etwas bewiesen findet oder nicht. Nur jene Köpfe, welche in keiner besonderen Richtung veranlagt sind, bleiben den Anderen und sich selbst immer unklar.

[1]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung“, Braunschweig 1868.

Müssen wir also darauf verzichten, den Begriff des Beweises scharf abzugrenzen, so werden wir wenigstens sein Verhältnis im Sprachgebrauch feststellen und sagen können: Was wir vermuthen, bringt uns zu einer Annahme, das Mögliche gibt uns Wahrscheinlichkeit, was gewiss ist, erscheint uns als Beweis. Hiebei ist das Zweite immer gewissermaßen die Fixierung des Ersten (wir bewegen uns z. B. in Vermuthungen, geben endlich einer davon das Uebergewicht und fixieren diese als Annahme, die dann allerdings durch diese Fixierung mit einer gewissen Sicherheit bekleidet wird).

Die beiden ersten Fixierungen, die Annahme und die Wahrscheinlichkeit, haben für uns Criminalisten nur ein heuristisches Interesse, im Gegensatze zur Stellung, die denselben in anderen Wissenschaften zukommt. Selbst die Annahmen haben, wenn sie zu Hypothesen werden, in verschiedenen Disciplinen den größten Wert, und die meiste Klärung und die besten Arbeiten entstehen zumeist im Streite um eine kühn aufgestellte Hypothese.

Mit der Wahrscheinlichkeit steht es in der Wissenschaft ähnlich; dem Forscher, der einen Gedanken, eine neue Auslegung, Erklärung, Lösung u. s. w. gefunden hat, wird es sicherlich ziemlich gleichgiltig sein, ob er es bis zu sehr hoher Wahrscheinlichkeit oder zur Gewissheit gebracht hat. Ihm ist es ja nur um die Idee zu thun, und der Forscher, dem es in der That nur um die Sache um ihrer selbst willen zu thun ist, wird es vielleicht lieber zu sehr großer Wahrscheinlichkeit, als zur zweifellosen Gewissheit bringen, denn dort, wo einmal zwingender Beweis vorliegt, findet die weitere Forschung nicht mehr viel Interesse, wo aber nur Wahrscheinlichkeit erbracht ist, da kümmern sich noch Andere darum, und die Sache wird gefördert. Unsere Endarbeit geht aber nur auf Gewissheit und Beweis, und was blos wahrscheinlich, wenn auch in hohem Grade ist, das ist so gut wie unwahr und zählt nicht. Im Urtheil und für dasselbe hat hohe Wahrscheinlichkeit nur Gewicht im zusammengesetzten Beweise, dann ist sie aber nur Wahrscheinlichkeit im Einzelnen und doch Beweis im Ganzen. Wenn z. B. der X am Thatorte mit größter Wahrscheinlichkeit erkannt wurde, wenn ebenso sein Alibibeweis misslungen ist, ebenso seine Fußspuren stimmen, ebenso bei ihm das Entwendete gesehen wurde, ebenso etwas von ihm am Thatorte Verlorenes als sein Eigenthum erkannt ist u. s. w. — kurz, wenn alle diese Indicien

für sich allein nur mit größter Wahrscheinlichkeit ausgestattet sind, so geben sie doch zusammengenommen unter Umständen volle Gewissheit, weil man das Zusammentreffen so vieler hoher Wahrscheinlichkeiten als unmöglich erklären wird, wenn der X nicht der Thäter wäre.

In allen anderen Fällen hat Annahme und Wahrscheinlichkeit wie gesagt für unsere Arbeit nur heuristischen Wert. Schon mit der Annahme müssen wir rechnen, ja man wird sich in vielen Fällen gar nie den Anfang einer criminalistischen Arbeit denken können, wenn man sich nicht mit Annahmen hilft. Bei jedem nur halbwegs verworrenen Falle, in welchem man nicht weiß, wie es eigentlich hergegangen sein kann, muss man zuerst einmal, und zwar so früh als möglich, eine Annahme aufstellen und auf sie hin das vorhandene Material prüfen; man verwirft die Annahme, sobald die Rechnung nicht stimmt, und wird nicht müde, Annahmen auf Annahmen aufzustellen und wieder zu verwerfen, bis eine Stand hält und zur Wahrscheinlichkeit gestaltet werden kann. Sie bleibt so lange der Mittelpunkt der Operation, bis sie gefallen ist, bis sie allein zum Beweise wird, oder aber, bis sich, wie erwähnt, so viele hohe Wahrscheinlichkeiten in verschiedenen Richtungen aufgesammelt haben, dass sie als Reihe zum Beweise dienen. Zur Anklage mag ein sehr hoher Grad von Wahrscheinlichkeit genügen, zur Verurtheilung muss Gewissheit vorliegen, und in den meisten Fällen dreht sich der Kampf zwischen Anklage und Vertheidigung und der Zweifel der Richter darum, ob Beweis oder blos Wahrscheinlichkeit da ist.

Dass somit die Wahrscheinlichkeit in mehrfacher Beziehung für den Criminalisten von größtem Wert ist, kann nicht zweifelhaft erscheinen. Mittermaier [1]) fasst ihre Bedeutung kurz zusammen: „Die Wahrscheinlichkeit kann natürlich nie zu einer Verurtheilung führen, sie ist aber wichtig, um das Benehmen des Inquirenten zu leiten und ihn zu gewissen Schritten zu autorisieren; sie gibt Befugnisse, gewisse processuale Handlungen vorzunehmen."

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Wahrscheinlichkeitslehre, so wollen wir mit Masaryk [2]) annehmen,

---

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse", Darmstadt 1834.

[2]) Dr. Th. Garrigue Masaryk, „David Hume's Skepsis", Wien 1884.

dass Locke [1]) zuerst eine schärfere Scheidung der Demonstration und Wahrscheinlichkeitsschlüsse vorgenommen hat; Leibnitz [2]) hat als der erste die Bedeutung des Probabilitätscalculs für die inductive Logik erkannt; nach ihm kam der Mathematiker Bernoulli [3]) und der Revolutionsmann Condorcet. [4]) In modernem Sinne behandelten die Frage Laplace, [5]) Quetelet [6]) und Herschel, [7]) dann von Kirchmann, [8]) J. von Kries, [9]) Venn, [10]) Cournot, [11]) Fick [12]) u. s. w.

Die Auffassung darüber, was man Wahrscheinlichkeit nennt, ist eine ungleiche; Locke theilt alle Begründung in beweisende und wahrscheinliche. Nach dieser Eintheilung ist es nur wahrscheinlich, „dass alle Menschen sterben und dass die Sonne morgen aufgehen wird. Um aber mit dem gemeinen Sprachgebrauch zu stimmen, muss man die Begründungen in Beweise, Gewissheiten und Wahrscheinlichkeiten eintheilen. Unter Gewissheiten verstehe ich solche der Erfahrung entlehnte Begründungen, die keinen Raum für Zweifel oder Bedenken übrig lassen.“ — Alles übrige sei, wenn sich überhaupt dafür Gründe anführen lassen, mehr oder weniger wahrscheinlich.

Genauer spricht sich Laplace aus:

„Wahrscheinlichkeit bezieht sich zum Theil auf unsere Unwissenheit, zum Theil auf unser Wissen . . . .

---

[1]) John Locke, „Essay concerning human understanding“, London 1690.

[2]) Gottfried Leibnitz, „De arte combinatoria“, 1666 und „Nouveaux essais sur l'entendement humain“, deutsch von Schaarschmied, Leipzig 1874.

[3]) J. Bernoulli (Bernouilli), „ars conjectandi“, 1713.

[4]) Marie Jean marquis de Condorcet, „essais d'analyse“, Paris 1769.

[5]) Laplace, „essai philosophique sur les probabilités“, Paris 1840.

[6]) Quetelet, „lettres à S. A. R. le duc regnant de Saxe-Coburg-Gotha“, 1846.

[7]) Herschel, „Essai über die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in den Natur- und Geisteswissenschaften“ (Edinburger Review 1850).

[8]) v. Kirchmann, „Ueber die Wahrscheinlichkeit“ (Verhandlung der philosophischen Gesellschaft), I. Heft, Leipzig 1875.

[9]) J. v. Kries, „Ueber die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit und ihre Bedeutung im Strafrecht“, Zeitschr. f. d. ges. St.-R.-W. IX Bd. (1889) und: „Die Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung“, Freiburg 1886.

[10]) Venn, „logic of chance“.

[11]) A. A. Cournot, „exposition de la theorie des chances et des probabilités“.

[12]) A. Fick, „Philos. Versuch über die Wahrscheinlichkeiten“, Würzburg 1883.

Die Wahrscheinlichkeitslehre besteht in der Zurückführung aller Ereignisse von derselben Art auf eine bestimmte Anzahl gleich möglicher Fälle in der Weise, dass wir in Beziehung auf deren Existenz gleich unentschieden sind, und in der Bestimmung der Anzahl jener Fälle, die dem Ereignis, dessen Wahrscheinlichkeit gesucht wird, günstig sind. Das Verhältnis dieser Zahl zu der Anzahl aller möglichen Fälle ist das Maß der Wahrscheinlichkeit; sie ist also ein Bruch, dessen Zähler aus der Anzahl der dem Ereignis günstigen Fälle und dessen Nenner aus der Anzahl aller möglichen Fälle besteht."

Laplace nimmt also (mit Stuart Mill) die Wahrscheinlichkeit als einen niederen Grad von Gewissheit an, während Venn ihr eine gegenständliche Unterlage gibt, so wie der Wahrheit. Diese letztere Auffassung hat namentlich in dem Sinne viel für sich, dass überhaupt gezweifelt wird, ob eine Ansicht als gewiss oder blos als wahrscheinlich aufzufassen ist. Wird diese Frage erörtert, so hat der, der Gewissheit behauptet, gegenständliche Unterlage angenommen, subjectiv ist sie also wenigstens zweifellos vorhanden.

Die Darstellung der Wahrscheinlichkeit durch einen Bruch stellt Fick so dar:

„Die Wahrscheinlichkeit eines unvollständig ausgedrückten hypothetischen Urtheiles ist der als echter Bruch dargestellte Theil des ganzen Bereiches der Bedingung, an dessen Verwirklichung der im Nachsatz ausgedrückte Erfolg nothwendig geknüpft ist.

Man kann demnach durchaus nicht von Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses sprechen. Jedes individuelle Ereignis ist entweder absolut nothwendig oder unmöglich. Die Wahrscheinlichkeit ist eine Eigenschaft, die nur einem hypothetischen Urtheile zukommen kann."

Dass man von der Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses nicht sprechen sollte, ist zweifellos, es wird auch Niemand behaupten, dass der Umstand, ob es morgen regnet, an sich wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist; die Ausdrucksweise ist nur Sprachgebrauch. Aber man muss doch unterscheiden zwischen bedingter und unbedingter Wahrscheinlichkeit; wenn ich heute die Bedingungen ins Auge fasse, welche mit dem kommenden Wetter im Zusammenhang stehen, wenn ich die Temperatur, Barometerstand, Wolkenbildung, Beleuchtung u. s. w. als Bedingungen des morgigen

Wetters erwäge, so werde ich sagen, es spreche so und so viel Wahrscheinlichkeit dafür, dass es morgen regnen wird, und die Richtigkeit meines Ausspruches hängt davon ab, ob ich die Bedingungen, unter welchen Regen eintreten muss, genauer und vollständiger kenne und sie richtig verknüpfe. Ganz anders aber bei der unbedingten Wahrscheinlichkeit, die mit den Bedingungen des heutigen Wetters für das morgige gar nichts zu thun hat, sondern lediglich nach den statistischen Aufzeichnungen über die Zahl der Regentage die Wahrscheinlichkeit dafür ergibt, ob es morgen regnen wird. Diese Unterscheidung ist für den Criminalisten wichtig, weil durch Verwechslung oder das Zusammenwerfen beider, Unklarheiten und falsche Bewertung der vorliegenden Wahrscheinlichkeit eintreten muss. Wenn ich z. B. bei einem in Wien vorgekommenen Morde sofort nach der That und in voller Kenntnis der Sachlage erkläre, dass nach dieser, also den zur Entdeckung des Thäters vorliegenden Bedingungen so und so viel Wahrscheinlichkeit für diese Entdeckung vorliege, so habe ich die bedingte Wahrscheinlichkeit berechnet; wenn ich aber erkläre: Von den in Wien im Laufe von x Jahren vorkommenden Morden blieben so und so viele bezüglich des Thäters unaufgeklärt, so und so viele wurden in diesem Zeitraum klargelegt, folglich ist die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung des Thäters im vorliegenden Fall so und so groß — so habe ich von der unbedingten Wahrscheinlichkeit gesprochen. Ich kann sie getrennt beobachten und das Ergebnis vergleichen, nie darf ich sie aber zusammenrechnen, denn die positiven Fälle sind im unbedingten Procentsatz schon mitgezählt und dürfen daher nicht zweimal in Rechnung gezogen werden. In der Praxis wird die eine und die andere der Wahrscheinlichkeiten natürlich nur in den seltensten Fällen ziffermäßig ausgerechnet, aber eine beiläufige Bewertung erfahren sie doch. Sagen wir, es wird mir irgend ein Verbrechen und der Umstand gemeldet, dass eine Fußspur gefunden wurde. Wenn ich nun, ganz ohne die näheren Verhältnisse zu kennen, ausrufe: „Ach, bei Fußspuren kommt selten etwas zu Tage“ — so habe ich damit ausgesprochen, dass die diesfällige Statistik für die unbedingte Wahrscheinlichkeit einen ungünstigen Percentsatz in Bezug auf positive Ergebnisse aufstelle. Habe ich aber die Fußspur angesehen, sie und die dazu gehörigen Momente genau geprüft und dann erklärt: „Unter den vorliegenden Verhältnissen ist zu erwarten, dass wir durch die

Fußspur zu einem Ergebnisse kommen“ — so habe ich festgestellt: „Nach den gefundenen Bedingungen ist die bedingte Wahrscheinlichkeit für positives Resultat eine große.“ Beide Aussprüche können richtig sein, falsch wäre es nur, wenn ich beide vereine und sage: „Die Bedingungen für ein Ergebnis sind im vorliegenden Falle zwar sehr günstige, aber im Allgemeinen kriegt man durch Fußspuren sehr selten etwas Brauchbares los, also ist auch hier die Wahrscheinlichkeit eine geringe“; falsch wäre dies deshalb, weil die wenigen günstigen Resultate (wie es im vorliegenden Falle sein könnte) gegenüber den vielen ungünstigen schon in Rechnung gezogen wurden und weil sie beim Zustandekommen des ausgerechneten Percentsatzes schon gewirkt haben, so dass sie nicht nochmals verwertet werden dürfen.

Solche Fehler werden besonders oft zum Nachtheil des Beschuldigten gemacht. Wenn wir z. B. sagen: So wie der ganze Diebstahl begangen wurde, spricht große Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Thäter ein geübter, oft abgestrafter Dieb war (also bedingte Wahrscheinlichkeit). Weiters aber (unbedingte Wahrscheinlichkeit): Es ist eine bekannte Thatsache, dass oft bestrafte Diebe mit großer Wahrscheinlichkeit wieder stehlen, wir haben also zwei Gründe zur Annahme, dass der X, bei welchem beide Umstände zutreffen, der Thäter war. In Wirklichkeit haben wir es aber nur mit einer und derselben Wahrscheinlichkeit zu thun, die nur zweifach in Anrechnung gebracht wurde. Solche Schlüsse sind nicht allzu gefährlich, da ihre Unrichtigkeit offen zu Tage liegt, wo diese aber versteckter ist, da kann gerade mit dem so schwer fassbaren Dinge der Wahrscheinlichkeit großes Unheil angerichtet werden. — Eine weitere Unterabtheilung, die viel zur Klärung beitragen kann, gibt uns Kirchmann; er unterscheidet:

1. Gemeine Wahrscheinlichkeit, die sich auf die Ursachen oder auf die Folgen eines einzelnen, noch ungewissen Ereignisses stützt und daraus die Wahrscheinlichkeit desselben ableitet. Als Beispiel des Stützens auf die Ursachen wird die gesammte Wetterprophezeiung, als Beispiel des Stützens auf die Folgen ein Ausspruch von Aristoteles angeführt: Weil wir die Sterne sich drehen sehen, muss die Erde stille stehen. Darauf beruhen namentlich zwei Wissenschaften: Die Geschichte und die Rechtswissenschaft (soll richtig heißen: Die Ausübung und Anwendung der (Straf-) Rechtswissenschaft): Mittheilungen von Menschen werden da wie

dort benützt; diese (d. h. die Mittheilungen von Erlebtem) sind Folgen (d. h. des Erlebten) und daraus schließt man auf das Geschehene als Ursache.

2. Inductive Wahrscheinlichkeit: Einzelne Ereignisse, die wahr sein müssen, bilden die Grundlage, und der Schluss geht auf giltiges Allgemeine; (besonders verwendet in den Naturwissenschaften, z. B. bei der Bacillenerkrankung x finden wir die Erscheinung a, bei der Bacillenerkrankung y und z finden wir auch die Erscheinung a, es ist also wahrscheinlich, dass alle Bacillenerkrankungen diese Erscheinung a zeigen).

3. Mathematische Wahrscheinlichkeit. Sie schließt, das A ist entweder mit B oder C oder D verbunden, und fragt, wie groß ist die Wahrscheinlichkeit? Z. B., die Niederkunft einer Frau ist entweder mit einer Knabengeburt oder einer Mädchengeburt verbunden: also die Wahrscheinlichkeit, dass ein Knabe zur Welt kommt, etwa ein halb. — Von diesen Arten der Wahrscheinlichkeit sind die beiden ersten für uns von gleich großer Wichtigkeit, die dritte kann eine solche selten finden, weil uns die arithmetischen Nachweise fehlen, übrigens auch nicht viel nützen, weil die Wahrscheinlichkeit für uns nur vorübergehenden Wert hat und das Stadium ihrer Wichtigkeit längst überwunden wäre, bis es zu einer endlichen Ausrechnung gekommen wäre. Von dieser Art ist auch nur die Rede, wenn Mill sagt: „Vor Anwendung einer Wahrscheinlichkeitsrechnung müssen wir vor Allem das Erforderliche wissen, d. h. die Kenntnis der relativen Häufigkeit, womit die verschiedenen Ereignisse vorkommen, zu erlangen suchen und uns über die Ursachen der Ereignisse klar werden. Wenn die Tabellen zeigen, dass von 100 Menschen durchschnittlich fünf 70 Jahre alt werden, so ist der Schluss giltig, weil dies das existierende Verhältnis zwischen den Ursachen ist, die das Leben verlängern oder verkürzen.“

Eine weitere, ziemlich selbstverständliche Trennung nimmt Cournot vor, indem er die subjective Wahrscheinlichkeit von der den Ereignissen als solchen zukommenden Möglichkeit trennt. Das letztere, das Objektive, legt v. Kries mit einem Beispiele dar:

„Wird mit einem regelmäßigen Würfel geworfen, so wird in den weitaus meisten Fällen dasselbe Verhältnis herauskommen, was den Gedanken nahe legt, dass hier ein objectiv giltiges Verhältnis nachweisbar sein müsse. Dies geht schon daraus hervor, dass sich

das Verhältnis ändert, wenn der Würfel unregelmäßig ist.“ — Wie wir uns das „objectiv giltige Verhältnis“, also gewissermaßen eine Substanziierung der Wahrscheinlichkeit denken sollen, bleibt natürlich ebenso unklar, wie die regelmäßigen Ergebnisse der Statistik überhaupt, und es sei dahingestellt, ob etwas gewonnen wird, wenn die Art der Berechnungen angegriffen wird; v. Kries sagt:

Die Mathematiker haben bei Aufstellung der Regeln der Wahrscheinlichkeit jede Reihe von gleichartigen Fällen, welche zum Theil einen, zum Theil einen anderen Verlauf nehmen, der Wahrscheinlichkeitsrechnung so unterworfen, als ob die Constanz allgemeiner Bedingungen, die Unabhängigkeit und Chancengleichheit der Einzelfälle durchaus feststände. Demgemäß finden wir hier ganz bestimmte einfache Regeln, nach welchen aus der Häufigkeit eines Erfolges in bisher beobachteten Fällen „die Wahrscheinlichkeit“ desselben in einem derartigen Falle und daraus sodann die Wahrscheinlichkeit für das Verhalten gleichartiger Fälle abzuleiten ist. Diese Regeln werden ohne jede Einschränkung aufgestellt. Dies ist nicht ungenauer Ausdruck, sondern es wird die allgemeine Anwendbarkeit der Regeln hervorgehoben und das Verfahren in Fällen angewendet, wo die Voraussetzungen nicht zutreffen. So kommen ganz illusorische Resultate, z. B., bei Sterblichkeitsverhältnissen, Zeugenaussagen und richterlichen Entscheidungen. Das geht nicht nach dem Schema des gewöhnlichen Zufallspieles. Dieses „schulmäßige“ Verfahren hätte nur Geltung, wenn die Constanz der allgemeinen Bedingungen als sicher anzunehmen wäre.

Selbstverständlich gilt dies nur von der unbedingten Wahrscheinlichkeit, die auf unsere praktischen Arbeiten nur selten und da nur beiläufigen Einfluss haben kann. Denn wenn ich auch noch so gut weiß, dass uns die Statistik lehrt, es werde jeder $x$te als Zeuge vernommene Mensch wegen falscher gerichtlicher Aussage bestraft, so werde ich doch nicht etwa Angst bekommen, wenn der $x$te von mir vernommene Zeuge herannaht, da dieser nun mit größter Wahrscheinlichkeit falsch aussagen wird. In solchen Fällen lassen wir uns natürlich nicht beirren, aber bei nicht klaren Ereignissen vergessen wir doch manchmal, dass sich die Wahrscheinlichkeiten nur aus sehr großen Zahlenreihen berechnen lassen, in welchen die Erlebnisse des Einzelnen verschwinden.

Gleichwohl üben aber die Zahlen und Zahlenverhältnisse im Punkte der Wahrscheinlichkeit großen Einfluss auf Jeden, und zwar

so sehr, dass wir uns in der That hüten müssen, in dieser Richtung zu weit zu gehen. Stuart Mill gibt uns hiefür das Beispiel mit dem gefallenen Franzosen; wenn ein Regiment, welches aus 999 Engländern und einem Franzosen besteht, angegriffen wurde und einen Mann Verlust hatte, so würde Niemand die Meldung glauben, wenn es hieße, es sei gerade dieser eine Mann der einzige Franzose gewesen. Kant sagt ganz bezeichnend: „Wenn Jemand durch seinen Diener dem Arzt 9 Ducaten senden würde, so nähme der Arzt doch gewiss an, dass der Diener einen Ducaten verloren oder veruntreut hat.“ Das sind allerdings nur Wahrscheinlichkeiten, die sich auf Gewohnheiten beziehen: man wird annehmen, dass ein Sacktuch verloren wurde, wenn Einer blos deren 11 beisammen hat, man würde sich sehr wundern, wenn der Arzt verordnete: „Alle $^5/_4$ Stunden einen Esslöffel voll“, oder wenn eine Stelle mit 2437 fl. jährlichem Gehalt ausgeschrieben wäre, und wenn wir auf dem Gymnasium algebraische Rechnungen zu lösen hatten, so nahmen wir immer mit Bestimmtheit an, dass wir richtig gerechnet haben, wenn ein „recht hübsches“ Resultat, z. B. $a^2 + b^2$ oder etwas Aehnliches, zum Vorschein kam.

Aber gerade so, wie wir voraussetzen, dass dort, wo menschliche Willkür maßgebend war, regelmäßige Formen zum Vorschein kommen, ebenso steigen uns wieder Zweifel auf, wenn dort, wo Zufall, Naturgesetz oder Zusammenwirkung von Menschen ohne Verabredung maßgebend war, ebenfalls Regelmäßigkeit zu Tage tritt. Wenn ich Jemanden zufällig zusammengekommene Gegenstände zählen lasse, und er meldet mir die Zahl 100, so werde ich ihn wahrscheinlich nochmal zählen lassen, ich werde mich wundern, wenn Jemand erzählt, seine Sammlung enthalte genau 1000 Stücke, und wenn Jemand eine Entfernung mit 300 Schritten angibt, so werde ich annehmen, er habe nur beiläufig geschätzt, nicht aber die Schritte gezählt. Das wissen Leute sehr gut, die es mit der Wahrheit nicht genau nehmen oder die das von ihnen Behauptete gerne mit dem höchstmöglichen Scheine von Richtigkeit ausstatten möchten, und deshalb besonders bei Zahlenangaben recht unregelmäßige Zahlen, z. B. 1739, $^7/_8$, 3·25%, in Anwendung bringen, ja, ich kenne die Geschichte einer Abstimmung von Geschwornen, wo selbst das Stimmenverhältnis „wahrscheinlich“ gemacht werden musste; dieselbe Geschwornenbank hatte an einem Tage drei kleine Fälle zu erledigen; beim ersten war das Stimmenverhältnis 8 Ja,

4 Nein, beim zweiten Fall dasselbe Verhältnis, und als beim dritten Falle die Stimmen wieder mit 8 Ja, 4 Nein abgegeben wurden, erklärte der Obmann, dass ein Geschworner „umstimmen“ müsse, denn „dreimal dasselbe Stimmenverhältnis, sehe zu unwahrscheinlich aus.“ — Wollen wir den Grund wissen, warum wir in solchen Fällen der Unregelmäßigkeit mehr traueu, so liegt dieser wieder in der Erfahrungsthatsache, dass die Natur bei aller wunderbaren Gesetzmäßigkeit im Großen sich — vielleicht teleologisch genommen — im Kleinen volle Freiheit und daher Unregelmäßigkeit wahren musste. Deswegen erwarten wir, wie Stuart Mill genauer ausführt, in der Natur keine Gleichförmigkeit, wir erwarten nicht, dass das nächste Jahr dieselbe Tagesfolge haben wird, wie das heurige, und wenn eine, bisher auffallende Regelmäßigkeit durch ein neues Beispiel unterbrochen wird, so wundern wir uns keineswegs. Einmal nahm man an, dass alle Menschen weiß oder schwarz sind, bis man in Amerika rothe Menschen fand. Gerade solche Fragen bringen uns aber die größten Schwierigkeiten, weil wir die Grenzen der Naturgesetze nicht kennen. Wir zweifeln z. B. gewiss nicht, dass alle Körper auf der Erde schwer sind, und wenn wir auf die unentdeckteste Insel unseres Planeten kommen, so wird auch dort diesfalls keine Ausnahme sein, und alle Körper werden dort und überall schwer sein. Dass es aber irgendwo rothbraune Menschen geben könne, musste man auch vor der Entdeckung von Amerika theoretisch als möglich zugeben. Wo liegt denn der Unterschied zwischen dem Satze „Alle Körper sind schwer“ und „Alle Menschen sind weiß oder schwarz“? Man sagt rundweg: „Ersteres ist ein Naturgesetz, Letzteres nicht“ — warum denn nicht? Könnte denn nicht die Organisation der Menschen so sein, dass nach ganz bestimmten Naturgesetzen mit derselben die rothe Farbe unmöglich ist? Was wissen wir denn Genaues über Pigmentbildung? Hat schon Jemand ein grünes Pferd gesehen? Ist dies Zufall, dass man noch keines sah, wird man vielleicht im innersten Afrika grüne Pferde entdecken? Wird vielleicht Jemand durch Kreuzungen, besondere Fütterung oder andere Experimente künstlich grüne Pferde züchten? Oder ist es einem, uns unbekannten, aber unverrückbaren Naturgesetz zuwiderlaufend, dass es je grüne Pferde geben kann? Vielleicht hat Jemand morgen ein grünes Pferd, vielleicht ist dies aber naturgesetzlich so unmöglich, wie, dass Wasser bergan läuft. Gäbe es den capischen Goldmaulwurf nicht,

das einzige Säugethier der Erde, welches metallisch schillert (wie es ja bei Vögeln, Reptilien, Fischen, Insecten u. s. w. oft vorkommt), so hätte gewiss mancher Forscher genau bewiesen, warum Metallschimmer und sonstiges Wesen der Säugethiere naturgesetzlich unvereinbar sind.

Zu wissen, ob etwas Naturgesetz ist oder nicht, hängt immer vom Grade und dem Stande unserer augenblicklichen Erkenntnis ab, und deshalb werden wir dies im Allgemeinen nie behaupten können; das Einzige, was uns zusteht, kann nur ein möglichst genaues Aufmerken sein, welche Wahrscheinlichkeit für die volle Kenntnis aller möglichen Fälle, und welche Wahrscheinlichkeit für das Entdecken von Ausnahmen vorliegt. Bacon nannte die Feststellung von sicheren Annahmen: das Aufzählen, ohne dass sich ein widerstreitender Fall ergäbe — wie dieses Aufzählen aber geschieht, das ist für uns das Maßgebende. Der ungebildete Geist nimmt die Thatsachen, wie sie sich ergeben, ohne sich die Mühe zu nehmen, nach Anderem zu suchen — der Gebildete sucht erst die Thatsachen, die er zur Begründung seiner Schlüsse braucht. „Was sich," sagt Mill, „als wahr und in keinem Fall als falsch erwies, kann man so lange mit Zuversicht für universal halten, als sich nicht eine zweifelhafte Ausnahme darbietet, und wenn die Natur des Falles derart ist, dass eine wirkliche Ausnahme unserer Beobachtung nicht leicht entgehen konnte."

Hiemit ist für uns die Erwägung vorgezeichnet, wie wir derartige fremde Mittheilungen zu verwerten haben, auf die wir so oft angewiesen sind; wir hören: „Das sei immer so, folglich könne es auch hier so angenommen werden." Sofortige Uebernahme dieser Feststellung wäre ebenso unvorsichtig, wie ein fortwährendes Zweifeln aller Förderung störend entgegenstünde; das einzig Richtige ist, vorerst die maßgebenden Momente zu prüfen und festzustellen, wer die Zählung dieses „immer" vorgenommen hat, welche Zahl er unter dem „immer" versteht, und welche Vorsichten angewendet wurden, um sich keine Ausnahme entgehen zu lassen. In dieser Prüfung ist die eigentliche Arbeit der Verwertung gelegen, wir wollen ja nicht mit einem einzigen Schlage die Wahrheit erreichen, wir wollen nur uns ihr nähern, der Schritt muss aber gewiss zu machen sein, und wir müssen auch seine Größe kennen, um zu wissen, um wie viel wir uns durch ihn der Wahrheit genähert haben, und das erfahren wir erst, wenn wir

prüfen, wer den Schritt gemacht hat, und wie dies geschehen ist. Auch für uns gilt Goethe's [1]) unvergängliches Wort: „Der Mensch ist nicht geboren, das Problem der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, um sich dann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten."

Unser großer Fehler in den Untersuchungen und Urtheilen liegt so oft darin, dass wir den einzelnen Momenten zu viel Wert beimessen und mit ihnen allein „das Problem lösen" wollen, oder aber, dass wir es nicht wagen, ein bestimmtes Moment genügend auszunützen. Das Letztere ist häufig jene Unentschiedenheit im Handeln, von der Stuart Mill sagt, sie sei dann, wenn voller Beweis mangelt, oft wissenschaftlichen Geistern zu eigen, sie mache aber zu praktischen Geschäften unfähig; häufig ist sie aber auch die Folge des Nichtverwertens von Gegebenem, blos weil man vergisst oder dazu zu träge ist, die Momente, auf welchen das Gebotene aufruht, zu prüfen. Hier richtig vorzugehen ist namentlich dort nöthig, wo gewisse processuale Vornahmen geschehen sollen, zu denen ein bestimmter Grad von Wahrscheinlichkeit berechtigt und wo Gewissheit nicht gefordert wird (Einleitung von Voruntersuchung, Haftnahme, Haussuchung u. s. w.). Wie viel an Wahrscheinlichkeit zu solchen Vornahmen gefordert wird, sagt kein Gesetz, weil es dies unmöglich sagen kann, gewiss ist es aber nicht unrichtig, wenn man sich hiebei an die knappe Bedeutung des Wortes hält: Die Sache muss wahr scheinen, nicht als wahr bewiesen sein, aber den Schein von Wahrheit haben, das heißt, es darf nichts vorliegen, was diesen Schein zerstört, oder wie sich Hume ausdrückt: „Wenn uns Gründe veranlassen, früheren Erfahrungen zu vertrauen und sie zum Maßstab unseres Urtheiles für Kommendes zu nehmen, so können diese Gründe Wahrscheinlichkeit haben."

Wenn wir noch fragen, welche Stellung die Wahrscheinlichkeit in den positiven Bestimmungen moderner Strafprocessordnungen einnimmt, so werden wir sagen müssen, dass dieselbe keineswegs eine unbedeutende ist. Wenn das Gesetz eine bestimmte Zahl von Geschwornen oder Richtern normierte, so gieng es von der Wahrscheinlichkeit aus, dass diese Zahl zur Findung der Wahrheit die genügende ist; das System der ganzen Anklage stellt diese

[1]) Goethe, „Eckermann's Gespräche", 15. Oct. 1826.

als Fixierung der Wahrscheinlichkeit dar, dass der Angeklagte der Thäter sei, und die Idee der Verjährung nimmt es als wahrscheinlich an, dass nach Verfließung einer bestimmten Zeit der Strafzweck illusorisch, die Strafverfolgung unsicher und schwierig sei. Das Institut der Sachverständigen beruht auf der Wahrscheinlichkeit, dass sich dieselben nicht irren, die Haftgründe im Vorverfahren auf der Wahrscheinlichkeit, dass der Beschuldigte durchgeht, sich verabredet, die That wiederholt u. s. w., der Zeugeneid auf der Wahrscheinlichkeit, dass der Zeuge unter Eid die Wahrheit sicherer sagt u. s. w.

Aber nicht blos mit Wahrscheinlichkeiten rechnet der moderne Strafprocess, sondern auch mit Möglichkeiten und zwar in vielfacher Beziehung. Aller Instanzenzug hat die Möglichkeit unrichtiger Urtheile als Grundlage, die Ausschließung gewisser Gerichtspersonen geht davon aus, dass Befangenheit, oder wenigstens der Verdacht derselben möglich wäre; die Oeffentlichkeit der Verhandlungen soll die Möglichkeit von Unrichtigkeiten verhindern, die Wiederaufnahme geht von der Möglichkeit aus, dass auch rechtskräftige Urtheile falsch sein können, und das Institut der Vertheidiger wieder von der Möglichkeit, dass jemandem nicht Beschützten Unrecht widerfahren könne; alle Förmlichkeiten gerichtlicher Acte nehmen die Möglichkeit an, dass ohne ihnen Unzukömmlichkeiten unterlaufen könnten, und das Institut der Beschlagnahme von Briefen und Sendungen kann auch nur die Möglichkeit behaupten, dass dieselben Bedenkliches enthalten u. s. w.

Wenn aber die positiven Bestimmungen der Gesetze sich mit Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit in großen und wichtigen Fragen befassen, so sind diese gewiss überhaupt für uns von Bedeutung.

Zu berühren wäre noch die Frage, was man unter „Regel“ versteht, und wie sich dieselbe zur Wahrscheinlichkeit verhält. Wissenschaftlich heißt Regel das Gesetz im subjectiven Sinne und ist gleichbedeutend mit der Richtschnur für das eigene Verfahren, weshalb es nur Regeln der Kunst und der Moral, aber keine Naturregeln gibt. Dem Sprachgebrauch entspricht diese Auffassung nicht; wir sagen: „In der Regel hagelt es nur bei Tage, ausnahmsweise auch bei Nacht“; „Die Regel für das Vorkommen der Walfische geht dahin, dass sie in den arktischen Meeren leben“; „Eine all-

gemeine Regel lautet, dass sich Körper, die überhaupt im Wasser löslich sind, sich in heißem Wasser besser lösen als im kalten, nur das Kochsalz löst sich im kalten und heißen Wasser gleich gut". So sagen auch wir: „Der Mörder ist in der Regel ein unbestrafter Mensch"; „Es ist eine Regel, dass der Raufer kein Dieb ist, und umgekehrt"; „Der Falschspieler ist regelmäßig ein begabter Mensch" u. s. w., so dass wir sagen können, Regelmäßigkeit ist gleichbedeutend mit dem „Gewöhnlichvorkommen" und: „was als Regel gilt, dürfen wir als Wahrscheinlichkeit erwarten", d. h., wenn man sagt: Dies und Jenes gilt als Regel, so dürfen wir annehmen, dass es sich auch diesmal wiederholen wird. Mehr zu erwarten ist unzulässig, es geschieht aber so häufig, dass wir die Ausnahmen zulassende Regel mit dem bedingungslosen Naturgesetz verwechseln; dies geschieht besonders häufig, wenn man sich in die „regelmäßigen Erscheinungen", die wir selbst machen, sozusagen verrannt hat und annimmt, es müsse Etwas sich immer gleich entwickeln, weil man es einige Dutzend Male so gesehen hat, oder, und das ist besonders häufig, wenn wir Erscheinungen aus anderen Disciplinen als häufig oder regelmäßig haben schildern gehört, und dies dann als Naturgesetz ansehen. Zum Theile haben wir die Sache damals nicht vollständig oder nicht als allgemein giltig schildern gehört, oder aber die Sache ist längst anders geworden. Lotze [1]) hat vor fast einem halben Jahrhundert (in der Vorrede) gesagt, er habe längst heimlich die statistische Bemerkung gemacht, dass die großen positiven Entdeckungen der exacten Physiologie eine durchschnittliche Lebensdauer von etwa vier Jahren haben. Mit diesem bemerkenswerten Ausspruche ist gesagt, dass die „großen, positiven Entdeckungen" als Naturgesetze aufgestellt wurden, während sie sich später höchstens als regelmäßige Erscheinungen herausstellten, die keinen Anspruch auf allgemeine Giltigkeit haben. Was aber Lotze hier von der Physiologie behauptete, die ihm gerade am nächsten lag, das darf von sehr vielen anderen Wissenschaften behauptet werden, und ich möchte es nicht als ganz gewiss aussprechen, dass wohl alle großen Entdeckungen der Medicin, auch der gerichtlichen Medicin, ein Mindestalter von vier Jahren erreichen. Damit sei nur davor gewarnt, Allem, was den bedeutsamen Namen „Regel" trägt, zu

[1]) Dr. Rudolf Hermann Lotze, „Medicinische Psychologie", Leipzig 1852.

viel zu trauen — zum Theile der falsche Sprachgebrauch, zum Theile die so bequeme Anlehnung an eine Regel haben uns da zu weit geführt. Das Schwankende und Unverlässliche des Begriffes der Regel zeigt uns am besten das Sprichwort, das z. B. behauptet: „Dreimal Missbrauch gibt eine Regel", oder: „Viele Dummheiten zusammen geben eine goldene Lebensregel", oder „Die Ausnahme von heute ist oft die Regel von morgen", oder der bekannte classische Vexierschluss: „Der Satz, ‚Keine Regel ohne Ausnahme' ist eine Regel ohne Ausnahme, daher gibt es eine Regel ohne Ausnahme."

Eine weitere Erklärung für die Unsicherheit der Regel liegt in ihrer Entstehung aus dem Generalisieren. Wir dürfen erst generalisieren, sagt Schiel,[1]) bis wir nachgewiesen haben, dass, wenn es in der Natur Fälle gäbe, die unserer Generalisation widersprechen, wir davon Kenntnis haben müssten. Für das praktische Leben sind annähernde Generalisationen oft die einzige Richtschnur. Die Gesetze der Naturerscheinungen sind für den täglichen Gebrauch zu sehr mit Bedingungen beladen, die Fälle zu verwickelt, die Entscheidungen zu rasch zu treffen, um die Existenz einer Erscheinung durch ihre wissenschaftlichen Merkmale bestimmen zu können. Unsere Zeit generalisiert überhaupt zu viel, es wird zu wenig beobachtet und zu schnell abstrahiert, die Ereignisse spielen sich rasch ab, Beispiele ergeben sich in Menge, und wenn sie gleichförmig auftreten, so drängen sie zum Generalisieren, erzwingen eine Regel, die Ausnahmen, die unendlich häufiger sind, bleiben unbeachtet und so führt die einmal bestehende Regel zu ebenso häufigen Irrthümern.

g) Zufall.

Die psychologische Bedeutung dessen, was wir Zufall nennen, liegt in der Formierung des Begriffes desselben und in dem Grade des Einflusses, den wir dem Zufall in unserem Denken gestatten. Was Jemand im Allgemeinen und wieder im einzelnen Falle Zufall nennt, und wie er sich das Entstehen und das Wirken desselben denkt, das wird in der Gestaltung des Falles immer große Wirkung ausüben; mit fortschreitenden Kenntnissen mehren sich die Gesetze und vermindern sich die Zufälligkeiten, dies gilt bei der Menschheit

[1]) J. Schiel, „Inductive Forschung".

im Allgemeinen und bei jedem Einzelnen. Wir sprechen von Zufall, wenn sich Ereignisse kreuzen, welche zwar jedes für sich von ganz bestimmten, zwingenden Gesetzen bedingt waren, wo uns aber jenes Gesetz unbekannt ist, welches diese Ereignisse zusammentreffen ließ. Wenn man z. B. wahrnimmt, dass dort, wo viel Schnee ist, die meisten Thiere weiß sind, so darf man gewiss nicht von gesetzlos eingetretenen Ereignissen sprechen, denn dass irgendwo, also im hohen Norden und auf hohen Bergen viel Schnee fällt und dass er dort lange liegen bleibt, das entwickelt sich vollkommen sicher nach besonderen Naturgesetzen, und welche Farbe ein Thier hat, entwickelt sich auch nach ebenso sicheren Gesetzen — dass aber diese beiden gesetzmäßig entwickelten Thatsachen zusammentreffen, das erfordert ein drittes Gesetz oder, besser gesagt, eine dritte Gruppe von Gesetzen, die, vor einiger Zeit unbekannt, heute jedem halbwegs Gebildeten geläufig ist.

Für uns ist der Zufall und seine Bewertung von der allergrößten Wichtigkeit, da nicht blos beim zusammengesetzten Beweis, sondern fast bei jedem Verdachtsgrund die Frage zur Erörterung kommt, ob zwischen der That und dem Verdächtigten durch das Moment des Verdachtsgrundes ursächlicher Zusammenhang hergestellt wird, oder ob die Verbindung nur eine zufällige ist. „Unglückseliges Zusammentreffen von Umständen“ — „Verhängnisvolle Verknüpfung von Thatsachen“ — „Seltsame Häufung von Verdachtsgründen“ nennt man es, in Wahrheit war es aber Zufall, den man irriger Weise für Causalität hielt. In der Erkenntnis des Unterschiedes beider liegt das Schicksal der meisten Beweise und Processe, und wer in der Wahrnehmung dessen, was Zufall ist, eine glückliche Hand besitzt, der hat auch die Processe in glücklicher Hand.

Ob es eine Lehre vom Zufall gibt? Ich glaube, eine directe Behandlung des Gegenstandes ist wegen der Unfassbarkeit und Unendlichkeit des Begriffes unmöglich; man kann sich der Frage des Zufalles nur nähern, wenn man in einer bestimmten Disciplin alle erdenklichen Zufälligkeiten erörtert, und durch Suchen nach bestimmten Gesetzen ihre Zahl einzuschränken sucht; außerdem ist die Kenntnis einer möglichst reichen Casuistik geeignet, einerseits die Häufigkeit zufälligen Zusammentreffens klarzustellen und anderseits wieder beim Aufsuchen von Gesetzmäßigkeiten behilflich zu sein. Geschrieben wurde ja genug über den Zufall, aber das Systematische darüber konnte doch nur theoretische Erörterungen

geben; so behandelt die ausgezeichnete und orientierende Schrift von Windelband[1]) hauptsächlich Verhältnisse (Zufall und Ursache, Zufall und Gesetz, Zufall und Zweck, Zufall und Begriff), der größte Wert liegt aber in jenem Theil der Arbeit, der eine kritische Besprechung verschiedener Definitionen des Begriffes Zufall enthält. Wenn es auch keine Definition gibt, die uns das Wesen des Zufalles so gäbe, dass wir voll befriedigt wären, so ist die Zusammenstellung solcher Definitionen doch von Wert, weil jede mindestens eine Seite des Zufalls klarstellt und so diesem wichtigen Moment näher bringt. Wir wollen uns also auch darauf beschränken, eine Anzahl dieser und anderer Definitionen anzusehen:

Aristoteles sagt, das Zufällige geschehe παρὰ φύσιν, neben der Natur her;

Epikur, der die Welt durch reinen Zufall entstehen lässt, sagt, es geschehe τὰ μὲν ἀπὸ τύχης, τὰ δὲ παρ' ἡμῶν.

Spinoza:[2]) *Res aliqua nulla alia de causa contingens dicitur, nisi respectu defluctus nostrae cognitionis.*

Kant:[3]) Das Bedingte im Dasein überhaupt heißt zufällig, das Unbedingte nothwendig.

Humboldt:[4]) Zufällig erscheint dem Menschen (in der Planetenbildung), was er nicht genetisch zu erklären vermag.

Mill:[5]) Zufall nennt man, was man nicht auf ein Gesetz zurückführen kann.

Quetelet:[6]) Le mot hazard sert officieusement à voiler notre ignorence.

Buckle[7]) leitet die Vorstellung der Zufälligkeit aus dem nomadischen Leben der Völker ab, wo es nichts Festes und Geregeltes gab.

Trendelenburg:[8]) Zufall ist das, was auch anders oder gar nicht sein könnte — *quod potest non esse.*

Rosenkranz:[9]) Der Zufall ist eine Wirklichkeit, welche den Wert nur einer Möglichkeit hat.

---

[1]) Dr. Wilhelm Windelband, „Die Lehren vom Zufall", Berlin 1870.
[2]) Spinoza, „Ethik", I. prop. 33, schol. 1.
[3]) Im. Kant, „Kritik der Urtheilskraft", Königsberg 1790.
[4]) Alex. v. Humboldt, „Kosmos", Stuttgart 1850.
[5]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung".
[6]) L. A. Quételet, „sur la theorie des probabilités". Brüssel 1845.
[7]) H. Th. Buckle, „History of civilisation in England" (7. Auflage 1878).
[8]) Trendelenburg, „Logische Untersuchungen", II. Auflage.
[9]) Rosenkranz, „Wissenschaft der logischen Idee".

Fischer: [1]) Der Zufall ist das vereinzelte Factum.

Lotze: [2]) Zufällig bedeutet Alles, was nicht als Naturzweck gilt.

Windelband: [3]) Der Zufall besteht nach dem Sprachgebrauch in dem blos factischen, aber nicht nothwendigen Uebergang einer Möglichkeit in die Wirklichkeit; der Zufall ist die Negation der Nothwendigkeit; es ist ein Widerspruch, wenn man sagt: „Dies geschieht durch Zufall", da das Wort durch eine Verursachung ausdrückt.

Welche Lehre wir aus diesen Zusammenstellungen entnehmen können, ergibt sich von selbst: Das, was wir Zufall nennen, spielt in unseren Arbeiten die größte Rolle; davon, dass wir einen Vorgang oder, besser gesagt, das Zusammentreffen von Umständen als Zufall erkennen, hängt in den meisten Fällen der Ausgang des Processes ab, und das Unterscheiden von Zufall und Gesetz hängt ab von der Menge der Kenntnisse, die man überhaupt von den Vorgängen im Leben hat; die Verwertung der Kenntnisse im einzelnen Fall geschieht aber in der Weise, dass man in der Reihe der einzelnen festgestellten Momente, die einen Beweis darstellen sollen, das verbindende Glied, die Causalität zu finden trachtet, und das Erkennen der Verhältnisse dazu benützt, die Zufälligkeit in Gesetzmäßigkeit zu verwandeln, oder aber dort, wo das verbindende oder scheidende Gesetz dennoch nicht gefunden werden kann, in der Verwertung des Zusammentreffens auf das Vorsichtigste verfährt: *simul cum hoc non est propter hoc.*

h) Ueberreden und Erklären.

Die Frage, wie im Strafprocess eine Ueberzeugung entsteht, ist in mehrfacher Richtung von Bedeutung; nicht nur dass der Criminalist überzeugende Wahrheit schaffen soll, er sucht auch als Vorsitzender, als Staatsanwalt zu überzeugen, er will den Beschuldigten von der Richtigkeit der vorgebrachten Argumente, den Zeugen von seiner Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen, überzeugen, aber auch er selbst wird oft von einem Zeugen oder vom Beschuldigten selbst überzeugt — mit Recht und mit Unrecht.

[1]) K. Fischer, „Logik und Metaphysik", Stuttgart 1852.

[2]) R. H. Lotze, „Mikrokosmos", Leipzig 1856, 4. Auflage 1885—1888.

[3]) loc. cit.

Mittermaier [1]) nennt Ueberzeugung einen Zustand, in dem unser Für-wahr-halten auf völlig befriedigenden Gründen beruht, deren wir uns bewusst sind (über den Sinn dieses Ausdruckes: Weber, [2]) Jarke [3]) und Heinroth [4]) — zu dieser Ueberzeugung müssen wir aber kommen, und unsere Arbeit ist erst gelöst, wenn wir Ueberzeugendes geschaffen haben, das Suchen nach Wahrheit allein genügt nicht. Karl Gerock [5]) versichert allerdings: Kein philosophisches System beut uns die volle und fertige Wahrheit, aber eine Wahrheit gibt es für den Idealgesinnten doch, und statt mit Pilatus blasiert zu fragen: „Was ist Wahrheit" — hält er es mit dem tapferen Lessing, der das rastlose Forschen nach Wahrheit dem richtigen Besitz derselben vorzieht — aber gerade in diesen Worten ist der Unterschied zwischen der wissenschaftlichen Arbeit und der praktischen zum Ausdruck gebracht; die Wissenschaft kann sich mit dem Streben nach Wahrheit begnügen, wir müssen es zur Wahrheit selbst bringen: „Aus den Regeln der strengen oder approximativen Explication geht die universelle Wahrheit hervor: dass die Frage nach dem Ursprung nicht mehr des Räthselhaften enthält, als die nach den Merkmalen." (Taine. [6])

Wenn man sagen dürfte: Nur das Wahre überzeugt, so läge in der Sache nicht viel Schwieriges, und man könnte sich der Beruhigung hingeben, dass man nur dann von etwas überzeugt wird, wenn es richtig ist, so dass man den Dingen ruhig ihren Verlauf lassen kann. So ist es aber nicht; man sagte in der Statistik: „Zahlen beweisen", die Vorsichtigeren sagen aber heute schon: „Zahlen beweisen so, wie man sie stellt". So ist es nun im gemeinen Leben auch; man behauptete: „Thatsachen beweisen" — und auch da sagt der Vorsichtigere: „Thatsachen beweisen so, wie man sie stellt" — daher der Begriff der (sophistischen) Dialektik. Was und wie viel dies bedeutet, erkennt man am besten aus den eigenen Vorgängen, wenn man sich Thatsachen gruppiert und zu einem sicheren Schluss gelangt und dann aber das Gegentheil findet, wenn man dieselben Thatsachen anders zusammenstellt.

---

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise".
[2]) Weber im Arch. f. Criminalrecht VIII.
[3]) Jarke in Hitzig's Zeitschrift, Heft 19.
[4]) Heinroth daselbst Heft 42.
[5]) Karl Gerock, „Illusionen und Ideale", Stuttgart 1886.
[6]) H. Taine, „Der Verstand", deutsch von L. Siegfried, Bonn 1880.

Ganz dasselbe widerfährt uns, wenn wir die Sachen ehrlich und unbefangen betrachten, in zweifelhaften Processen jedesmal, so oft wir einen anderen Zeugen hören; freilich darf man hiebei nicht jenes „Ueberzeugen“ und „Ueberreden“ im Auge haben, welches mit Aufwand von vielen Worten in uns hinein arbeitet, sondern es genügt das mehr oder minder geschickte, absichtliche oder unabsichtliche, einfache oder complicierte Vorbringen von Thatsachen und Auffassungen, wodurch wir uns häufig hin und her bewegen, kurz gesagt: wenigstens für den Augenblick überzeugen lassen. Wie verschieden dies sein kann, beweist die Erfahrung:

„Die Naivität des ersten Blickes gewinnt oft der Gelehrsamkeit den Preis ab. Alles voreilige, absprechende Urtheilen verräth, wo es zur Gewohnheit wird, Oberflächlichkeit der Beobachtung, Impietät gegen die Eigenthümlichkeiten des Einzelnen. Kinder wissen so Vieles ganz bestimmt und gewiss, was der reife Mann zweifelnd betrachtet.“ (v. Volkmar.[1])

So wird uns oft das Einfachste gegeben und besticht uns durch die Art der Wiedergabe, durch die Person dessen, der es gesagt. Dass wir selbst in solchen Dingen, namentlich im Gruppieren mehr Uebung und Erfahrung besitzen, als unser gewöhnliches Materiale von Zeugen und Beschuldigten, ist begreiflich, und daraus ergibt sich die bedenkliche Thatsache, dass wir die Leute oft überreden.

Niemand wird behaupten, dass es einem Richter einfallen wird, einen Vernommenen zu irgend etwas zu bereden, das nicht seine innerste Ueberzeugung ist, aber wir wissen zu gut, wie oft wir uns vorerst selbst in eine Anschauung hineinreden, und nichts ist begreiflicher, als dass man dann diese für richtig gehaltene Auffassung auch bei dem Anderen sehen möchte. Ich glaube, dass der Criminalist von seiner, sagen wir Gewalt, in der Regel eine zu geringe Anschauung hat; jeder von uns hat klein und oftmals fehlend angefangen, durch Irrthümer und Mängel hat er sich weiter gearbeitet, und wenn er dann endlich auf halbwegs sicherem Boden angelangt ist, so haben ihn doch alles Fehlen und Irregehen dermaßen von der Unzulänglichkeit seines Wissens und Könnens überzeugt, dass er die Kenntnis, wie wenig er selbst weiß und kann, auch bei den Anderen, von ihm Vernommenen voraussetzt. Das ist aber merkwürdiger Weise nicht richtig, und alle Irrthümer,

[1]) Wilh. v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“, Cöthen 1875.

Grausamkeiten und Mängel der Justiz haben nicht vermocht, ihr das Ansehen zu nehmen, das sie im Volk besitzt. Mag sein, dass man den guten Willen, der ja von jeher vorausgesetzt werden durfte, für die Leistung gelten ließ, Thatsache ist es, dass der Laie beim Criminalisten in der Regel viel mehr Kenntnisse, Scharfsinn und Macht voraussetzt, als es der Wirklichkeit entsprechend wäre. Dann ist es aber auch begreiflich, dass ein vom Richter gesprochenes Wort mehr Gewicht hat, als ihm eigentlich zukommen sollte, und wenn dann erst wirkliche Ueberredung — selbstverständlich immer im besten Sinne des Wortes — angewendet wird, so muss dies Wirkung haben. Gewiss Jeder von uns hat mit Schrecken die Wahrnehmung gemacht, dass am Schlusse einer Vernehmung der Zeuge einfach die Meinung des Vernehmenden überkommen hat und, was das Schlimmste daran ist, dass dieser Zeuge auch noch glaubte, es sei dies in der That seine eigene Auffassung.

Der Vernehmende kennt die Sache in ihrem ganzen Zusammenhang schon besser, er weiß sich schöner auszudrücken, bringt hübsche Combinationen zu Wege, im Zeugen regt sich die Eitelkeit, es gefällt ihm, dass er selbst dies so trefflich vorgebracht hat und so adoptiert er mit Vergnügen die Meinung und Auffassung des Anderen, der eben in seinem Eifer zu weit gegangen ist. Deshalb ist die Gefahr bei Gebildeten geringer („Gebildete überzeugt, Ungebildete überredet man"), da diese sich ohnehin besser auszudrücken wissen, ebenso bei Frauen, da diese zu eigensinnig sind, um sich überreden zu lassen, aber bei der großen Mehrzahl ist die Gefahr eine sehr große, und deshalb kann es sich jeder Criminalist nicht oft genug gesagt sein lassen, wie nöthig es ist, dass er mit dem denkbar geringsten Aufwand von Eloquenz seinen Zeugen gegenüber auftritt.

Von besonderer Wichtigkeit ist die forense Beredsamkeit, deren Bedeutung sich vom Alterthum bis auf unsere Tage erhalten hat, ob mit Recht, ist eine andere Frage. Vor gelehrten Richtern dürfte das Reden des Staatsanwaltes und des Vertheidigers wohl von Niemandem für wichtig gehalten werden, und wenn man die Einzelnen darum frägt, ob sie jemals vom Ankläger oder seinem Gegner überzeugt oder umgestimmt wurden, so werden die bejahenden Antworten sehr gering an Zahl sein; ein gelehrter und erfahrener Richter, der bis zum Schlusse des Beweisverfahrens es zu keiner bestimmten Auffassung des Sachverhaltes gebracht hat,

der dürfte seinem Amte kaum gut vorstehen. Es mag ja sein, dass Ankläger oder Vertheidiger einen oder den anderen Verdachtsgrund nennen oder entkräften, an den das ganze Richtercollegium nicht gedacht hätte, oder dass noch auf einen Erschwerungs- oder Milderungsgrund aufmerksam gemacht wird — aber dies wird für die Hauptfrage doch gleichgiltig sein und wenn nicht, so würde es nur beweisen, dass entweder eine größere Zahl von Richtern nöthig wäre, oder aber, dass auch dann, wenn noch so viele Richter anwesend sind, das Eine oder Andere doch übersehen werden kann.

Ganz anders steht die Sache vor den Geschwornen; ist der Einfluss der Parteienvertreter vor gelehrten Richtern ein zu geringer, um ihre Existenz zu rechtfertigen, so ist er vor den Geschwornen ein viel zu großer. Wer sich die Mühe nimmt, jahrelang die Gesichter von Geschwornen während der Verhandlungen zu beobachten, kommt zur Ueberzeugung, dass die Reden von Staatsanwalt und Vertheidiger das Wichtigste im Process wird, dass sie den unverhältnismäßig größten Theil der Aufmerksamkeit der Geschwornen in Anspruch nehmen und dass die Frage um Schuld oder Nichtschuld sich nicht um Zahl und Gewicht der Beweise, sondern um die mehr oder weniger geschickte Verwertung derselben dreht. Dies soll kein Vorwurf für die Geschwornen, sondern für Jene sein, die von ihnen verlangen, was sie nicht leisten können; man mache es sich nur erst einmal klar, wie schwierig die Vorführung einer Verhandlung ist. Die Leitung einer Schwurgerichtsverhandlung an sich ist gewiss keine Kunst, und im Vergleiche zu anderen, vom Criminalisten geforderten Leistungen vielleicht erst in dritter und vierter Linie zu nennen; schwierig ist nur der Aufbau, die chronologische Reihe der Vorführung der Beweise oder kurz gesagt: das Ordnen des Actes. Ist der Act gut gelegt, baut sich alles logisch und psychologisch gut auf, so wird auch die Verhandlung gut geleitet, diese Ordnung aber richtig zu machen, ist ein großes und wahrhaftiges Kunststück. Dann gibt es aber nur zwei Möglichkeiten: ist das Kunststück nicht gemacht, ist der Aufbau, die Anordnung nichts nütze, dann läuft die Verhandlung spießig, unlogisch und unverständlich ab, und die Geschwornen können die Sache gewiss nicht begreifen. Ist das Kunststück aber gemacht, dann erfordert es, wie jede Kunst, Vorstudien und Verständnis, um es begreifen zu können, dies haben die Geschwornen aber nicht, und so geht das schönste Kunststück wirkungslos an ihnen vor-

über, sie müssen nun, um zu retten, was zu retten ist, ihre Aufmerksamkeit auf die Reden der Parteienvertreter versammeln, die ihnen das Gebrachte möglichst denkgerecht vorführen und Schuldig oder Nichtschuldig dringt zum Siege, je nachdem, wessen Vertreter der Klügere war. „Die Beredsamkeit auf ihrer Höhe," sagt Hume, „lässt wenig Raum für Verstand und Ueberlegung; sie wendet sich ganz an die Phantasie und die Affecte, nimmt die gutwilligen Zuhörer gefangen und überwältigt ihren Verstand. Glücklicher Weise wird diese Höhe selten erreicht." Allerdings, „diese Höhe", welche auch den Kenner der Sache überwältigt, wird immer selten sein, aber die Geschwornen sind keine Kenner, und so geschehen „Ueberwältigungen" auch bei Proben von Beredsamkeit, die auf gar keiner Höhe stehen, und darin liegt die übergroße Gefahr.

Die einzige Abhilfe könnte darin gesucht werden, dass der Vorsitzende während der Reden der Parteienvertreter nicht als Jurist, sondern nur als Psychologe mit ängstlicher und gespanntester Aufmerksamkeit die Gesichter der Geschwornen studiert und jeden ungebührlichen und der Sachlage nicht entsprechenden Einfluss der Reden wahrnimmt, um dann den entsprechenden Gegeneinfluss zu nehmen und die Leute auf den richtigen Standpunkt zurückzubringen. Wer das vermag, verdient allerdings die höchste Bewunderung, aber ein solcher Vorgang wäre wieder processual nicht recht einzuschachteln.

Studiert wird Beredsamkeit heute kaum mehr, wer es aber empirisch darin doch zu etwas gebracht hat, der ist schließlich fast instinktmäßig auf dieselben Tricks gekommen, welche die Theorie lehrt. Diese muss man aber kennen, wenn man ihnen wirksam begegnen will, weshalb das Studium betreffender Autoren nicht genug empfohlen werden kann. Abgesehen von den noch immer größten des Alterthums, namentlich Aristoteles und Cicero, sind der alte (aber treffliche) Ernesti, [1]) Schott, [2]) Ortloff, [3]) Wackernagel, [4]) und von fremden Blair [5]) und Chaignet [6]) zu nennen.

---

[1]) Johann August Ernesti, „*Initia rhetorica*", Leipzig 1850.

[2]) Schott „Theorie der Beredsamkeit", Leipzig 1828.

[3]) Hermann Friedrich Ortloff, „Die gerichtliche Redekunst", Neuw. 1887.

[4]) W. Wackernagel, „Poetik, Rhetorik und Stilistik", Halle 1888.

[5]) Hugh Blair, „Lectures on rhetoric u. s. w.", 1783, deutsch v. Schreiter, Liegn. 1785.

[6]) Anthelme Edouard Chaignet, „la Rhétorique et son histoire", Paris 1888.

i) Schluss und Urtheil.

In certis fortiter, in dubiis prudenter.

Wir wollen hier nicht vom Urtheil im processualen Sinne, sondern vom Urtheilen als Denkthätigkeit sprechen, so wie es beim Construieren einer Wahrnehmung vorkommt. Wir selbst ziehen — wenn wir nur unsere Thätigkeit als Criminalisten im Auge haben — beim einfachsten Falle unzählige Schlüsse, und jeder von uns Vernommene bringt ebenso viele Schlüsse vor, von deren Richtigkeit wieder die Richtigkeit unserer weiteren und ganzen Arbeit abhängt. Ich habe schon einmal [1]) ausgeführt, wie unendlich viel im gemeinen Leben und im Strafverfahren als einfache und widerspruchslose „Sinneswahrnehmung" passiert, obwohl Alles nur ein oft sehr complicierter Gang von Schlüssen ist, bei welch' jedem ein logischer Fehler begangen worden sein kann, wenn schon die Wahrnehmung selbst richtig gewesen sein soll. Wie oft sich die angebliche Sinneswahrnehmung in einen Schluss verwandelt, wenn man genauer fragt, ist um so merkwürdiger, als unaufgefordert eine Mehrleistung — die Denkarbeit des Schließens — geleistet wird, was dem allgemeinen und sonst immer geltenden Gesetze von der Trägheit widerspricht. Vielleicht auch nicht, denn ein rascher Schluss aus ungenügenden Prämissen ist vielleicht doch bequemer, als genaueres Zusehen und Forschen. Dieses rasche Schließen geht herab bis in die allerunbedeutendsten Kleinigkeiten, oft kommen wir im Verlaufe einer Vernehmung (oder deren Wiederholung) dahinter, dass nur geschlossen wurde, und dann haben wir nur einen Theil der Arbeit umsonst gemacht; manchmal entdecken wir dies auch nicht, und dann ist das Ergebnis falsch und der Grund wird am seltensten in einer kleinen Irrung im Schließen gesucht: Zeuge hat dort eine Uhr gesehen, in Wirklichkeit hat er ein Geräusch gehört, das er für Uhrticken hielt, und daraus schloss er, dass eine Uhr da war, die gesehen zu haben er sich später einbildet. Er behauptet, der X habe viele Hühner, in Wahrheit hat er zwei Hähne krähen zu hören geglaubt, und schließt deshalb auf viele Hühner; Zeuge hat Spuren von Rindvieh gesehen und erzählt von Heerden — er weiß die Stunde des Mordes, weil er zu bestimmter Zeit seufzen gehört hat und so geht

[1]) Dr. Hans Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter", Graz 1894, pag. 55 ff.

es ins Unendliche fort. Wenn uns die Leute immer sagten, wie sie geschlossen haben, hätte die Sache ja keinerlei Schwierigkeiten, da dann eine Nachprüfung durch sorgsames Fragen stets leicht wäre — das thun sie aber nicht, und wenn wir eine genaue Selbstprüfung vornehmen, so kommen wir dahinter, dass wir es selbst anderen und uns selbst gegenüber auch nicht anders machen und oft glauben und auch versichern, wir hätten etwas gesehen oder gehört oder gerochen oder empfunden, obwohl wir es nur erschlossen haben. Hieher gehören nicht nur alle jene Fälle, in welchen das Erschlossene ganz oder theilweise richtig war, sondern auch die zahlreichen Schlüsse, die ganz falsche Sinneswahrnehmungen erzeugt haben. Ich erinnere an die oft citierte Geschichte, bei welcher die ganze Gerichtscommission anlässlich einer Exhumierung einen entsetzlichen Fäulnisgeruch wahrnahm, bis die Oeffnung des Sarges darthat, dass derselbe leer war. Wäre die Oeffnung des Sarges aus irgend einem Grunde unterblieben, so hätten doch alle Anwesenden heilige Eide geschworen, dass sie eine zweifellose Sinneswahrnehmung gemacht haben, obwohl sie dieselbe nur aus dem Vorausgegangenen erschlossen hatten.

Ein vortreffliches Beispiel hiefür gibt Exner,[1]) indem er darauf hinweist, dass die Mutter beim Schreien ihres Kindes Angstgefühl bekommt, nicht weil der Schrei als solcher „so schrecklich" klingt, sondern die Combination mit dem Bewusstsein, dass er vom eigenen Kinde kommt, und dass demselben etwas geschehen sein könnte. Man behauptet, und wie ich glaube, mit Recht, dass diesfalls auch das sprachliche Moment mit eine Rolle spielt. Stricker[2]) bringt dies so zum Ausdruck, dass die Gestalt irgend eines Begriffscomplexes das Wort hervorrufe. Sieht man den Begriffscomplex einer Uhr, so hat man das Wort Uhr, sieht man an einem Menschen ein sicheres Merkmal der Schwindsucht, so taucht sofort das Wort Tuberkulose auf. Das zuletzt genannte Beispiel ist das für uns wichtigere, da dann, wenn der ganze Begriffscomplex auftaucht, eine Irrung ferner liegt, als wenn blos ein oder das andere „sichere" Merkmal schon das Auftauchen des betreffenden Wortes auslöst. Was dem Einen „sicher" scheint, muss es nicht dem Anderen oder

[1]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen", I. Theil, Leipzig und Wien 1894.

[2]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Association der Vorstellungen", Wien 1883.

gar objectiv sicher sein, die Auffassung, was für Etwas ein „sicheres" Merkmal ist, wechselt nach Zeit und Ort und Personen, und ein Irrthum ist namentlich dann sehr drohend, wenn Einer mit seinem „einen sicheren Merkmal" so „sicher" ist, dass er gar nicht erwähnt, wie er zu dem Schlusse kommt. Dieser Schluss knüpft sich aber unmittelbar an das Auftauchen des Wortes an; bleiben wir bei obigem Beispiel und sagen wir, der A habe am B ein sicheres Merkmal der Schwindsucht entdeckt, und es taucht nun in ihm das Wort „Tuberkulose" auf, so bleibt es gewiss nicht bei dem Worte allein, sondern die unmittelbare Anknüpfung ist sofort: „Der B hat Tuberkulose"; mit dem Worte allein fangen wir überhaupt niemals etwas an, wir heften es sofort an etwas Bestehendes, und im vorliegenden Fall ist es, wie meistens, zu einem Urtheil geworden. Der Denkvorgang dessen, der dies Urtheil aber gehört hat, geht wieder zurück und kommt dahin, dass der Urtheilende eine lange Reihe von sinnlichen Wahrnehmungen gemacht habe, aus welchen er zu seinem Schlusse kam — in Wahrheit war es aber nur eine einzige Wahrnehmung, deren Verlässlichkeit eine oft sehr fragliche ist.

Als Schwierigkeit kommt hiezu noch, dass in vielen Schlüssen Sprünge gemacht werden, die fast Jeder nach seiner Natur und Cultur ausführt, ohne daran zu denken, ob der Andere nach seiner Natur und Cultur diese Sprünge überhaupt mitmachen kann, oder ob er sie nicht ganz anders macht. Wenn z. B. ein englischer Philosoph sagt: „Wir können füglich nicht erwarten, dass ein Stück wollenes Tuch bei einem Volke, welches die Astronomie nicht kennt, zur Vollkommenheit gebracht werden könne" — so wird der Eine sagen, dies sei ein Unsinn, der Zweite, es sei paradox behauptet, und der Dritte erklärt es für vollkommen richtig, denn es fehle nur der Satz, dass eine Culturstufe, welche Astronomie ermöglicht, das Volk auch in der Textilindustrie weit gebracht haben musste.

„Der einfachste Fall des Ueberspringens im Reden ist der, wo aus dem Untersatz gleich der Schluss gezogen wird, ohne Obersatz; aber auch mehrere Schlüsse werden weggelassen; dies geschieht beim eigentlichen Denken; bei Mittheilungen nimmt man Rücksicht auf fremdes Denken; Frauen und Ungebildete thun es nicht, daher das Springende in ihrer Rede" (v. Hartmann. [1]) Hierin

[1]) Dr. E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten", Berlin 1869.

liegt die große Gefahr bei Zeugenvernehmungen, da wir unwillkürlich die fehlenden Glieder in den springenden Schlüssen ersetzen, dies aber so machen, wie wir es nach unserer Kenntnis der Sachlage thun können, wodurch dann eine Prüfung der Richtigkeit des fremden Schlusses entweder ganz entfällt, oder doch falsch durchgeführt wird. Wenn man in den Reden von Zeugen scharf auf springende Schlüsse (und nicht blos bei Frauen und Ungebildeten) aufmerkt und sofort genaue Ausführung des Gesagten verlangt, so wird man in der größten Zahl der Fälle dahinter kommen, dass man selbst den Schluss ganz anders gezogen oder mindestens einen anderen Gang vermuthet hätte. Werden dann alle Prämissen geprüft, so gelangt man zumeist zu ganz anderen Resultaten, als der Zeuge.

Bei solchen Schlüssen kommen ganz merkwürdige Dinge vor, die in der Regel mit der Beschäftigung des Betreffenden einen gewissen Zusammenhang haben; so machen mathematisch veranlagte Naturen die allergrößten Sprünge, und wenn diese verhältnismäßig auch noch am öftesten richtig sind, so ist die Gefahr eines Irrthums namentlich dann nicht unbeträchtlich, wenn sich der Betreffende auf ein recht unmathematisches, ihm also fremdliegendes Gebiet begiebt, sich aber dort ebenso benimmt, wie auf seinem eigenen.

In anderer Art gehen Leute vor, die ein gewisses Formgefühl in der Vorstellung besitzen, und deren Schlusssprünge sich darin äußern, dass sie den Ausdruck überspringen und statt des Begriffes die Form interpolieren. Mir erklärte diese merkwürdigen Vorgänge der Buchhalter eines ganz großen Industrie-Unternehmens, der die Ueberprüfung von unzähligen Addierungen zu besorgen hat; er meinte: „Wenn wir thatsächlich addieren wollten: 2 und 3 macht 5 und 6 macht 11 und 7 macht 18, so werden wir erstens mit unserer Arbeit nie fertig, und sind zweitens fortwährenden Irrungen ausgesetzt; wir müssen dies so machen, dass das Bild von 2 und 3 sofort das Bild (nicht den Begriff oder die Zahl) 5 hervorruft; dieses nur im Geiste befindliche Bild von 5 mit dem nun thatsächlich dastehenden 6 gibt das Bild von 11 u. s. f. Wir addieren also nicht, sondern sehen nur eine Reihe von Bildern, und das geht so rasch, dass wir nur langsam mit dem Bleistift herunterfahren, um mitgehen zu können; weiters sind aber diese Bilder so fix, dass ein Irrthum ganz ausgeschlossen ist. Sie wissen

doch, wie ein Neuner aussieht? Gut, gerade so sicher wissen wir, wie das Bild von 27 und 4 aussieht, das Bild von 31 tritt ganz unabänderlich vor.“

Allerdings können das nur gewisse, eigenartig veranlagte Naturen, solche gibt es aber wieder nicht blos unter Buchhaltern, und wenn dann solche Leute zwei Geschehnisse sich vereinen lassen, so überlegen sie nicht, was nun daraus werden kann, sondern sehen eben auch nur das Resultatbild, wenn man so sagen darf. Das ist aber nicht so zweifellos sicher, wie bei Zahlen, es kann alle möglichen Formen annehmen, und dass gerade das richtige errathen wurde, ist nicht einmal wahrscheinlich. Also: der Zeuge sieht im Dunkeln zwei Gestalten und ein Messer blitzen und hört einen Schrei. Ist er nun eine der gedachten Naturen, so überlegt er nicht, dass sich der eine durch das blinkende Messer so erschreckt haben kann, dass er schrie, oder dass er dem Angriff z. B. mit einem Stock zuvorkam, und dass der andere schrie, oder dass ein Stich, ein Schnitt in allen erdenklichen Gegenden des Körpers vorkam — nein, er sah das Bild der 2 Gestalten und das Messer und hörte den Schrei — Gesammtwirkung als Bild: der eine hat einen Schnitt über der Wange. Und diese Sprünge geschehen so rasch, und so sicher, dass der Betreffende oft glaubt, das Resultatbild gesehen zu haben, und später darauf schwört.

Aehnliche Vorgänge liegen häufig zu Grunde, wenn wir von Eindrücken sprechen, die nur auf raschen und unbewussten Schlüssen beruhen. Sagen wir z. B., man zeigt mir die Photographie eines ganz kleinen Theiles eines Gartens, in welchen ein mit Pferden bespannter Wagen fährt. Obwohl ich, wie gesagt, nur einen ganz kleinen Theil des Gartens abgebildet sehe, daher von seiner Ausdehnung keine Vorstellung habe, so werde ich doch, wenn ich davon spreche, wahrscheinlich erzählen, ich habe die Abbildung eines sehr großen Gartens gesehen. Ich habe dann ebenso rasch als unbewusst geschlossen: In dem abgebildeten Theile des Gartens ist ein mit Pferden bespannter Wagen zu sehen, dies erfordert aber sehr breite Wege; da in einem, wenn auch ziemlich ausgedehnten Garten die Wege aber nie so breit sind, dass ein Wagen darauf fahren kann, und diese nur in Parken oder sehr großen Gärten vorkommen, so muss hier ein Theil eines sehr großen Gartens abgebildet sein. Solche Schlüsse kommen oft

vor, weshalb die Frage, ob und woher Zeuge dies und jenes positiv wisse, oder ob er blos den Eindruck davon habe, nicht häufig genug gestellt werden kann. Selbstverständlich mag ein solcher „Eindruck" vollkommen richtig sein, er wird es auch oft sein, da die Eindrücke nur nach oft gemachten und wiederholt erprobten Schlüssen eintreten, jedenfalls ist es aber nothwendig, die Reihenfolge der Schlüsse, die zu diesem Eindruck geführt haben, nachzuprüfen und auf ihre Richtigkeit zu untersuchen.

Besonders wichtig ist dies, wenn der Eindruck nach wenigen oder nur einem und noch dazu nicht wesentlichen Merkmal gewonnen wurde. Im angeführten Beispiele mit Pferd und Wagen mag der Eindruck ja ganz schlüssig gewonnen worden sein, manches Mal wird derselbe aber von einem unwesentlichen, rein persönlich maßgebenden Merkmal gewonnen; „so wie der antike Gastfreund den Anderen an den passenden Bruchstücken des Ringes (symbolon) erkannte, so erkennen wir die Objecte und ihre Beschaffenheit an einem einzigen Merkmale und damit wird die Anschauung des Ganzen sofort lebendig." (Aubert.[1])

Das ist alles recht gut, wenn in der Festhaltung des Merkmales und in dem Aufsuchen des Momentes, dem jenes Merkmal allein anhaften soll, kein Fehler geschieht. Das ist aber selten genug. Wenn Tertullian sagte: „*credo, quia impossibile est*", so wollen wir es diesem hochgelehrten Manne angehen lassen, namentlich da er doch in Sachen des Glaubens sprach, und wenn Socrates von den Schriften des Herakleitos „des Dunklen" meinte: „Was ich davon begreife, ist gut, ich denke, das, was ich nicht begreife, ist auch gut" — so hat er das nicht im Ernste gesprochen — aber gerade so sprechen unzählige Menschen, die nicht so weise sind, wie Tertullian und Socrates. Bei unzähligen Zeugenvernehmungen, wenn die Leute gerade das Unwahrscheinlichste als Thatsache annahmen, dachte ich mir „*credis, quia impossibile est*", und wenn sie auch das Unverständlichste erklärten, dachte ich: „Und was du nicht begreifst, ist auch gut."

Niemand hat dieses Verstehenglauben ungebildeter Leute so prächtig geschildert, als Wieland in seinen unsterblichen Abderiten,[2] dieser lebendigen Quelle von Lebensweisheit; dort sagt der (vierte) Philosoph: „Was Ihr Welt nennt, ist eigentlich eine unendliche

[1] Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut", Breslau 1865.

[2] Wieland, „Die Abderiten" (I. Buch XI. Cap.).

Reihe von Welten, die wie die Häute einer Zwiebel über einander liegen. ‚Sehr deutlich gegeben,' riefen die Abderiten, und glaubten, den Philosophen verstanden zu haben, weil sie sehr gut wussten, wie eine Zwiebel aussieht."

Dieser Schluss: Aus dem Verständnisse des Gleichnisses mit dem Verglichenen ist einer der wichtigsten Gründe für das Vorkommen so vieler Missverständnisse: Man versteht das Beispiel als solches und vergisst die Anwendung auf die Behauptung und die Frage, ob man nun auch diese durch das Beispiel oder nur das letztere verstanden habe. Dadurch erklärt sich die bekannte und überwältigende Gewalt des Beispieles und des Gleichnisses, und deshalb haben die Weisen aller Zeiten zu den Armen im Geiste in Gleichnissen gesprochen; daher die große Wirkung derselben, daher aber auch die vielen und groben Missverständnisse, und daher auch das Streben des Ungebildeten und Unverständigen, sich Alles, was ihm unklar ist, vorerst durch ein Gleichnis klar zu machen. Zum Glück pflegen sie aber auch dann, wenn sie Anderen von der Sache Mittheilung machen, von dem mühselig gefundenen Gleichnisse Gebrauch zu machen, so dass dann der Andere, wenn er nur genügend aufmerkt, in die Lage kommt, die Richtigkeit des Schlusses vom Gleichnis auf das Verglichene zu überprüfen. Das erleben wir so oft bei Zeugenvernehmungen, wo wir entdecken, dass sich der Zeuge, dem ein Vorgang unverständlich war, ein Gleichnis zurecht gelegt hat, und da er dies selbstverständlich aus seiner Begriffssphäre entnimmt, es auch versteht. Das Verglichene bleibt ihm aber so unklar, wie zuvor. Die Prüfung, die nun daran geknüpft werden muss, ist stets mühsam und meistens ergebnislos, weil es selten gelingt, den, der mühsam ein Gleichnis gefunden hat, von demselben loszubringen; er kommt immer wieder auf dasselbe zurück, sein Gleichnis versteht er, das Verglichene nicht. Der gewonnene Vortheil ist gleichwol kein geringer, da man wenigstens sicher ist, dass der Zeuge die Sache nicht versteht, so dass man dann den Wert seiner Aussage bemessen kann. Wieland's Abderitenzwiebel ist nie zu vergessen!

Wichtig ist in dieser Richtung auch noch die Vollständigkeit der Möglichkeiten, unter denen etwas behauptet wird. Der Schluss, dass ein Ding unmöglich sei, wird von den meisten Leuten so gezogen, dass vorerst die einzelnen, ihnen bekannten oder im Augenblick gegenwärtigen Eventualitäten in Betracht gezogen werden,

und wenn diese unzulässig erscheinen, wird geschlossen, dass die Sache überhaupt unmöglich sei — ob nicht eine oder mehrere Eventualitäten außer Betracht blieben, wird nicht in Erwägung gebracht. Unser seelenguter Physikprofessor sagte uns einmal: „Heute sollte ich Euch die schönen Experimente von der Interferenz des Lichtes zeigen — aber bei hellem Tageslicht sieht man nichts, und lasse ich die Fensterläden schließen, so rauft ihr blos. Also ist das Herzeigen unmöglich und ich trage die Sache blos vor.“ Daran, dass noch die Eventualität vorliegt, wir könnten veranlasst werden, uns trotz der geschlossenen Läden und der erzeugten Finsternis anständig zu betragen, dachte der gute Mann nicht.

Daher die Regel, dass man sich unter keiner Bedingung mit der Versicherung des Zeugen begnügen darf: „Dies ist unmöglich.“ Nehmen wir das einfachste Beispiel, der Zeuge versichere, es sei unmöglich, dass der Diebstahl von außen, durch einen fremden Dieb begangen wurde. Fragt man warum, so erfährt man wahrscheinlich: „Weil die Thüre versperrt und die Fenster vergittert waren.“ Die Eventualitäten, dass der Dieb durch den Schornstein eingedrungen ist, dass er ein Kind zwischen die Fenstergitterstäbe schlüpfen ließ, dass er eine Zigeunerangel benützte u. s. w., wurden nicht in Betracht gezogen, und würden es auch nie werden, wenn jene Frage nach dem Grunde des Schlusses nicht wäre gestellt worden.

Wir dürfen überhaupt nicht vergessen, dass wir Criminalisten „nicht bei der mathematischen Wahrheit verweilen, sondern historische Wahrheit suchen; wir gehen dabei von einer Masse von Einzelheiten aus, verbinden sie, und gelangen durch diese Verbindung und Prüfung zu dem Resultate, nach dem wir ein Urtheil über die Existenz und die Beschaffenheit vergangener Ereignisse uns erlauben.“ (Carl Mittermaier;[1]) vergleiche dazu Wolfgang Mittermaier.[2]) In dieser „Masse von Einzelheiten“ liegt allerdings das Material unserer Arbeit, und wie und mit welcher Verlässlichkeit es geboten wird, darin liegt die Sicherheit unserer Schlüsse.

Sehen wir aber genauer zu, wie dieses Material gewonnen wird, so werden wir mit Hume[3]) sagen:

---

[1]) Dr. C. J. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise“, Darmstadt 1834.

[2]) Dr. Wolfgang Mittermaier, „Die Parteistellung der Staatsanwaltschaft“, Stuttgart 1897.

[3]) David Hume, „Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes“.

„Will man in Bezug auf die Natur der Gewissheit über Thatsachen etwas Befriedigendes erreichen, so muss man untersuchen, wie man zur Kenntnis von Ursache und Wirkung gelangt. Ich wage es als einen allgemeinen und ausnahmslosen Satz hinzustellen, dass die Kenntnis dieser Beziehung in keinem Fall durch ein Denken *a priori* erreicht wird, sondern dass sie lediglich aus der Erfahrung stammt, durch die sich ergibt, dass einzelne Gegenstände beständig mit einander verbunden sind. . . . Unsere Vernunft kann ohne Hilfe der Erfahrung keinen Schluss auf das wirkliche Dasein und auf Thatsachen machen."

Im Verlaufe der Erörterungen stellt Hume dann zwei Sätze auf:

I. Ich habe gefunden, dass dieses Ding immer mit dieser Wirkung verbunden gewesen ist, und

II. Ich sehe voraus, dass andere, scheinbar ähnliche Dinge mit ähnlichen Wirkungen verbunden sein werden.

Ich erkenne, fährt er fort, wenn man will, an, dass der eine Satz von dem anderen richtig abgeleitet werden mag, ich weiß auch, dass diese Ableitung thatsächlich geschieht; wenn man aber behauptet, dass diese Ableitung durch eine Kette von Gründen geschieht, so möchte ich diese Gründe kennen lernen. Die Verbindung zwischen diesen beiden Sätzen ist nicht anschaulicher Art; es ist ein Mittelglied nothwendig, welches den Verstand zur Ziehung eines solchen Schlusses befähigt, wenn er überhaupt auf Vernunft und Gründen beruhen soll. Nun gestehe ich, was dieses Mittelglied ist, übersteigt meine Begriffe; man soll es mir zeigen, wenn man behauptet, dass es wirklich bestehe.

Sieht man nun die Sache genauer an, so wird man sicherlich sagen können:

Dieses Mittelglied besteht allerdings — freilich nicht für sich, sondern im Uebergang.

Wenn ich im Satze I von „diesem Ding" spreche, so habe ich schon „Aehnliches" im Sinne, da es etwas absolut Gleiches nicht gibt, und wenn ich also im Satze I statt „dieses Ding" sage: „ähnliche Dinge" (die wir im gewöhnlichen Leben als „gleich" bezeichnen), so bin ich auch schon in die Behauptung des II. Satzes gerathen.

Stellen wir also in Hume's Sätze concrete Beispiele ein:

I. Ich habe gefunden, dass ein aus Korn bereitetes Brot stets mit nährender Wirkung verbunden ist.

II. Ich sehe voraus, dass andere, scheinbar ähnliche Dinge, z. B. Weizen, mit ähnlicher nährender Wirkung verbunden sein werden.

Nun konnte ich ad I nicht mit demselben Korn verschiedene Versuche machen — ich konnte nur einmal mit Korn vom Felde A und einmal mit Korn vom Felde B, also nur mit sehr ähnlichen Gegenständen Versuche machen; ich kann nun diese Versuche wiederholt haben mit Korn aus immer weiter von einander liegenden Feldern, und schließlich mit solchem aus Baiern und aus Ostafrika, so dass nicht mehr von Gleichheit, sondern nur mehr von beiläufiger Aehnlichkeit die Rede sein kann, ja schließlich kann ich zwei Gattungen Korn vergleichen, die mit einander weniger Aehnlichkeit haben, als gewisse Gattungen Korn und gewisse Gattungen Weizen, ich kann also im Satze I mit derselben Berechtigung von „gleich" oder „ähnlich" sprechen, wie im Satze II, die Sätze sind in einander übergegangen und die Verbindung ist gefunden.

Diese „Verbindung" ist für criminalistische Arbeit von Wichtigkeit, da die Richtigkeit unserer Schlüsse davon abhängt, ob diese Verbindung gefunden ist oder nicht. So oft wir mit den oben genannten zwei Hume'schen Sätzen arbeiten, und das geschieht sozusagen ununterbrochen, behaupten wir immer zuerst, dass etwas sich immer wie Ursache und Wirkung verhalten habe, und gliedern nun das heute Fragliche daran, weil es ähnlich ist; ob es aber wirklich ähnlich ist, ob wir die Verbindung des ersten und zweiten Satzes wirklich und richtig finden, davon hängt die Wahrheit des Erschlossenen ab. — Freilich dürfen wir da nie die unerklärten Merkwürdigkeiten der Zahlenverhältnisse in den Ereignungen mitrechnen; d'Alembert[1]) behauptet: „Es hat den Anschein, als ob in der Natur ein Gesetz existiert, welches regelmäßige Combinationen öfter verhindere, einzutreffen, als unregelmäßige; erstere seien zwar mathematisch, aber physikalisch weniger wahrscheinlich. Wenn wir sehen, dass mit einem Würfel oft hohe Zahlen geworfen werden, so sind wir sofort geneigt, den Würfel für falsch zu halten."

John Stuart Mill sagt dazu: „d'Alembert hätte die Frage anders stellen sollen: „Wenn wir den Würfel geprüft und echt befunden

[1]) Jean Lerond d'Alembert, „Melanges de littérature d'histoire et de philosophie" (Paris 1752, V. Band).

haben, und es behauptet Jemand, es sei mit ihm 10mal 6 geworfen worden — würden wir ihm glauben?"

Man kann da noch weiter gehen und behaupten, dass wir stets geneigt sind, den Schluss auf Unwahrheit zu ziehen, wenn man von zufälligen Dingen behauptet, sie haben sich in einer regelmäßigen (runden) Anzahl ereignet. Wer glaubt es, wenn Jemand erzählt, er habe in der verflossenen Woche 100 Hasen geschossen, im Spiele 1000 Thaler gewonnen, er sei 10mal krank gewesen? Zum Mindesten wird man meinen, dass er nur so beiläufig eine „runde" Zahl nenne. 196 Hasen, 987 Thaler und 11 Krankheiten würden entschieden weitaus wahrscheinlicher klingen. Das geht so weit, dass Zeugen bei ihren Verhören sich sogar scheuen, solche „unwahrscheinliche" Zahlen zu nennen, wenn ihnen halbwegs daran liegt, dass man ihre Angaben glaubt, und genug Richter scheuen sich nicht, sofort dreinzufahren, wenn eine solche Zahl genannt wird, und „genaue, nicht beiläufige Angabe" verlangen, oder gar sofort schließen, der Zeuge „rede nur so vage herum". Wie eingewurzelt solche Ansichten sind, beweist der Umstand, dass Banquiers und sonstige Losverkäufer versichern, dass sie Lose mit „schönen Zahlen" so schwer verkaufen; ein Los mit Serie 1000 Nr. 100 gilt geradezu als unverkäuflich, denn eine solche Nummer „kann unmöglich gezogen werden". Ebenso: Wenn ich eine Reihe von ganz zufälligen Ziffern zu addieren habe, werde ich sicher annehmen, mich geirrt zu haben, wenn die Summe gerade 1000 ausmacht.

Das sind Thatsachen, die einmal nicht geleugnet werden können, erklärt hat sie auch Niemand, und so wollen wir uns lediglich die Lehre nehmen, dass wir weder sogenannt runden Zahlen misstrauen, noch recht unregelmäßige als besonders vertrauenswürdig ansehen — der Nachprüfung ist jede gleich wert.

Es möchte sein, dass man die Beurtheilung der Richtigkeit eines Schlusses in analoger Weise dahin auf die Zahlen ausgedehnt hat, dass dieselben einen ebenso allgemein zugegebenen, als in der Wirkung bestrittenen Einfluss auf das Urtheilen haben. Seit Kant hat man besonders erwogen, wohin die Wahrheit, dass die Dummen stets in der Majorität sind, bei dem Urtheilen durch Mehrere führen muss — ob es sich um ein juristisches Collegialurtheil, um Abstimmung in Vertretungskörpern oder um sonstige Beurtheilung einer Frage durch Mehrere handelt, ist da selbstverständlich gleichgiltig.

Schiel [1]) sagt: „Man hat öfter behauptet, ein Urtheil habe um so mehr Wahrscheinlichkeit auf Richtigkeit, je mehr Richter oder Geschworne sind. Abgesehen davon, dass der Richter weniger aufpasst, sich anstrengt und sich verantwortlich fühlt, wenn Viele sind, ist dies ein Fehlschluss aus einem großen Durchschnitt auf Fälle, die nothwendig von einem jeden Durchschnitt entfernt sind. Kommen aber gewisse Vorurtheile oder Geistesschwäche in Rechnung, so multipliciert sich der Fehler."

Wer Abstimmungen genau verfolgt und es sich namentlich nicht verdrießen lässt, vereinzelt gebliebene Meinungen deswegen, weil sie einer bedeutenden Majorität gegenüber eben vereinzelt geblieben sind, nicht achtlos bei Seite zu schieben, sondern sie gerade deshalb einer kalten und vorurtheilslosen Kritik zu unterziehen, wird sehr häufig zu seltsamen Ergebnissen gelangen. Besonders lehrreich ist es, in Fällen, wo es durch das Wiederaufnahmeverfahren zur Cassierung eines, wie es sich später herausstellt, unrichtigen Urtheiles kommt, das damalige Berathungsprotocoll zu studieren; — überraschend oft findet man, dass eine vereinzelt gebliebene Stimme schon damals das Richtige gesprochen hatte. Es sei dies eine Mahnung an Richter, in solchen Fällen erst noch einmal eine vereinzelte Stimme anzuhören und zu erwägen, ob sie nicht gerade deshalb, weil sie in so auffallender Minorität geblieben ist, Beachtung verdient.

Ob ein Urtheil von einem Einzelrichter oder von noch so vielen Geschwornen geschöpft wurde, ist in Rücksicht auf die Zahl derer, die hier gesprochen haben, gleichgiltig, die Sicherheit eines Urtheiles liegt auch bei uns wo anders. Exner [2]) sagt ganz allgemein, aber auch für gerichtliche Urtheile in erster Linie geltend: „Ein Urtheil hat umsomehr Wahrscheinlichkeit, zutreffend zu sein, je reicher das Associationsgebiet war, das zur Prüfung desselben gedient hat. Darin liegt der Wert der Kenntnisse, denn diese erwerben, heißt das Associationsgebiet erweitern. Deshalb sind auch die Kenntnisse um so wertvoller, je reichhaltiger die Association zwischen jeder erkannten Vorstellung und anderen schon vorhandenen gestaltet ist". Das ist eine der wichtigsten Lehren, die uns gegeben wurden, ihre Spitze geht gegen jene, welche meinen, dass

[1]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung", Braunschweig 1865.

[2]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf einer physiologischen Erklärung der psychischen Anschauungen", Leipzig und Wien 1894.

unser Wissen mit einigen Dutzend von Paragraphen, einigen Commentaren und so und so viel oberstgerichtlichen Entscheidungen vollauf gerüstet ist.

Wenn wir noch dazu erwägen, dass „jegliches Urtheil eine Gleichung ist, und dass wir in jedem Urtheil sagen, dass der Vorstellungsinhalt derselbe sei, trotz zweier verschiedener associativer Verbindungen“ (Münsterberg[1]), so muss es klar werden, in welchen Gefahren wir herumirren, wenn sich „die associativen Verbindungen“ eines Urtheilenden in allzu armseligen und eingeschränkten Verhältnissen befinden. Wie sehr es auf die Natur und Cultur der Richter ankommt, auf das hat uns unser großer Lehrer Mittermaier[2]) vor mehr als 60 Jahren gewiesen: „Es gibt genug Fälle, wo das Gewicht der Beweisgründe so groß ist, dass alle Richter auf die nämliche Art zur Ueberzeugung von der Wahrheit kommen; allein stets ist es die Eigenthümlichkeit des urtheilenden Subjectes, welches bei dieser Urtheilsfällung entscheidet.“ Was er unter „Eigenthümlichkeit“ verstanden hat, das sagt er anderen Ortes deutlich genug.

Zu berühren wäre noch die Frage, welchen Wert Schlüsse haben, die ein Zeuge aus seinen Combinationen oder seinen Aufschreibungen zieht. Es wurde schon oft übersehen, dass in solchen Fällen doppelte und mehrfache Beweisführungen nothwendig sind. Sagt z. B. Jemand, er wisse zwar das Datum eines bestimmten, in der Strafsache wichtigen Ereignisses nicht, aber er combiniere, dass es am 2. Juni gewesen sein müsse, denn als jenes Ereignis geschah, war der A beim Zeugen, der nur Mittwochs zu kommen pflege, es könne aber kein Mittwoch nach dem 7. Juni gewesen sein, weil Zeuge an diesem Tage auf längere Zeit verreiste; am 26. Mai könne es nicht gewesen sein, da dieser Tag vor einem Feiertag fiel, an Tagen vor Feiertagen werde aber das Geschäft um eine Stunde später geschlossen, was damals nicht der Fall war, und vor dem 20. Mai kann es nicht gewesen sein, weil es am fraglichen Tage sehr warm war, und weil es heuer sich erst vom 20. Mai an wärmer gestaltet hat. Hiernach muss das Ereignis einzig und allein am 2. Juni gewesen sein.

---

[1]) Dr. Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie“, III. Heft, Freiburg 1889—1892.

[2]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise etc.“, Darmstadt 1834.

Solche Combinationen wirken in der Regel sehr kräftig, weil sie vorsichtig, klug und überzeugend aussehen; sie imponieren auch besonders dem, der für solche Zusammenstellungen nicht veranlagt ist, viel mehr als sie es verdienen, da sie dem, der auf sie eingewöhnt ist, wenig Schwierigkeiten machen und sich ihm fast von selbst ergeben. Wie immer, wenn uns etwas einen größeren Eindruck macht, pflegen wir dann auch hier keine besonderen Nachforschungen anzustellen, sondern das Ergebnis lediglich staunend und als zweifellos hinzunehmen. Wie sehr es aber nöthig ist, in solchen Fällen erst einmal genau zuzusehen, ob die einzelnen Prämissen unanfechtbar sind, das zeigt ein Blick auf das gewählte oder ein sonstiges beliebiges ähnliches Beispiel: die einzelnen Kalenderdaten, die Thatsachen und Annahmen können leicht irrig angesetzt sein, und das kleinste Uebersehen kann den Schluss falsch oder wenigstens nicht zwingend machen. Solche Nachprüfungen sind meistens mühsam und zeitraubend, sie müssen aber gemacht werden.

Viel schwieriger in der Nachprüfung ist das Vorgehen bei Aufschreibungen. Das Geschriebene hat nicht blos für Andere, sondern auch den, von dem es ausgieng, immer einen gewiss überzeugenden Wert, und so gerne wir an dem eben oder erst vor Kurzem Geschriebenen herumzweifeln und bessern, so sehr hat das vor Langem geschriebene immer eine gewisse Autorität, und wir schreiben ihm leicht zweifellose Richtigkeit zu, wenn später darum gefragt wird. Allerdings wird in einem solchen Falle regelmäßig gefragt, ob die Aufschreibungen wohl richtig sind, und ebenso regelmäßig wird dies auch mit dem Tone voller Ueberzeugung bestätigt.

Wie eine Prüfung solcher Behauptungen gemacht werden soll, ist im Allgemeinen nicht zu sagen; in der Regel wird man wenigstens einige Klarheit bekommen, wenn man sich um den Zweck der Aufschreibungen überhaupt, um die Quellen, aus denen sie entnommen wurden, und natürlich auch um die Person dessen, der sie machte, kümmert. Viel liegt auch an der äußeren Form der Aufschreibungen. Nicht als ob besondere Sorgfalt und Zierlichkeit der Notizen ausschlaggebend wäre; ich habe einmal die Aufzeichnungen eines alten Bauern veröffentlicht, der nicht lesen und schreiben konnte, und seine Verrechnungen mit einem Nachbar durch zwar ganz rohe, aber so deutliche Zeichnungen festhielt, dass dieselben (in einem Civilprocess) als zweifellos angenommen

wurden. Maßgebend sind die Sicherheit in der Erscheinung der Aufschreibungen, ihre Zweckmäßigkeit, Ordnung, ununterbrochenes Fortlaufen, Alles, was darauf hindeutet, dass die Aufschreibung nicht hinterher geschah, die Begründung ihrer Entstehung und selbstverständlich auch die Person des Aufschreibenden.

Ueber Urtheil und Schluss vergleiche noch die Arbeiten von Jerusalem,[1]) Eberhard,[2]) Siegwart,[3]) vornehmlich aber von Jodl.[4])

k) Fehlschlüsse.

„Die Menschheit würde weniger Täuschungen unterworfen sein, als sie ist, wenn sie sich beständig an ihren Hang zu falschen Urtheilen erinnerte, welche auf ungewöhnlichen, entweder künstlichen oder natürlichen Verbindungen wahrer Empfindungen beruhen. Die Menschen sagen: „Ich fühlte", „ich hörte", „ich sah" dies oder das, wenn in 99 von 100 Fällen ihre wahre Meinung ist, dass nach ihrem Urtheil gewisse, dem Bewusstsein zugeführte Empfindungen des Gefühls, Gehörs oder Gesichts von diesen oder jenen Dingen verursacht seien." (Huxley.[5]) Mit diesen klaren Worten ist eigentlich die Entstehungsgeschichte der meisten Fehlschlüsse gekennzeichnet. Sie sind in den seltensten Fällen formaler Natur und haben ihre Entstehung selten allein durch mangelhafte Anwendung der Gesetze der Logik gefunden; ihr Grund liegt in der inneren Unwahrheit einer Prämisse, die wieder durch falsche Anschauung oder Auffassung veranlasst wurde. Mill behauptet gewiss mit Recht:

„Ein großer Theil des von der Menschheit gehegten Irrthums beruht auf der stillschweigenden Annahme, dass in der Natur dieselbe Ordnung herrsche, wie in unseren Ideen von ihr, dass die Dinge so zusammen existieren müssen, wie wir sie zusammen denken, dass, wenn wir uns zwei Dinge nicht zusammen denken können, sie auch nicht zusammen existieren können, dass alles falsch sein muss, was wir nicht begreifen."

---

[1]) Wilhelm Jerusalem, „Die Urtheilsfunction", Wien 1891.

[2]) Eug. Eberhard, „Zur Lehre vom Urtheil", Breslau 1893.

[3]) Christoph Siegwart, „Die Lehre vom Urtheil", Tübingen 1873.

[4]) Friedrich Jodl, „Lehrbuch der Psychologie", Stuttgart 1896.

[5]) Thomas Henry Huxley, „Lessons in elementary physiology", London 1866.

Was wir aber nicht begreifen, muss nicht etwas absolut Unbegreifliches sein, die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit des Begreifens kann eine ganz subjective, eine momentane sein, die uns den Zusammenhang in einem Vorgange vielleicht nur deshalb nicht verstehen lässt, weil wir irgend ein vielleicht sonst ganz nahe liegendes Moment nicht kennen oder zufällig übersehen haben. Oft ist mir in Strafprocessen, wo ich oder Andere sich über etwas sonst sehr Einfaches nicht hinwegsetzen konnten, die bekannte Geschichte eingefallen, wo eine alte Bäuerin durch eine offene Stallthüre das Hintertheil eines Pferdes und durch eine andere, mehrere Meter entfernte zweite Stallthüre den Kopf eines zweiten, mit dem ersten gleichgefärbten Pferdes sieht und verwundert ausruft: „Herr Gott, ist das ein langer Gaul"! Die Alte war zufällig von der Voraussetzung ausgegangen, dass Hintertheil und Kopf der zwei Pferde einem einzigen zugehören, und kam dann gar nicht mehr dazu, die so nahe liegende Lösung für den „unbegreiflich langen Gaul" mit in Rechnung zu ziehen.

Solche Irrthümer gehen weit, und Brasch[1]) sagt mit Recht:

„Die Geschichte der Wissenschaften ist nur zu reich an Belegen für die Wahrheit des von Lotze (Mikrokosmus I. p. 170) vertretenen Satzes, „dass mit fast unwiderstehlicher Ueberredungskraft sich im Laufe unserer inneren Entwicklungen gar viele Ueberzeugungen einstellen, die trotz der siegreichen Klarheit, mit der sie das unbefangene Gemüth überwältigen, doch dem schärferen Nachdenken sich als Fehlschlüsse darstellen."

Die Eintheilung der Fehlschlüsse machen wir am verständlichsten mit J. St. Mill so, dass wir 5 Classen derselben unterscheiden:

1. Aprioristische Fehler (natürliche Vorurtheile);
2. Fehler in der Beobachtung;
3. Fehler in der Generalisation (wenn die Thatsachen richtig sind, aber die Schlüsse falsch gezogen werden);
4. Fehler in der Confusion (Unbestimmtheit der Worte oder Fehler der Ideenassociation);
5. Fehler des Syllogismus (fehlerhafte Argumentation).

In unserer Arbeit spielen alle 5 Classen eine wichtige Rolle.

---

[1]) Dr. Moritz Brasch, „Die Welt- und Lebensanschauung Friedr. Ueberweg's etc.", Leipzig 1889.

Mit natürlichen Vorurtheilen haben wir oft zu kämpfen; wir halten gewisse Classen von Menschen für besser, gewisse Classen für schlechter und sind, ohne es je deutlich zum Ausdruck zu bringen, der Meinung, dass die ersteren nicht leicht etwas Schlechtes, die letzteren nicht leicht etwas Gutes machen. Wir halten vorurtheilsmäßig an gewissen Lebensanschauungen, an Rechtsauffassungen und Ansichten fest, obwohl wir genugsam Gelegenheit hatten, uns von deren Unrichtigkeit zu überzeugen; ebenso sehr ist es ein Vorurtheil, wenn wir unserer Menschenkenntnis, Beurtheilung von Eindrücken und Physiognomien u. s. w. zu viel zutrauen, ja es kann so weit kommen, dass uns gewisse Verhältnisse und Zufälligkeiten, unter denen sich Jemand eingeführt hat, derart sympathisch oder unsympathisch waren, dass der Betreffende daraus Vortheil ziehen oder Schaden leiden konnte.

Eine wichtige Rolle spielen diesfalls auch alle jene Schlussfolgerungen, die wir trotz der Kenntnis ziehen, dass sich die Sache anders verhält; die Macht der Sinne ist stärker als die unserer Ueberlegung. Glücklich drückt dies v. Hartmann [1]) aus:

„Die aus der Sinnlichkeit entspringenden Vorurtheile sind nicht bewusste Schlüsse des Verstandes, sondern instinctive praktisch zureichende Eingebungen und sind deshalb so schwer durch bewusstes Denken zu vernichten und zu beseitigen. Man mag sich 1000mal sagen, dass der Mond am Horizont ebenso groß ist, wie oben am Himmel — man sieht ihn doch oben kleiner."

Solche fixe Eindrücke erhalten wir aber auch fast in jedem Strafprocess, und haben wir uns einmal recht klar vorgestellt, wie der Verdächtigte gerade die That verübt hat, so werden wir diesen Eindruck nicht mehr los, und wenn wir noch so genau erfahren haben, dass er an der That gar nicht betheiligt war.

Ueber Fehler in der Beobachtung wird in einem späteren Capitel (Sinneswahrnehmung und dazugehöriges) gesprochen werden.

Unter den „Fehlern in der Generalisation" spielen die wichtigsten Rollen die Vorgänge der Gruppierung, wo die Umgebung oder die begleitenden Umstände so maßgebend wirken, dass aus ihnen allein, ohne das eigentliche Object näher zu untersuchen, der Schluss gezogen wird. Die Tanagrafigur im Hause des feinen Kunstkenners halte ich ohneweiters für echt, den goldenen Chronometer in der

---

[1]) Dr. E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten", Berlin 1869.

Tasche des Landstreichers für gestohlen, und dasselbe Object, z. B. einen riesigen Meteoriten, ein Iguanodonskelet, einen links schauenden Nerva halte ich im königl. Museum in Berlin für zweifellos original, im Gymnasialmuseum einer kleinen Stadt für Imitation. Dasselbe gilt von Vorgängen; höre ich ein Kind im Hause der bösen Schustersfrau heulen, so zweifle ich nicht, dass sie es prügelt, im Hochgebirg deute ich gewisse Pfiffe auf die Anwesenheit von Gemsen, und einen einzigen, langgezogenen Ton, der von allem Möglichen herrühren kann, erkläre ich für Orgelton, wenn eine Kirche in der Nähe ist.

Das sind alles Thätigkeiten, die durch Erfahrung, Combination und, wenn man will, auch durch Vorurtheile begründet sind, sie werden oft zu ganz richtigen Schlüssen führen, in vielen Fällen aber auch zum Gegentheil. Es ist eine oft vorkommende Thatsache, dass man sich gerade hier zur genaueren Untersuchung zwingen muss, weil man so sehr „am ersten, angeblich immer richtigen Eindruck“ hängt, wo der Verstand einfach und rasch generalisiert hat, ohne nach der Berechtigung zu fragen.

Das einzige Mittel, hier ohne große Schäden durchzukommen, besteht darin, dass man jedesmal die Thatsache für sich aus ihrer, uns bestimmenden Umgebung herausschält und sie ohne derselben einer Erwägung unterzieht; die Umgebung ist allerdings dazu ein Beweismittel, aber kein Beweis, und erst dann, wenn wir den Gegenstand, das Vorkommnis an sich geprüft haben, dann dürfen wir ein Beweismittel nach dem anderen heranziehen und darnach unsere Ansicht modificieren. Wer das nicht thut, kommt immer zu Fehlschlüssen, und was das Schlimmste ist, wenn man dann später doch auf die Vermuthung kommt, dass irgend wo ein Fehler geschehen ist, erscheint es fast immer unmöglich, denselben zu entdecken, da er viel zu versteckt in den Kreis unserer Schlussfolgerungen getreten ist, um später wieder kennbar zu werden.

Die Fehler der Confusion führt Mill hauptsächlich zurück auf die undeutliche Vorstellung dessen, was Beweis macht, also zunächst auf Zweideutigkeit der Worte. Solche Fälle werden uns nicht leicht vorkommen, wohl aber jene, wo wir nicht idente Begriffe zusammenlegen, und etwa mit Vernachlässigung eines uns irrig als unwichtig scheinenden, differencierenden Merkmales, Gegenstände oder Geschehnisse verbinden, die getrennt bleiben sollten. Ein warnendes Beispiel sind die Schlüsse, die man aus der erfolgten

Abstrafung wegen eines „auf der gleichen Triebfeder" beruhenden Delictes zieht. — Ebenso gehört hieher die *petitio principii*, die Diallele, ein speciell logischer Fehler, und die *Ignorantio elenchi* (Fallacie des Irrelevanten), wo vergessen wurde, was zu beweisen ist. Hierüber wurde schon oben gesprochen („Verlassen des Beweisthemas" Seite 142). — Die Fehler des Syllogismus sind ebenfalls nur logischer Natur.

l) Moralstatistisches.

'Ο θεὸς ἀριθμητίζει (Gauss.)

Auf den ersten Anblick hin wird man vielleicht behaupten, die Statistik habe mit der Psychologie nichts zu thun; wird aber erwogen, dass die merkwürdigen und unerklärlichen Ergebnisse, die uns die Moralstatistik und die Statistik überhaupt vorführen, unbedingt einen Einfluss auf unser Denken und unsere Ueberlegungen namentlich in unserem Fache ausüben müssen, so kann ihre Bedeutung auch für die Criminalpsychologie nicht geleugnet werden. Verantwortlichkeit, Häufigkeit der Delicte, ihre Vertheilung nach Zeit, Ort, Personen und Verhältnissen, dann die Regelmäßigkeit des Auftretens, wirken in ihrem Wesen und Erscheinen so energisch auf uns, dass sowohl unsere Zurechtlegungen und Entschließungen, als auch das Denken und Thun der Menschen, über die wir urtheilen, sicher unter ihrer Wirkung liegen. Dazu kommt noch, dass Wahrscheinlichkeit und Statistik in so engem und untrennbarem Zusammenhang stehen, dass wir das Eine ohne dem Anderen nicht zu verarbeiten und zu verwerten vermögen. Welche Wichtigkeit die Fragen der Statistik für die Psychologie haben, zeigt sich in einer eminent psychologischen Arbeit von Münsterberg,[1]) in der er zuletzt vor Ueberschätzung der Ergebnisse der Moralstatistik warnt, und meint, wir werden es erst viel später sehen, welche Richtung ihrer Vertreter im Recht ist. Allerdings entdeckt man den wahren Wert der statistischen Zusammenstellungen und Raisonnements erst, wenn man ihnen, stets in Absicht auf criminelle Verhältnisse, ein eingehendes Studium widmet; die Ar-

[1]) Hugo Münsterberg, „Ueber Aufgaben und Methoden der Psychologie", in den Schriften der „Gesellschaft f. psycholog. Forschung" I. Sammlung, 1893.

beiten von v. Oettingen, [1]) Drobisch, [2]) Wagner, [3]) Buckle, [4]) Quételet, [5]) Kirchmann, [6]) Schnuse, [7]) Fick, [8]) Knapp, [9]) Földes [10]) u. s. w. enthalten für uns Belehrungen, die in keiner Weise durch andere Studien ersetzt werden können; sie sollen auch hier nicht des weiteren besprochen werden, da nur ein systematisches Studium dieser Arbeiten selbst nützen kann; hier sei nur auf die Wichtigkeit der Lehren für unsere Disciplin hingewiesen. Dass in den Zahlen und Zusammenstellungen der Statistik Unlöslichkeiten enthalten sind, will Niemand ernstlich bestreiten; wir wollen aufrichtig zugeben, dass wir auch heute nicht weiter sind, als damals, als Paul de Decker die Arbeiten Quételet's über Moralstatistik in der Brüssler Akademie der Wissenschaften besprach und offen gestand, welch' ein Räthsel es sei, dass die menschliche Thätigkeit bis in die kleinsten ihrer Bewegungen constanten und unveränderlichen Gesetzen in ihrer Totalität gehorcht. Adolf Wagner [11]) hat diese Merkwürdigkeit so veranschaulicht:

„Wenn uns ein Reisender von einem Volke erzählt hätte, wo durch ein Gesetz der Staatsgewalt genau bestimmt würde, wie viel Leute per Jahr heiraten, sterben, sich selbstmorden müssen, wie viele Verbrechen und von welchen Classen begangen werden, und dass sich das Volk vollkommen fügt — was hätten wir gesagt? Und thatsächlich ist's genau so."

[1]) A. v. Oettingen, „Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Socialethik", Erlangen 1869—1874.

[2]) M. W. Drobisch, „Die moralische Statistik und die menschl. Willensfreiheit", Leipzig 1867.

[3]) Adolf Wagner, „Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen Handlungen", Hamburg 1864.

[4]) H. Th. Buckle, „History of civilisation in England" (7. Aufl. 1878).

[5]) L. A. J. Quételet, „Statistique international", Brüssel 1865.

[6]) J. H. v. Kirchmann, „Ueber die Wahrscheinlichkeit" (Verhandlungen der philos. Gesellschaft, I. Heft 1875, Leipzig).

[7]) C. H. Schnuse, „Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung", Braunschweig 1841.

[8]) Adolf Fick, „Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten", Würzburg 1883.

[9]) Georg Friedr. Knapp, „Ueber die Ermittlung der Sterblichkeit" (Leipzig 1868) und „Theorie des Bevölkerungswechsels", Braunschweig 1874.

[10]) Dr. B. Földes, „Einige Ergebnisse der neueren Criminalstatistik", Zeitschrift f. d. ges. Strafrechts-Wissenschaft XI. Band 1891.

[11]) Adolf Wagner loco cit.

Freilich werden in der Moralstatistik nur Quantitäten, keine Qualitäten gemessen, aber im Verlaufe der Arbeit wird man auch auf diese kommen, und wer z. B. Untersuchungen darüber anstellt, wie die Verbrechen zum Schulbesuche und zur Bildung stehen, welche Menschenclassen die meisten Selbstmordcandidaten stellen u. s. w., der bringt schon die Qualitäten der Menschen mit statistischen Daten in Verbindung. Gewiss ist die Zeit nicht mehr ferne, in der wir bei selten vorkommenden Verbrechen, zweifelhaften Selbstmorden, eigenthümlichen psychischen Erscheinungen u. s. w. mit der statistischen Tabelle in der Hand nach Anhaltspunkten für die Wahrscheinlichkeit einer bestimmten Annahme suchen werden. Vielleicht thut das hin und wieder heute schon Einer. Dass dies möglich ist, kann bei der unbegreiflichen Constanz mancher Zahlen nicht bezweifelt werden. Fassen wir z. B. blos die Selbstmorde ins Auge und betrachten wir die Zahl derselben seit 1819 in Oesterreich (nach A. v. Oettingen) in Gruppen von je 8 Jahren, so finden wir als (abgerundete) Ziffern: 3000, 5000, 6000, 7000, 9000, 12000, 15000 — also ein so regelmäßiges Steigen, dass es einem Gesetze ähnlich ist. Oder greifen wir die Zahl der Frauen heraus, die sich im Laufe von 10 auf einander folgenden Jahren in Frankreich erschossen haben, so finden wir: 6, 6, 7, 7, 6, 7, 7, 6, 6, 7; es wechselt also die Zahl blos zwischen 6 und 7! Würden wir nicht aufmerksam werden, wenn sich in einem Jahre der 8. oder 9. Fall ereignete? Würden wir nicht der entfernten Vermuthung Raum geben, es handle sich um einen maskierten Selbstmord? Oder: Die Zahl der Männer, die sich in derselben Zeit im gleichen Raumbezirke ertränkt haben: 280, 285, 292, 276, 257, 269, 258, 276, 278, 287 — mit Recht sagt Wagner von solchen Zahlen (aus einer riesigen Tabelle), „sie enthalten die arithmetischen Verhältnisse eines der moralischen Weltordnung angehörenden Mechanismus, die unsere staunende Bewunderung in noch höheren Maße auf sich ziehen, wie der Mechanismus der Himmelskörper.“

Vielleicht noch merkwürdiger gestalten sich die Zahlen, wenn man sie so zusammenstellt, dass sie sich durch eine Curve veranschaulichen lassen.

So stellt Drobisch eine Tabelle zusammen, in welcher die Verbrechen nach dem Alter aufgetheilt werden:

Von 1000 Verbrechen waren gerichtet:

Im Alter von:	gegen das Eigenthum:	gegen die Person:
weniger als 16 Jahren	2	0·35
16—21 „	105	28
21—25 „	114	50
25—30 „	101	48
30—35 „	93	41
35—40 „	78	31
40—45 „	63	25
45—50 „	48	19
50—55 „	34	15
55—60 „	24	12
60—65 „	19	11
65—70 „	14	8
70—80 „	8	5
mehr als 80 „	2	2

Durch beide Colonnen lässt sich eine sichere Curve legen, sie macht nirgends einen Rückschlag, steigt gleichmäßig an und fällt ebenso wieder ab, mehr mathematische Sicherheit lässt sich fast nicht denken.

Von gleich großer Wichtigkeit ist das Parallelisieren der einflussreichsten Momente. Wenn wir z. B. die Selbstmorde überhaupt in Frankreich für die Zeit von 1826—1870 (in Jahrfünfen zusammengefasst) betrachten, so finden wir die Zahlen: 1739, 2263, 2574, 2951, 3446, 3639, 4002, 4661, 5147; da nun während jener Zeit die Bevölkerung nur von 30 Millionen auf 36 Millionen gestiegen ist, so müssen noch andere maßgebende Factoren gesucht werden.

Bleiben wir noch bei dem Beispiele mit dem Selbstmord, der ja hier für uns wegen der vielen erhobenen Zahlen am belehrendsten ist, so finden wir noch eine Menge von mehr minder schwer erklärlichen Nebenumständen, z. B. die von Gutberlet[1]) aus den Arbeiten von Oettingen, Querry, Wagner, Legoyt u. s. w. zusammengestellte Wahrnehmung, dass sich die meisten Menschen im Juni, die wenigsten im December umbringen; weiter, die meisten Nachts (besonders in der Morgendämmerung), die wenigsten Mittags (zumal

[1]) Dr. Konstantin Gutberlet, „Die Willensfreiheit und ihre Gegner", Fulda 1893.

von 12—2 Uhr.) Die größte Frequenz liefern die Halbgebildeten, das Alter zwischen 60 und 70 Jahren und von allen Völkern der Gotteswelt — die guten Sachsen. (Oettingen.)

Stellt man solche und viele andere bestehende Beobachtungen zusammen (vergl. dazu das treffliche Werk von Masaryk [1]), so kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Feststellungen fix genug sind, um vorkommenden Falles wenigstens Annahmen aufstellen zu können. Allerdings leistet die Statistik für das Einzelne einstweilen noch wenig; J. Stuart Mill meint ganz richtig, die Sterblichkeitstabellen sind nützlich für Assecuranzgesellschaften, dem Einzelnen geben sie über die Dauer seines Lebens wenig Auskunft, und Adolph Wagner stellt die Hauptregel der Statistik dahin auf: Es gelte das Gesetz der großen Zahlen: nur bei großer Anzahl von Fällen tritt die constante Regelmäßigkeit uns wahrnehmbar hervor, im Einzelnen beobachten wir manche Abweichungen und Ausnahmen von der Regel. Quételet hat uns das prächtige Beispiel mit dem Kreise gegeben. „Zeichnet man mit dicker Kreide auf der Wandtafel einen großen Kreis, so wird seine Linie in kleinen Abschnitten und genau, etwa gar mit der Loupe, betrachtet, die gröbsten Unregelmäßigkeiten zeigen, tritt man aber weit zurück und betrachtet den Kreis als Ganzes, so tritt seine regelmäßige, vollkommene Form in aller Deutlichkeit hervor.“ Aber der Kreis muss sorgfältig und richtig gezeichnet sein und weiter, man darf sich keinen Sentimentalitäten hingeben und jammern, wenn man beim Ziehen desselben etwa einer Fliege über die Beine gefahren ist. Emil du Bois-Reymond [2]) sagt in befremdlicher Weise: „Wenn uns Herr von Stephan berichtet, dass auf 100000 Briefe jährlich genau so und so viele ohne Adresse kommen, so denken wir uns nichts dabei — wenn aber Quételet berechnet, dass überall und immer auf 100000 Menschen so und so viele Verbrecher fallen, so empört das unser sittliches Gefühl, denn es ist peinlich zu denken, dass wir nur deshalb nicht Verbrecher sind, weil andere statt uns das schwarze Los gezogen haben.“ Darin liegt ebenso wenig Empörendes, als in der Beobachtung, dass alle Jahre sich so und so viele Menschen die Beine brechen und so und so viele sterben, wobei es immer einer großen Zahl von Menschen glückt, nicht unter Jenen zu sein,

[1]) Dr. Thomas Garrigue Masaryk: „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation“, Wien 1881.

[2]) Emil du Bois-Reymond, „Die sieben Welträthsel“, Leipzig 1882.

die sich heuer die Beine brachen oder starben. Das ist eben die unerbittliche Logik der Thatsachen, an der nichts Kränkendes zu finden ist.

Dass aber unsere Criminalstatistik anders gearbeitet werden muss, wenn sie uns helfen soll, als wie sie jetzt behandelt wird, das unterliegt keinem Zweifel. An dem Beispiele mit der Selbstmordstatistik war sicherlich zu sehen, dass sich einst Schlüsse werden ziehen lassen, selbst auf vereinzelte Fälle, wenn man das vorhandene Material sorgfältig und nach allen Seiten hin durchgearbeitet hat. Aber derart verarbeitet wird unser criminalstatistisches Material heute noch selten; der Tenor dieser Arbeiten ist ein bureaukratischer und nach den Paragraphen des Strafgesetzes und der Strafprocessordnung geordnet. So liefert der Criminalist dem Statistiker die Zahlen, und dieser kann aus ihnen auch keine großen Gesetze ableiten. Sehen wir uns einmal einen amtlichen statistischen Jahresbericht über die Thätigkeit der Strafgerichte eines Reiches an. Unter und über den Tausenden und Tausenden von Zahlen und Zahlenreihen schwimmt eine große Menge der mühsamsten Arbeit, die sich gewiss nur zum allerkleinsten Theile verzinst. Vor mir liegen die vier Hefte eines Jahres, welche immer die Thätigkeit der österreichischen Gerichte und Strafanstalten behandeln und die wegen ihrer Reichhaltigkeit, Genauigkeit und strengen Uebersicht den besten Ruf besitzen. Schlagen wir nun das uns wichtigste Heft: „Die Ergebnisse der Strafrechtspflege in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ auf: Alles ist verbucht, wie viele da, wie viele dort bestraft wurden und was sie verbrochen haben, die Percentsätze der Verurtheilten nach Alter, Familienstand, Religion, Beschäftigung, Vermögen u. s. w. dann in endlosen Tabellen die Zahl der Verhafteten, Verurtheilten, der Beschwerden und sonstiger Rechtsmittel, der Uebertretungen, die Zahl der Monate und Jahre der Verurtheilungen, der Vorabstrafungen u. s. w. Das Alles hat Wert dafür, um zu wissen, ob die Besetzung der Gerichte die entsprechende war, ob sich eine gewisse Gleichförmigkeit im Vorgange der Behörden entdecken lässt u. s. w. Psychologisch verwertbares Material ist wenig zu finden. Ein Anlauf dazu ist genommen, dass man auf Bildung, Vermögen, Vorstrafen u. s. w. Rücksicht nahm, allerdings nur in den allergröbsten Umrissen, und dass man dort, wo Todesurtheile gefällt wurden, den Hergang und das Motiv kurz in einer Rubrik aufnahm (z. B. Mord durch Erschießen des X, den er beim Felddiebstahl betreten hatte). Davon, dass

man sich durchwegs mit den Motiven, soweit sie feststellbar sind, befasste, dass man zahlreiche Rubriken für Bildung, Vorleben, Stellung, Erziehung, Familienstand, dann Rückfall der Verurtheilten u. s. w. geschaffen hätte, ist heute noch nichts wahrzunehmen. Erst dann, wenn die Statistik sich wirklich und allgemein mit Qualitäten und nicht blos mit Quantitäten befassen wird, erst dann hat sie nicht blos bureaukratischen, sondern auch wissenschaftlichen, aber auch hochwissenschaftlichen Wert.

2. Das Wissen.

So wie in jeder Disciplin muss auch im Strafrecht gefragt werden, wann wir sagen dürfen: „Wir wissen es", und die Antwort ist keineswegs immer dieselbe, obwohl man eigentlich erwarten sollte, dass an die Ueberzeugung des Wissens immer dieselben Bedingungen geknüpft sind. Der merkwürdige und significante Unterschied liegt darin, ob auf das Verdict „Wir wissen es" praktische Folgerungen eintreten werden oder nicht. Wenn die Frage erörtert wird, wo die Teutoburger Schlacht geschlagen wurde, ob der Mars menschenähnliche Bewohner hat, oder ob eine gewisse Thierform im Pliocän vertreten ist, so werden wir zuerst annehmen, dass dies sicher zu sagen ist, es werden sich Gründe dafür und dagegen erheben, die ersteren mehren sich und plötzlich finden wir in irgend einem Buche die Versicherung, dass „wir dies wissen", und von da geht es in so und so viele andere Bücher über; ein wesentlicher Schaden kann nicht eintreten, wenn die Sache auch nicht wahr ist.

Geht aber die Wissenschaft daran, die Qualitäten irgend eines Materiales festzustellen, die Heilkraft eines Giftes, die Möglichkeit eines Verkehrsmittels, die Durchführbarkeit großer nationalökonomischer Principien u. s. w. zu erproben, da dauert es in der Regel viel länger, bis man den Ausspruch hört: „Wir wissen, dass dies so und nicht anders ist"; man ist sich darüber klar, dass die praktische Verwertung des „wir wissen" wichtige und unter Umständen gefährdende Folgen nach sich zieht und deshalb hat man für diese Fälle eine ganz andere Taxation des Wissens eingeführt, als für jene aller anderen Disciplinen, welche nie ins Praktische übersetzt werden.

Zu den ersteren gehört auch die Disciplin unserer Arbeit, und es ist nur noch ein Moment dazu getreten, welches das nicht vollständige Wissen zum Nichtwissen macht: Das ist der Fall am Schlusse

unserer Arbeit, bei der Fällung des Urtheiles, wo jedes „Nein" jedesmal bedeuten kann: „Wir wissen, dass er es nicht gethan hat", aber auch: „Wir wissen es nicht vollkommen sicher, ob er es gethan hat." Unser Wissen ist in diesem Fall beschränkt auf die Erkenntnis von der Unklarheit der Sache, und Erkenntnis im weitesten Sinne „ist das Bewusstsein um einen bestimmten Sachverhalt" (Fischer [1]), i. e. hier der Unklarheit. Auch hier, wie überall, ist Wissen nicht ident mit Wahrheit, das Wissen ist nur subjective Wahrheit, wer etwas weiß, hat alle Gründe für sich, etwas für wahr zu halten, keinen dagegen, so dass er zur Annahme berechtigt ist, es werden ihm Alle, die von seinem Wissen Kenntnis erlangen, Recht geben. Aber auch dann, wenn ihm Alle recht geben, ist hiemit nur gemeint, nach dem augenblicklichen Stande unserer Kenntnis, es kann Alles, was wir heute wissen, morgen ganz anders aussehen; und daher behaupten wir Criminalisten viel weniger als andere Forscher, dass wir nach Wahrheit streben, denn wenn wir uns erkühnten, das zu behaupten, so hätten wir nicht die Institute der Rechtsmittel, Revision und Wiederaufnahme des Strafverfahrens. So ist unser Wissen, bescheiden ausgedrückt, nur die innerste Ueberzeugung, dass sich eine Sache nach menschlicher Voraussicht und *rebus sic stantibus* so und nicht anders verhalte — in Parenthesis: Wir geben aber zu, dass sich das *„rebus sic stantibus"* jeden Augenblick ändern kann, und wir erklären uns bereit, die Frage sofort einer neuen Forschung zu unterziehen, *si stat res aliter.*

Einer der schärfsten Denker, Julius Robert von Mayer, [2]) der zuerst das bewegende Princip von der Erhaltung der Kraft aufgestellt und durchgeführt hat, sagte: „Die wichtigste, wenn nicht einzige Regel für die echte Naturwissenschaft ist die: Eingedenk zu bleiben, dass es unsere Aufgabe ist, die Erscheinungen kennen zu lernen, bevor wir nach Erklärungen suchen oder nach höheren Ursachen fragen; ist einmal eine Thatsache nach allen ihren Seiten hin bekannt, so ist sie damit auch erklärt und die Aufgabe der Wissenschaft ist beendet."

Der unsterbliche Forscher, der erst der modernen, nach seinem Tode angebrochenen Zeit bedurfte, um verstanden zu werden, hat bei diesem Ausspruche gewiss nicht an uns trockene Juristenseelen

[1]) Engelb. Lorenz Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung", Mainz 1891.

[2]) Dr. J. R. v. Mayer, „Bemerkungen über u. s. w.", Heilbronn 1851.

gedacht, aber wir, die wir heute nur bescheiden versuchen, unsere Disciplin dem großen Zuge und dem einzig richtigen Arbeitssysteme der Naturforscher unterzuordnen, wir nehmen seine Lehre für unsere Arbeit ebenfalls in Anspruch, auch für uns ist jedes einzelne Verbrechen, das wir zu erforschen haben, eine Thatsache, und ist sie nach allen Seiten bekannt, haben wir uns über jede, auch die kleinste Einzelheit Rechenschaft gegeben, dann ist sie auch erklärt und auch unsere Aufgabe ist beendet.

„Mit dem Worte „erklären" kommen wir nicht weit, es handelt sich immer darum, das Unerklärliche in seinen kleinsten Raum zurückzudämmen und auf seinen einfachsten Ausdruck zu bringen." (Paul du Bois-Reymond.[1])

Ja, wenn es uns gelänge, „das Unerklärliche in seinen kleinsten Raum zurückzudämmen" — in den meisten Fällen setzen wir statt eines oft recht bekannten Wortes nicht ein noch bekannteres, sondern ein so fremdes, dass sich Jedermann etwas Anderes darunter denken kann, und damit ist jeder Streit allerdings unmöglich gemacht. Ganz ebenso ist es mit den Vorgängen, die wir dadurch erklären, dass wir andere, viel schwierigere Vorgänge heranziehen, die oft nur durch ihre Plötzlichkeit zum Schweigen bringen; das Ah! der Zuschauer wird durch den Knall der Rakete ausgelöst, nicht durch ihr glänzendes Farbenspiel.

Leider sind gerade wir Juristen am Meisten geneigt, unbrauchbare Erklärungen zu geben, weil wir aus unseren Strafgesetzen unsinnige Definitionen gewohnt sind, die uns der Frage sehr selten näher bringen, sondern stets nur eine Anzahl schwierig zu deutender Worte statt des einzigen, oft leicht verständlichen hinstellen. Dann kommen wir einerseits zu unmöglichen, schwer zu fassenden Erklärungen, die wir sehr oft selbst nicht glauben, und andererseits deuten und definieren wir Vorgänge, die ohnehin Jedermann verstanden hat, wobei dann erst Zweifel und Unsicherheiten entstehen, weil man zu erklären versucht hat. Besonders schlimm wird die Sache, wenn wir uns selbst unsicher fühlen, oder wenn wir Widerspruch erfahren haben oder solchen erwarten. Dann trachten wir häufig, uns selbst zu beweisen, dass wir etwas wissen, obwohl wir im Anfange ganz gut darüber klar waren, dass dies nicht der Fall war; wir sollen nicht vergessen, dass „unser Wissen sich nur auf Ideen erstrecken kann; es besteht eben blos

[1]) Paul du Bois-Reymond, „Ueber die Grundlagen u. s. w.", Tübingen 1890.

in der Perception der Verknüpfung und Uebereinstimmung (die Summe der Winkel in einem Dreieck beträgt 180°) oder der Nichtübereinstimmung und des Widerstreites irgend welcher von unseren Ideen (weiß ist nicht schwarz)" (Meinong.[1]) Gerade in der Ausarbeitung dieser „Ideen" liegt aber unsere Thätigkeit, und je eingehender sich diese gestaltet, um so größer und sicherer ist der Erfolg. Nie aber dürfen wir unserer eigenen Idee allein vertrauen. „Wenn der Theologe, der sich mit dem Uebersinnlichen beschäftigt, Alles gesagt hat, was von seinem Standpunkte zu sagen ist, wenn der Jurist, der die Grundsätze vertritt, welche die Resultate socialer Wissenschaft sind, wiederum alle Gründe von seinem Standpunkte dargelegt hat, so muss in bestimmten Fällen der Arzt, der sich mit dem körperlichen Leben befasst, die letzte Instanz sein."

Diese allgemein gehaltenen Worte Maudsley's[2]) sollen uns nur erinnern, dass unser Wissen ein sehr einseitiges und beschränktes sei, und dass wir einen Vorgang nur dann kennen und ein Wissen von demselben haben, wenn Alle gesprochen, die überhaupt Kenntnisse über solche Vorgänge besitzen. Daher abermals die Mahnung an jeden Criminalisten, sein Wissen auf einen Stab von möglichst vielen Sachverständigen zu gründen, über nichts urtheilen und sprechen wollen, was irgendwie besondere Kenntnisse erfordert, sondern immer solche zu befragen, deren Sache es ist, sich in der fraglichen Richtung auszukennen. Nur der Pfuscher weiß Alles, der Unterrichtete sieht ein, wie wenig der Geist des Einzelnen zu umfassen vermag, und wie Viele zusammen helfen müssen, um auch nur kleine Fragen zu erledigen.

Die Complicierтheit derselben liegt im Wesen des Begriffes „sein": „Das Wort sein gebrauchen wir, um den Inbegriff von allem Wahrgenommenen oder für uns Wahrnehmbaren zu bezeichnen. Sein und Wissen sind identisch, insofern sie gleichen Inhalt haben, und der Inhalt des Seienden gewusst werden kann." (Jessen.[3])

Ueber die philosophische Begriffsbestimmung des Begriffes Wissen siehe Kirchmann, „Die Lehre vom Wissen".[4])

---

[1]) Alexius v. Meinong, „Hume-Studien", Wien 1877 und 1882.

[2]) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

[3]) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", Berlin 1855.

[4]) J. H. v. Kirchmann, „Die Lehre vom Wissen", Berlin 1868.

II. Objectiv.

Die psychische Thätigkeit des Vernommenen.

A. Gemeinsame Momente.

1. Sinneswahrnehmungen.

Quod non fuit in sensu non est in intellectu. (Aristoteles.)

Unsere Feststellungen beruhen auf den Wahrnehmungen, die wir selbst und andere machen; sind die Wahrnehmungen gut, so können unsere Urtheile gut sein, sind sie schlecht, so müssen die Urtheile schlecht sein. Wenn wir uns daher mit der Art, wie wir mit den Sinnen aufnehmen, befassen, so beschäftigen wir uns mit den Grundbedingungen der Rechtssprechung, und je größer die verwendete Aufmerksamkeit ist, desto sicherer ist die Rechtssprechung.

Wenn nun im Folgenden über Sinneswahrnehmungen gesprochen wird, so soll selbstverständlich keine erschöpfende Theorie derselben ausgearbeitet, sondern nur jene Momente derselben herausgegriffen werden, welche die in criminalistischer Beziehung wichtigen Umstände betreffen und an welchen gezeigt werden kann, wie wir selbst und die von uns Vernommenen auffassen.

Ein eingehendes Studium der vielen über diese Frage im Allgemeinen bestehenden Arbeiten kann nicht dringend genug empfohlen werden. Die Wissenschaft ist namentlich in der letzten Zeit in dieser Richtung weit vorgedrungen, das meiste, was da geleistet wurde, ist für uns von großer Wichtigkeit, und wer das, was hier gearbeitet wurde, ignorieren will, der ist auf die groben Anschauungen angewiesen, die sich von selbst ergeben und die dann aber eine Beurtheilung der eigenen und fremden Wahrnehmungen nur nach den äußersten Umrissen gestalten; so findet sich

eine Menge von Unbegreiflichkeiten und Unverständlichkeiten, man registriert ganz verschiedene Beobachtungen, die eigentlich dasselbe beweisen, man findet scheinbar übereinstimmende Wahrnehmungen, die aber Verschiedenes behaupten und so gelangt man dazu, dass man wertvolles Material ignoriert, weil es angeblich nicht stimmt, und was noch schlimmer ist, man findet „Uebereinstimmendes, also Beweisendes", was, richtig verstanden, ganz belanglos wäre.

Außer den weiterhin citierten Arbeiten möchte ich zum Studium empfehlen die Werke von Wundt,[1]) Müller,[2]) Böse,[3]) Washburn,[4]) Tortual,[5]) Zwaardemaker,[6]) Höring,[7]) Panum,[8]) Renz und Wolf,[9]) Kundt,[10]) Camerer,[11]) Kottenkamp,[12]) Vierordt,[13]) Nagel,[14]) Betzold,[15]) Höfler,[16]) Hering,[17]) Schopenhauer,[18]) Jodl,[19]) Lucae,[20])

---

[1]) Wilhelm Wundt, „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung".

[2]) G. E. Müller, „Zur Theorie der sinnlichen Aufmerksamkeit", Leipzig 1873.

[3]) K. G. Böse, „Ueber Sinneswahrnehmung und deren Entwicklung zur Intelligenz", Braunschweig 1872.

[4]) Marg. Floy Washburn, „Ueber den Einfluss von Gesichtsassociationen etc.", Leipzig 1895.

[5]) Tortual, „Die Sinne des Menschen", Münster 1827.

[6]) Dr. H. Zwaardemaker, „Der Umfang des Gehöres in den verschiedenen Lebensaltern", Zeitschrift für Psychologie etc. v. Ebbinghaus und König, Band VI.

[7]) Höring, „Versuche über das Unterscheidungsvermögen des Hörsinns". Tübingen 1864.

[8]) Panum, „Ueber das Sehen mit zwei Augen", Kiel 1858.

[9]) Renz und Wolf, „Ueber das Schallmaß", Vierordts Archiv, 1856, H. 2.

[10]) August Kundt, „Untersuchungen über das Augenmaß", Poggendorf, An. der Physik, Bd. 120.

[11]) Dr. W. Camerer, „Versuche über den Raumsinn", Zeitschrift für Biologie, Band XIX.

[12]) R. Kottenkamp und H. Ullrich, „Versuche über den Raumsinn der Haut", Zeitschrift für Biologie, VI. Band.

[13]) Dr. H. Vierordt, über dasselbe Thema im selben Band.

[14]) A. E. Nagel, „Das Sehen mit zwei Augen", Leipzig 1861.

[15]) Friedrich Betzold, „Das Hörvermögen der Taubstummen", Wiesbaden 1896.

[16]) Al. Höfler, „Psychologie", Wien 1897.

[17]) Hering, „Zur Lehre vom Lichtsinn".

[18]) Schopenhauer, „Sehen und Farben".

[19]) Friedrich Jodl, „Lehrbuch der Psychologie", Stuttgart, 1896.

[20]) Lucae, „Zur Entstehung und Behandlung der subjectiven Gehörsempfindungen", Berlin 1884.

Magnus,[1]) Stumpf,[2]) Wolff,[3]) Mach,[4]) Conte,[5]) George,[6]) Hensen,[7]) Czermak,[8]) Chodin,[9]) Böhmer,[10]) Frank,[11]) Cornelius [12]) u. s. w.

a) Allgemeines.

Befasst sich der Criminalist mit jenem Theile der modernen physiologischen Psychologie, der von den Sinnen und ihren Functionen handelt, so thut er dies in der Absicht, darüber klar zu werden, was die Sinne überhaupt leisten, wie diese Leistungen zu Stande kommen, wie sie auf die Entstehung von Vorstellungen und Begriffen wirken, was wir ihnen zutrauen können, unter welchen Verhältnissen wir dem durch die Sinne Aufgenommenen mehr oder weniger Sicherheit zuschreiben dürfen und in welchem Verhältnis die sinnliche Wahrnehmung zu den Objecten steht. Ob es sich da um die eigenen Sinne des Richters, die des Geschwornen, des Sachverständigen, des Zeugen oder selbst des Beschuldigten handelt, wird im Ganzen ziemlich gleichgiltig sein; ist man einmal über das Wesen der Sinne, ihre Functionen und Verhältnisse überhaupt klar, so ist die Anwendung dessen, worüber man sich belehrt hat, auf den einzelnen Menschen, sei er in dieser oder jener augenblicklichen Stellung, nicht mehr schwer.

Die Wichtigkeit der sinnlichen Wahrnehmung braucht nicht erst bewiesen zu werden; „Fragen wir", sagt Mittermaier,[13]) „nach

---

[1]) A. Magnus, „Gehör und Sprache", Virchow und Holtzendorff'sche Vorträge Nr. 280.

[2]) Karl Stumpf, „Tonpsychologie", Leipzig, 1883.

[3]) O. J. B. Wolff, „Die Mechanik des Riechens", Berlin, 1878.

[4]) Ernst Mach, „Untersuchungen über den Zeitsinn des Ohres", Wiener Akademie. Februar 1865.

[5]) Jos. Le Conte, „Die Lehre vom Sehen", Intern. Wiss. Bibliothek, Bd. 54.

[6]) Leopold George, „Die fünf Sinne", Berlin, 1846.

[7]) V. Hensen, „Physiologie des Gehöres", Hermann „Handbuch der Physiologie".

[8]) Czermak, „Das Ohr und das Hören", Populäre physiologische Vorträge, Nr. 2.

[9]) Chodin, „Ueber die Abhängigkeit der Farbenempfindung von der Lichtstärke", Preyer's Sammlung, I. Reihe, Nr. 7.

[10]) Heinrich Böhmer, „Die Sinneswahrnehmung etc." Erlangen 1863.

[11]) Angell Frank, „Ueber die Schätzung von Schallintensitäten", Philos. Studien, 7. Band.

[12]) Karl Sebastian Cornelius, „Die Theorie des Sehens", Halle 1861.

[13]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise", Darmstadt 1834.

welchen Gründen wir in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der Thatsachen bestimmen, und worauf nach der Erfahrung aller Zeiten die Urtheile über das Dasein von Thatsachen auch von dem vorsichtigsten Menschen gebaut werden, so überzeugen wir uns leicht, dass das Zeugnis unserer Sinne als das zuverlässigste betrachtet wird, und die sinnliche Evidenz scheint daher die einzige wahre Quelle der Gewissheit zu sein."

Freilich hat es zu allen Zeiten Streit darüber gegeben, inwieweit das, was uns die Sinne geben, objectiv und verlässlich ist, was es überhaupt darstellt. v. Volkmar [1]) hat dies einmal in großen Zügen zusammengestellt.

Dass die Sinne nicht betrügen, „nicht weil sie immer richtig, sondern weil sie gar nicht urtheilen", ist ein oft citierter Ausspruch Kant's. [2]) Er ist aber älter, da schon die Cyrenäische Schule durch ihre Behauptung: Lust und Schmerz seien allein von zweifelloser Wahrheit, dies aussprach. [3]) Aristoteles [4]) beschränkt die Untrüglichkeit der Empfindung auf deren eigenthümlichen Inhalt; damit stimmt Epikur. [5]) Cicero sagt auch: *opinionis mendacium est, non oculorum*. Dass keine Vorstellung an sich als bloße Veränderung des Gemüthes wahr oder falsch heißen könne, haben auch Descartes, [6]) Locke [7]) und Leibnitz [8]) hervorgehoben. Darüber hinaus war der Sensualismus bemüht, die Sinne gegen den Vorwurf der Trüglichkeit in Schutz zu nehmen, wie es namentlich Gassendi, [9]) Condillac, [10]) Helvetius [11]) u. A. gethan haben, wobei in der Regel

---

[1]) Wilhelm Volkmann von Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

[2]) Im. Kant, „Kritik der reinen Vernunft".

[3]) Vergl. Zeller: „Die Philosophie der Griechen", 3 Theile, 1856—1865.

[4]) Aristoteles, „De anima" II[6], III[1], „de sens" 4; „de insomn." 1 und bes. Metaph. IV, 6.

[5]) Epikur Diog. L. X.

[6]) René Descartes, „Meditationes de prima philosophia", herausg. von Barach, Wien 1862.

[7]) John Locke, „The Works 6 ed. 3. vol.", London 1759.

[8]) Gottf. Leibnitz, „Theod. disc." 65 Opp.

[9]) Petrus Gassendi, „Objectiones ad meditationes Cartesii" (Leyden 1658).

[10]) Etienne de Condillac, „Essai sur l'origine des connaissances humaines (Amsterdam 1746) und „Traité des sensations", deutsch v. Johnson, Berlin 1870.

[11]) Claude Adrien Helvetius, „De l'esperit", Paris 1758, neu 1880.

gegen den Vorwurf des Widerspruches in den Aussagen der einzelnen Sinne an die Unfehlbarkeit des Tastsinnes appelliert wurde. — Reid [1]) gieng wieder auf Aristoteles zurück, indem er zwischen den specifischen Objecten der verschiedenen Sinne unterschied, und für jeden Sinn innerhalb seiner Domaine Untrüglichkeit in Anspruch nahm; darin stimmt ihm auch Garnier [2]) bei.

Dass diese verschiedenen Auffassungen sich vollkommen ausgleichen werden, ist nicht anzunehmen, wenn man auch heute einen entschiedeneren Standpunkt wahrnehmen kann, seitdem das Messen und Zählen in der Psychologie Raum und Beachtung gefunden hat. Eigentlich wurde diese moderne Arbeit von Herbart begonnen, der ein mathematisches System dadurch aufstellte, dass er völlig unempirische Voraussetzungen über das Wesen der Vorstellungen einführte und über die nummerische Größe der Hemmungen gewisse einfache Prämissen aufstellte. Dann kam Fechner, der voraussetzt, dass sich eine starke Empfindung aus schwachen zusammensetzt, wie der Meter aus Centimetern. Es fanden diese Anschauungen eine Fixierung im vielfach besprochenen E. H. Weber'schen Gesetz, nach welchem mit wachsender Größe des Reizes und der Empfindung stets größere Reizzuwüchse nöthig sind, um einen eben noch merklichen Empfindungsunterschied zweier Reizgrößen (denselben Empfindungszuwachs) auszulösen, oder, wie es Fechner [3]) ausdrückt: „dass gleiche relative Reizzuwüchse gleichen Empfindungszuwüchsen entsprechen". Dieses Gesetz, welches für die Auffassungen des Criminalisten dann, wenn es sich um die Wahrnehmungen von Sinneseindrücken (namentlich bei Zeugen) handelt, von größter Wichtigkeit ist, hat durch die geniale Arbeit A. Meinong's [4]) eine, ich glaube abschließende Behandlung erfahren.

„Die neuere Physiologie betrachtet die äußerlich wahrgenommenen Qualitäten als etwas an sich Subjectives, das erst durch unsere Beziehung nach außen einen objectiven Charakter empfängt .... Der qualitative Charakter dessen, was durch die Ein-

---

[1]) Thomas Reid, „An Inquiry into the human mind on the principle of commone sense", Edinburg 1765.

[2]) Garnier, „traité des facultés de l'ame", Paris 1865.

[3]) Gust. Theod. Fechner, „Elemente der Psychophysik", Leipzig 1889.

[4]) Alexius von Meinong, „Ueber die Bedeutung des Weber'schen Gesetzes", Hamburg und Leipzig 1896.

wirkung von außen in unseren Sinnen hervorgebracht wird, hängt wesentlich und hauptsächlich von der Organisation der letzteren selbst ab. Dies ist der Grundgedanke der Wahrnehmungslehre der neueren Physiologie, der wohl in verschiedenen Variationen zum Ausdrucke kommt, aber doch in fast allen physiologischen Darstellungen wie ein feststehendes Axiom wiederkehrt." (Tilman Pesch.[1])

Man stützt sich hier namentlich auf die grundlegenden Arbeiten von Helmholtz,[2]) der u. A. feststellte:

Die physiologische Optik ist die Lehre von den Wahrnehmungen durch den Gesichtssinn. Wir sehen die Objecte der Außenwelt durch Vermittlung des Lichtes, welches von ihnen her in unser Auge fällt. Das Licht trifft die Netzhaut und regt in ihr Empfindungen an. Die Empfindungen, durch den Sehnerven dem Gehirn zugeleitet, werden die Veranlassung, dass unser Bewusstsein die Vorstellung von gewissen, im Raume vertheilten Gegenständen fasst .... Wir benützen die Empfindungen, welche das Licht in unserem Sehnervenapparate erregt, um aus ihnen Vorstellungen über die Existenz, die Form, und die Lage äußerer Objecte zu bilden. Dergleichen Vorstellungen nennen wir Gesichtswahrnehmungen. (Unsere Sinneswahrnehmungen bestehen also nach dieser Theorie wesentlich aus Empfindungen; die letzteren bilden den Stoff oder den Inhalt, aus dem die ersteren aufgebaut werden.)

Unsere Empfindungen sind Wirkungen, welche durch äußere Ursachen in unseren Organen hervorgebracht werden, und wie eine solche Wirkung sich äußert, hängt natürlich ganz wesentlich von der Art des Apparates ab, auf den gewirkt wird.

Wirkliche, bewusste Schlüsse sind es z. B., wenn der Astronom aus den perspectivischen Bildern der Gestirne die Lage derselben im Weltraume u. s. w. berechnet. Der Astronom stützt seine Schlüsse auf eine bewusste Kenntnis der Sätze der Optik. Eine solche Kenntnis der Optik fehlt bei den gewöhnlichen Acten des Sehens; indessen mag es erlaubt sein, die psychischen Acte der gewöhnlichen Wahrnehmungen als unbewusste Schlüsse zu bezeichnen, da dieser Name sie hinreichend von den gewöhnlich sogenannten bewussten Schlüssen unterscheidet.

---

[1]) Tilman Pesch, „Das Weltphänomen", Freiburg 1881.

[2]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiol. Optik" (in Karstens allgem. Encyclopädie der Physik 1867), dann: „Die Lehre von den Tonempfindungen", Braunschweig 1863. — „Die Thatsachen der Wahrnehmung", Braunschweig 1878.

Namentlich das letztgenannte Moment ist für uns von Bedeutung. Es fehlt an Untersuchungen, welche feststellen, inwieweit die Kenntnis der optischen, acustischen u. s. w. Gesetze auf die Wahrnehmung von Einfluss ist. Dass dies der Fall ist, kann nicht bezweifelt werden, wenn wir uns die einfachsten, Jedermann aus der Erfahrung bekannten Gesetze in Erinnerung bringen. Wer z. B. nicht wüsste, dass der Schall häufig zurückgeworfen wird, der würde dann, wenn er zu sagen hätte, ob sich ein Wagen in einer Querstraße von rechts oder links genähert hat, unbedingt und sicher die Seite angeben, von der er ihn rollen hörte; so aber, da jedes Kind weiß, dass Schallreflexionen oft täuschen, wird jeder, den man z. B. vor Gericht fragt, erklären, er glaube zwar, dass der Wagen von rechts zu hören war, es könne aber auch ebenso gut von links gewesen sein. Oder, wenn Jemand nicht wüsste, dass das Licht vom Wasser anders gebrochen wird als von der Luft, würde er erklären, dass ein in das Wasser ragender Stab im stumpfen Winkel gebogen war; da aber Jedermann dies Experiment kennt, so wird er sagen: Der Stab sah zwar gebrochen aus, wird aber sicherlich gerade gewesen sein.

Von diesen einfachsten, die Sinneswahrnehmung betreffenden Gesetzen bis zu den compliciertesten, die vielleicht nur einem halben Dutzend der ersten Physiker bekannt sind, läuft aber eine endlos lange Reihe von derartigen Gesetzen und bei jeder Etappe derselben steht wieder eine Gruppe von Menschen, die in ihren physikalischen Kenntnissen gerade bis hieher und nicht weiter gelangt ist; man muss also auch annehmen, dass ihre Wahrnehmungen je nach der Zahl und Art ihrer Kenntnisse verschieden gestaltet sind, und so käme man zur Ueberzeugung, dass man eigentlich mit jedem zu Vernehmenden, der sich über sinnliche Wahrnehmungen zu äußern hätte — und wer hat nicht wenigstens *auch* über solche zu sprechen — ein physikalisches Examen zu machen hätte, um sich über den Stand seiner Kenntnisse und somit über den Wert seiner Angaben klar zu stellen. So schlimm ist es aber in praxi nicht. Vor allem urtheilen wir doch schon nach dem Eindruck, den der Mensch macht, beiläufig auf seine Natur und Cultur und von da aus auf den Stand seiner Kenntnisse, wobei allerdings oft grobe Fehler unterlaufen. Weiters aber spitzt sich die Aussage doch immer ziemlich scharf auf einen oder einige physikalische Vorgänge zu, so dass man durch eine einfache Zwischenfrage sicher

wird, ob der Betreffende das in Frage kommende physikalische Gesetz kennt und beachtet hat. Im Allgemeinen wird aber gewiss hierin viel gesündigt, Alles viel zu gleichmäßig abgethan und dem Umstande, mit welchen Mitteln und Kenntnissen Einer zu einer bestimmten Wahrnehmung gekommen ist, viel zu wenig Beachtung geschenkt. Wenn dann alle Augenblicke „ganz unbegreifliche Widersprüche" zu Tage kommen, so ist der Schaden noch verhältnismäßig gering, denn wo nichts Sicheres vorliegt, werden doch, Gottlob, nur selten weitere Schlüsse aufgebaut. Wenn aber blos Einer beobachtet hat, oder wenn zwar Mehrere deponieren, aber alle zufällig mit denselben Kenntnissen versehen sind und daher denselben Fehler gemacht haben, dann kommt kein Widerspruch zum Vorschein, dann liegt „sichere, von mehreren Zeugen bestätigte Wahrheit" vor und dann wird lustig darauf los argumentiert.

Die Forschungen der Modernen fordern uns da noch nach mehreren Seiten zur Vorsicht auf. Das Wichtigste ist der Umstand, dass die Wahrnehmungen sehr selten rein gestaltet werden. Es ist sehr einfach, wenn z. B. Fischer[1]) sagt: „(Sinnes)-Wahrnehmungen sind „rein", wenn sie keine anderen Bestandtheile als blos Wahrnehmungen enthalten; sie sind „gemischt", wenn sie mit Vorstellungen, Urtheilen, Strebungen, Willensacten verbunden sind."

Ich habe schon einmal[2]) nachzuweisen versucht, wie selten eine Wahrnehmung „rein" ist, und wie beinahe immer Urtheile u. s. w. mitlaufen, und ich spreche auch hier die Ueberzeugung aus, dass das Verkennen dieses Umstandes unzählige Male Zeugenaussagen total falsch verwerten macht. Dies zeigt sich in vielen anderen Beobachtungen und Behauptungen. Wenn z. B. Fick[3]) sagt: „In dem Bewusstsein des Subjects, dessen Sinnesnervenenden gereizt werden, tritt der Zustand ein, den wir Empfindung nennen", so meint er gewiss nicht, dass der, vielleicht an sich höchst unbedeutende „Sinnesnervenendenreiz", der augenblicklich eingetreten ist, allein vermöge, den bewussten „Zustand" zu erzeugen; dieser eine Reiz ist nur ein Ton im Geräusche der unzähligen Reize, die

[1]) Dr. Engelbert Lorenz Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung", Mainz 1891.

[2]) Dr. Hanns Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter", Graz 1894, pg. 55 ff.

[3]) Adolf Fick, „Die Welt als Vorstellung", Würzburg 1870.

früher und gleichzeitig auf uns eingewirkt haben, dies spielt aber bei jedem Menschen etwas anderes, und so wird auch der eine dazu klingende Ton in Jedem anders wirken. — Oder, wenn Bernstein [1]) meint:

„Die Sinnesempfindung, d. h. die Erregung des Sinnesorganes und die Leitung dieser Erregung zum Gehirn, schließt es noch nicht in sich, dass die Empfindung auch schon mit einer Wahrnehmung eines Objects oder Vorganges in der Außenwelt verbunden ist" — so wird es erst recht klar, dass häufig nicht einmal die Objectivität der Wahrnehmung corrigierend einwirkt — dann hängt Alles wieder von der Natur und Cultur des Subjects ab.

Noch persönlicher werden die Empfindungen nach der Auffassung Aubert's: [2])

„Die Empfindungen sind specifische Thätigkeiten der Sinnesorgane (also nichts Passives, wie Helmholtz sagt, sondern etwas Actives, Functionen in den Sinnesorganen) — die Wahrnehmungen entstehen dadurch, dass wir unsere Einzelempfindungen mit reinen Vorstellungen der Seele oder Schemata des Verstandes, ganz besonders mit der reinen Vorstellung des Raumes combinieren.

Das sogenannte Projicieren oder nach außen Setzen der Empfindungen ist immer nur die Auslegung und die Beziehung derselben auf die Einheit eines Objectes."

So lange etwas als „Passives" aufgefasst wird, kann es immerhin gleichförmiger auftreten, als wenn es activ wird: dann wirkt die ganze Individualität des Einzelnen mit, die Wahrnehmung wird in noch weit höherem Grade individuell, und gestaltet sich so, wie der Träger der betreffenden Sinne beschaffen ist. Ob Aubert recht hat oder nicht, wollen wir nicht untersuchen, hat er aber recht, dann sind die Sinneswahrnehmungen so verschieden, wie die Menschen selbst.

Vermehrt wird diese Verschiedenheit noch durch die comprehensive Thätigkeit, welche Fischer [3]) voraussetzt:

„Die Gesichtswahrnehmung hat eine zusammenfassende Thätigkeit oder Comprehension. Wir sehen nie etwas absolut Einfaches, nehmen deshalb die Elemente der Dinge nicht wahr; wir sehen stets ein räumliches Continuum, was nur durch comprehensive

[1]) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen", Leipzig 1889.

[2]) Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut", 1865.

[3]) E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung", Mainz 1891.

Thätigkeit möglich ist. Dies sehen wir besonders bei Bewegung, wo wir Gegenstand der Bewegung und Umgebung zugleich auffassen müssen."

Wie aber die „Comprehension" bei dem einzelnen Individuum vor sich geht, das ist sehr verschieden; ob dies rein körperlich wirkt, ob vielleicht nur das Gedächtnis mithilft, so dass man sich noch den zuletzt wahrgenommenen Theil gemerkt hat, wenn man einen neuen Theil in Betracht zieht, ob Phantasievorstellung im Spiele ist oder ob eine besondere seelische Thätigkeit vorausgesetzt werden muss, die einen größeren Theil aufzufassen gestattet und das gibt, was wir den „weiteren Blick" nennen, ist nicht sicher; Thatsache ist es, dass die Menschen sehr verschieden viel mit einem Blick zu fassen vermögen. Meistens wird es wohl Hand in Hand gehen damit, ob der eine gescheidter ist, als der andere: Den ängstlichen, kleinen, am Einzelnen haftenden Blick hat der Dümmere, den weiten, umfassenden, stets vergleichenden Blick hat der Klügere. Dies wird namentlich dann klar, wenn die Zeitspanne, während welcher Einer etwas beobachten konnte, eine sehr kurze war: Der Eine hat nur ein ganz klein wenig, gewöhnlich das Unwichtigste wahrgenommen, der andere, der auch nicht länger beobachten konnte, hat das Ganze von oben bis unten gesehen, hat das Wichtige vom Unbedeutenden geschieden, das Erstere viel länger beobachtet als das Letztere, und wenn man beide Beobachter darum fragt, was sie wahrgenommen haben, so wird die Schilderung sehr verschieden ausfallen, obwohl Beide dasselbe, Beide vom selben Standpunkt, Beide gleich lange Zeit gesehen haben. Wir wundern uns aber dann, wenn wir so verschiedene Schilderungen bekommen und behaupten leichthin, Einer habe gelogen. — Die Geschwindigkeit der Apperceptionszeit hat man sogar zu messen versucht, und die Versuche von Auerbach und Kries,[1]) von Baxt,[2]) von Tigerstedt und Bergqvist[3]) haben für zusammengesetzte Vorstellungen, z. B. einer ein- bis dreistelligen Zahl 0·015 bis 0·035 Secunden ergeben. Leider haben alle diese Versuche nicht wirklich vergleichend gearbeitet und z. B. die Apperceptionszeit bei sehr klugen mit der von

---

[1]) Auerbach und v. Kries „Im Archiv für Anatomie und Physiologie", 1877.

[2]) Baxt (unter Helmholtz's Leitung) im Archiv für die ges. Physiologie, Bd. 4.

[3]) Tigerstedt und Bergqvist im XIX. Bd. der Zeitschrift für Biologie.

sehr schwerfälligen und dummen Leuten zusammengestellt; gerade solche comparative Arbeiten hätten für uns Interesse.

In der Verschiedenheit der Wahrnehmung liegt ja auch die Gestaltungskraft unserer Sinne; freilich wirken da zumeist andere Kräfte mit, wenn wir aber in Betracht ziehen, wie die Sinne in der Auffassung mitwirken, dann müssen wir auch zu dem Schlusse kommen, sie gestalten selbst. „Wollte man sagen, die Sinneserfahrung belehre uns über die Mannigfaltigkeit der Dinge, so ist das nur richtig, wenn wir zugleich in Betracht ziehen, dass ohne Synthesis auch von vielen einzelnen Dingen nicht die Rede sein kann". (Dorner. [1])

Fassen wir die Sache aber noch von anderer Seite an, dann muss es uns nur Wunder nehmen, dass wir überhaupt das, von verschiedenen Menschen Wahrgenommene in irgend welchen Vergleich bringen können. Hermann Schwarz [2]) unterscheidet:

„Nach der physikalischen Auffassung gewinnen wir von den äußeren Vorgängen unmittelbare Kunde durch das Organ, wobei die Nerven nur passiv dazu dienen, das Bewusstsein in der Wahrnehmung der äußeren Vorgänge zu unterstützen. Nach der Auffassung der meisten Physiologen dagegen greifen die Nervenfasern activ in den Gang der äußeren Geschehnisse ein, sie modificieren es, gestalten es bis zur Unkenntlichkeit um, und vermitteln es erst dann an das Bewusstsein, nachdem vorher in den Ganglienzellen der Gehirnrinde vielleicht abermals eine Transformation der ursprünglichen Processe in neue Formen mechanischer Energie stattgefunden hat.

Dies der Unterschied der physikalischen Wahrnehmungstheorie vor der physiologischen."

Hiezu kommen noch einige Momente, die zur allgemeinen Sinneswahrnehmung gehören.

Vor Allem das sogenannte Sinnenvicariat, welches in der Vorstellung einen Sinn für den anderen eintreten lässt. Nicht eigentlich hieher gehörig ist das wirkliche Ersetzen eines Sinnes durch den anderen, wie es vornehmlich nur zwischen Tastsinn und Gesicht stattfindet. Bei Gehör und Gesicht kommt dies nur scheinbar vor; wenn ich z. B. wiederholt die halbwegs markierte Stimme eines Menschen gehört habe, ohne ihn je zu sehen, so

[1]) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen", Berlin 1887.

[2]) Dr. Herm. Schwarz, „Das Wahrnehmungsproblem etc.", Leipzig 1892.

werde ich mir gewiss dazu eine ganz bestimmte Gestalt und Erscheinung bilden, das ist aber lediglich Phantasiearbeit; ebenso, wenn ich in der Nähe eines Gewässers Hilferufe höre, so sehe ich mehr minder deutlich die Gestalt eines Ertrinkenden u. s. w. Anders beim Tasten und Sehen. Wenn man mich bei geschlossenen Augen eine Kugel, einen Würfel, eine Katze, ein Tuch u. s. w. tasten lässt, so werde ich, bis auf die Farbe, den Gegenstand fast so vor mir haben, als ob ich ihn gesehen hätte; das ist aber nur ein mehr oder minder genügendes Ersetzen eines Sinnes durch den anderen.

Das eigentliche Vicariat tritt ein, wenn man *vermeint*, etwas mit dem einen Sinne wahrgenommen zu haben, während es mit einem anderen geschehen ist. Dies kommt namentlich dann vor, wenn man nicht ganz bei der Sache war, wenn die Wahrnehmung in halbwachem Zustande oder vor langer Zeit geschehen ist, endlich auch, wenn dabei gleichzeitig eine Menge anderer Eindrücke mitgewirkt hat, so dass man keine rechte Zeit hatte, den Sinneseindruck gehörig zu verzeichnen — wenn man so sagen darf. So kann man z. B. blos Jemanden (namentlich gut Bekannten) sprechen gehört haben, und man ist später davon überzeugt, ihn damals gesehen zu haben. Sensitive Leute, die überhaupt schärferen Geruch haben als andere, knüpfen regelmäßig an einen wahrgenommenen Geruch die ganze dazu gehörige Erscheinung. Besonders häufig und für uns wichtig ist das Vicariat des Empfindens für das Sehen. Wenn Jemand einen Stoß, Schlag bekommen hat, und er hat ihn blos gefühlt, so wird er namentlich dann, wenn der Impuls sehr kräftig war und wenn er aus anderen Umständen schließen konnte, von wem derselbe ausgegangen ist, überzeugt sein, gesehen zu haben, wer ihn stieß und wie dies geschehen ist. Das geht so weit, dass Leute, auf die geschossen wurde, die Kugel fliegen sahen; ebenso haben sie oft den in finsterer Nacht ziemlich ferne fahrenden Wagen gesehen, obwohl sie nur den Lärm gehört und die Erschütterung gefühlt haben. Das Gute an der Sache ist noch, dass sich die Leute in der Regel des Rechten besinnen, wenn man sie direct fragt, ob sie nicht *eine* Sinneswahrnehmung für die *andere* eintreten ließen, weshalb es sich dringend empfiehlt, möglichst oft darnach zu fragen, ob wohl der vom Zeugen behauptete, und nicht etwa ein anderer Sinn die betreffende Wahrnehmung vermittelt hat. Dass es zu sehr bedeutenden Irrungen

führen kann, wenn diesfalls eine falsche Angabe gemacht wird, braucht nicht erörtert zu werden.

Von weiterer Bedeutung ist ein eigenthümlicher, für uns wichtiger Vorgang, den ich retrospective Aufhellung der Wahrnehmung nennen möchte. Er besteht darin, dass ein aus irgend einem Grunde nicht zur sinnlichen Wahrnehmung gelangter Sinnenreiz dann doch aufgefasst wird, wenn eine auffallende Unterbrechung stattgefunden hat. Ich will das einfache Beispiel schildern, an welchem mir die Sache zum ersten Male aufgefallen ist. In meinem Schlafzimmer hängt seit meiner frühesten Kindheit eine Pendeluhr, deren lautes Ticken ich durch die viele Jahre lange Gewohnheit begreiflicher Weise nie mehr höre. Einmal lag ich wach im Bette und hörte die bewusste Uhr plötzlich ganz laut dreimal ticken, dann war es still, die Uhr stand. Die Sache interessierte mich, ich machte rasch Licht und sah die Uhr in der Nähe an: Das Pendel bewegte sich noch, aber lautlos, die Zeit stimmte, die Uhr musste also vor wenigen Augenblicken zu gehen aufgehört haben. Die Ursache war bald gefunden; die Uhr befindet sich nicht in einem Kasten, sondern das Gewicht hängt frei; unter der Uhr steht immer ein Sessel, diesmal hatte man aber einen solchen mit mehr nach rückwärts geneigter Lehne hingestellt, das Gewicht stand nach und nach auf der Lehne an, und so wurde der Stillstand bewirkt.

Ich machte sofort Versuche, ließ die Uhr wieder gehen und das Gewicht wieder anstehen: Die letzten Schläge des Pendels waren nicht rascher, nicht langsamer, nicht lauter, nicht leiser, sie waren so wie alle anderen, plötzlich war es wieder aus. Ich glaube, dass die Sache so war: Wie man gewohnte Geräusche überhaupt nicht hört, so hörte ich den Pendelschlag der Uhr auch nicht; plötzlich war sie stehen geblieben, wodurch im Lautgleichgewichte, welches bis dahin im Zimmer geherrscht hatte, eine Störung eingetreten war; dies machte mich auf die Ursache der Störung, den nun fehlenden Pendelschlag aufmerksam, und nun wurde die Wahrnehmung nach zurück aufgehellt, und ich hörte die letzten Pendelschläge, die ich früher nicht wahrgenommen hatte, noch nachträglich; der latente Sinnenreiz durch diese Pendelschläge wirkte nun nach zurück. Aufmerksam wurde ich natürlich erst nach dem letzten Schlage, aber wahrgenommen hatte ich noch nachträglich.

Bald nach dieser Beobachtung konnte ich die Sache von jemanden Anderen in praxi hören. Es war in ein Haus geschossen worden, und eine alte Bäuerin, die im Zimmer mit Nähen beschäftigt gewesen war, behauptete, sie habe unmittelbar vor dem Schusse einige wenige Schritte (aus der Richtung, aus der der Schuss gekommen sein musste) gehört. Niemand wollte ihr das gelten lassen, da gar kein Grund zur Annahme vorlag, dass der Heranschleichende gerade die letzten Schritte stärker gemacht haben soll. Doch bin ich überzeugt, dass die Zeugin vollkommen richtig ausgesagt hat. Die Schritte des Herankommenden gelangten blos in ihr Unterbewusstsein, ein weiteres Auftauchen dieser Sinneswahrnehmung hinderte ihre Beschäftigung mit der Näharbeit — erst als sie durch den Schuss aufgeschreckt war, wurde auch das Oberbewusstsein aufgehellt und es traten die Geräusche, die schon durch das Ohr in das Unterbewusstsein gelangt waren, über dessen Schwelle in das eigentliche Bewusstsein.

Ein besonders kennzeichnender Fall zeigte mir endlich auch, dass derselbe Vorgang beim Sehen möglich ist. Ein Kind wurde durch die Unvorsichtigkeit eines Kutschers überfahren und getödtet; ein pensionierter hoher Officier war vom Fenster aus Zeuge des Vorfalles. Er schilderte seine Wahrnehmung höchst charakteristisch. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Königgrätz; der alte Herr stand am Fenster, gedachte der heute vor so und so vielen Jahren neben ihm gefallenen Kameraden und sah „mit leeren Blicken“ auf die Strasse, bis er durch den entsetzlichen Schrei des niedergerannten Kindes auffuhr und deutlich hinsah; nun bemerkte er, dass er eigentlich Alles gesehen hatte, was vor dem Niederstoßen des Kindes geschehen war, nämlich, dass sich der Kutscher aus irgend einem Grunde umgesehen hatte, wobei er die Pferde verriss, so dass diese einen Seitensprung gerade gegen das hiedurch erschreckte Kind hin machten, wodurch das Unglück geschah. Der General drückte sich ganz richtig so aus: „Ich hatte das alles gesehen, aber wahrgenommen und gewusst, dass ich es gesehen, habe ich es erst nach dem Schrei des Kindes, also später.“ Er meinte auch, zum Beweise der Richtigkeit des Gesagten, dass er, als alter Cavallerist, das kommende Unheil hätte bemerken müssen, wenn er die Bewegungen des Kutschers bewusst gesehen hätte, dann hätte er sich auch schon deshalb schrecken müssen; er wisse aber bestimmt, dass er sich erst geschreckt habe,

als das Kind geschrien hatte — er konnte das Vorausgegangene also nicht eher geistig wahrgenommen haben. Der vom Generalen geschilderte Hergang wurde übrigens auch später von anderen Zeugen ganz gleich geschildert.

Ich glaube, dass dieser psychologische Vorgang von criminalistischer Bedeutung ist, da ja sehr viele strafbare Handlungen mit irgend einem ganz plötzlichen und unvermuthetem Ereignisse eingeleitet werden, so dass dann retrospective Aufhellungen häufig eintreten; was da wahrgenommen wird, dürfte meistens von Wichtigkeit sein, und ob wir die betreffende Behauptung für wahr halten dürfen oder nicht, ist nie gleichgiltig.

Der Vollständigkeit wegen sei noch der Sinne der Verbrecher gedacht, von welchen Manche seit Lombroso und Ottolenghi behaupten, sie seien stumpfer als die der anderen Menschen. Im Allgemeinen hat Lombroso nur eine große Menge von Beispielen dafür angeführt, dass Verbrecher bisweilen große Gleichgiltigkeit gegen Schmerzen an den Tag legen und hat auch hier übersehen, dass nur eine dritte Eigenschaft die Ursache der beiden anderen ist. Rohes Leben und rohe Sitten stumpfen überhaupt ab, und so ist Gleichgiltigkeit gegen Schmerz lediglich eine Eigenthümlichkeit roher Völker und Naturen, und da aber auch unter sehr rohen Menschen viele Verbrecher zu finden sind, so fällt natürlich Rohheit, Verbrecherthum und Gleichgiltigkeit gegen Schmerz häufig zusammen. Daran ist aber nichts Merkwürdiges, und ein directer Zusammenhang zwischen Verbrechen und Stumpfheit der Sinne ist nirgends nachzuweisen.

b) Gesichtssinn.

1. Allgemeines.

Sowie überhaupt der Gesichtssinn der vornehmste aller Sinne ist, so erscheint er auch in processualer Richtung als der wichtigste, da das Meiste, was uns von Zeugen berichtet wird, durch das Sehen wahrgenommen wurde. Vergleichen wir dieses mit dem zunächst wichtigen Sinne, dem Gehörsinn, so kommen wir zur bekannten Thatsache, dass das Gesehene viel sicherer und mehrwertiger ist, als das Gehörte. „Einmal sehen ist besser als zehnmal hören", sagt das Sprichwort, und dies ist richtig von der allergewöhnlichsten Wahrnehmung bis zu den Sicherstellungen der

exacten Forschung. Keine Beschreibung, keine Schilderung, keine Complication mit den Daten anderer Sinne kann auch nur halbwegs das ersetzen, was ein flüchtiger Blick bieten kann. Daher kommt es auch, dass uns kein Sinn solche Ueberraschungen bieten kann, wie der Gesichtssinn. Ich stelle mir das Rauschen des Niagarafalles, die Stimme der Lucca, den Knall von 10000 Centner explodierenden Schießpulvers u. s. w., was ich Alles nicht gehört habe, gewiss nicht richtig vor, aber meine Vorstellung wird von der Wirklichkeit doch nur dem Grade nach verschieden sein. Ganz anders aber beim Sehen. Hier brauchen wir nicht als Beispiel das Großartigste heranzuziehen, wie den Anblick der Pyramiden, einer Tropennacht, eines Seesturmes oder berühmter Kunstwerke, nein, das Unbedeutendste, das wir noch nie gesehen, mit dessen Vorstellung wir uns aber wiederholt befasst haben, wird beim ersten Anblick gewöhnlich mit den Worten begrüßt: „Das habe ich mir denn doch ganz anders vorgestellt.“ Daher die nie genug hoch zu veranschlagende Wichtigkeit jedes Local- oder Sachbefundes, sowie des Studiums der Realien des Strafrechtes. Jeder von uns weiß, wie verschieden er sich regelmäßig den Thatort von der Wirklichkeit vorgestellt hat, wie schwer die Verständigung mit Zeugen über etwas Locales ist, wenn man es nicht gesehen hat, und wie viele Fehler lediglich aus falschen Vorstellungen von etwas nicht Gesehenem entstanden sind. Jedesmal, wenn ich das Grazer Criminalmuseum vorzeige und erkläre, aber jedesmal, höre ich ausrufen: „So sieht Dies und Jenes aus?“ — „Das Ding dachte ich mir aber ganz anders!“ — und dabei sind dies Sachen, über die der erstaunte Besucher hundertmal schon gesprochen, geschrieben und — leider auch geurtheilt hat.

Dasselbe Verhältnis bietet sich auch dar, wenn Zeugen über eine Wahrnehmung sich äußern. Vor Allem glaubt man immer eher an ein Missverständnis, wenn es sich um etwas Gehörtes handelt; von optischen Täuschungen und falschen Gesichtswahrnehmungen wissen die Leute überhaupt nicht viel, dass man aber unrichtig hört, ist bekannt und thatsächlich auch richtig. Weiter aber hängen an dem angeblich Gehörten immer oder häufig mehr oder minder sichere Urtheile. Wenn Jemand z. B. einen Schuss, schleichende Schritte, knisternde Flammen *gehört* hat, so nehmen wir dies immer nur als etwas Beiläufiges, als möglich hin; ganz anders, wenn er versichert, dass er *gesehen* hat, wie Einer schoss,

wie ein Mann heranschlich, wie die Flammen emporschlugen. Das sind — gewisse Beobachtungsfehler abgerechnet — zweifellose Wahrnehmungen, an denen es nichts misszuverstehen und zu deuten gibt.

Darin liegt auch das Misstrauen, das wir Jedem entgegenbringen, der nur deponiert, er habe etwas von einem Anderen gehört. Allerdings macht es uns schon unsicher, dass wir den „Anderen" nicht hier haben, seinen Wert nicht beurtheilen und mit ihm nicht sprechen können, aber ein großer Theil des Misstrauens liegt auch darin, dass es sich nicht blos um das Sehen, sondern auch um das in Mitte liegende, immer etwas angezweifelte Hören handelt, man ist nicht sicher, ob der Zeuge wohl recht gehört hat, und damit hat die Beruhigung über die Richtigkeit des Uebermittelten ihr Ende erreicht. Ist doch auch die Lüge überhaupt ein Erzeugnis des Wortes; freilich gibt es auch Lügen, die für das Auge bestimmt sind (Fälschungen, Verstellungen, Täuschungen u. s. w.), aber diese sind in der verschwindenden Minderzahl gegen die Lügen, die gehört werden.

Fragen wir nun weiter, worin denn die Sicherheit dafür liegt, dass das richtig ist, was wir sehen, so kommen wir doch dahin, dass die Ueberprüfung mit dem Tastsinn geschieht, d. h. in der Adaptierung unseres körperlichen Wesens an die sonst existierenden Dinge. Helmholtz[1]) drückt dies so aus:

„Die Uebereinstimmung zwischen den Gesichtswahrnehmungen und der Außenwelt beruht wenigstens in der Hauptsache auf demselben Grunde, auf dem alle unsere Kenntnis der wirklichen Welt beruht: Auf der Erfahrung und der fortdauernden Prüfung ihrer Richtigkeit mittelst des Experimentes: i. e. jede Bewegung unseres Körpers."

Das hätte fast den Anschein, als ob der oberste Richter unter den Sinnen der Tastsinn wäre, das wird aber nicht behauptet, da wir zur Genüge wissen, welchen Täuschungen wir ausgesetzt sind, wenn wir dem Tastsinn allein vertrauen; gleichwohl müssen wir annehmen, dass es sich ja hier gerade um die Frage der Körperlichkeit handelt, und diese kann wieder nur mit dem gleichen Maße, also wieder mit der Körperlichkeit unseres Wesens gemessen werden, aber immer unter der Controle der anderen Sinne, namentlich des Gesichtssinnes.

[1]) H. Helmholtz, „Die neuen Fortschritte in der Theorie des Sehens".

Der Sehvorgang selbst besteht nach Fischer[1]) „aus einer zusammengesetzten Kette von Ereignissen, die außerordentlich schnell auf einander folgen und in causaler Beziehung zu einander stehen. In dieser Kette lassen sich folgende Hauptglieder unterscheiden:

1. Der physikalisch-chemische Process,
2. der physiologisch-sensorische,
3. der psychologische,
4. der physiologisch-motorische und
5. der Perceptionsprocess."

Die vier ersten der genannten zu untersuchen, ist nicht unsere Sache, wir haben uns hauptsächlich mit dem letzteren zu befassen, um uns über die Verschiedenheit klar zu werden, wie die Leute auffassen. Ich habe einmal[2]) versucht, diesen Umstand mit den Erscheinungen der Momentphotographien zu erklären. Sehen wir eine solche an, die einen Augenblick aus einer raschen Bewegung wiedergibt, z. B. aus der eines galoppierenden Pferdes, so werden wir erklären, dass wir solche Stellungen des ganzen Pferdes und namentlich seiner Beine auch bei größter Aufmerksamkeit niemals wahrgenommen haben; dies beweist, dass wir langsamer sehen, als der photographische Apparat, dass wir also nicht die einzelnen kleinsten Momente auffassen, sondern dass wir jedesmal (natürlich, ohne dass uns diese Thätigkeit zum Bewusstsein kommt) eine Gruppe von kleinsten Momenten zusammenfassen, und daraus den sogenannten momentanen Eindruck bilden. Wenn wir also eine große Reihe von Momentaufnahmen aus einem Galoppsprunge machen würden, so müssten wir eine Anzahl derselben mengen und zusammenfassen, um jenes Bild zu bekommen, welches wir als angebliches Augenblicksbild mit unseren Augen aufzugreifen vermögen. Wir werden also sagen, dass das kürzeste Momentbild, das wir mit den Augen fassen, noch immer aus mehreren Theilen besteht, die der photographische Apparat einzeln hätte festhalten können, nicht aber unser Auge. Nennen wir diese einzelnen Momente, aus denen sich ein noch sinnlich wahrnehmbares Moment zusammensetzt: a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, so ist es selbstverständlich, dass die Art der Zusammensetzung bei den verschiedenen Individuen auch verschieden sein muss. Der Erste

[1]) Dr. E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung, Mainz 1891.
[2]) Dr. H. Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter", Graz 1894.

fasst seine Momente z. B. zusammen aus abc, def, ghi, klm; der Zweite fasst rascher und bildet schon aus: ab, cd, ef, gh, ik, lm; der Dritte hat einen unmerklichen Moment später hingesehen, fasst aber ebenso wie der Erste und bildet also: bcd, efg, hik, lmn; der Vierte fasst langsam und außerdem einzelne Momente ungenau oder gar nicht, er bildet also: acd, fhi, kmn. Solche verschiedene Variationen und Combinationen lassen sich natürlich in großer Menge denken, und wenn dann die verschiedenen Beobachter desselben Vorfalles davon Schilderungen geben, so thun sie es nach den von ihnen zusammengefassten Momenten und ebenso verschieden, wie die obigen Buchstabenzusammensetzungen verschieden sind.

Die relative Langsamkeit unserer Aufnahme des sinnlich Gesehenen hat noch eine weitere Folge dahin, dass wir die entstehenden Lücken so ausfüllen, wie wir sie als ausgefüllt erwarten. Das beste Beispiel hiefür dürfte die Wahrnehmung von Wurf und Schlag sein. Wenn zehn Menschen im Gasthause sehen, wie der A ein Bierglas gegen den Kopf des B erhebt, so erwarten fünf: „Jetzt wird er schlagen", und fünf erwarten: „Jetzt wird er werfen". Hat dann der B das Glas am Kopfe, so haben alle zehn Beobachter die rasche Bewegung gar nicht gesehen, aber die ersten fünf beschwören, „der A hat mit dem Glase geschlagen", und die zweiten fünf beschwören, „er hat das Glas geworfen". Und alle zehn haben dies wirklich gesehen, so fest sind sie von der Richtigkeit ihres damaligen raschen Erwartungsurtheiles überzeugt. Wenn wir dann den Zeugen ihre Verlogenheit, Unaufmerksamkeit, Leichtsinn oder sonst was Gutes vorhalten, sollten wir erst überlegen, ob die Sache nicht so gewesen ist, wie es eben geschildert wurde, und ob an der ganzen Verwirrung nicht lediglich die Unvollkommenheit und Langsamkeit unserer Sinnesvorgänge Schuld ist. Darin liegt auch ein großer Theil dessen, was Liebmann[1]) „anthropocentrisches Sehen" nennt, d. h. man sieht nur so, wie es dem im Mittelpunkte der Umgebung stehenden Menschen vorkommt. Liebmann führt dies noch weiter dahin aus, dass wir die Objecte nur als Winkelgrößen sehen, d. h. unter einem bestimmten, „bei ihrer Annäherung, Entfernung und dem Lagewechsel sich ändernden Gesichtswinkel, keineswegs als bestimmte Linear-

[1]) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit", Strassburg 1880.

oder Flächengrößen. Scheinbare Größe eines Gegenstandes nennen wir seinen Gesichtswinkel bei gewisser Entfernung. Die hievon unterschiedene wahre Größe — was ist sie wohl? Wir kennen nur Größen-Relation.“ Diese Feststellung ist immer dann von Wichtigkeit, wenn es sich um die Angabe der Größe eines Gegenstandes handelt. Es scheint selbstverständlich, dass man jeden Zeugen, der eine derartige Mittheilung bringt, auch fragt, von wo aus er beobachtet hat; gleichwohl geschehen da unerwartet viele Fehler, besonders wenn es sich um die Feststellung der Größe eines Gegenstandes in gleichmäßiger Ebene handelt. Man erinnere sich nur an das Zusammenlaufen von Eisenbahnschienen, Straßen, Alleen u. s. w., und bedenke dann, wie verschieden ein darauf befindlicher Körper nach seiner Größe aussehen muss, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem er erscheint. Dass entfernte Gegenstände kleiner aussehen, als nahe, das weiß Jeder, aber fast keiner weiß, wie viel dieser Unterschied ausmacht, namentlich, wenn Vergleichsobjecte fehlen. Beispiele hiefür gibt Lotze[1]) genug.

Dazu kommt noch, dass wir sehr oft Deutlichkeit der Erscheinung mit der Entfernung zusammenwerfen, und erstere allein als Maß der letzteren ansehen. Die Deutlichkeit des Objectes, d. h. die Wahrnehmbarkeit eines Lichteindruckes, hängt aber außer dem Gesichtswinkel (also Entfernung) noch von der absoluten Helligkeit, und dem Helligkeitsunterschied (Aubert[2]) ab. Dieser letztere ist viel wichtiger als man glaubt. Man erwäge einmal, auf welch große Entfernung man z. B. ein Schlüsselloch sehen kann, wenn die Wand, in der sich die betreffende Thüre befindet, im Dunkeln ist, und wenn hinter dem Schlüsselloch auf der entgegengesetzten Seite ein Fenster angebracht ist. Einen dunkeln Gegenstand von der Größe eines Schlüsselloches würde man auf dunklem Grunde vielleicht auf eine hundert Mal kleinere Entfernung nicht mehr sehen, auf die man noch jenes Schlüsselloch wahrnimmt. Dabei handelt es sich übrigens nicht blos um den Unterschied allein, sondern auch um die Helligkeit des Gegenstandes auf dem Hintergrunde. Ebenfalls Aubert hat gemessen, dass die Genauigkeit der Unterscheidung ganz gleich ist, wenn man ein Quadrat von weißem Papier auf schwarzem Grund unter einem Gesichtswinkel von 18″

[1]) Dr. Rudolf Hermann Lotze, „Medicinische Psychologie“, Leipzig 1852.
[2]) Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut“, Berlin 1865.

sieht, und wenn man umgekehrt ein schwarzes Quadrat auf weißem Grunde aber unter einem Gesichtswinkel von 35″ betrachtet. Die Farbe halten wir dabei aber fest:

„Wenn wir ein graues Blatt Papier in Sonnenschein legen, so kann es objectiv heller werden als weißes Papier, das im Schatten liegt. Das hindert uns aber nicht, das erste für grau, das letztere für reinweiß zu halten. Wir trennen das Grau des Grundes von der Helligkeit des auffallenden Lichtes“ (Helmholtz [1]) — aber immer ist dies nicht so einfach, da wir nur im vorliegenden Falle wissen, welches das graue, und welches das weiße Papier ist, welches in der Sonne und welches im Schatten lag; ist das nicht so ohne weiters sicher, so treten oft Verwechslungen ein, und es kann vorkommen, dass der beleuchtete dunkel gekleidete Mann als heller gekleidet geschildert wird, als der im Dunkeln gestandene licht angezogene.

Diese Beleuchtungsdifferenzen erzeugen manche nicht so leicht zu erklärende Erscheinungen. Fechner [2]) macht z. B. auf das Wahrnehmen der Sterne aufmerksam: „Bei Nacht sieht Jeder die Sterne, bei vollem Tageslicht sieht er nicht einmal Sirius und Jupiter. Doch ist der absolute Unterschied der Helligkeit zwischen den Stellen des Himmels, wo die Sterne stehen, und den umgebenden Stellen ebenso groß als bei Nacht. Es ist nur ein Plus an Licht zugefügt.“

Für uns noch wichtiger ist der Umstand, den Bernstein [3]) bespricht, aber auch nicht erklärt: Wenn wir bei Tag in ein ebenerdiges Zimmer von Außen hineinsehen, so nehmen wir nahezu Nichts wahr, es ist Alles finster, wie ja auch die Fenster untertags überhaupt, von der Straße gesehen, den Eindruck des Schwarzen machen. Ist aber Abends ein Zimmer wenn auch nur mit einer einzigen Kerze beleuchtet und wir sehen von Außen hinein, so sehen wir sogar recht kleine Gegenstände vollkommen deutlich. Gleichwohl war es aber im betreffenden Zimmer untertags weitaus heller, als es die einzige Kerze Abends machen konnte. Es wird nun behauptet, dass auch hier der Unterschied maßgebend sei. Untertags ist das Auge im Freien an die herrschende Helligkeit gewöhnt, weshalb die ganz gedämpfte Beleuchtung im Zimmer

[1]) Helmholtz, „Physiologische Optik“.

[2]) Gustav Theodor Fechner, „Elemente der Psychophysik“, Leipzig 1889.

[3]) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen“, Leipzig 1875.

noch relativ dunkel erscheint. Abends steht man aber im Dunkeln und sieht dann schon bei dem geringen Lichte einer Kerze. Dass diese Erklärung nicht die richtige ist, beweist der Umstand, dass die Erscheinung noch die gleiche bleibt, wenn man den fraglichen Unterschied ausgleicht. Geht man nämlich untertags mit geschlossenen Augen auf das betreffende Fenster zu, lehnt die Stirne an die Scheiben, hält das Licht seitwärts mit den Händen ab, und öffnet die Augen, so sieht man im Zimmer gerade so wenig, wie dann, wenn man unvermittelt hineinsah. Ebenso, wenn man Abends zuerst in eine in der Nähe befindliche Gaslaterne schaut und dann in das Zimmer blickt, so sieht man höchstens einige Augenblicke nicht deutlich, dann aber genügt die Kerze wieder. Der Grund muss also wo anders liegen — wo, das mag uns gleichgiltig sein, wir wollen nur daran festhalten, dass in den unzähligen Fällen, wo derartige Behauptungen ausgesprochen werden, eine sofortige Entscheidung meistens übereilt sein wird. Es wird so oft behauptet, dass ein Zeuge unter diesen und jenen Beleuchtungseffecten Dies und Jenes nicht habe sehen können, obwohl er es behauptet, oder, dass er es hätte sehen müssen, obwohl er es in Abrede stellt. In solchen Fällen hilft ebenfalls nur das Experiment: Man muss selbst oder durch eine vollkommen verlässliche Mittelsperson versuchen lassen, ob etwas an Ort und Stelle unter denselben Beleuchtungsverhältnissen gesehen werden kann oder nicht.

Dasselbe gilt überhaupt davon, was man noch in der Ferne sehen kann. Vor allem ist das Auge der Menschen so überaus verschieden, und wenn man auch seit den scharfsinnigen Forschungen über das, was man von jeher z. B. vom Sternbild der Pleiaden sah, sicher weiß, dass das mittlere Sehvermögen zur Zeit des classischen Alterthums kein anderes war, als das heutige, so gab es doch immer große Unterschiede im Sehvermögen; es ist ja bekannt, welche Sehleistungen man von halbcultivierten Leuten, namentlich von Indianern, Eskimos u. s. w. erzählt. Ebenso haben wir unter Jägern, Bergführern u. s. w. Leute, die so scharf in die Ferne sehen, dass man die bloßen Erzählungen davon für Fabeln halten könnte.

Im bosnischen Feldzuge von 1878 hatten wir einen Soldaten mit, der in den zahlreichen Fällen, wo uns sehr daran lag, feindliche Besetzungen auf große Entfernung zu sehen, besser und sicherer unterschied, als wir es mit recht guten Feldstechern

vermochten. Er war der Sohn eines Köhlers aus dem steirischen Hochgebirge und ein ganz klein wenig blödsinnig.

So wenig wir derart scharfes Sehen begreifen, so wenig ist uns klar, was kurzsichtige Personen zu unterscheiden vermögen. Dadurch, dass sie eben nicht weit sehen, sind sie gezwungen, sich durch Combinationen zu helfen; sie merken z. B. auf Gestalt, Bewegungen und Kleider von Menschen viel genauer als scharf sehende Menschen, und erkennen daher Bekannte auf größere Entfernungen als dies scharf sehende Menschen thun. Bevor man einem Kurzsichtigen eine von ihm behauptete Wahrnehmung abstreitet, sollte man zum mindesten ihn selbst eine Probe machen lassen oder wenigstens einen vertrauenswürdigen anderen Kurzsichtigen um seine Meinung fragen.

Bedeutende Verschiedenheiten über Gesichtswahrnehmungen bewirkt auch der Hintergrund, vor welchem etwas beobachtet wurde, die Bewegung des Objectes, seine Farbe und seine Form. In letzter Richtung ist es namentlich eine alte Beobachtung, dass langgestreckte Gegenstände (Stangen, Stricke, Drähte etc.) auf ungleich größere Entfernung gesehen werden, als z. B. Quadrate mit derselben Seitenlänge als der Durchmesser des gestreckten Gegenstandes in der Quere. Hiemit hat sich namentlich die ältere Literatur befasst, so Adams,[1]) Humboldt,[2]) Jurin,[3]) Volkmann[4]) u. s. w. Seitdem ist man in der Bestimmung des kleinstdenkbaren Gesichtswinkels immer weiter herabgegangen (Arago, Robert Hooke, Tobias Mayer, Leeuwenhoek, Hueck u. s. w.), ja man kann überhaupt nicht recht sagen, wo die Grenze ist, über die hinaus man nicht mehr deutlich wahrnehmen kann. Ich kenne eine Stelle, auf der man unter günstigen Beleuchtungsverhältnissen gespannte, blanke und sehr dünne Telephondrähte auf die Entfernung von mehr als einem Kilometer ganz deutlich sieht. Wie klein mag der Gesichtswinkel da sein! Bei der Besprechung dieses wichtigen Themas macht Humboldt, nebstbei gesagt, darauf aufmerksam, wie viele „optische Märchen" es gibt; er versichert, dass es gewiss unwahr ist, dass man am Tage aus tiefen Brunnen, Bergwerken u. s. w. oder von hohen Bergen aus Sterne sehen kann, obwohl dies seit Aristoteles hundert-

[1]) Adams, „philosophical transactions", 1710.
[2]) A. v. Humboldt, „Kosmos" III.
[3]) Jurin (Smith-Kästner), „Lehrbegriff der Optik", 1755.
[4]) Volkmann, „Neue Beiträge", 1836.

mal behauptet wurde — wie viele ähnliche unwahre Geschichten mag es noch geben?

Die Erklärung der genannten Erscheinung, dass wir ganz dünne lange Körper so viel weiter sehen, ist im Ganzen nicht unsere Sache, sie ist aber doch für uns wichtig, weil sie die Erklärung für eine Menge von ähnlichen Behauptungen sein kann, die uns von Zeugen gemacht werden; entweder glauben wir sie unrichtiger Weise nicht, weil wir sie nicht verstehen, oder aber, wir lassen uns Manches vormachen, was zurückzuweisen wäre. Wir werden also z. B. von der bekannten Thatsache ausgehen, dass ein längere Zeit fixierter Punkt leicht der Wahrnehmung entschwinden kann. Das haben namentlich Helmholtz, Aubert und Schwarz untersucht, und Ersterer hat mit Nachdruck hervorgehoben, wie schwer es ist, einen bestimmten Punkt im Gesichtsfelde auch nur 10—20 Secunden lang zu fixieren; Aubert unterzieht auch die älteren Ansichten über diese Erscheinung, namentlich die von Troxler,[1]) Purkynje,[2]) Brewster,[3]) Förster,[4]) einer Kritik und kommt zur Meinung, dass unter Umständen allerdings das Verschwinden oder Undeutlichwerden beim Fixieren eines Punktes von der Peripherie ausgeht, dass aber das Fixieren eines kleinen Punktes immer schwierig ist. Wollen wir also einen ferne gelegenen Punkt fixieren, so verschwindet er uns alle Augenblick, so dass ein sicheres Wahrnehmen nicht möglich ist; fixieren wir aber einen langen, dünnen Körper, z. B. einen gespannten, blanken Draht, so ist ein Fixieren e i n e s Punktes nicht nöthig, sondern wir können an dem Gegenstande mit dem Blick auf und ab gleiten, und weil wir nicht fixieren müssen, verlieren wir ihn nicht und können ihn deutlicher wahrnehmen.

Helmholtz sagt noch, dass schwache, objective Bilder verschwinden, wie ein nasser Fleck auf erwärmtem Blech, wenn man einen Punkt starr fixiert — z. B. eine Landschaft in der Nacht betrachtet. Gerade die letzte Beobachtung, von deren Richtigkeit man sich täglich überzeugen kann, ist für uns von Interesse, und manche Aussage, die darauf hinaus geht, dass irgend etwas bei

[1]) Ophthalmologische Bibliothek, Bd. II, Stück 2, 1802.

[2]) Purkynje, „Beiträge zur Kenntnis des Sehens".

[3]) Brewster, „Briefe über die natürliche Magie", Berlin 1835, und „Handbuch der Optik", 1835.

[4]) Förster, „Untersuchungen über das indirecte Sehen", 1855.

Nacht plötzlich verschwunden sei, beruht hierauf. Mir ist wenigstens bei vielen Vernehmungen, wo es sich um bei Nacht geschehene Beobachtungen handelte, Helmholtz's „nasser Fleck auf erwärmtem Blech" eingefallen, immer zum Vortheil der Sache.

Hiebei ist auch nicht zu vergessen, wie sehr die Kraft der Mondbeleuchtung überschätzt wird; nach Wollaston, sagt Helmholtz, [1]) ist die Beleuchtung durch den Vollmond nicht mehr, als die durch eine in 12 Fuß Entfernung aufgestellte Kerze! Und was will man Alles bei Mondlicht gesehen haben! Dr. Vincent [2]) behauptet, dass ein Erkennen von Menschen im ersten Viertel auf 2—6 *m*, im Vollmond auf 7—10 *m*, im hellsten Vollmondlichte bei sehr gut Bekannten höchstens auf 15—16 *m* möglich ist. Das ist auch, wenigstens beiläufig richtig, jedenfalls wird die Wirkung des Mondlichtes im Allgemeinen bedeutend überschätzt.

Aber außer den natürlichen Unterschieden, die bei verschiedenen Beobachtungen vorkommen, gibt es auch künstlich erzeugte. Wie viel wir uns selbst helfen können, wenn wir Unterschiede künstlich hervorrufen, beweist der Jedem bekannte und oft citierte Vorgang beim Lesen undeutlicher Schriften; wir trachten, die Sinneswahrnehmung zu Gunsten der Vorstellung zu schwächen, d. h. undeutlicher zu machen, damit wir eine größere Anzahl von Vorstellungen gewissermaßen darauf probieren können: wir entfernen die Schrift, betrachten sie indirect, mit zugekniffenen Augen, in anderem Licht, und endlich lesen wir sie. Aber auch das Umgekehrte findet statt: Haben wir etwas mit der Loupe angesehen, so erkennen wir Einzelheiten, die wir nur mit Hilfe der Vergrößerung gefunden haben, später auch ohne Loupe (Aubert). Ebenso können bestimmte Lagen große Unterschiede hervorbringen; so sagt Wheatstone, [3]) dass ein Körper ganz nahe vor dem Gesicht und in der Medianebene anders erscheint, wenn er mit einem Auge oder mit beiden betrachtet wird. Das haben schon Euclid, Galen, Aquilonius, Smith, Porter, Field und Elliot gewusst, und es erklärt dies auch die abenteuerlichen Beschreibungen, die man uns von Gegenständen (namentlich von Waffen und waffenähnlichen Dingen) gibt, wenn sie Einem plötzlich vor das Gesicht

[1]) Helmholtz, „Optisches über die Malerei".

[2]) Dr. Vincent, „Traité de medicin légale de Légrand du Saule".

[3]) Wheatstone, „philosophical transactions" (Poggendorf's Annalen, Ergänzungsband I).

gehalten werden. Besonders bei gewaltthätigen Ueberfällen sind da, sicherlich bei bestem Willen, die ungeheuerlichsten Dinge erzählt worden, die man mit Angst, Schrecken, totaler Verwirrung oder auch absichtlicher Lüge erklärte, obwohl sie in jenem rein optischen Vorgange die einfachste Erklärung finden.

Im Uebrigen ist, wie ich glaube, das binoculäre Sehen trotz der großen Literatur, die über dasselbe besteht, für unsere Zwecke von wenig Wert, ich wüsste für das gewöhnliche Schauen keinen Fall, in welchem es von Bedeutung ist, ob Jemand mit einem oder beiden Augen geschaut hat; es ist ja richtig, dass ich z. B. von der vertikal gestellten Hand mehr vom Rücken derselben oder mehr von der Innenfläche sehe, je nachdem ich blos mit dem rechten oder blos mit dem linken Auge schaue, das macht aber nicht so viel aus, dass es für unsere Zwecke einen großen Unterschied abgeben könnte. Festzuhalten wäre lediglich, dass wir immer einen Theil dessen, was wir wahrnehmen, nur mit einem Auge sehen. Hering[1]) erklärt dies so:

„Verdecke ich, während mein Blick auf dem Himmel ruht, ein Auge, so verschwinden nun gewisse Theile des Sternenheeres; in der Lage der übrigen bemerke ich keine Aenderung. Beim Verdecken des anderen Auges verschwinden andere Gestirne als früher. Also kann ich beim doppeläugigen Sehen gewisse Gestirne nur einäugig gesehen haben."

Das könnte wichtig werden, wenn ein Vorgang mit zwei Augen und mit einem beobachtet wurde, so dass es sich um die Erklärung der Unterschiede in der Beobachtung handelt — so etwas wird aber selten vorkommen.

Auf zwei Momente sei noch aufmerksam gemacht. Das Eine betrifft die Frage, inwieweit man sich an Dunkelheit gewöhnen, also nach längerer Zeit im Dunkeln mehr sehen kann als sonst. Diese Fähigkeit wird in der Regel unterschätzt. Bei vollständiger Finsternis sieht natürlich kein Mensch und kein Thier auch nur das Geringste; wie weit man es aber bringen kann, um bei sehr großer Dunkelheit noch etwas zu sehen, das grenzt ans Unglaubliche. Vor Allem werden da immer wieder zahlreiche Geschichten von Gefangenen erzählt, die in unterirdischen Gefängnissen schmachteten und zuletzt wirklich dort recht gut sahen, so z. B., dass sich

---

[1]) Ewald Hering, „Zur Lehre vom Ortssinne der Netzhaut", Leipzig 1861.

Einer derselben jahrelang damit beschäftigen konnte, sieben Stecknadeln im Kerker herumzuwerfen, und sie dann wieder zu suchen; ich glaube Trenk war's. Ein anderer, der Naturforscher Quatremère-Disjonval, konnte in einem sehr finstern Kerker an den dort hausenden Spinnen solche Beobachtungen machen, dass diese die Grundlage für seine später verfasste berühmte „Aranéologie" werden konnten, und Aubert [1]) erzählt, er habe wegen der Masern lange im Finstern liegen müssen, wobei das Zimmer so verfinstert war, dass Eintretende herumtappten; trotzdem las er in Büchern und wurde dabei nie erwischt, weil die Eintretenden die Bücher nicht sahen.

Dass man sich beim Eintreten in finstere Räume rasch gewöhnt und bald mehr sieht als zuerst, ist Jedem bekannt, es ist aber auch sicher, dass längere Zeit des Aufenthaltes im Finstern immer mehr dazu beiträgt, besser zu sehen. Wer tagelang in einem finstern Raume war, wird mehr sehen, als Einer, der dort stundenlang war, und wer sich jahrelang dort aufhielt, wird noch mehr sehen; das Auge gestaltet sich vielleicht in gewissen Partien darauf hin um; dass allzulanger Aufenthalt den Sehapparat atrophieren dürfte, beweisen wohl die Tiefseethiere.

Jedenfalls wird man sehr vorsichtig im Bestreiten dessen sein müssen, was Vernommene, die sich lange im Finstern befanden, gesehen haben wollen — ich glaube, dass man hiebei unter Umständen großes Unrecht zufügen könnte, zumal schon überhaupt die Fähigkeit, im Dunkeln, zum mindesten in der Dämmerung zu sehen, bei den einzelnen Leuten eine wesentlich verschiedene ist. Es ist allgemein bekannt, dass manche Menschen schon in der Dämmerung fast gar Nichts sehen, manche sehen in der Nacht so gut wie die Katzen.

Das zweite wichtige Moment ist die Muskelinnervation als Folge von nur gesehenen Bewegungen. Das hat Stricker [2]) herausgebracht. Er sagt, wenn er einen Mann sehe, der eine schwere Last schiebt, so innerviere er die entsprechenden Muskeln.

Er fährt dann fort: „Wenn ich in geeigneter körperlicher Verassung in einiger Entfernung zusehe, wie Truppen exercieren, ohne dass ich das Commando verstehe, so werde ich mir gewisser Muskelgefühle so lebhaft bewusst, dass ich bestrebt bin, dem nicht ge-

[1]) Moleschott's Untersuchungen V.

[2]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen", Wien 1882.

hörten Commando Folge zu leisten; wenn die Truppe marschiert so begleite ich sie tactmäßig mit Gefühlen in den unteren Extremitäten, Armschwenken — im Arm, „Kehrt euch“ im Rücken.“

Diese ganze Darstellung wird den Meisten unwahrscheinlich klingen, wer aber darauf hin seine Aufmerksamkeit richtet, wird bemerken, dass Jeder, vielleicht die ganz Phlegmatischen ausgenommen, diese Innervationen mitmacht. Er wird aber auch dahinter kommen, dass die ganze Frage für unser Fach wenigstens bei einem Delicte, den Raufereien und Schlägereien, von Wichtigkeit sein kann. Seitdem ich das genannte Buch Stricker's kenne — etwa 8—10 Jahre — habe ich wiederholt bemerkt, dass bei derartigen Verhandlungen, von der harmlosen Balgerei bis zum Todtschlag — oft Leute der Mitthäterschaft beschuldigt wurden, da man zwar nicht gesehen hatte, dass sie mit zuschlugen, wohl aber, dass sie sehr verdächtige Bewegungen machten, die auf eine bald darauf folgende Betheiligung schließen ließen: „Sie griffen etwa in die Hosentasche um das Messer, ballten die Fäuste, sahen aus, wie zum Lossspringen gerichtet, sie schwangen etwas, was sie eben in der Hand hatten u. s. w.“ In vielen dieser Fälle ließ es sich beweisen, in den anderen vermuthen, dass diese Verdächtigten ganz harmlose Zuschauer waren, die, sonst vielleicht recht lebhafte Menschen, mit großem Eifer der Rauferei zusahen, und dann jene „Muskel innervierten“, die sich gerade bei den Raufenden in recht lebhafter Inanspruchnahme befunden haben. Ich möchte auf Stricker's Beobachtung nachdrücklich aufmerksam gemacht haben, sie entlastet vielleicht manchen Unschuldigen!

2. Das Sehen von Farben.

Hierüber sollen nur einzelne Thatsachen flüchtig berührt werden:

1. Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn man sich über die Realexistenz der Farbe orientiert. Liebmann [1]) führt durch, dass, wenn alle Leute rothblind (Daltonisten) wären, so existiert Roth überhaupt nicht; die rothe Farbe wäre ein „Hirngespinnst“, eine „Täuschung“. So ist es mit Licht, Schall, Wärme, Geschmack u. s. w.

„Gib mir andere Sinne, und es existiert eine andere Welt.“

---

[1]) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit“, Strassburg 1880.

Helmholtz [1]) behauptet:

„Die Frage zu stellen, ob der Zinnober wirklich roth sei, wie wir ihn sehen, oder ob dies nur sinnliche Täuschung sei, ist sinnlos. Die Empfindung von Roth ist die normale Reaction normal gebildeter Augen für das von Zinnober reflectierte Licht — ein Rothblinder wird den Zinnober schwarz oder dunkelgraugelb sehen; auch dies ist die richtige Reaction für sein besonders geartetes Auge. Er muss nur wissen, dass sein Auge eben anders geartet ist, als das anderer Menschen. An sich ist die eine Empfindung nicht richtiger und nicht falscher als die andere, wenn auch die Rothsehenden große Majorität für sich haben. Ueberhaupt existiert die rothe Farbe des Zinnobers nur, insofern es Augen gibt, die denen der Majorität der Menschen ähnlich beschaffen sind. Ueberhaupt ist das vom Zinnober zurückgeworfene Licht an sich durchaus nicht roth zu nennen, es ist nur für besondere Arten von Augen roth.“ — Das ist so unbedingt hin gewiss nicht richtig, da wir hiefür einen ganz unparteiischen Richter in der Photographie besitzen, die bekanntlich Alles, was normale Augen blau und violett nennen, sehr hell, Alles, was dieselben grün und roth nennen, wieder sehr dunkel gibt. Dem Rothblinden wird also in der Natur z. B. gewisses Roth, gewisses Grün und gewisses Graugelb ganz gleich, auch nicht der Schattierung nach verschieden erscheinen, auf der Photographie wird er aber ganz deutlich die Helligkeitsunterschiede wahrnehmen, die jetzt die drei ihm sonst gleichscheinenden Farben hervorgerufen haben. Wir können also doch mit Sicherheit annehmen, dass die Farben objective Verschiedenheiten besitzen und dass diese objectiven Unterschiede auch von den normal Sehenden empfunden werden. Ob aber ich von Roth genau dieselbe Wirkung empfinde, die ein Anderer davon empfindet, und ob ich nicht, wenn ich plötzlich die Sinne eines Anderen hätte, das blau nennen würde, was ich früher roth nannte, ist ebenso unmöglich zu ergründen, als auch ganz gleichgiltig. Wir werden uns daher jedesmal, wenn es sich um eine genaue Feststellung einer Farbe handelt, darum erkundigen, ob der Betreffende die Farben normal sieht, ob er nicht überhaupt farbenblind oder theilweise farbenblind ist oder wenigstens Farben schwach sieht — alles Andere kann uns aber gleichgiltig sein.

---

[1]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik“ (1867).

2. Nicht unwichtig ist es, zu wissen, ob wir die einzelnen Farben in gleicher Entfernung als solche erkennen. Hierüber sind wiederholt Untersuchungen angestellt worden, so von der schlesischen Gesellschaft,[1]) von Moleschott[2]) und namentlich von Aubert.[3]) Dieser machte Doppelquadrate von je 10 *mm* Seitenlänge und bestimmte dann den Gesichtswinkel, wann er die Farbe als solche erkannte; es ergab sich:

Farbe des Quadrats:	Auf weißem Grund:	Auf schwarzem Grund:
weiß	—	0′ 39″
roth	1′ 43″	0′ 59″
schmutzig-roth	3′ 27″	1′ 23″
braun	4′ 55″	1′ 23″
orange	1′ 8″	0′ 39″
rosa	2′ 18″	3′ 49″
gelb	3′ 27″	0′ 39″
hellgrün	1′ 54″	1′ 49″
blau	5′ 43″	4′ 17″
hellblau	2′ 17″	1′ 23″
grau	4′ 17″	1′ 23″

Das sind doch ganz beträchtliche Unterschiede, da der Winkel bei Blau auf weißem Grunde fast 9mal so groß ist, als der von Weiß, Orange oder Gelb auf schwarzem Grunde; es wird also in jedem Falle, in dem es sich um Farbenangaben handelt, immer zu erwägen sein, welcher Art die Farbe war, und von welchem Hintergrunde sie sich abhob, bevor man urtheilt, ob der Betreffende die Farbe richtig angegeben haben kann oder nicht.

3. Es ist bekannt, dass bei Herabsetzung des Beleuchtungsgrades die rothen Farben früher verschwinden, als die blauen, und in dunkler Nacht, wo alle Farben ausfallen, sieht man noch das Blau des Himmels (v. Volkmar[4]). Wenn also Jemand z. B. behaupten würde, er habe bei Nacht noch die Farbe des Rockes des Blaugekleideten wahrnehmen können, nicht aber die des Roth-

[1]) Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für Naturwissenschaft und Medicin, Heft I.

[2]) Moleschott, „Untersuchungen", Bd. VIII.

[3]) Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut", Breslau 1865.

[4]) W. Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

braungekleideten, so ist das wenigstens möglich — sagt er es umgekehrt, so dürfte seine Aussage erlogen sein. Leider existieren keine übereinstimmenden und verlässlichen Angaben darüber, in welcher Reihenfolge die Farben bei zunehmender Dunkelheit verschwinden; dies zu wissen, könnte für uns in manchen Fällen (namentlich zur Nachprüfung der Richtigkeit von Zeugenangaben) nützlich sein.

4. Die Netzhaut ist an den Rändern für Roth unempfindlich, weil hier rothempfindende Fasern fehlen. Eine Stange Siegellack von rechts nach links am Auge vorbeibewegt, erscheint am Rande des Gesichtsfeldes schwarz. Hat also Jemand einen deutlich rothen Gegenstand nicht direct angeschaut und hat er ihn nur von der Seite gesehen, so hat er dessen Farbe gewiss nicht wahrgenommen. Wer darauf merkt, wird sehen, wie oft dies vorkommt (vergl. Bernstein [1]).

5. Nach Quantz [2]) werden Gegenstände in weniger brechbaren Farben (roth, orange, gelb, purpur) gegen Weiß hinsichtlich ihrer Größe um 0·2—3·6% überschätzt, dagegen in brechbaren Farben (blau, blaugrün, violett) um 0·2—2·2% unterschätzt. Dass dunkle und langgestreifte Gegenstände länger, helle und quergestreifte breiter aussehen, ist bekannt; jedenfalls sind diese Umstände bei Größenschätzungen durch Zeugen von Bedeutung.

6. Betrachtet man Farben durch kleine Oeffnungen, namentlich durch sehr schmale Spalten, so ändern sich die Nuancen wesentlich, ja Grün kann bis zu einer eigenthümlichen Farblosigkeit kommen (vergl. Weber [3]) und Gräfe's Archiv [4]).

7. Nach Aubert [5]) besteht Glanz darin, dass der Körper an einer Stelle sehr hell ist, worauf die Helligkeit sehr rasch abnimmt; z. B. glänzender Draht hat eine schmale, helle Linie, daneben tiefe Dunkelheit; Thermometerkugel glänzenden Punkt (Fenster), daneben tiefe Dunkelheit. Sehen wir das, so sagen wir, es glänzt, weil wir eine Summe von ähnlichen Beobachtungen verbinden. Dadurch wird es begreiflich, dass wir besonders bei größerer Entfernung,

---

[1]) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen", Leipzig 1875.

[2]) J. O. Quantz, „the influence of the Color of surfaces on our Estimation of theyr magnitude" (American Journ. of Psychologie VII 95).

[3]) E. W. Weber in Müller's Archiv 1849.

[4]) Gräfe's Archiv für Ophthalmologie III 2.

[5]) Aubert loco cit.

scharfer oder zufälliger Beleuchtung u. s. w., Gegenstände für glänzend halten, die es nicht im mindesten sind. Mit dem Begriff „glänzend" verbinden wir aber, wenigstens unter gewissen Umständen, ganz bestimmte Vorstellungen, und so kommt es, dass oft blinkende Waffen dort gesehen wurden, wo sich die harmlosesten, durchaus nicht glänzenden Gegenstände befanden. Ebenso wird auch oft ganz irrig Metallgeld „glänzen gesehen", wo sich keines befand.

3. Der blinde Fleck.

Was der „blinde Fleck" ist, weiß Jeder, und in jeder Psychologie und Physiologie ist genug davon gesprochen; in der Regel denkt man aber nur an den kleinen Punkt und das winzige Kreuzchen, wie sie in den Lehrbüchern abgebildet sind, und meint dann freilich, es werde nichts Großes dahinter sein, wenn man unter ganz bestimmten Verhältnissen einmal das Kreuzchen nicht sieht. Nun darf aber nicht vergessen werden, dass die Größe des blinden Fleckes proportional mit der Entfernung zunimmt, so dass auf eine halbwegs größere Entfernung, etwa die Länge eines halben Zimmers, der blinde Fleck so groß ist, dass der Kopf eines Menschen verschwindet. Auch hierüber hat sich Helmholtz [1]) (in einem Vortrage) am klarsten ausgesprochen:

„Die Wirkung des ‚blinden Fleckes' im Auge ist sehr bedeutend. Wenn wir auf dem Papier ein Kreuzchen machen und zwei Zoll davon rechts einen linsengroßen Fleck, und wenn wir mit geschlossenem linken Auge auf 7″ Entfernung das Kreuz fixieren, so verschwindet der Fleck. Die Größe des blinden Fleckes ist groß genug, um uns am Himmel eine Scheibe, die einen 12mal größeren Durchmesser hat als der Mond, zu verdecken. Ein menschliches Gesicht kann er verdecken, wenn sich dieses in 6′ Entfernung befindet. Das bemerken wir aber nicht, weil wir gewohnheitsmäßig die Lücke ausfüllen. Sehen wir an entsprechender Stelle eine Linie, so sehen wir sie ununterbrochen, weil wir wissen, dass sie es ist, und deshalb füllen wir aus."

Seither sind zahlreiche Versuche gemacht worden, das Nichtbemerken des blinden Fleckes zu erklären, mit mehr und minder Glück. Für uns mag es genügen, wenn wir sagen: Wir schauen

[1]) H. Helmholtz, „Das Sehen des Menschen" (Vortrag v. 27. Februar 1855).

ja gewöhnlich mit zwei Augen, und der „linsengroße Fleck“ verschwindet nur, wenn wir das Kreuz fixieren; fixieren wir aber etwas, so wollen wir uns gerade um dieses, nicht aber um alles Andere kümmern; es ist uns aber auch gleichgiltig, wenn etwas verschwindet, für das wir uns nicht interessieren, und sobald wir uns wieder um den „linsengroßen Fleck“ kümmern, ist er ja ohnehin wieder da, so dass keine Ergänzung nöthig ist. Wendet man nun ein, dass „fixieren“ und „interessieren“ nicht dasselbe ist, so werden wir sagen, dass nur beim Experiment hier ein Unterschied gemacht wird: Man fixiert den einen Punkt und interessiert sich aber gerade für den anderen, weil man sein Verschwinden erwartet. Dieses Experiment hat aber, wie sich Jeder sofort überzeugen kann, sogar seine Schwierigkeit, und man muss sich wirklich zusammennehmen, wenn man auf den Punkt, der uns interessiert, nicht hinsehen soll. So ist's aber im Leben gar nie, und man wird kaum jemals einen anderen Punkt fixieren, als den, für den man sich interessiert.

Gleichwohl lassen sich Fälle denken, in welchen doch die seitlich gesehenen Gegenstände wichtig werden können, und wo dann beim Fixieren eines Punktes Alles nicht gesehen wird, was in den blinden Fleck fällt, also bei geeigneter Entfernung eine ganze menschliche Gestalt, die im blinden Fleck ruhig steht. Mir ist kein praktischer Fall vorgekommen, in welchem eine Erscheinung, eine Aussage u. s. w. nur durch den „blinden Fleck“ zu erklären gewesen wäre, denkbar sind solche Fälle aber gewiss.

c) Der Gehörsinn.

Die Frage des Hörens und richtig Hörens beschäftigt uns in zwei Richtungen: Ob die Vernommenen richtig gehört haben, und ob wir sie richtig hören. Zwischen beiden liegen wieder andere Factoren: Das richtige Verständnis, die Treue des Gedächtnisses, das Zuthun von Phantasie, die verschiedenen Beeinflussungen, die Größe der Aufrichtigkeit u. s. w. — vor Allem wichtig ist es aber, ob der Vernommene überhaupt richtig gehört hat. Ganz im Allgemeinen können wir sagen, dass wir auf vollendet genaue Wiedergabe des von Zeugen Gehörten in der großen Mehrzahl der Fälle verzichten müssen; hier sind namentlich Verhandlungen über Ehrenbeleidigungen belehrend: Handelt es sich um die Wieder-

gabe von Beschimpfungen, so werden wir den Wortlaut derselben in so vielen verschiedenen Variationen wiedergegeben erhalten, als Zeugen anwesend waren. Wir machen die Erfahrung, dass der Sinn, die Tendenz der Beschimpfung nicht leicht verwechselt wird, ich habe es wenigstens kaum bemerkt; der Zeuge wird z. B. die Worte: „Lump", „Gauner", „Betrüger" u. s. w. untereinander verwechseln, und ebenso wieder die Worte: „Ochs", „Esel", „Schafskopf" u. s. w.; er wird aber nicht behaupten, das Wort „Gauner" gehört zu haben, wenn das Wort „Esel" gefallen ist. Er hat sich einfach gemerkt: „Der A hat den B durch ein Schimpfwort der Schlechtigkeit oder aber der Dummheit geziehen, und interpoliert bei der Vernehmung dann irgend ein ihm gerade einfallendes, entsprechendes Schimpfwort. Ueberhaupt hören die Leute nur dem Sinne nach, und das ist auch der Grund, warum es so schwer fällt, sie zur wörtlichen, directen Wiedergabe von etwas von einem Dritten Gesagten zu verhalten, immer kommen sie in indirectes Erzählen, weil sie nur den Sinn gehört haben, nicht die Worte. Das Gedächtnis hat hiebei nichts zu thun, denn wenn man, z. B. zur Probe, während einer Verhandlung von einem Zeugen verlangt, er solle das im selben Augenblicke Gehörte in directer Rede wiedergeben, so wird er auch hier indirect und nur dem Sinne nach erzählen. Es gehört schon ein nicht gewöhnlicher Grad von Verstand und Bildung dazu, wenn Einer nicht so vorgeht.

Im Großen und Ganzen läge ja nicht viel daran, wenn uns die Zeugen wirklich den Sinn des Gehörten wiedergeben würden, aber sie sagen nur das, was sie für den Sinn des Gesagten gehalten haben, und dann bekommen wir wohl nur ganz Falsches wiedergegeben; man hat den Eindruck, als ob Ungebildete und Halbgebildete ihren Gehörsinn für Alles verschließen könnten, was sie nicht verstehen, und nur das hören, was sie verstehen, schon das ganz rein sinnliche Wahrnehmen wird nach dem Verständnis eingerichtet.

Hält man daran fest, so wird man im Allgemeinen Zeugenaussagen selbst dann richtig verwerten, wenn es sich um die schwierigen Fälle handelt, wo Einer darüber aussagt, was ihm ein Anderer als von ihm gehört erzählt hat, und wo man nicht einmal im Stande ist, die Natur und Cultur dieser Mittelsperson zu beurtheilen. Im Uebrigen wird man noch auf einige besondere Momente zu achten haben.

Handelt es sich darum, herauszubekommen, ob Einer etwas hören konnte und ob dies unter bestimmten Verhältnissen möglich war, so wird man sich, wenn der Fall ein halbwegs wichtiger ist, niemals darauf verlassen, dass man die Hörschärfe des Betreffenden durch leiseres oder stärkeres Sprechen u. s. w. prüft; dies muss durch Sachverständige geschehen, und ist der Fall wirklich subtil, so muss die Prüfung genau unter denselben Verhältnissen durchgeführt werden, unter denen seinerzeit die fragliche Wahrnehmung geschehen ist, also an Ort und Stelle, von denselben Leuten u. s. w. Sicheres ist sonst nie zu erzielen.

Aber mit der Feststellung der Hörschärfe allein ist es nicht abgethan, da sich das Hörvermögen der Menschen auch dadurch unterscheidet, ob und inwieweit Einer es vermag, aus einer Anzahl von Lauten, aus einem Tongewirre, wie es ja häufig besteht, einen bestimmten Ton herauszufinden, ihn allein zu hören und festzuhalten. Das ist nicht nur bei den einzelnen Menschen verschieden, sondern auch bei Jedem zu verschiedenen Zeiten, Orten, Stimmungen u. s. w. anders. Ich habe z. B. in meinem Schlafzimmer und in drei benachbarten Zimmern je eine gehende Wanduhr, die Thüren sind nach rechts und links stets offen. Wenn nun Nachts alles ruhig ist, so kann ich an manchen Tagen das Ticken jeder dieser Uhren sofort heraushören, scharf isolieren, und diesem Ticken so zuhören, dass das Ticken der drei anderen Uhren einfach verschwindet. Ich kann dann ganz beliebig commandieren, dass ich das bis jetzt gehörte Ticken nicht mehr höre, wohl aber das einer der drei anderen Uhren; dies lässt sich wechseln, wie ich will (nur zwei Uhren zugleich zu hören gelingt nie vollständig). An einem anderen Tage, unter ganz gleichen Verhältnissen geht das Alles nicht; entweder höre ich gar keine Uhr genau heraus, oder nur für ganz kurze Zeit, worauf das Ticken der gewünschten Uhr sofort im allgemeinen Geräusch wieder untergeht, oder ich erwische wohl das Ticken einer Uhr, aber nie jener, die ich gerade wollte.

Dieser Versuch lässt sich natürlich auf alle verschiedenen Arten und auch mit verschiedenen Personen zugleich wiederholen, er zeigt nur immer wieder, dass das Vermögen dieses Heraushörens ein so verschiedenes ist, dass man niemals berechtigt ist, ganz besondere Hörleistungen von vorneweg zu bezweifeln. Wie man da Controlversuche machen könnte, ist freilich schwer zu sagen.

Dazu kommen noch andere Merkwürdigkeiten. Es wurde wiederholt, z. B. von Tyndall,[1]) nachgewiesen, dass verhältnismäßig viele Menschen sehr hohe Töne, z. B. das Zirpen der Grillen, gar nicht hören, obwohl sie sonst normal scharf hören, Andere wieder vernehmen sehr tiefe Töne zwar wohl, unterscheiden sie aber schwer, es bleibt ihnen nur ein Gesurre oder Gebrumm, aber die einzelnen Töne hören sie nicht heraus. Im Allgemeinen gibt es noch für fast alle Menschen nicht unbedeutende Schwierigkeiten bezüglich der richtigen Schätzung der Schallrichtung. Wundt[2]) sagt, dass wir stärkere Schalle nach vorne verlegen, und übrigens links und rechts besser beurtheilen als vorne und hinten. Ueber diese gerade für uns so wichtigen Umstände wurden vielfache Untersuchungen angestellt. Die ebengenannte Wahrnehmung Wundt's wurde durch die von W. Preyer[3]) mit K. Schäfer gemachten Versuche bestätigt; die genannten Forscher fanden, dass man am besten rechts und links unterscheidet, am wenigsten vorn unten, vorn unten rechts und links, unten rechts und links. Diese Versuche wurden fortgesetzt von F. Arnheim,[4]) dann Münsterberg[5]) und Kries.[6])

Alle diese Arbeiten bringen gewisse constante Tendenzen zu bestimmten Irrthümern zur Geltung; vorne wird gern nach hinten verlegt und höher angegeben, was in Kopfhöhe oder tiefer war. Ebenso wird allgemein behauptet, dass zur Erkennung der Schallrichtung das binaurale Hören von großer Wichtigkeit ist; mit einem Ohre allein erkennt man die Schallrichtung jedenfalls noch viel schwerer. Wir erproben dies immer dadurch, dass wir dann, wenn wir uns eine Schallrichtung sichern wollen, den Kopf hin und her wenden, wodurch wir Vergleichsproben zuwege bringen. Diese Wichtigkeit des binauralen Hörens (die übrigens schon

---

[1]) Tyndall, „Der Schall", deutsch, 2. Aufl., Braunschweig 1874.

[2]) W. Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie".

[3]) W. Preyer, „Die Wahrnehmung der Schallrichtung" (Pflüger's Archiv 1887, Bd. XL).

[4]) F. Arnheim, „Beiträge zur Theorie der Localisation von Schallempfindungen", Inaug. Diss., Jena 1887.

[5]) Hugo Münsterberg, „Raumsinn des Ohres", Beiträge zur experimentellen Psychologie, Heft 2, 1889.

[6]) J. v. Kries, „Ueber das Erkennen der Schallrichtung", Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. I, 1890.

Valsalva und Morgagni gekannt haben) wird noch bestätigt von Bloch,[1]) Politzer,[2]) Ant. Steinhauser[3]) u. A.

Im Allgemeinen wird man also jedesmal, wenn es sich darum handelt, ob ein Zeuge die Schallrichtung richtig angibt — und das ist sehr oft wichtig — denselben gerichtsärztlich darauf untersuchen lassen, ob er mit beiden Ohren, und zwar gleich gut hört. Man macht übrigens die Beobachtung, dass sehr viele Leute, die auf beiden Ohren vortrefflich hören, doch in der Beurtheilung der Schallrichtung sehr unglücklich urtheilen; Andere wieder entwickeln in dieser Richtung eine große Geschicklichkeit; es mag da vielleicht Uebung, Ortssinn u. s. w. mit einwirken. Jedenfalls erübrigt in solchen Fällen zur Sicherheit nur das Experiment.

Bezüglich der Schallzuleitung wäre zu bemerken, dass diese mit Hilfe fester Körper erstaunlich weit gehen kann. Bekannt sind die Erzählungen, wie weit man Pferdegetrappel, Kanonendonner u. s. w. hören kann, wenn man das Ohr fest auf die Erde legt; behauptet daher Jemand in dieser Weise oder dadurch, dass er in einem Gebäude das Ohr an die Wand legte, etwas auf sehr große Entfernung noch recht deutlich vernommen zu haben, so verhalte man sich dagegen von Haus aus nicht allzu ablehnend. Controlexperimente werden im schon gegebenen Falle schwer auszuführen sein, nützlich ist es aber, schon im Voraus diesfalls Versuche zu machen, man weiß dann doch beiläufig, was da noch möglich ist.

Unter Umständen kann es auch wichtig sein, zu wissen, was man zu hören vermag, wenn man den Kopf oder wenigstens die Ohren unter Wasser hat. Man kann das leicht versuchen, wenn man in der Badewanne das Hinterhaupt so unter Wasser bringt, dass die Ohren vollkommen davon bedeckt, Mund und Nase aber frei sind. Der Mund muss fest geschlossen sein, damit nicht Schallwellen durch die Eustachische Röhre zum Gehörapparat dringen. In dieser Stellung hört man nun nahezu Nichts von allen Schallwirkungen, die zuerst durch die Luft dringen müssen; wenn also z. B. Jemand in nächster Nähe noch so laut spricht,

---

[1]) E. Bloch, „Das binaurale Hören", Zeitschrift für Ohrenheilkunde von Knapp und Moos, XXIV. Bd., 1893.

[2]) A. Politzer, „Studien über die Paracusis loci" (Arch. für Ohrenheilkunde, Bd. XI).

[3]) Anton Steinhauser, „Die Theorie des binauralen Hörens", Wien 1877.

so hört man davon nur das Wenigste. Wohl aber hört man Geräusche, die durch feste Körper, also z. B. via Wand, Wanne und Wasser, vermittelt werden, mit überraschender Deutlichkeit, namentlich, wenn die Wanne nicht freisteht, sondern eingemauert ist. Wird dann in irgend einem entfernten Theile des Gebäudes z. B. an der Wand geklopft, so hört man dies vollständig gut, während ein neben der Wanne Stehender, davon nicht das mindeste vernimmt. Bei Unfällen, bei gewissen Arten von Versuchen, Jemanden zu ertränken, oder bei absichtlichem oder zufälligem Belauschen kann dies von Bedeutung sein.

Bei Tauben oder Schwerhörigen muss ebenfalls Einiges beachtet werden; nach Fechner [1]) verliert man bei beginnender Taubheit zuerst die Empfänglichkeit für hohe Töne, viel später die für tiefe, so dass man den Leuten häufig ihre Schwerhörigkeit nicht glaubt, weil sie ja noch tiefe Töne vernehmen. Ebenso führt es zu Irrungen, wenn Taube durch das Aufmerken auf die Lippenbewegungen Manches, oft auch recht viel verstehen; hierüber haben namentlich schon Abercrombie [2]) und Taine [3]) berichtet; heute weiß davon jeder Taubstummenlehrer zu erzählen, da das Ablesen von den Lippen die Grundlage für das sogenannte Taubstummenhören ist. Man kennt Beispiele, wo Taube hiedurch und durch die ihnen nothwendige, daher von ihnen sehr geübte Combination mehr vernommen haben, als sehr gut Hörende.

Von Wichtigkeit sind für uns die Unterschiede, die das Gehör im Alter erfährt. Eingehende Untersuchungen hierüber hat Bezold [4]) gemacht. Er hat eine große Zahl Hörorgane von Menschen verschiedenen Alters untersucht und stellt fest, dass vom 50. Lebensjahr an nicht nur eine successive Abnahme in der Zahl der noch annähernd normal Hörenden, sondern auch eine successiv wachsende Steigerung im Grade der Hörbeschränkung auftritt, die das Ohr mit zunehmendem Alter erfährt. Die Resultate sind überraschender als man glaubt.

Von 100 über 50 Jahre alten Leuten ist Niemand verzeichnet, der über 16 *m* „Conversationssprache“ verstand — in der Ent-

---

[1]) Gustav Theodor Fechner, „Elemente der Psychophysik“, Leipzig 1860.

[2]) Abercrombie, „Inquiry into the intellectual powers“.

[3]) H. Taine, „Der Verstand“, deutsch v. L. Siegfried, Bonn 1880.

[4]) Fr. Bezold, „Untersuchungen über das durchschnittliche Hörvermögen im Alter“, Zeitschrift f. Ohrenheilkunde von Knapp und Moos, XXIV. Bd. 1893.

fernung von 16—8 *m* verstanden 10·5%. Bei Schulkindern im Alter von 7—18 Jahren (1918 Stück) verstanden auf Entfernung von 20 *m* und mehr 46·5% und auf Entfernung von 16—8 *m* 32·7%; es steht also einem Procentsatz von 10·5% bei Leuten von über 50 Jahren gegenüber ein Procentsatz von 79·2% bei Leuten im Alter von 7—18 Jahren.

Bei alten Weibern steht die Gehörserhaltung besser als bei Männern; es hörten auf die Entfernung von 4—16 *m* noch 34% Weiber und nur 17% Männer. Bei den Kindern ist es anders, da auf 20 *m* und mehr 49·9% Knaben und nur 43·2% Mädchen hörten — es sind also die schädigenden Einflüsse, Schmiedhandwerk und andere lärmende Beschäftigungen, Witterungsinsulte u. s. w. daran schuld.

Diese Vergleiche können dann wichtig sein, wenn es sich um die Feststellung handelt, was und um wie viel ein Zeuge mehr gehört haben kann als der andere von verschiedenem Alter.

d) Geschmacksinn.

Der Geschmack hat für unsere Zwecke selten Wichtigkeit, wenn diese aber eintritt, so ist sie regelmäßig eine bedeutende, da sie zumeist nur bei Vergiftungen zur Geltung kommt. Leicht und sicher sind die diesfälligen Erhebungen wohl niemals, vor Allem, weil wir nicht gut in die Lage kommen können, die Feinheit und Schärfe des Geschmackes bei einem Menschen zu prüfen, wie es ja ganz beiläufig auch der Laie bezüglich des Sehens und Hörens eines Anderen machen kann. Außerdem muss man sich bei solchen Prüfungen auf sehr allgemeine und keineswegs feststehende Ausdrücke verlassen, und unter „stechendem, prickelndem, metallischem, brenzlichem“ Geschmack verstehen gewiss nicht Viele dasselbe, wenn dies schon bei den gewöhnlichsten Bezeichnungen: „süß, sauer, bitter, salzig“ beiläufig angenommen werden darf. Am allerwenigsten kann man damit machen, wenn ein Geschmack mit gut, schlecht, ausgezeichnet oder abscheulich bezeichnet wird, da der Geschmack bekanntlich in jeder Richtung verschieden ist, und da Alter, Gewohnheit, Gesundheitszustand und Stimmung einen großen Einfluss ausüben. Ganz unverlässlich sind Bezeichnungen, wie fad, süßlich, zusammenziehend, lehmig, pappig, selbst sandig, da dies Alles oft vom augenblicklichen Wohlbefinden dictiert wird.

Will man sich aber auf irgend welche Bezeichnungen einlassen — und schließlich muss man dies auf alle Fälle auch thun, so ist es nöthig, festzustellen, ob die genannte Wahrnehmung gemacht wurde, als der fragliche Körper die Zungenwurzel oder die Zungenspitze berührt hat. Darüber hat namentlich Longet[1]) nach den Experimenten von Guyot und Admyrault und dann W. Preyer[2]) wichtige Untersuchungen angestellt. Der Letztere stellte die Ergebnisse derselben in folgender Tabelle zusammen:

Es schmeckt:	An der Zungenspitze:	An der Zungenwurzel:
Glaubersalz	salzig	bitter
Jodkalium	„	„
Alaun	sauer	süß
Glycerin	gar nicht	„
Rohrzucker	„ „	„
Salpetersaures Strychnin	„ „	bitter
Kohlensaures Natrium	„ „	alkalisch

Auch in diesen Fällen wird man regelmäßig bei einiger Wichtigkeit den Arzt zu Rathe ziehen, da krankhafte Zustände und persönliche Eigenthümlichkeiten des Betreffenden mitspielen können.

Eine sorgfältige Untersuchung über den (Haut- und) Geschmacksinn hat Dehn[3]) gemacht und kommt zu dem Ergebnisse, dass der Geschmacksinn der Frau feiner ist, als der des Mannes, ebenso wieder, dass der Geschmacksinn des gebildeten Mannes feiner ist, als der des ungebildeten, während bei der Frau diesfalls die Bildung keinen Unterschied macht (!)

Vergleiche hiezu die Arbeiten von Kamerer,[4]) v. Vintschgau,[5]) v. Adduco und Mosso,[6]) Berthold,[7]) Keppler,[8]) Oerwall,[9]) Ziehen,[10]) Vierordt[11]) u. s. w., dann die auf Seite 237 verzeichneten Schriften.

[1]) Longet, „Traité de physiologie".

[2]) W. Preyer, „Aus Natur und Menschenleben", Berlin 1885.

[3]) Wilhelm von Dehn, „Vergleichende Prüfungen u. s. w.", Dorpat 1894

[4]) Kamerer, „Ueber Abhängigkeit des Geschmackes", Zeitschr. f. Biolog VI.

[5]) M. v. Vintschgau, „Beitr. z. Physiol d. Geschmackes", Pflüger's Arch. XX.

[6]) v. Adduco u. Mosso, Ref. Centralblatt für medic. Wissenschaften, 1886.

[7]) Berthold, Ref. Centralblatt für medicinische Wissenschaften, 1888.

[8]) Fr. Keppler, „Das Unterscheidungsvermögen u. s. w.", Pflüger's Arch. II.

[9]) Oerwall, „Untersuchungen über den Geschmacksinn", Ref. Zeitschrift für Physiologie und Psychologie der Sinnesorgane, I.

[10]) Th. Ziehen, „Leitfaden der physiologischen Psychologie", Jena 1891.

[11]) H. Vierordt, „Anatom., physiolog. u. physikal. Daten u. s. w.", Jena 1888.

e) Geruchsinn.

Das Riechen hätte für unsere Arbeit große Bedeutung, wenn dieselbe dieser Sinnenthätigkeit nach Gebühr beigelegt würde. Es darf behauptet werden, dass manche Menschen viel schärfer riechen, als sie es wissen, und dass sie dadurch oft mehr feststellen könnten, als durch ihre anderen Sinne. Von praktischer Bedeutung ist der Geruch nicht besonders, vielen Menschen dient er nur dazu, um ihnen dann und wann unangenehme Eindrücke zu verschaffen, und was sich dem Menschen zum Gebrauche nicht geradezu aufdrängt, das benützt er auch nicht leicht. Vor Allem könnte der Geruch sich durch seine Treue und die hiedurch bedingte associierende Thätigkeit desselben nützlich machen. Aber wer merkt darauf; selbst dann, wenn der Geruchsinn Associationen hervorruft, werden diese nicht jenem zugeschrieben, sondern es ist „etwas ganz zufällig eingefallen". Solche Associationen kennt Jeder, ich will zur Klarlegung dessen, was ich meine, nur ein Beispiel anführen. Ich hatte als Kind von etwa 8 Jahren ein einziges Mal mit meinen Eltern einen Pfarrer besucht, der ein Schulfreund meines Vaters war; der im Pfarrhaus verlebte Tag bot durchaus nichts Merkwürdiges, und so habe ich in den vielen, seither verflossenen Jahren desselben gewiss nicht ein einziges Mal mehr gedacht. Vor Kurzem fiel mir nun ganz plötzlich der Pfarrer, das Pfarrhaus mit all' seinen Räumen, die sonstigen menschlichen und thierischen Bewohner des Hofes, kurz alle Einzelheiten mit der größten Lebhaftigkeit ein, und da diese plötzliche Erinnerung ganz grundlos war, beschäftigte ich mich eingehend damit, herauszubringen, wodurch mir die längst entschwundene Erinnerung wieder zugieng. Vergebens. Kurze Zeit darauf fiel mir das Pfarrhaus wieder lebhaft ein, und da beide Erinnerungsauffrischungen am selben Orte geschahen, so gelang es, den Zusammenhang zu entdecken. Ich hatte damals im Pfarrhofe mit der kleinen Nichte des Pfarrers Forschungsreisen unternommen, wobei wir in eine Obstkammer geriethen; in derselben waren große Mengen von Aepfeln auf Stroh gelagert, und an der Wand hiengen in namhafter Zahl die juchtenen Jagdstiefel des Pfarrherrn. Die Mischung aus den Gerüchen der Aepfel, des Strohes und des Juchtenleders bildeten einen eigenthümlichen, von mir bislang noch nicht genossenen Parfum, der sich offenbar meinem Riechgedächtnisse gut eingeprägt hatte. Und als ich nun nach so

langer Zeit an einer Kammer vorbeikam, wo aus denselben Riech-Ingredienzien ein ähnlicher Geruch erzeugt wurde, so associierte sich damit sofort Alles wieder, was damals zugleich mit diesem Geruche beisammen war.

Solche Associationen geschehen Jedem in großer Zahl, und wenn man sich Mühe gibt, so gelingt es bei Vernehmungen nicht selten, sie anzuregen; namentlich dann, wenn es sich um länger verflossene Vorgänge handelt, und ein Zeuge erzählt davon, es sei ihm „zufällig eingefallen", ist es öfters möglich, dadurch weitere Anhaltspunkte zu gewinnen, dass man den fraglichen Zufall als Association betrachtet, und endlich dadurch, dass man auf Geruchserinnerungen abzielt, in die richtige Bahn zu kommen.

So treu aber auch der Geruchsinn ist, so wenig Beachtung wird ihm in der Regel geschenkt, und wenn man (z. B. bei Brandlegungen in Richtung auf den vor dem Ausbruche bestandenen Brandgeruch) um Geruchswahrnehmungen fragt, so lautet die Antwort meistens verneinend. Nirgends lässt sich aber den Leuten so leicht etwas abhandeln als gerade hier, und wenn man sie auch nicht im Mindesten suggeriert, so gelingt es doch oft, die Zeugen darauf zu bringen, dass sie wirklich etwas gerochen haben. Es kommt dabei vornehmlich darauf an, Erinnerungen an solche Vorgänge zu wecken, welche entweder nicht vollkommen über die Schwelle des Bewusstseins getreten sind, oder die durch eine flüchtige Erklärung beruhigt und bei Seite geschoben wurden. Sagen wir, der Zeuge habe wirklich Brandgeruch wahrgenommen, derselbe kam ihm aber, da er anderweitig beschäftigt war, nicht vollständig zum Bewusstsein, oder er habe ihn wohl vollkommen aufgefasst, aber damit erklärt, er rühre aus der Küche oder von der schlechten Zigarre u. s. w. her. Solche Wahrnehmungen werden später vollkommen vergessen, lassen sich aber durch geeignete Fragen wieder treu und vollständig ins Gedächtnis rufen.

Selbstverständlich kommt sehr viel darauf an, ob Jemand sich eines feinen Geruches erfreut oder nicht. Im Allgemeinen kann man sagen, dass feiner Geruchsinn wenigstens sehr oft mit Nervosität zusammenhängt; dann haben Leute mit weiten Nüstern, entwickelter Mittelstirne, die den Mund meistens geschlossen tragen, sicher feinen Geruch; Leute lymphatischer Natur, mit verschleierter, unreiner Stimme haben keinen scharfen Geruch; natürlich noch weniger Schnupfer und starke Raucher. Uebung kann bis zu einem

gewissen Grade viel thun, zu große Benützung der Riechorgane stumpft sie ab; Fleischer, Tabakhändler, Parfumeriewaarenverkäufer nehmen nicht blos die in ihren Laden herrschenden Gerüche nicht mehr wahr, sondern haben überhaupt abgestumpften Geruchsinn. Dagegen bringen es Andere, die in ihrem Berufe feine Wahrnehmungen machen müssen (Apotheker, Theehändler, Bierbräuer, Weinkenner u. s. w.) zu großer Uebung. Ich erinnere mich, dass ich zu einer Zeit, als ich bei einem größeren Gerichte der östlichen Steiermark fortwährend mit Zigeunern zu thun hatte, es des Morgens beim Betreten des Gerichtsgebäudes sofort gerochen habe, wenn des Nachts Zigeuner eingeliefert worden waren.

Wie weit man den zahlreichen Beispielen glauben kann, die Reichenbach [1]) für ganz besondere Riechleistungen aufführt, wollen wir nicht untersuchen, sicher ist nur, dass sehr nervöse Personen eine Feinheit und Schärfe des Geruches entwickeln, von der andere Menschen keine Vorstellung haben. Dazu kommt noch, dass wir eigentlich keine rechte Kenntnis davon haben, wie die Gerüche durchwegs entstehen; dass es mit der „Verflüchtigung kleinster Theile“ nicht recht ausgeht, beweist der Umstand, dass auch Körper riechen, die sich bestimmt nicht verflüchtigen. Duttenhofer [2]) führt als Beispiel hiefür das Zinn an, aber auch andere solche Körper, z. B. Kupfer, Schwefel, Eisen, geben ganz deutlich Geruch von sich: letzteres z. B. namentlich dann, wenn es durch fortwährende Reibung blank erhalten wird — gescheuerte Ketten, Schlüsselbund in der Tasche getragen u. s. w.

Die größten Schwierigkeiten hat es immer mit dem Bezeichnen der Geruchseindrücke; ganz normale Menschen haben oft eine fast leidenschaftliche Verehrung für Gerüche, die Anderen gleichgiltig oder widerlich sind (faule Aepfel, nasser Badeschwamm, Kuhdünger und Pferdestallgeruch, Knoblauch, *Asa foetida*, sehr abgelegenes Wildfleisch u. s. w.); derselbe Mensch findet Speisengeruch im hungrigen Zustande sehr schön, im satten unangenehm, und hat er etwa Migräne, unerträglich. Eine genau differencierende Beschreibung mit Berücksichtigung aller begleitenden Umstände wird also stets nöthig sein.

---

[1]) Carl Freiherr v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch“, Leipzig 1854.

[2]) Dr. Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen“, Nördlingen 1858.

Vergl. noch Landois,[1]) Cloquet,[2]) Vintschgau,[3]) Hack[4]).

Was die Feinheit des Geruchsinnes in Bezug auf die Geschlechter anlangt, so sollen laut Lombroso[5]) die Versuche der Amerikaner Nichols und Balley (wo?) ergeben haben, dass die Männer doppelt (!) so feinen Geruchsinn haben als die Weiber. Dies wird bestätigt durch (Lombroso's Schüler) Ottolenghi und Sicard,[6]) Roncoroni und Galton.[7]) Die gewöhnliche Erfahrung bestätigt dies durchaus nicht, zumal doch die vielen Raucher unter den Männern selten feinen Geruch besitzen, wodurch der Percentsatz zu Gunsten der Frauen wesentlich erhöht wird.

f) Tastsinn.

Ich fasse der Einfachheit wegen Ortsinn, Drucksinn, Temperatursinn u. s. w. unter dem alten, allgemeinen Ausdruck Tastsinn zusammen. Die Wichtigkeit der Fragen, die hier in Betracht kommen, ist keine geringe, da uns Zeugen häufig über Wahrnehmungen berichten, die sie im Finstern, oder weil sie nicht hinsehen konnten, gemacht haben, und weil es bei Angriffen, Verletzungen und Berührungen durch Dritte darauf ankommt, was der Betreffende hiebei wahrgenommen hat; in den meisten Fällen hat er nicht dorthin sehen können, wo sein Körper berührt wurde, so dass wir uns auf das Zeugnis des Tastsinnes allein verlassen müssen. Eine volle Sicherheit hätten wir bei Derartigem aber nur, wenn Gesichtssinn und Tastsinn zusammen gewirkt und einander controliert haben; namentlich Schwarz[8]) hat nachgewiesen, dass ursprünglich von einem Auffassen der dritten, der Tiefendimension durch den Gesichtssinn nicht die Rede sein kann; diese Wahrnehmung haben wir anfänglich nur durch den Tastsinn und dann durch Erfahrung und Gewohnheit erhalten; das wird auch durch

[1]) L. Landois, „Lehrb. der Physiologie des Menschen", Wien, Leipzig 1889.

[2]) Cloquet, „Osphresiologie", Weimar 1824.

[3]) v. Vintschgau, „Physiologie des Geruchsinnes" (Handbuch der Physiologie, Leipzig 1880).

[4]) Hack, „Riechen und Geruchsorgan", Wiesbaden 1885.

[5]) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte" (deutsch v. H. Kurella), Hamburg 1894.

[6]) Sicard, „L'evolution sexuelle dans l'espèce humaine", Paris 1892.

[7]) Francis Galton, „Inquiries into human faculty and its development", New York 1883.

[8]) Hermann Schwarz, „Das Wahrnehmungsproblem", Leipzig 1892.

die Belehrungen bestätigt, die wir von operierten Blindgebornen erhalten, namentlich durch die so unzählige Male citierte operierte Blinde Wardrops, die z. B. einen silbernen Bleistifthälter von einem großen Schlüssel durch bloßes Ansehen nicht zu unterscheiden vermochte; sie konnte nur sagen, dass es verschiedene Dinge sind; erst als sie dieselben betasten durfte, erkannte sie ihre Natur. Dass aber der Tastsinn allein auch nicht verlässlich ist, beweisen die unzähligen Irrungen, denen man ausgesetzt ist, wenn man blos tastet; gleichwohl kann man es im Tasten namentlich durch Uebung zu einer großen Genauigkeit bringen, ja in manchen Beziehungen trauen wir dem Tastsinn mehr zu als unseren Augen, indem wir gewisse Prüfungen auf Feinheit eines Gegenstandes nur mit den Fingerspitzen vornehmen, obwohl wir ganz gut dies mit den Augen thun könnten; die Feinheit von Stoffen, Papier, Leder, die Glätte einer Fläche, das Vorhandensein einer Spitze, etwa eines in der Haut steckenden Splitters, prüfen wir immer mit dem Finger. Ja, wenn uns ein Zeuge diesfalls eine Angabe macht und versichert, dies und jenes sei sehr glatt gewesen, es habe keine Hervorragung da sein können, oder aber, die Fläche sei ganz rauh gewesen u. s. w., so werden wir der Sicherheit wegen regelmäßig fragen, ob er die Sache auch berührt und mit dem Finger geprüft habe — erst wenn dies bejaht wird, sind wir beruhigt.

Wer auf Tastempfindungen besonders angewiesen ist, steigert im Laufe der Zeit seine Empfänglichkeit für solche Eindrücke ganz wesentlich, wie wir aus der Feinheit des Tastens bei Blinden wissen; derartige Behauptungen Blinder können wir noch glauben, wenn sie auch für uns schon ganz unwahrscheinlich sind; es gibt Blinde, die sogar die Farbe von Kleiderstoffen (natürlich auch im vollkommen Finstern) heraustasten, weil die verschiedenen Farbstoffe und ihre Bindemittel die Oberfläche eines Stoffes verschieden ändern.

In anderer Richtung sind wieder Taube besonders gegen Erschütterungen sehr empfänglich, und Abercrombie [1]) versichert, dass er in seiner ärztlichen Praxis oft beobachtet habe, wie Taube das Rollen eines nahenden Wagens oder das Nähertreten einer Person eher wahrnahmen, als guthörende Menschen. Ich besaß lange eine

---

[1]) Abercrombie, „Inquiry into the intellectual Powers".

Angorakatze, die wie alle echten Angorakatzen vollkommen taub war (durch Aerzte auf ihre absolute Taubheit geprüft); trotzdem merkte das Thier, wenn es mit abgewandtem Kopfe irgendwo schlummerte, sofort die Tritte von nahenden Personen, ja sie musste den Schritt derselben unterscheiden können, da sie erschreckt aufsprang, wenn sich Unbekannte näherten, sich aber behaglich dehnte, um ein Streicheln zu erwarten, wenn sie bekannte Schritte fühlte. Das leiseste Berühren des Gegenstandes, auf dem die Katze lag (Bank, Fensterbrett, Sopha), bemerkte sie sofort, besonders auch leises Kratzen auf dem Stoffe, auf dem sie sich befand, z. B. eines Tuches u. s. w. Darauf beruhen gewiss oft die Wahrnehmungen Schwerhöriger, die wir zweifelnd entgegennehmen, obwohl sie ganz richtig sein können.

Merkwürdiger Weise schärft aber den Tastsinn nicht blos die directe Uebung, sondern auch die Uebung der Muskeln überhaupt. Wenigstens behauptet Stricker,[1]) er habe oft beobachtet, dass die Beobachtungsfähigkeit, namentlich was das Muskelgefühl anlangt, bei Menschen, die turnen oder arbeiten, größer ist, als z. B. bei Gelehrten, die blos beim Tische sitzen. Dieser Behauptung entsprechen die umfassenden Untersuchungen von Dehn [2]) keineswegs, der nach Verwertung der vollständigen Literatur (die dort nachzusehen wäre) und auf Grund vielfacher Prüfungen findet, dass der gebildete Mann auf allen Gebieten der sensiblen Sphäre über dem ungebildeten steht. Dehn hat weiter, in Uebereinstimmung mit Pacht [3]) und entgegen den bekannten Behauptungen Lombroso's gefunden, dass die Frau einen besser entwickelten Tastsinn hat, als der Mann (nur der Raumsinn und Drucksinn sei bei beiden Geschlechtern gleich entwickelt). Hieher gehören auch die Wirkungen von Injectionen; Kremer [4]) fand, dass Morphininjectionen den Raumsinn der Haut, *Cannabinum tannicum* die Sensibilität herabsetzen; Alkohol übt eine rasche und nicht unbeträchtliche Einwirkung aus.

---

[1]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen", Wien 1882.

[2]) Wilhelm von Dehn, „Vergleichende Prüfungen über den Haut- und Geschmacksinn", Dorpat 1894.

[3]) Walter Pacht, „Ueber cutane Sensibilität", Diss. Dorpat 1879.

[4]) Felix Kremer, „Ueber die Einwirkung der Narcotica auf den Raumsinn", Bonn 1884.

(Vergleiche auch die Untersuchungen von Israel,[1]) Eulenburg,[2]) Hillsmann und Jolly [3]) u. A.)

Selbstverständlich erzählt Reichenbach [4]) von seinen „sensitiven Leuten" das Alleräußerste und behauptet, dass die besten von ihnen es sofort merken, wenn sich Jemand ihnen nähert, sich hinter sie stellt, oder wenn im selben finsteren Raum außer ihnen noch Jemand sich befindet. — Dass sehr nervöse Menschen vielleicht den Luftdruck, feine Erschütterungen u. s. w. in auffallend deutlicher Weise wahrnehmen, ist gewiss richtig; überhaupt wurde mehrfach bewiesen, so von Valentin,[5]) dass wir eigentlich eine große Anzahl von Tasteindrücken unterscheiden können.

Verhältnismäßig hoch entwickelt ist der Temperatursinn, und zwar, wie der wiederholt genannte Dehn nachwies, bei der Frau noch mehr als beim Mann; Unterschiede werden schon bei 0·2° C wahrgenommen (namentlich auf den Lippen und mit den Fingerspitzen). Handelt es sich aber nicht um Unterschiedswahrnehmung, sondern um absolute Schätzung, so kommt es im Allgemeinen (nach Bernstein) nicht viel unter 4° Unterschied; z. B. eine Temperatur von 19° R werden wir auf 16—20° schätzen. Ich glaube aber, dass man das Schätzen von sehr eingeübten Temperaturen ausnehmen muss. Wer z. B. gewohnt ist, im Winter in seinem Zimmer 14° R zu haben, wird es sofort bemerken und richtig schätzen, wenn die Temperatur um einen Grad gefallen oder gestiegen ist. Unter Umständen wird man also die Angabe von sehr enge eingegrenzten Temperaturen glauben können, nur muss man sich auch hier die maßgebenden Verhältnisse genau angeben lassen, da doch auffallende Unterschiede vorkommen. So hat Weber [6]) nachgewiesen, dass Wasser von 29° R, in das man die ganze Hand taucht, uns wärmer scheint, als solches von 32° R, das wir blos

---

[1]) Ludwig Israel. „Ueber die Veränderung der Tastempfindlichkeit durch Heilmittel", Würzburg 1887.

[2]) Dr. Al. Eulenburg, „Die hypodermatische Injection von Arzneimitteln", Centralblatt für medicinische Wissenschaften 1863.

[3]) Hillsmann und Jolly, „Beitrag zur hypodermatischen Injection des Morphium", Strassburg 1874.

[4]) Karl Freiherr von Reichenbach, „Der sensitive Mensch", Leipzig 1854.

[5]) G. Valentin, „Ueber die Dauer der Tasteindrücke", Archiv für physiologische Heilkunde, K. Vierordt, 11. Jahrgang.

[6]) Ernst Heinrich Weber, „Die Lehre vom Tastsinn und Gemeingefühl", Braunschweig 1851.

mit dem Finger prüfen; „es ist nämlich stets dieselbe Seele, welche die Summe gleichartiger Erschütterungen auf vielen Wegen erhält und sie combiniert."

Weiters sagt Weber:[1]) „Wenn wir zwei neben einander liegende Finger, z. B. Daumen und Zeigefinger, in zwei verschieden warme Flüssigkeiten tauchen, so fliessen die Empfindungen so zusammen, dass Unterschiede schwer wahrzunehmen sind. Benützen wir aber zwei Hände zu dieser Prüfung, so geht es namentlich dann, wenn wir abwechselnd dieselbe Hand in beide Flüssigkeiten tauchen. Je näher die Hautstellen einander liegen, auf welche die Eindrücke gleichzeitig gemacht werden, und vermuthlich also auch, je näher einander die Theile des Gehirns liegen, zu welchen die Eindrücke fortgepflanzt werden, desto leichter fließen die Empfindungen in eine zusammen; je entfernter sie aber von einander sind, desto weniger ist das der Fall."

Genau in dieser oder ganz ähnlicher Weise werden derartige Dinge in der Strafpraxis nicht vorkommen, aber Temperaturschätzungen überhaupt kommen häufig vor, und wie weit die Verlässlichkeit geht, ist wichtig.

Von großer Bedeutung ist aber die Frage, was ein Verletzter und der Verletzende im ersten Augenblick empfinden, und wie weit man sich auf deren Angaben verlassen kann. Vor Allem ist wieder den unübertroffenen Beobachtungen Weber's die Feststellung zu danken, dass wir (mit geschlossenen Augen) sehr schwer den Winkel zu bestimmen vermögen, den ein gegen den Körper gedrücktes Stäbchen bildet; folglich hat es dieselben Schwierigkeiten mit der Bestimmung, aus welcher Richtung ein gegen den Körper geführter Stoß oder Schlag gekommen ist. Dass dies so schwer ist, findet Weber deshalb umso merkwürdiger, als wir genau sagen können, in welcher Richtung ein Bündel Haare gezogen wird.

Was die Zeit anlangt, in der wir Berührung und Schmerz empfinden, so behauptet Beau: Wenn man sich mit einem Lineale z. B. auf ein Hühnerauge einen kurzen, kräftigen Schlag versetzt, so empfindet man sofort den Schlag, aber erst 1—2 Secunden später den Schmerz; vielleicht haben Hühneraugen eine besondere Constitution, aber für sonstige Schläge ist die angegebene Zeit entschieden viel zu lang (vielleicht entsteht der Schmerz wirklich

---

[1]) Weber in Wagner's Handwörterbuch III.

viel später). Helmholtz hat bei seinen genauen, schon 1850 vorgenommenen Messungen erhoben, dass der Nervenstrang 90 Fuß pro Secunde durchleitet; steche man sich also in den Finger, so verspüre man dies $^1/_{30}$ Secunden später. Den allergröbsten Versuchen, die ein Laie diesfalls machen kann, die aber der Wirklichkeit am besten entsprechen dürften, ist dies wieder zu wenig; wir werden vielleicht am richtigsten sagen: die Wahrnehmung eines Schmerzes an der Peripherie geschieht um ein merkliches, also etwa $^1/_3$ Secunden, später als dessen Entstehung.

Die Empfindung selbst schildert Lotze[1]) bei einem Stich als „Berührung mit einem heißen Körper", und Landry[2]) behauptet, der Verwundete fühle neben dem Schmerz, der den Stoß oder den Schnitt des Messers begleitet, oft noch die Kälte der Klinge und ihre Anwesenheit in der Tiefe der Gewebe. So viel ich von Verletzten erfahren habe, werden diese Behauptungen durchaus nicht bestätigt; abgesehen von Leuten, die sichtlich übertreiben und sich interessant machen oder mehr Entschädigung herauspressen wollen, gehen alle Antworten dahin, dass man Stiche, Schüsse und Hiebe nur als Stoß empfindet; man fühlt mitunter fast sofort das rieselnde Blut, aber weiter nichts, und der Schmerz entsteht viel später. Couleurstudenten, die eine große Anzahl von Mensuren hinter sich haben, sagen einstimmig, dass man „sitzende Hiebe", auch wenn sie vom schärfsten Säbel kommen, nur als schmerzlosen oder fast schmerzlosen Schlag oder Stoß empfindet; merkwürdiger Weise sagen Alle, man habe die Empfindung, als ob dieser Schlag von einem sehr breiten, stumpfen Werkzeuge, etwa einem armdicken Prügel oder einer mit der Fläche auffallenden Dachlatte herrühre. Die „Kälte der eindringenden Klinge" und ähnliches hat keiner verspürt.

Auch Soldaten, die ich nach erhaltenen Schüssen, oft wenige Minuten nach der Verwundung, noch im Gefecht, befragt habe, sagten einstimmig, sie haben nur einen „argen Stoß" verspürt.

Ganz anders verhält es sich mit dem, der die Verletzung zugefügt hat. Lotze hat ganz richtig hiezu darauf aufmerksam gemacht, dass man beim Besteigen einer Leiter mit elastischen Sprossen ganz deutlich die Befestigungsstellen der Sprossen an den Holmen

---

[1]) Dr. Rud. Herm. Lotze, „Medicinische Psychologie", Leipzig 1852.

[2]) Landry, „Traités des Paralysies".

wahrnimmt; auch die Befestigungsplätze eines elastischen Gitters spürt man, wenn man daran rüttelt, und den Widerstand des Holzes, wenn man mit der Axt darauf schlägt. Ebenso empfinde der Soldat deutlich das Einschneiden der Säbelspitze oder Schneide in den Körper des Gegners. Das Letztere bestätigt jeder Couleurstudent; man unterscheidet deutlich, ob man blos die Haut durchgeschlagen hat, ob man tief eingedrungen ist, oder ob man bis auf den Knochen schlug, und zwar concentriert sich diese Tastempfindung vollkommen im rechten Daumen, der knapp unter dem Säbelkorb auf der gerauhten Stelle des Heftes aufruht.

Die Wichtigkeit des letzteren Umstandes, dass der Verletzende genau den Erfolg spürt, liegt darin, dass er in den allerdings seltenen Fällen, wo er die Wahrheit sagen will, in der That verlässlich angeben kann, ob und inwieweit er den Gegner verletzt hat. Für die Aussagen des Verletzten liegt aber die Wichtigkeit darin, dass es sich ja oft um die Feststellung handelt, welche Verletzung jedem der einzelnen Angreifer, wenn eben ihrer mehrere waren, zugeschrieben werden kann. Man hört oft von Verwundeten, die gerne die Wahrheit sagen möchten, und die von mehreren Leuten angegriffen wurden, z. B.: „Ich wäre fest überzeugt, dass mir der X die schwere Stichverletzung an der Achsel zugefügt hat, er hat mich aber blos gestoßen und nicht gestochen, ich habe von einem Stich nichts wahrgenommen.“ Gleichwohl war es gerade der X, der ihn gestochen hat, und wenn der vernehmende Richter den Verletzten darüber aufklärt, dass diese subjective Auffassung nicht maßgebend ist, so wird er seine Angaben ganz anders zu machen vermögen.

Außer den angegebenen Wahrnehmungen sind noch einige Momente von Bedeutung.

1. Es ist eine bekannte Thatsache, dass ein Hauttheil, der einen Knochen deckt, und der so verschoben wird, dass er nun auf einem Weichtheil liegt, es schwierig macht, die Stelle des Körpers anzugeben, die jetzt wirklich gereizt wird. Solche Verschiebungen können absichtlich zur Durchführung dieser Probe gemacht werden, sie geschehen aber auch häufig durch kräftige Drehungen des Körpers; wenn z. B. beim Sitzen der Oberkörper nach rückwärts gedreht wird, so ergeben sich eine Menge derartiger Verschiebungen, so dass ein erhaltener Stoß oder Stich schwer und unrichtig localisiert wird. Ebenso, wenn ein Arm nach rückwärts

gehalten wird, etwa gar so, dass die innere Handfläche nach oben steht. Noch ärgere Verschiebungen treten ein, wenn ein Körpertheil von Jemandem festgehalten und die Haut verschoben wird; kommt es dann zu einer Verletzung, so weiß der Verletzte sicher nicht zu sagen, wo ihn die Verletzung getroffen hat. (Lotze loco cit.)

2. Die Tastempfindung des Nassen setzt sich zusammen aus der des kalten und des leichten Gleitens über die Oberfläche. Wenn wir deshalb unvermuthet ein kaltes, glattes Metallstück berühren, so glauben wir, etwas Nasses berührt zu haben. (Helmholtz.[1]) Aber auch das Umgekehrte ist richtig: Wir glauben etwas Kaltes, Glattes berührt zu haben, in Wahrheit war es aber etwas Nasses. Daher kommen die häufigen Irrungen bei Blutungen nach Verletzungen. Der Verwundete oder sein Begleiter glauben, dass sie Blut mit der Hand getastet haben, während es nur ein glatter Metallgegenstand war, oder aber sie haben wirklich Blut berührt und haben es für etwas Glattes, Kaltes gehalten. Die falsche Vorstellung darüber, ob etwas Blut war oder nicht, hat schon zu vielen Confusionen Anlass gegeben.

3. Alle Tastempfindungen werden deutlicher und kräftiger empfunden, wenn sie wiederholt werden und sich so gewissermaßen addieren. Daher kommt es, dass wir dann, wenn wir etwas durch tasten prüfen wollen, den betreffenden Gegenstand wiederholt befühlen, mit dem Finger auf und ab fahren, und wenn es die Form zulässt, ihn zwischen zwei Fingern auf und ab gleiten lassen (Stoffe, Papier, Fäden u. s. w.). Aus demselben Grunde befühlen wir auch Gegenstände, deren Außenseite uns angenehm ist, wiederholt; wir lieben es, auf einer glatten oder weich-rauhen Oberfläche (Sammt, gewisse Thierfelle u. s. w.) auf und ab zu streichen und machen dabei die deutliche Wahrnehmung, dass die Empfindung deutlicher oder, was wichtig ist, geändert erscheint, wenn sie durch längere Zeit hervorgerufen und unterhalten wird. Deshalb ist es von Bedeutung, dass man jedesmal, wenn es sich um eine Feststellung durch tasten handelt, darum fragt, ob blos eine einzige Berührung oder eine wiederholte Betastung stattfand. Das Verhältnis ist hiebei nicht dasselbe, wie zwischen flüchtigem Hinsehen und genauem Anschauen, da beim oftен Tasten essentielle Unterschiede zum Vorschein kommen.

---

[1]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik", Leipzig 1865.

4. Die Vorstellung von gerade und krumm, eben und convex oder concav ist durch Tasten allein nur sehr schwer festzustellen. Weber hat gezeigt, dass eine Glasplatte, die an dem ruhenden Finger so vorbeigeführt wird, dass man zuerst schwach, dann stark, dann wieder schwach andrückt, convex erscheint, im Widerspiel aber concav.

5. Vierordt[1]) erklärt: Bewege ich mit constanter Geschwindigkeit die Spitze eines Stäbchens über eine größere Hautstrecke, z. B. von der Handwurzel gegen die Fingerspitze, und schaue ich nicht hin, so habe ich auf das deutlichste die Empfindung zunehmender Geschwindigkeit. Nicht so deutlich in verkehrter Richtung, sehr stark bei großen Strecken: Schulter bis Fingerspitze.

Das kann bei Verletzungen (Schneiden, Kratzen, dann bei Unfällen) zu vielleicht wichtigen Irrungen führen.

6. Unter Umständen kann es sich auch darum fragen, welche Verlässlichkeit Angaben zuzuschreiben ist, die über ausgeübten Druck gemacht werden. Die ersten Versuche sind von Weber; Fechner[2]) stellte fest: Gewichte werden sehr verschieden empfunden. Am empfindlichsten sind Stirn, Schläfe, Augenlider, Dorsalseite des Vorderarmes, wo schon 0·002 Gramm verspürt werden.

Am unempfindlichsten sind: Lippen, Bauch (0·05 Gramm) und dann Fingernägel und Ferse (1 Gramm).

Wenn man auf verschiedene Körpertheile je 6 Thaler legte und nach und nach wegnahm, so wurde der Unterschied verschieden bemerkt. Es mussten, um bemerkt zu werden, weggenommen werden von:

Volarfläche der Finger . .	1	Thaler
Fußsohle	1	„
Volarfläche der Hand . .	2	„
Schulterblatt	2	„
Ferse	3	„
Hinterkopf	4	„
Brust	4	„
Medianlinie Rücken . . .	5	„
„ Bauch . . .	5	„

Diese Untersuchungen wurden von Aubert und Kammler durchaus bestätigt, und auch die vervollkommneten Versuche von

[1]) Dr. Karl Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen", Tübingen 1868.

[2]) Gustav Theodor Fechner, „Die Elemente der Psychophysik", Leipzig 1889.

Bastelberger [1]) und Goltz [2]) ergaben keine wesentlich anderen Thatsachen.

Deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen, Gebildeten und Ungebildeten bezüglich der Schärfe des Drucksinnes hat Dehn [3]) nicht festzustellen vermocht.

Verwendbar wären solche Erhebungen etwa in Fällen, wo es sich um Würgen, Festhalten, Andrücken u. s. w. handelt.

2. Wahrnehmung und Auffassung.

Si rogas, quid sit tempus: nescio, si non rogas: intelligo.
Heil. Augustinus.

Für uns ist nur von Wichtigkeit der Uebergang von der rein sinnlichen Wahrnehmung zur geistigen Auffassung, also die Aufnahme eines Gegenstandes oder eines Vorganges soweit, dass das Aufgenommene später wiedergegeben werden kann. Auch für die wissenschaftliche Psychologie sind manche, früher strenge festgehaltene Unterschiede verschwunden. „Die moderne Psychologie," sagt Dessoir, [4]) „findet keine scharfe Grenze zwischen Wahrnehmung und Erinnerung;" und Fischer:[5]) „Wer das Wahrnehmungsproblem gelöst hat, hat das Erkenntnisproblem gelöst." Besonders klarstellend ist in dieser Richtung die Zusammenstellung, die Goswink Uphues [6]) über die Begriffsbestimmung der „Empfindung" gegeben hat. Reid [7]) und Göring [8]) lassen Empfindung nicht als Theil der Wahrnehmung gelten; Bergmann [9]) und Ulrici [10]) betrachten die Empfindung als etwas Unbewusstes, sie bildet einen Gegenstand der

---

[1]) Bastelberger, „Experimentelle Prüfung der zur Drucksinnmessung angewandten Methoden", 1861.

[2]) Goltz, „Ein neues Verfahren, die Schärfe des Drucksinnes zu prüfen", Centralblatt für medicinische Wissenschaft, 1863.

[3]) Wilhelm von Dehn, „Vergleichende Prüfungen u. s. w.", Dorpat (Jurjew) 1894.

[4]) Max Dessoir, „Bibliographie des modernen Hypnotismus".

[5]) Dr. E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung", Mainz 1891.

[6]) Goswink Uphues, „Wahrnehmung und Empfindung", Leipzig 1888.

[7]) Thomas Reid works edit. by Hamilton.

[8]) Karl Göring, „System der kritischen Philosophie".

[9]) Julius Bergmann, „Grundlinien einer Theorie des Bewusstseins", Berlin 1870.

[10]) Ulrici, „Leib und Seele".

Wahrnehmung, und wird so bewusst. Dewey [1]) und Plato [2]) halten die Empfindung für einen Bewusstseinsvorgang (nicht Erkenntnisthätigkeit, sondern Erkenntnisvorgang). Lotze [3]) und Brentano [4]) scheiden Empfindung und Empfindungsinhalt, während Tongiorgi [5]) und Gutberlet [6]) Empfindung und Wahrnehmung als verschiedene Seiten desselben Vorganges betrachten. Sully [7]) und Höffding [8]) erklären sie als verschiedene Stufen derselben gleichartigen Thätigkeit. Dabei vertritt Tongiorgi beiläufig, Höffding entschieden die Ansicht, dass das Object der äußeren Wahrnehmung ein Bewusstseinszustand sei. So auch Stuart Mill und Bain: [9]) Die Empfindung (auch als Wahrnehmung) wird mit ihrem Inhalt identificiert und ist sich selbst Object. — Vergl. noch besonders die Bücher von Jodl [10]) und Höfler. [11])

Was das eigentliche Bewusstsein anlangt, so wollen wir mit Fischer [12]) unterscheiden:

Es gibt zwei Arten von Bewusstseinssphären, die Empfindungs- und äußere Wahrnehmungssphäre; erstere umfasst die inneren Zustände des eigenen Organismus, die letztere geht über den eigenen Organismus in die objective Welt. Das Bewusstsein hat eine Actionssphäre, wobei es sich auf die Außendinge durch den Willen mittelst der motorischen Nerven und Muskelbewegungen richtet, und eine Perceptionssphäre, was die Sinneswahrnehmungen betrifft.

Die äußere Wahrnehmung schließt 3 Hauptfunctionen in sich: Auffassung, Unterscheidung und Zusammenfassung. Perception im engeren Sinne ist die einfache sinnliche Bewusstseinsauffassung eines gegenwärtigen, auf unser Auge einwirkenden Objectes. Durch sie erfahren wir weder, was die Gegenstände sind, noch in welcher

---

[1]) John Dewey, „Psychology".

[2]) Plato's Theätet.

[3]) H. Lotze, „Mikrokosmos", „System der Philosophie", „Grundzüge der Psychologie".

[4]) Franz Brentano, „Psychologie vom empir. Standpunkt", Leipzig 1874.

[5]) Tongiorgi, „*Institutiones Philosophicae*".

[6]) Dr. Const. Gutberlet, „Psychologie".

[7]) James Sully, „Autlines of Psychologie".

[8]) Harald Höffding, „Psychologie".

[9]) Alex. Bain, „Mental und Moral Science" (2. Aufl. 1872).

[10]) Friedr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie", Stuttgart 1895.

[11]) Alois Höfler, „Psychologie", Wien 1897.

[12]) Dr. E. L. Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung", Mainz 1891.

Beziehung sie zu uns und anderen Dingen stehen, noch wie weit entfernt sie sind, noch, wie sie heißen — sie ist die einfache sinnliche Bewusstseinsauffassung.

Der nächste Schritt ist der für uns wichtigste, das Erkennen; Erkennen besagt weiter nichts, als die im Subject verbleibende Ausprägung irgend eines Objects, durch welche das Subject sich des Objectes bewusst wird (Tilman Pesch. [1]) Was das Erkannte seinem Wesen nach ist, kann uns vollkommen gleichgiltig sein. Hume [2]) findet bezüglich der Dinge nur zwei Möglichkeiten: entweder, die Dinge sind, was der gemeine Mann glaubt, fortdauernd und unabhängig von uns (non interrupted and non dependent on the mind), oder sie sind identisch mit der Wahrnehmung selber. Wir betrachten die Wahrnehmungsvorstellung als Urtheil im logischen Sinne; „Ganze Urtheile sind, gleicherweise wie das Existenzialurtheil ‚es regnet', oder wie Sinnenurtheile, nichts weiter als die Anerkennung von Wahrnehmungsvorstellungen" (Oetzelt-Nevin [3]), und diese Urtheile, die uns von den Vernommenen geboten werden, sind dasjenige, was von uns geprüft und verwertet werden muss. Hiebei haben wir zwei Gesichtspunkte festzuhalten; der eine ist der, dass wir zuerst nur beobachtend und sammelnd vorgehen, so wie es die moderne Wissenschaft thut und zu ihrem Hauptprincip gemacht hat. Mit Unrecht wird dem fortwährenden Aufspeichern von bloßen Beschreibungen der Beobachtungen zweifelndes Achselzucken entgegengebracht: wenn der Sprachforscher rastlos Handschriften, der Arzt verschiedene Erkrankungen, der Zoolog unzählige Thierspecies gewissenhaft, aber blos verzeichnend und registrierend beschreibt, ohne sich an Deductionen zu wagen, so arbeitet er wirklich wissenschaftlich, denn er macht eine verlässliche Deduction, die nach ihm ein Anderer durchführen wird, überhaupt erst möglich. Verfahren wir n i c h t auch so, sammeln wir nicht auch genügende Mengen von Beobachtungen, so muss die Deduction, die wir dann vornehmen, zum mindesten eine unverlässliche, meistens eine falsche sein. Einfach sagt Mach: [4]) „Sind einmal alle Thatsachen einer Naturwissenschaft durch Beobachtung festgestellt, so beginnt für diese Wissenschaft eine neue Periode, die

[1]) Tilman Pesch, „Das Weltphänomen", Freiburg 1881.
[2]) D. Hume, „Treatise", ed. by Green and Grose.
[3]) Anton Oetzelt-Nevin, „Ueber Phantasie-Vorstellungen", Graz 1889.
[4]) Ernst Mach, „Die Mechanik in ihrer Entwicklung", Leipzig 1883, 1889.

Deductive.“ Eine so wissenschaftliche Natur, wie es Mach ist, setzt es als selbstverständlich voraus, dass alle Thatsachen durch Beobachtung festgestellt werden, bevor deduciert wird — wie oft thun denn wir dies in unseren Processen?

Der zweite wichtige Punkt nebst der Zahl der Beobachtungen ist das Vorkommen von Irrthümern in denselben. Der eigentliche Irrthum wird richtig von Schiel [1]) in zwei Theile geschieden:

Irrthum der Beobachtung ist positiv oder negativ: schlechte Beobachtung oder Uebersehen, und letztere liegt zumeist in vorgefasster Meinung. Die Gegner von Copernicus schlossen, dass die Erde sich nicht bewegt, weil sonst ein Stein, den man von der Spitze eines Thurmes fallen lässt, etwas westlich vom Fuße fallen müsste. Hätten Copernicus' Anhänger dies versucht, so hätten sie gefunden, dass der Stein ohnehin so fällt, wie es die Theorie verlangt.

Dies geschieht uns hundertmal: Wir lassen uns von Anderen Einwände machen oder werfen sie selbst auf, wir werden dadurch vom schon betretenen richtigen Pfade abgedrängt und niemals ist es uns eingefallen, zu fragen, ob's wohl wahr ist. Mir ist in criminalistischer Arbeit viele Male die Geschichte von einem englischen König, irgend einem Georg, eingefallen, der die Gelehrten nicht leiden mochte und einer Anzahl von Philosophen und Physikern die Frage vorlegte: „Wenn ich in eine Tonne mit Wasser, die 100 Pfund wiegt, einen Stein mit 10 Pfund lege, so wiegt das Ganze 110 Pfund; lege ich aber einen lebenden Fisch mit 10 Pfund hinein, so wiegt das Ganze doch nur 100 Pfund. Wie ist das zu erklären?“ Ein Gelehrter nach dem andern erklärte die Sache, jeder auf eine andere Art, aber jeder gelehrt und überzeugend. Endlich fragte der König einen aufwartenden Lakai um seine Meinung, und dieser wagte zu sagen, er möchte den Versuch erst einmal sehen, ob die Geschichte wohl wahr sei. — Ich erinnere mich eines Processes, in welchem ein Bauer beschuldigt war, sein Gehöft (ob der Versicherungssumme) selbst angezündet zu haben. Er behauptete, er sei mit einem Lichte in eine Kammer gegangen, dort sei unglücklicher Weise ein langes Spinnengewebe herabgehangen, dieses habe sich am Lichte entzündet und emporbrennend, dem Stroh, das von der Decke hing, das Feuer mitgetheilt; so sei das Feuer durch

[1]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung“, Braunschweig 1865.

unglücklichen Zufall entstanden. Erst im Wiederaufnahmeverfahren kam man auf den Gedanken, zu fragen, ob denn Spinnengewebe überhaupt brennt, und der erste Versuch zeigte, dass dies gar nicht der Fall sei.

Die häufigen derartigen Erlebnisse beruhen darauf, dass wir in unserer Erkenntnis immer nur einen kleinen Schritt, keinen Sprung machen dürfen und dass wir stets an der schon vorhandenen Erkenntnis nur wieder ausbauen können. Der heilige Thomas von Aquin [1]) sagt, wie es der modernste Philosoph nicht besser ausdrücken könnte: *„Omnis cognitio fit secundum similitudinem cogniti in cognoscente."* Würde diese Weisheit bei Vernehmungen von Zeugen immer festgehalten, so würden dieselben einfacher und besser geschehen als bisher. Nur dann, wenn man an die vorhandene Erkenntnis anknüpft, ist man im Stande, ein Begreifen des Neuverlangten zu erzielen, thut man dies nicht, so wird der Vernommene entweder zu gar keiner Antwort zu bringen sein, weil er nirgends Anlehnung findet, oder aber, er sucht sich selbst eine solche und muss naturgemäß eine falsche finden, weil ihm die richtige nicht geboten wurde, und demgemäß wird auch die nun entwickelte Antwort sein. Diese Erfahrung findet sich auch anderwärts; so meint J. Stuart Mill:

„Die Kenntnisse, die ein gewöhnlicher Reisender heimbringt, sind meist derart, dass sie jene Ansichten bestätigen, womit er weggegangen war; nur für das, was er zu sehen erwartete, hatte er Aug' und Ohren.

Wie lange glaubte nicht blos der Neger, dass die Krankheit die Koralle blass macht, die er trägt. Hätte er nur einmal aufgepasst, so hätte er den Unsinn gesehen.

Wie lang hatte Adam Smith's Idee G e l t u n g, dass die Industrie durch Verschwendung Nutzen zieht! Man sieht oft nur einen Theil des Phänomens und hält es für das ganze. Wie lange behaupteten die Leute, Copernicus k a n n nicht recht haben, da man ja s i e h t, wie die Sonne auf und unter geht."

Dasselbe legt Benneke [2]) dar: „Wenn mir Jemand ein Thier, eine Gegend, ein Kunstwerk beschreibt, von einer Begebenheit erzählt u. s. w., so kommen ja durch die Wörter, welche ich höre,

---

[1]) Thomas von Aquin, contr. Gent. lib. 2. c. 77.

[2]) Dr. Ed. Benneke, „Pragmatische Psychologie", Berlin 1850.

unmittelbar keine Auffassungen von dem Beschriebenen oder Erzählten in mich hinein. Es wird mir nur durch die Wörter, als Zeichen, die Aufgabe der inneren Bildung oder Einbildung desselben gestellt: und es kommt darauf an, in welcher Vollkommenheit frühere Auffassungen von gleichen oder doch von ähnlichen Dingen und Erfolgen, welche zur Verwendung dafür geeignet sind, in mir fortexistieren. Diese sind dann eben die inneren Auffassungsvermögen oder die Einbildungskräfte dafür."

Es kommt natürlich nicht darauf an, dass Jemand, der etwas erzählt, immer wieder gefragt wird, ob er das betreffende Ding schon einmal gesehen hat, und dass man sich durch ein genaues Examen die Ueberzeugung verschafft, dass der Betreffende wirklich auch schon eine genaue Kenntnis von dem besitzt, was er zu erzählen hat, wohl aber muss sich der Vernehmende volle Klarheit darüber verschaffen, auf welchen Boden er sich stellen muss, wenn er sich mit dem Andern verständigen will. Ich möchte sagen, wir Alle, Gebildete und Ungebildete, haben von Allem, was wir gesehen oder gehört haben oder auch nur aus Schilderungen kennen, gewisse mehr oder weniger deutliche und bestimmte Bilder aufgefasst und im Gedächtnis behalten. Bekommen wir nun eine neue Mittheilung, so wird das neu erhaltene Bild entweder blos in das alte eingefügt, oder es muss ein Theil des alten weggelöscht und das neue an dessen Stelle kommen, oder es wird vom alten nur ein mehr oder weniger starker Hauch unter dem neuen bleiben. Solche Bilder gehen weit zurück, sogar die Thiere haben sie. Mein Sohn kam einmal als kleiner Junge mit der überraschenden Nachricht, dass seine Meerschweinchen (bekanntlich besonders dumme Thiere) zählen können. Er suchte dies so zu beweisen, dass er ein altes Meerschweinchenweibchen von seinen sechs Jungen wegnahm und so verbarg, dass es nicht sehen konnte, was mit seinen Jungen vorgehe. Dann nahm er eines von den Sechsen, versteckte dieses und brachte die Alte wieder zu den fünf restlichen Jungen. Die Alte beschnüffelte eines nach dem andern und that dann sehr entsetzt, weil statt der sechs nur mehr fünf waren. Die Alte wurde wieder beseitigt, das fehlende Sechste wieder zurückgebracht, die Alte dazu gesetzt, sie beschnüffelte wieder alle sechs, und nun war sie höchst vergnügt — „sie konnte also zum mindesten bis 6 zählen". Natürlich hatte das Thier blos ein fixes Gesammtbild von seinem

Jungenschatz und da eines fehlte, war das Bild gestört und unrichtig, gleichwohl ist das Bild doch ein solches, welches die Auffassung des Vorganges oder Zustandes herstellte, es ist von den Bildern eines ganz tief stehenden Menschen nicht weit, und von jenen des hoch- und höchststehenden Menschen nur dem Grade nach verschieden.

Auf der Existenz der Bilder und der Association der neu gewonnenen beruht der Umstand, dass häufig das von Jemandem Mitgetheilte unrichtig und doch nicht bewusst unwahr ist; der Redende hatte andere Vorausbilder als der Hörende, der Erstere fügt das Neue anders ein, als es der Letztere gemacht haben würde, und so kann dann freilich Beides nicht stimmen. Die schwierige Aufgabe des Vernehmenden besteht dann darin, das Gesagte so zu adaptieren, wie es im Besitze richtiger Vorbilder hätte gesagt werden sollen, ohne aber irgend etwas Unrechtes hinein zu interpretieren. Wenn wir einen stadtbekannten Wucherer als Zeugen über ein unredliches Wuchergeschäft, ein Stadtfräulein über eine Rauferei in einem Bauernwirtshaus, einen Couleurstudenten über ein Duell, einen Jagdpächter über einen Wilddiebstahl vernehmen, so werden deren Vorausbilder eine böse Unterlage für die neugewonnenen Wahrnehmungen abgeben, es wird aber auch nicht schwer sein, in diesen markanten Fällen richtig zu abstrahieren; solche Schulfälle kommen aber nicht immer vor, und die größte Mühe besteht darin, erst einmal herauszubekommen, welche Bilder im Erinnern des Vernommenen bestanden haben, bevor er das heute Fragliche wahrgenommen hat: „Zum Erkennen oder zu Vorstellungen von äußeren Objecten führen die Wahrnehmungen erst durch ihre Associationen mit Gedächtnisbildern“ (Exner [1]).

Es darf hiebei nicht vergessen werden, dass wir im Festhalten dieser Gedächtnisbilder ziemlich pedantisch sind und auf Kleinigkeiten bestehen; bei der hiesigen Staatsanwaltschaft steht ein Fächerschrank mit 36 Abtheilungen für die einlaufenden 36 verschiedenen Zeitungen; auf jeder Abtheilung war mit sehr deutlicher Schrift der Namen der betreffenden Zeitung vermerkt und trotz der Sauberkeit der Schrift machte das Einlegen und Suchen stets eine gewisse Mühe, da man die Aufschrift stets lesen musste und

[1]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychologischen Erscheinungen“, Leipzig und Wien 1894.

nicht rasch fassen konnte. Später schnitt man aus je einer Nummer der Zeitungen die Aufschrift, den Titel, heraus und klebte diesen auf — trotz der verschiedenen, oft krausen und verschnörkelten Drucklettern macht es die gewohnte Form des Bildes des Zeitungstitels so leicht, ihn zu fassen, dass das Einlegen und Ausheben geradezu mechanisch geschieht; man ist das Beständige und Gleichförmige derart gewohnt, dass es uns leichter in der Auffassung wird, als das an sich Deutlichere.

„Wir machen für die Erfahrung das Beständige und Gleichförmige in den Erscheinungen zum Wesen derselben, weil wir nur auf Grund von Beständigkeit und Gleichförmigkeit die Erscheinungen überhaupt begreifen können" (Riehl.[1]) Was aber für ein Individuum das „Beständige und Gleichförmige" ist, das ist eben nach seinen Erlebnissen und Erfahrungen sehr verschieden, und wollen wir wissen, was für ihn das „Wesen" der Erscheinung ist, müssen wir eigentlich immer erst wissen, was er erlebt und erfahren hat.

„Sehen wir einen Würfel, von dem wir doch zugleich höchstens 3 Seiten, 10 Kanten und 7 Ecken sehen, so wird sofort die Vorstellung oder das Schema eines Würfels induciert, und die weiteren Sinneswahrnehmungen beziehen wir auf dieses Schema. So bekommen wir eine Reihe von Schemas, die wir aber auch umgestalten können (Schema Hund z. B. auf Fuchs)" (Aubert.[2]) Daher knüpfen wir auch bei Beschreibungen von dem Hörer Unbekanntem an irgend etwas an, was wir bei ihm als bekannt voraussetzen dürfen („Der Wal ist ein fischartiges Säugethier") — und davon, ob wir bei Nennung des Vergleichsobjectes einen richtigen Griff gethan haben, hängt auch das richtige Verständnis ab. Umgekehrt ist es aber auch zu bedenken nöthig, dass Jeder das Vergleichsobject aus seiner Kenntnissphäre entnimmt, so dass wir auch wieder letztere kennen müssen, um uns das Verglichene vorstellen zu können. „Ich denke Gott mir, sprach die Mücke, viel tausendmal so groß als mich; in ewigem Glanz, in ewigem Glück susurrend, tanzt und sonnt er sich." [3])

Wie sich aber Einer seinen Gott vorstellt, oder ob er das Schema eines Würfels inducieren kann, das ist für unsere Fragen

---

[1]) Dr. Alois Riehl, „Der philosophische Kriticismus u. s. w.", Leipzig 1876, 1887.

[2]) Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut", Berlin 1865.

[3]) Josef Victor v. Scheffel, „Trompeter von Säkkingen" (Lieder des Katers).

nicht gleichgiltig, und wer z. B. viel mit Bauern zu thun hat, die ja gerne in kräftigen Vergleichen sprechen, muss sich erst ganz in ihr Wesen hineingelebt haben, bis er es versteht, ihre Vergleiche auf das Richtige zu reducieren, dann aber wird er finden, dass gerade ihre Vergleiche und Bilder die deutlichsten und verständlichsten sind.

Freilich macht die sinnliche Wahrnehmung bei dem Auffassen immer sehr viel aus, und kein Mensch vermag die Grenze zu bestimmen, wo die sinnliche Thätigkeit aufhört und die geistige beginnt. Ich erinnere mich nicht, wer die interessante Thatsache verzeichnet hat, dass bei einem Gange durch das egyptische Museum keiner von zwanzig Studenten gewusst hat, warum die Hände der Figuren auf den egyptischen Wandgemälden einen unrichtigen Eindruck machen — keiner hatte bemerkt, dass alle Figuren zwei rechte Hände haben.

Ich habe mich seinerzeit viel mit falschem Kartenspiel befasst und die einzelnen Tricks, wie ich sie las oder von geübten Falschspielern gelernt hatte, jungen Criminalisten vorgemacht. Ich wollte es lange nicht recht glauben, was mir ein berüchtigter alter Grec gesagt hatte: „Je dümmer und plumper ein Trick ist, desto sicherer kann man ihn machen — die Leute sehen ja nichts.“ Der Mann hat in der That recht; wenn ich meinen Schülern ausdrücklich gesagt habe: „Jetzt betrüge ich“, so konnte ich ganz sicher „falsche Coupe“ machen, falsch abziehen, hohl legen, die Karten in der vor mir liegenden blanken und spiegelnden Cigarettendose ablesen und wie diese plumpen Dinge alle heißen — keiner sah es, und wenn man es nur halbwegs versteht, das Augenmerk auf etwas Anderes zu lenken, kann man Karten auf den Schooß legen, in den Aermel stecken, aus der Tasche nehmen und Gott weiß was noch thun, ohne erwischt zu werden. Wer vermag da zu sagen, ob der sinnliche Blick oder das geistige Auffassungsvermögen ungeschickt oder ungeübt war? Stricker [1]) meint zwar: „Gerade aus dem Verhältnis von Mathematik, Physik und dem Umstande, dass in letzterer Manches behauptet wurde, was sich dann als falsch erwies, ist zu sehen, dass die Hauptfehlerquelle in der Unvollkommenheit der sinnlichen Nachrichten liegt“ — aber ob dies wohl nur in den sinnlichen Nachrichten lag, und ob der Fehler

[1]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Association der Vorstellungen“, Wien 1883.

nicht einen Moment später geschieht, in jenem geheimnisvollen, unerklärten Momente, wo die sinnliche Wahrnehmung in die geistige übergeht, das weiß Niemand zu sagen.

Mein Lieblingsexperiment, um zu zeigen, wie überraschend wenig die Leute wahrnehmen, ist ein recht einfaches. Ich stelle eine Tasse mit einer Flasche Wasser und mehreren Gläsern auf den Tisch, verlange ausdrücklich Aufmerksamkeit für das nun Geschehende und gieße aus der Flasche etwas Wasser in ein Glas. Dann wird der ganze Apparat entfernt und nun die mit Erstaunen aufgenommene Frage gestellt, was ich gethan habe. Alle Zuseher antworten *uni sono* und prompt: „Sie haben Wasser in ein Glas gegossen." Nun frage ich weiter: „Mit welcher Hand habe ich das gethan? Wie viel Gläser waren da? Wo stand das Glas, in welches ich Wasser goss? Wie viel goss ich hinein? Hab ich wohl überhaupt gegossen oder blos markiert? Wie viel Wasser war im Glas? Wie weit war die Flasche voll? War es wohl gewiss Wasser und nicht etwa Wein? Vielleicht gar rother? Was that ich mit der Hand nach dem Eingießen? Welches Gesicht habe ich dabei gemacht? Haben Sie wirklich nicht bemerkt, dass ich dabei die Augen schloss? Wirklich nicht, dass ich dabei die Zunge herausstreckte? Habe ich daneben gegossen? Zuerst oder zuletzt? Habe ich mit der Hand gezittert? Schnell oder langsam gegossen? Hatte ich einen Ring an der Hand? War die Manchette sichtbar? Wie war die Fingerstellung beim Halten des Glases?" Und noch zahlreiche ähnliche Fragen. Es ist nun ebenso erstaunlich als lustig, wahrzunehmen, wie wenig von den Fragen richtig beantwortet werden, wie die Leute über die Beantwortung streiten, und welch' abenteuerliche Dinge behauptet werden. Und was verlangen wir von Zeugen, die viel compliciertere Dinge beschreiben sollen, die nicht vor der Beobachtung um Aufmerksamkeit ersucht wurden, und die nicht sofort, sondern viel später befragt werden, die sich vielleicht im Zustande von Furcht, Schrecken, Staunen, Angst oder aber der vollen Gleichgiltigkeit gegenüber dem erst später wichtig gewordenen Vorgange befanden! Ich finde das an Zeugen häufig geübte Herumpressen geradezu lächerlich, das Schlüsse-Ziehen aus dem Erpressten aber oft gewissenlos. Einleitungen wie: „Aber Sie werden doch wissen —", „Erinnern Sie sich doch nur an das Eine —", „Sie werden doch nicht so stumpfsinnig sein, dass Sie nicht bemerkten, ob —", „Aber liebe Frau, Sie haben doch Augen —"

und wie diese Liebenswürdigkeiten sonst noch heißen mögen, erreichen schließlich meistens eine Antwort — aber was ist sie wert?

Ich kam einmal am hellen Tage von einer Amtshandlung heim, und sah aus einem Maisacker einen Mann treten, der dann einige Zeit in meinem Gesichtsfelde blieb und wieder verschwand. „Eine gute Obrigkeit vermuthet immer", heißt es in einem Lustspiel, und so vermuthete ich auch, dass der Mann etwas Verdächtiges gethan habe, und fragte mich sofort, wie er ausgesehen habe. Ich wusste kein Stück seiner Kleidung, nicht sein Alter, seinen Bart, seine Größe — kurz gar nichts. Wie hätte ich aber einen Zeugen gequält, der ebenso nichts gewusst hätte!

Allerdings müssten wir, um beurtheilen zu können, was der Andere gesehen und aufgefasst hat, vor Allem auch wissen, wie er denkt, das ist uns aber für ewige Zeiten verschlossen. Wir sagen oft von einem Anderen, er müsse sich Dies und Jenes gedacht oder diesen oder jenen Denkvorgang eingeschlagen haben, aber wie der Vorgang im anderen Hirne ist, das können wir nie beobachten. In seiner schwungvollen Weise sagte du Bois-Reymond:[1]) „Und wenn Laplace's ‚Geist' nach der Leibnitz'schen Fiction Atom auf Atom, Molecul auf Molecul bildend, einen Homunculus zusammensetzen könnte, so würde er ihn zwar denkend machen, aber nicht begreifen, wie er dächte!" Wissen wir aber noch ganz beiläufig wenigstens die Art des Denkvorganges bei einem Menschen, der uns in Geschlecht, Alter, Bildung, Stellung, Erfahrung u. s. w. möglichst nahe steht, klarzustellen, so verlieren wir dies Vermögen Schritt für Schritt bei Menschen, die uns in einer oder mehreren Richtungen ferne stehen. Dass da verschiedene Begabung, Anlagen, Kenntnisse, Interessen und Auffassungen die größte Rolle spielen, ist bekannt, es gibt aber noch zahlreiche andere Fragen, die da Einfluss nehmen. Betrachten wir z. B. die Qualitäten der Dinge, so erfahren wir, wie u. A. Tilman Pesch[2]) durchführt, dass wir dieselben nie abstract, sondern immer concret auffassen; nicht Farbe, sondern Farbiges, nicht Wärme, sondern Warmes, nicht Härte, sondern Hartes unterscheiden wir.

Den Begriff „warm" kann sich kein Mensch als solchen vorstellen, sondern es wird Jeder beim Nennen des Wortes „warm"

---

[1]) Emil du Bois-Reymond, „Die sieben Welträthsel", Leipzig 1882.

[2]) Tilman Pesch, „Das Weltphänomen", Freiburg 1881.

ein ihm geläufiges „Warmes“ aufgreifen: Der Erste seinen Ofen zu Hause, der Zweite einen heißen Tag auf seiner Italienreise, der Dritte ein Stück heißes Eisen, an dem er sich einmal verbrannte. Aber auch der Einzelne hält daran nicht fest: Heute hat er dies Concrete im Sinne, morgen etwas Anderes, und auch bei verschiedenen Nennungen macht er andere Verbindungen. Was ich mir aber Concretes dachte, das hat auf die neue Auffassung die größte Wirkung, und mein Zuhörer — vielleicht ich selbst — weiß nicht, was ich mir Concretes vorgestellt habe. Und obwohl schon George Berkeley[1]) gewusst hat, dass man sich keine Farbe ohne Ausdehnung, keine Ausdehnung ohne Farbe vorstellen kann, so wird es doch hundertmal übersehen, es sich erst einmal klarzustellen, an was der Sprechende seine Qualitäten, von denen er spricht, angeknüpft hat.

Von Wichtigkeit ist es weiter noch, dass Jeder die Dinge, von denen er spricht, zumeist wiederholt kennen gelernt hat und dass hiebei verschiedene Verhältnisse ihm die Sache auch verschieden erscheinen ließen. Benneke[2]) sagt hierüber: „Hat sich uns derselbe Gegenstand (Gegend, Mensch) einmal mit wohlthuendem und einmal mit unangenehmem Eindruck dargestellt, so können wir in der Gesammtempfindung, die durch das Hinzufließen der von diesen verschiedenen Eindrücken zurückgebliebenen Spuren entsteht, den gegenwärtigen Eindruck, von welcher Art er auch sein mag, nicht so innig empfinden.“ Das ist gewiss richtig, und wir selbst sind oft wegen der zusammenfließenden früheren Eindrücke nicht mehr fähig, sie auseinanderzuhalten und ihre Wirkung auf den heutigen Eindruck zu untersuchen, ja sehr oft wissen wir gar nicht, warum sich dieser Eindruck so lebhaft kundgibt; wissen wir das aber bei uns selbst nicht, wie viel weniger können wir es bei Anderen beurtheilen.

Mit Recht behauptet Exner,[3]) dass gerade in dieser Richtung die „dunklen Wahrnehmungen“ eine große Rolle spielen: „In der Fähigkeit, dieselben, selbst ohne anderweitig darauf aufmerksam gemacht zu sein, in den Bereich des Bewusstseins zu ziehen, beruht ein großer Theil der Intelligenz. Es gibt Menschen, welche die

[1] Georg Berkeley, „Treatise on the principles of human knowledge“, 1710.

[2]) Dr. Ed. Benneke, „Pragmatische Psychologie“, Berlin 1850.

[3]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung u. s. w.“, Leipzig und Wien 1894.

Vögel z. B. am Fluge erkennen, ohne sich darüber klar zu sein, was das Charakteristische des Fluges für den bestimmten Vogel ist. Andere, Intelligentere, wissen, in welchen Intervallen er Flügelschläge macht, denn sie können es mit den Händen nachmachen. Bei noch größerer Intelligenz kommt die Fähigkeit einer correcten Beschreibung in Worten dazu."

Stellen wir uns noch vor, dass bei einem strafrechtlich wichtigen Vorgange einige Menschen von ganz verschiedener Bildung und Intelligenz Beobachtungen gemacht haben. Wir nehmen an, sie haben alle den Willen, die volle Wahrheit zu sagen, wir nehmen auch an, dass sie vollkommen richtig beobachtet und aufgefasst haben, aber wie verschieden werden sie dies darstellen. Ganz im selben Grade, in dem die Intelligenz der Zeugen zunimmt, nimmt die Wirkung der „dunklen Wahrnehmungen" ab, es tritt deutlichere Darstellung und Begründung des Angegebenen hinzu, die bloßen Behauptungen und Andeutungen werden zu geordneten Wahrnehmungen, zu einer wirklichen Darstellung. Wir aber begehen dann den Fehler, dass wir die vielfachen Wiedergaben entweder auf verschiedene Auffassung oder gar auf fehlende Wahrhaftigkeit schieben.

Die Uebereinstimmung solcher verschiedener Daten herzustellen, oder zu prüfen, ob diese Uebereinstimmung vorliegt, ist nicht leicht. Am bequemsten gienge man vor, wenn man die vom Intelligentesten der betreffenden Zeugengruppe gegebene Erklärung oder Auffassung den Anderen, immer zum minder Intelligenten absteigend, zur Aeußerung vorlegt. In der Regel wird Jemand, der von der Sache eine „dunkle Wahrnehmung" gemacht hat, es gerne aufgreifen, wenn man ihm die Erklärung oder, besser gesagt, „Ausdrucksform" dafür gibt, aber die Gefahr der Suggerierung ist doch so groß, dass man dieses Mittel nur im äußersten Fall anwenden wird. Besser ist ein langsames Daraufhelfen, wobei man wieder darauf Acht haben muss, um nicht sich selbst zu suggerieren und mehrere Aussagen reimen zu machen, die wirklich verschieden waren und etwa nur den Anschein hatten, als ob sie wegen „dunkler Wahrnehmungen" nicht stimmen. Am besten wird man vielleicht fahren, wenn man die Aussagen nimmt und lässt, wie sie gegeben werden, und sie erst später, wenn ein großes Material vorliegt und Klarheit in die Sache gekommen ist, einer neuerlichen und sorgfältigen Prüfung darauf hin unterzieht, ob die minder

intelligenten Zeugen nur wegen mangelhafter Ausdrucksfähigkeit ihre Aussagen anders formten, oder ob sie wirklich anders wahrgenommen haben und anders sagen wollten.

Von Bedeutung ist es, wenn Zeugen vernommen werden, die gerade in dem Punkte, über den sie aussagen sollen, vom Fache, Sachverständige, sind. Ich bin überzeugt, dass der Glaube: dies müssen die besten Zeugen sein, wenigstens in seiner Allgemeinheit falsch ist. Benneke (loco cit.) hat das auch im Allgemeinen gefunden: „Wenn der Chemiker einen chemischen Process, der Kunstkenner Gemälde, der Musiker Tonstücke wahrnimmt, so ist die Kraft der Aufmerksamkeit größer als beim Laien, aber die wirkliche Aufmerksamkeit kann beim Letzteren größer sein.“ Ich möchte das für unsere Fälle dahin fixieren, dass das Urtheil des Sachverständigen natürlich das bessere sein wird als das des Laien, die Auffassung des Sachverständigen ist aber in der Regel einseitiger, weniger überblickend und weniger unbeeinflußt. Es ist naheliegend, dass jeder Sachverständige, namentlich wenn er ernstlich bei seinem Fache ist, sich um jene Seite eines Vorganges am meisten interessiert, die sein Fach betrifft und so kommt es dann, dass er das Andere, für den Criminalisten ebenfalls Wichtige übersehen hat. Ich erinnere mich, dass ein junger, sehr eifriger Mediciner einmal Zeuge eines Todschlages war; er hatte gesehen, wie in einem Wirtshause der Thäter längere Zeit einen schweren porzellanenen Zündhölzchenständer drohend über dem Haupte des Anderen hielt. „Da kann ein Bruch des *os parietale* daraus werden,“ dachte der Mediciner, und während er sich die Folgen eines solchen Schlages vom chirurgischen Standpunkte aus klarlegte, war der Schlag gefallen, und der Mediciner hatte nicht gesehen, wie geschlagen wurde, ob der Verletzte im letzten Augenblicke ein Messer gezogen u. s. w. Ebenso: Nach einem Einbruche in eine Tischlade (die später nicht mehr zu Gericht geschafft werden konnte) hatten mehrere Personen dieselbe besichtigt, und von diesen gab die schlechteste Auskunft der Tischler. Diesen hatte die fremdartige Art der Verzinkung der Ladentheile und das merkwürdige Holz so interessiert, dass er von dem uns Wichtigen: Wie erbrochen wurde, wie der Eindruck des erbrechenden Werkzeuges war u. s. w., nichts zu sagen wusste. Solche Erfahrungen mit „sachverständigen Zeugen“ hat Jeder von uns gemacht, und die Meisten haben auch bemerkt, dass dieselben oft geradezu falsch

aussagen, weil sie sich den Hergang nach ihrem Verständnis zurecht legen und überzeugt sind, das müsse sich gerade so zutragen, wie es nach ihren Kenntnissen sein soll. Ob es dann so oder anders geschieht oder gewesen ist, sie fassen es einmal nach ihrer Meinung auf oder modeln es nachher so lange um, bis es ihrer Auffassung entspricht.

Die „dunklen Wahrnehmungen“ in etwas geänderter Form lässt Exner (loco cit.) noch eine Rolle spielen bei der sogenannten Orientierung. Ob sich Jemand zu orientieren, d. h. im Localen sich zurechtfinden und die Richtung festhalten kann, ist bei seiner Vernehmung als Zeuge von Wesenheit, da sich darnach seine Mittheilungen ganz anders gestalten, auch ganz anderen Wert erhalten können. Exner sagt z. B. von sich, dass er beim Besteigen des Marcusthurmes in jedem Moment weiß, in welcher Richtung er sich gerade befindet. Von mir weiß ich, dass ich mich z. B. in einer fremden Stadt nicht mehr zurecht finde, wenn ich mich einmal um die Axe gedreht habe. Wie verschieden müssen da unsere örtlichen Auffassungen und der Wert dessen sein, was wir, etwa als Zeugen vernommen, über örtliche Verhältnisse anzugeben vermögen. Es wird aber kaum Einer vor seiner Vernehmung versichern, er orientiere sich im Allgemeinen sehr gut oder sehr schlecht.

Am deutlichsten bringt Exner die Frage damit zum Ausdruck, dass er sagt: „Wenn ich bei einem Spaziergange plötzlich vor einem Hause stehen bleibe und es ansehe, so bin ich u. A. auch darüber orientiert, wie weit es vom Ausgangspunkte meines Weges liegt — es spielen die dunklen Wahrnehmungen vom zurückgelegten Wege eine Rolle.“ Man könnte sie in gewisser Art mit dem Unterbewusstsein vergleichen, in welchem sich ganze Reihen von Processen abspielen, ohne dass wir uns derselben klar werden (also z. B. Alles, was wir nebstbei ganz correct thun, obwohl wir in Gedanken versunken sind).

Die locale Orientierung hat aber keineswegs dort ein Ende, wo es sich nur um sozusagen Terrainfragen handelt, sie kommt auch in Wirkung, wo es sich um das sogenannte Ortsgedächtnis im Kleinen dreht, also auch im Ortssinn beim Auswendiglernen, bei dem Wissen, auf welcher Seite und in welcher Höhe etwas gedruckt steht, bei dem Finden von aufbewahrten Dingen u. s. w. Diese Fragen sind bei der Auffassung und Wahrnehmung von Wichtigkeit, es gibt Menschen, deren ganze Wahrnehmung mit dem Orts-

sinn zusammenhängt, und von denen man Alles erfahren kann, wenn man auf diese Specialität eingeht, aus denen man rein nichts herausbringt, wenn man dieselbe übersieht. Wie weit das bei manchen Menschen geht — gewöhnlich sind die mit Ortssinn begabten die intelligenteren — zeigte sich mir vor Kurzem, als mir der Germanist Bernhardt Seuffert sagte, wenn er nicht wisse, wie etwas geschrieben wird, so stelle er sich das Schriftbild vor, und wenn das nicht hilft, so schreibe er beide Formen, zwischen denen er zweifle, auf, und wisse dann genau, was das Richtige ist. Auf meine Frage, wie er sich das Schriftbild vorstelle, gedruckt oder geschrieben und in welchen Typen, antwortete er bezeichnend genug: „So, wie es mein Schreiblehrer schrieb." Er localisiert also ganz fix die Vorstellung auf das Schreibheft, das er vor so vielen Jahren hatte, und liest von diesem im Geiste ab. Auch auf solche Specialitäten ist bei Vernehmungen zu achten.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, was Mac Keen Cattell [1]) über die Zeit, die wir zur Auffassung brauchen, sagt:

Je besser ein Mensch eine Sprache kennt, desto schneller kann er die Worte in derselben lesen und sagen. Dadurch erklärt sich, dass wir glauben, der Fremde redet rascher als wir. Cattell findet das so sicher, dass er das rasch Lesen als Prüfungsmittel in den Schulen bei Prüfungen für fremde Sprachen verwenden will.

Die Zeit, die man braucht, um einen Buchstaben zu benennen, beträgt $^1/_4''$, die Zeit, ihn auszusprechen, $^1/_{10}''$, für Farben und Bilder braucht man bedeutend länger, nicht weil man sie nicht erkennt, sondern weil man sich besinnen muss, um die richtige Benennung zu finden. Das Lesen von Worten sind wir eben viel mehr gewohnt.

Ich möchte diese Beobachtung, namentlich über das rasch Sprechen und Lesen noch um einen Schritt ausdehnen und sagen, je deutlicher Einem ein zu schildernder Vorgang, je klarer die Deduction und je sicherer die Erinnerung ist, desto rascher kann man es wiedergeben; es wird also das — natürlich der Individualität entsprechende — Reden eines Zeugen in Bezug auf seine Schnelligkeit dann von Wichtigkeit sein, wenn wir wissen wollen, inwieweit er mit der Frage vertraut und darüber sicher ist, was

[1]) James Mac Keen Cattell, „Ueber die Zeit der Erkennung und Benennung von Schriftzeichen, Bildern und Farben" (in Wundt's philosophischen Studien Bd. II, 1885).

er sagen soll. Eigentlich liegt die Sache sehr nahe, und es ist begreiflich, dass man stotternd und langsam oder doch wenigstens zögernd sprechen wird, wenn man sich erst auf den genauen Hergang erinnern, allenfalls verschiedene Möglichkeiten erwägen und Ausschließungen vornehmen muss oder gar, wenn es nöthig ist, auf Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten zu merken, in die man sich verwickeln könnte. Ist der Vorgang aber ganz sicher und wahr vor den Augen des Erzählenden, so dass er ihn im Geiste fließend und ohne Störungen ablesen kann, so wird er ihn so rasch erzählen, als er überhaupt dies thun kann. Sehr schön lässt sich dies beobachten bei Rednern, die man oft hört und auch sonst kennt, also für Justizleute bei Staatsanwälten und Vertheidigern; ist einem Solchen das von ihm Vertretene dem Hergange nach vollkommen klar und auch mit seiner Ueberzeugung stimmend, so spricht er rasch — hat er Zweifel in objectiver oder subjectiver Richtung, so geht's langsam. Dasselbe bestätigen Stenographen, welche die Reden in Vertretungskörpern mitschreiben und zugleich auch sonst aufmerken.

3. Vorstellungen.

Was wir vom Zeugen erfahren, das hat vorher in seiner Vorstellung existiert, und von dem Wie dieser Existenz hängt auch das Quale des Gebotenen zum großen Theile ab. Dass uns daher die Frage der Vorstellung interessieren muss, ist begreiflich, ebenso aber auch, dass wir uns um das Verhältnis zwischen Wesen und Vorstellung nicht weiter zu kümmern haben. Mit Tilman Pesch [1]) wollen wir kurz und entschieden annehmen:

„Das, was in der Vorstellung vorgestellt wird, das ist nicht ein Product des Subjects, es ist das transcendente Außending. Die active Vorstellung, das bin ich, und die passive Vorstellung, das ist die transcendente Welt.

Wir nehmen die Dinge so wahr, wie sie sind, und dasjenige, was wir wahrnehmen, ist außer uns objectiv wirklich."

Ob die rein teleologische Beweisführung für die Richtigkeit dieser Annahme dahin, dass die Einrichtung der Natur nicht darauf abzielen kann, in uns falsche Ueberzeugungen hervorzurufen, die passende ist, wollen wir dahingestellt sein lassen — begründet ist

[1]) Tilman Pesch, „Das Weltphänomen", Freiburg 1881.

die Beantwortung dieser Frage auch nicht, und mit Recht fragt Moritz Brasch: [1])

„Könnten nicht die Dinge, wie sie an sich oder abgesehen von unseren subjectiven Anschauungsformen sind, in ganz anderen, und vielleicht dem Menschen unerkennbaren Formen existieren? Diese Frage, zuerst von Kant in der ‚transcendentalen Aesthetik' aufgeworfen, ist später durch das Axiom der Identität von Denken und Sein mehr gewaltsam beseitigt, als wissenschaftlich beantwortet worden."

Auf diese wissenschaftliche Beantwortung kommt es, wenigstens so weit wir uns mit der Sache befassen, nicht an, wir interessieren uns für die Verlässlichkeit der Vorstellung, für die Identificierung derselben mit dem, was wir als existent und geschehen annehmen. Goswin K. Uphues [2]) meint, die Sinnesdinge sind in der äußeren Wahrnehmung etwas Aeußeres und Inneres zugleich; etwas Aeußeres in ihrer Beziehung zu einander, etwas Inneres in ihrer Beziehung zum Bewusstsein. Schon Augustin [3]) und Benno Erdmann [4]) machen darauf aufmerksam, dass die Unterscheidung von Vorstellung und Gegenstand keinen Bestandtheil des Wahrnehmungsactes bildet, nehmen aber Beide an, dass in ihm eine Vorstellung vorhanden sei. Nach Augustin soll sie als Bild zur Erkenntnis des Gegenstandes dienen, nach Erdmann wird sie objectiviert.

Von großer Bedeutung für uns ist die Provenienz der Vorstellung; ich stelle mir z. B. meinen abwesenden Hund vor, aber auch ganz gut den Hund des Alkibiades, von dem kein Mensch weiß, wie er ausgesehen hat, nur dass er sehr schön war, und dass ihm sein Herr den Schweif abschnitt, ich stelle mir endlich auch den Hund Bismarck's vor, den ich nur aus Abbildungen kenne. In diesen Fällen wird der Wert der Wiedergabe dieser Vorstellungen ein ganz gut bestimmbarer sein, denn Jedermann weiß, dass ich mir meinen eigenen Hund sehr correct vorstelle, dass die Vorstellung von Bismarck's „Tyras" auch ziemlich gut sein wird, da

---

[1]) Dr. Moritz Brasch, „Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberweg's u. s. w.", Leipzig 1889.

[2]) Goswin K. Uphues, „Ueber die Erinnerung", Leipzig 1889.

[3]) Augustin de tr. l IX c. 2.

[4]) Benno Erdmann, „Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie", X.

dieses Thier oft abgebildet und beschrieben wurde, während die Vorstellung von Alkibiades' Hund in Bezug auf Verlässlichkeit sehr viel zu wünschen übrig lassen wird, obwohl ich mir dieses historische Vieh seit Knabenjahren mit größter Lebhaftigkeit vorstelle. Also: Wenn ich von einem dieser drei Thiere spreche, so wird Jedermann die Richtigkeit meiner Vorstellung correct abschätzen, weil ihm die Verhältnisse wohl bekannt sind. Sprechen wir aber mit dem Zeugen, so sind uns die Verhältnisse, unter denen er die Vorstellung gewonnen hat, selten sehr genau bekannt, meistens erfahren wir nur durch ihn selbst, wie er zur Vorstellung gekommen ist; nun tritt aber dazu, dass wir durch die Schilderungen des Zeugen auch eine Vorstellung von der Sache bekommen, und unsere Vorstellung und die seine sollen nun in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt werden. Aus den einzelnen Vorstellungen sämmtlicher Betheiligten soll eine Vorstellung geschaffen werden, die dem Bilde des Herganges entspricht. „Vorstellungen können nur mit Vorstellungen verglichen werden, oder Vorstellungen sind nur Bilder von Vorstellungen." (Windelband. [1])

Die Schwierigkeit, welche in dieser Ueberlieferung gelegen ist, hat ihren Hauptgrund in der Natur der Vorstellung, die niemals mit dem Vorgestellten ident sein kann. Am besten hat dies Helmholtz [2]) zum Ausdruck gebracht:

„Unsere Anschauungen und Vorstellungen sind Wirkungen, die die angeschauten und vorgestellten Objecte auf unser Nervensystem und unser Bewusstsein hervorgebracht haben. Jede Wirkung hängt ihrer Natur nach ganz nothwendig ab sowohl von der Natur des Wirkenden als von der desjenigen, auf welchen gewirkt wird. Eine Vorstellung verlangen, die unverändert die Natur des Vorgestellten wiedergäbe, also in absolutem Sinne wahr wäre, würde heißen, eine Wirkung verlangen, welche vollkommen unabhängig wäre von der Natur desjenigen Objectes, auf welches eingewirkt wird, was ein handgreiflicher Widerspruch wäre."

Worin der Unterschied gelegen ist, ob er ein blos formeller oder ein materieller ist, wie viel er ausmacht, das ist noch nicht wissenschaftlich festgestellt worden, und wird es auch kaum jemals werden; das Eine dürfen wir annehmen, dass das Bestehen dieses

[1]) Windelband, „Präludien".

[2]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik" (Karsten's allgemeine Encyklopädie der Physik, 1867).

Unterschiedes allgemein bekannt ist, und dass Jedermann in sich ein Correctiv besitzt, mit dessen Hilfe er nach einer bestimmten Skala Vorstellung und Vorgestelltes auf die richtige Höhe schiebt, d. h. er weiß beiläufig, worin der Unterschied zwischen beiden besteht; die Schwierigkeit liegt nur darin, dass nicht alle Menschen den gleichen Maßstab besitzen, und dass über dessen Beschaffenheit nicht nur Verstand und Erfahrung, Phantasie und Gutmüthigkeit, sondern überhaupt fast alle Eigenschaften entscheiden, die ein Mensch nur besitzen kann. Diese Verschiedenheit ist aber wieder eine doppelte: einerseits liegt sie im Wesen der Vorstellung und des Dinges selbst, anderseits aber in der Veränderung, welche die Vorstellung sowohl bei der Wahrnehmung als dann im Laufe der Zeit erleidet. Diesen Unterschied kennt Jeder: Wer etwas in einer gewissen Stimmung oder gar in einem gewissen Abschnitte seines Lebens, etwa in der Jugend, oft gesehen hat, reproduciert dann öfter eine Vorstellung davon, die, vielleicht wechselnd im Einzelnen, im Ganzen doch zu etwas ganz Fixem wird. Sieht er dasselbe dann später in anderer Stimmung, in einem ganz anderen Lebensalter, als schon Gedächtnis und Einbildungskraft ihre ändernden Wirkungen geltend gemacht haben, so stimmt die Vorstellung mit der Sache in vielen Richtungen nicht mehr. Noch viel anders ist dies aber bei Vorstellungen von Dingen und Vorgängen, die man nie gesehen hat. Ich stelle mir die Belagerung von Troja, einen Drachen, die Polarnacht und Alexander den Großen auch vor, wie würde sich aber meine Vorstellung mit der Wirklichkeit reimen?

Im Kleinen sehen wir dies jedesmal, wenn wir von einem Verbrechen hören, selbst wenn die Nachricht noch so dürftig, etwa nur eine telegraphische Anzeige, sein sollte. Natürlich muss der Vorgang von einiger Wichtigkeit sein, denn wenn ich blos höre, dass Jemandem eine silberne Uhr gestohlen wurde, so mache ich mir davon keine großen Vorstellungen. Höre ich aber, in der Nähe eines Gasthauses in X sei ein Bauer von zwei reisenden Handwerksburschen beraubt worden, so entsteht sofort eine Vorstellung, die nicht nur die mir ganz unbekannte Localität, sondern sogar den Hergang des Raubes, vielleicht sogar die Physiognomien der activ und passiv betheiligten Personen mehr oder weniger deutlich umfasst. Daran, dass diese Vorstellung bis auf ganz Weniges vollkommen falsch ist, liegt nicht viel, weil sie in der

Mehrzahl der Fälle corrigiert werden wird, die große Gefahr liegt nur darin, dass diese Richtigstellung oft schlecht, oft aber gar nicht erfolgt und dass dann, wenn diese nicht sehr energisch auftritt, die erste Vorstellung sich immer wieder durchdrängt und die haftbarste bleibt. Dies ist um so häufiger, als wir solche Vorstellungen stets an etwas doch wirklich oder beiläufig so Bestandenes anknüpfen, und da das Letztere entweder wirklich gesehen oder doch wenigstens energisch vorgestellt wurde, so hat es immer wieder die Kraft, aufzutauchen. Theodor Lipps [1]) sagt:

„Reproductive Vorstellungen setzen Dispositionen voraus. Dispositionen entstehen auf Grund entsprechender Wahrnehmungen, und doch gibt es reproductive Vorstellungen und Vorstellungsganze, denen keine entsprechende Wahrnehmung vorangieng. Dieser Widerspruch löst sich, wenn Dispositionen in anderen zugleich mitenthalten sind. Eine endliche Anzahl von Dispositionen kann auf diese Weise zugleich eine unendliche sein .... Dispositionen sind die umgewandelten Vermögen selbst, umgewandelt in der Weise, dass sie nun auch auf Grund innerer Reize zur Activität gerufen werden können."

Ganz ähnlich ist der Vorgang beim Sprechen, wenn Vorstellungen reproduciert werden. Darauf, dass mittelbar reproduciert wird, d. h. eines aus dem anderen, beruht, wie schon oft besprochen wurde, die breite Redseligkeit der Kinder, Greise und gemeinen Leute, die, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste kommen und sich bemühen, den ganzen Complex der Angliederungen, die sich an eine bestimmte Vorstellung machen lassen, vorzubringen. Darauf beruhen dann jene Vorgänge, die den Richter zur Verzweiflung bringen, nicht blos wegen des Zeitverlustes, sondern hauptsächlich wegen der deutlich in die Augen springenden Gefahr, den Faden und das eigentlich Maßgebende zu verlieren. Dieselbe Wahrnehmung macht man auch in den gerichtlichen Feststellungen, den Protocollen, in welchen man oft bemerken kann, dass der Dictierende entweder sich vom ungeschickten Zeugen zu den abstruhesten mittelbaren Reproductionen verleiten ließ, oder aber diese selber gemacht hat. Der eigentliche Denker wird fast immer wortkarg werden, weil er unter den unzähligen Reproductionen, die sich seinen Vorstellungen

[1]) Dr. Theodor Lipps, „Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.

anschließen, immer nur die nächstverwandte und zum vorgesteckten Ziele führende festhält. Daher sind auch gute Protocolle immer verhältnismäßig kurz. Es ist ebenso lehrreich als unterhaltend, gewisse Protocolle vorzunehmen, sich zuerst klar zu legen, auf was es in denselben hinaus sollte, und dann mit Rothstift die unmittelbaren Reproductionen, also Alles, was zur eigentlichen Entwicklung der Frage gehört, anzuzeichnen: es ist erstaunlich, wie viel da nicht bezeichnet wird und, was noch bedenklicher ist, wie oft der rothe Strich blind ausgeht, wo also das eigentlich Wichtige vergessen wurde und verloren gieng.

Hiebei ist allerdings zuzugeben, dass im Wesen des Vorstellens gerade die größten Schwierigkeiten bestehen. Wir wollen nur, um diese zu ermessen, einige Beispiele herausgreifen. Nehmen wir als das gewöhnlichste die Frage der dritten Dimension, so kommen wir zur Ueberzeugung, dass schon diese allein ihrer Natur nach viel complicierter ist, als es den Anschein hat. Man muss daran festhalten, dass nicht einmal die Distanz Empfindungsthatsache ist, und dass man [1]) sogar zu Erklärungen hat greifen müssen, wie: „Das Bild im Spiegel mit zwei Dimensionen ist dasselbe, wie das im Gehirn — an und für sich hat es nur zwei Dimensionen," und Theodor Lipps [2]) sieht sich zur Erklärung veranlasst:

„Das Bewusstsein der 3. Dimension entsteht nicht aus dem Bewusstsein des objectiven Vorhandenseins von Raumgrößen, die aus dem flächenhaften Raum der Gesichtswahrnehmungen herausfallen, sondern es besteht eben darin. Es ist also wie jenes Bewusstsein lediglich Gedanke, Ueberzeugung, Wissen, nicht Wahrnehmung."

Daraus soll nur geschlossen werden, welche Schwierigkeit uns die Vorstellung der dritten Dimension böte, wenn uns nicht die Erfahrung zu Hilfe käme. Erfahrung ist aber etwas ganz Relatives, wir wissen nicht, welches Quantum von Erfahrung Einer besitzt und welches Quale sie bei ihm hat, und so sind wir darüber, wie weit er richtig körperlich gesehen hat, nie im Klaren, wenn wir uns darüber nicht anderweitig Sicherheit zu schaffen suchen.

Die ganze Schwierigkeit der Frage tritt uns vor Augen, wenn wir bedenken, welche Verschiebung in den Annahmen die Idee von der vierten Dimension zum Vorscheine gebracht hat. Seitdem Henry

[1]) Lazar B. Hellenbach, „Die Vorurtheile der Menschheit", Wien 1879.
[2]) Dr. Theodor Lipps, „Psychologische Studien", Heidelberg 1885.

More [1]) zum ersten Male die vierte Dimension des Raumes erwähnte, über Kant, Gauss, Riemann, Grassmann und Helmholtz bis auf Killing, [2]) sucht diese Idee unsere Auffassungen über den Raum total zu ändern; wie Viele vollkommen unbewusst ihr anhängen, wissen wir nicht, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen, dass Keiner von den Raumvorstellungen des Andern Kenntnis hat.

Eine ähnliche Vorstellungsschwierigkeit ergibt die Bewegung; Jeder kann es im Augenblick untersuchen, ob er sich eine halbwegs complicierte Bewegung vorstellen kann. Ich vermag mir einzelne Momente einer Bewegung nacheinander, aber nicht das nacheinander vorzustellen. Herbart sagt irgendwo: „Ein successives Vorstellen ist keine vorgestellte Succesion.“ Können wir aber die letztere nicht zu einer Vorstellung bringen, so ist das, was wir uns vorstellen, etwas ganz anderes, als was es sein sollte. Ganz scharf hat das Stricker [3]) durchgeführt; er behauptet, seine neue Theorie laute dahin, dass die Bewegungsvorstellung ein Quale sei, welches uns durch keine andere sinnliche Qualität ersetzt werden kann, und indem er behauptet, dass man sich in der Erinnerung keine Bewegung vorstellen könne, ohne dabei das Muskelgefühl actuell durch centrifugale Impulse wachzurufen, gibt er uns ein wichtiges Mittel an die Hand, die Wahrheit von Schilderungen prüfen zu können. Diese Beobachtung Stricker's wird nämlich durch Erfahrungen, wie wir sie in der Praxis machen, durchaus bestätigt. Diese „Wachrufung des Muskelgefühles“ macht sich bei der betreffenden Innervierung sehr oft deutlich sichtbar, und wir können dann wahrnehmen, wie bei der Erwähnung oder Schilderung einer Bewegung, die Jemand gemacht hat, die entsprechende Innervierung infolge der betreffenden Vorstellung eintritt. Diese Innervierung ist immer wahr, sie stimmt wenigstens mit dem, was der Betreffende seinerzeit wahrgenommen hat, und jetzt in der Vorstellung aufleben lässt. Wenn wir ihm z. B. auseinandersetzen, wie Einer gewürgt wurde, so können wir an seinen Händen Bewegungen sehen, die, wenn auch noch so leise und undeutlich, doch genau dem entsprechen, was er sich, als damals geschehen, jetzt

---

[1]) Henry More, „Enchiridion metaphysicum“, 28. Cap. §. 7. Edit. 1674, London.

[2]) Killing, „Einführung in die Grundlagen der Geometrie“, Petersburg 1893.

[3]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Bewegungsvorstellungen“, Tübingen 1868.

vorstellt — mag er auch erzählen, was er will. Hiebei ist man vollkommen im Stande, den Wechsel der Vorstellungen im betreffenden Individuum zu beobachten, der immer dann eintritt, wenn die Vorstellungen Bezug auf Bewegungen haben.

Eine weitere Folge davon, dass sich Bewegungen so schwer vorstellen lassen, ist auch die, dass man von den Zeugen nicht verlangen kann, dass sie uns dieselben ganz getreu wiedergeben. Stricker sagt (loco cit.), er konnte sich lange nicht ein Schneegestöber vorstellen, immer umfasste die Vorstellung nur eine einzige Phase desselben. Was ich aber nicht in der Vorstellung besitze, kann ich auch nicht gut wiedergeben, und so machen wir die Erfahrung, dass es die größte Mühe erheischt, wenn wir von den Zeugen die Schilderung eines wenn auch einfachen bewegten Vorganges Punkt für Punkt verlangen. Der Zeuge hat nur „successives Vorstellen", und wenn auch die einzelnen Vorstellungen ganz richtig sind, so hat er doch für die Succession nichts Objectives, nichts im Vorgange selbst Begründetes, sondern es hilft ihm nur Logik des Herganges und sein Gedächtnis — ist darin ein Mangel, so ist auch die Succession im Vorgestellten und somit auch die Wiedergabe mangelhaft. Dieser Mangel ist daher ebenso wenig merkwürdig als die Verschiedenheit der Erzählung bei mehreren Zeugen, da die Anreihung der Momente eine ganz subjective ist.

Einen vollen Beleg dafür, dass wir uns im Bewegten immer nur einen Augenblick vorstellen, gibt uns die Malerei, die doch nie eine Bewegung, sondern nur einen Moment aus derselben darstellen kann. Gleichwohl sind wir mit dem vom Bilde Geleisteten ganz zufrieden, weil auch wir in der Vorstellung nie mehr haben, als was uns das Bild bietet: einen einzigen Moment aus der Bewegung — „das Gesehene oder Gehörte ist unmittelbar mit seiner ganzen Bestimmtheit Inhalt des Bewusstseins" (Schuppe [1]) — aber ohne Bewegung.

Nicht gleichgiltig ist ferner die Rolle, welche die Zeit in Bezug auf Vorstellungen spielt; hiebei ist zu unterscheiden die Zeit, die zur Bildung einer Vorstellung nöthig ist, und die Zeit, durch welche eine Vorstellung mit der gleichen Lebhaftigkeit andauert. Die erste Frage wird von Maudsley [2]) als sehr schwierig zu beantworten

[1]) Wilhelm Schuppe, „Erkenntnistheoretische Logik", Bonn 1878.

[2]) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele", 2. Aufl., übersetzt von Dr. R. Böhm, Würzburg 1870.

bezeichnet. Begreiflich. Er bezieht sich auf Darwin, der darauf hinweist, dass Musiker so rasch spielen, als sie die Noten überfliegen können — anderseits merken wir es beim Lidschlag nicht, dass wir während des Blinzelns im Finstern waren. Für uns hat dies nur insofern Bedeutung, als wir unter gewissen Umständen darnach fragen werden, ob der Zeit nach bei einem gewissen Vorgange eine Vorstellung entstehen konnte, wobei, wie die genannten Beispiele zeigen, auf die Individualität gebührende Rücksicht zu nehmen ist. Etwas anderes, als Beispiele, kann hier nicht zur Verwendung kommen, denn an der Vorstellungsentstehung scheitern auch die Messkünste der modernsten Psychophysik.

Von mehr Bedeutung ist die zweite Frage. Nicht als ob ihre Ergebnisse direct praktisch verwertbar wären, aber zu Ueberlegungen gibt sie Anlass. Exner[1]) hat an sich beobachtet, dass die gleichmäßige Lebhaftigkeit einer Vorstellung kaum eine Secunde dauert; nicht die Vorstellung überhaupt verschwindet in diesem Zeitraum, aber der Inhalt erleidet nur höchstens durch eine Secunde keine Veränderung; dann „verblasst sie wellenförmig". Dass dies richtig ist, kann Jeder erproben — ich glaube, dass die Beobachtung nicht besser geschildert sein könnte, als es Exner gethan hat; ich möchte nur beifügen, dass ich beobachtet zu haben meine, dass bei einer fortgesetzten Wiederholung des Vorrufens einer Vorstellung ihr Inhalt nicht ganz gleich zum Vorstellen gelangt. Ich glaube weiter, dass in diesem Wechseln des Vorstellungsinhaltes keine wesentlichen Sprünge vorkommen, sondern dass die Aenderung in irgend einer bestimmten Richtung vor sich geht. Wenn ich also die Vorstellung eines Gegenstandes oft nach einander hervorrufe, so werde ich mir denselben z. B. nicht einmal größer, dann kleiner, dann wieder viel größer u. s. w. vorstellen, sondern es wird die Reihe der Vorstellungen so beschaffen sein, dass der Gegenstand bei jeder neuen Vorstellung z. B. um etwas größer, immer größer und größer erscheint.

Wenn ich das überhaupt richtig beobachtet habe und die Erscheinung nicht ganz subjectiv ist, so ist Exner's Anregung für unsere Vernehmungen von größtem Wert, da durch die Länge derselben (namentlich durch das damit unvermeidlich verbundene

---

[1]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen", Leipzig und Wien 1894.

Dictieren) das wiederholte Hervorrufen der maßgebenden Vorstellungen nöthig wird, wodurch wieder eine Aenderung des Vorstellungsinhaltes bedingt erschiene. Wir machen oft die Bemerkung, dass sich ein Zeuge im Verlaufe seiner Vernehmung in irgend eine bestimmte Vorstellung „hineinredet", indem er zuletzt in einer gewissen Richtung viel mehr und schärfer behauptet, als zu Anfang. Es mag sein, dass dies manches Mal mit dieser „Aenderung oft wiederholter Vorstellungen" zusammenhängt. Abzuhelfen wäre durch den — überhaupt anzurathenden — Vorgang, nach welchem man die Vorstellung reproducieren lässt, sie bespricht und dann nicht wieder endlos auf das schon Erörterte zurückkommt.

Wie sich der Andere die Vorstellung gebildet hat, wissen wir ja, wie schon früher erörtert, nicht; wie schwer es ist, sich in fremde Vorstellungen hineinzudenken, darüber geben gute und zahlreiche Beispiele namentlich Schubert,[1]) Carus[2]) und Jessen.[3])

4. Denkvorgänge.

a) Allgemeines.

Der unverdient vergessene Denker und Stylist Georg Christoph Lichtenberg[4]) hat vor 100 Jahren in seiner unvergleichlichen Weise gesagt: „Ich habe Leute gekannt, von schwerer Gelehrsamkeit, in deren Kopf die wichtigsten Sätze zu Tausenden, selbst in guter Ordnung zusammenlagen; aber ich weiß nicht, wie es zugieng, ob die Begriffe lauter Männchen oder lauter Weibchen waren: es kam nichts heraus. In einem Winkel ihres Kopfes lag Salpeter, im anderen Schwefel, im dritten Kohle genug, aber Schießpulver wird nicht daraus. Hingegen gibt es wieder Menschen, in deren Kopf sich Alles sucht, Alles findet, Alles paart und läge es auch anfangs um Kopfesbreite auseinander." Im weiteren Verlaufe seiner Auseinandersetzungen sucht Lichtenberg dann darzuthun, dass die Ursache dieser günstigen Gestaltung bei den letztgenannten Köpfen im Besitze von Phantasie gelegen sei. Dass dies mitwirkt, ist wohl gewiss, aber eben so sicher möchte es sein, dass die Construction

[1]) Schubert, Symb. der Tr. pag. 151.

[2]) F. A. Carus, „Vergleichende Psychologie", Wien 1866.

[3]) Jessen, „Physiologie des Denkens".

[4]) Georg Christoph Lichtenberg, „Physische und mathematische Schriften", Göttingen 1800.

des Verstandes bei den Menschen so verschieden ist, dass dadurch solche Erscheinungen entstehen, wie sie Lichtenberg anschaulich geschildert hat. Ich will hier ganz absehen von dem Quantum des Verstandes, das Einer hat (diese Unterschiede werden später im Capitel „Verstand und Dummheit" besprochen), sondern spreche vom Quale desselben, wodurch dann die Verschiedenheit der Leistungen erklärbar wird. Man dürfte aber fehlgehen, wenn man sich den Verstand an sich so vorstellt, dass derselbe verschiedene Formen annehmen könnte, denn wollte man dies, so würden aus dem Begriff Verstand eine Menge von ganz verschiedenen Kräften zu bilden sein, deren Gemeinsames uns abhanden käme — wir können nur von einem mehr oder weniger an Verstand sprechen und müssen uns den Unterschied im Effect lediglich durch die Verschiedenheit im Vorgange seiner Anwendung denken. Wir sehen nur die Wirkungen des Verstandes, nicht ihn selbst, und so verschieden eine Brandstätte, geschmiedetes Eisen, eine Brandwunde und dampfendes Wasser sind, so wissen wir trotz der Differenz der Wirkung, dass Alles das ein und dasselbe Feuer bewirkt hat. Die Verschiedenheit in der Leistung des Verstandes liegt also lediglich im Vorgange seiner Verwendung, und deshalb haben die verschiedenen Denkvorgänge für uns Interesse, und aus ihrer Beobachtung lernen wir erst den Wert des uns Gebotenen beurtheilen. Die erste Frage, die sich uns aufdrängen muss, wenn wir es mit einem wichtigen Zeugen zu thun haben, der beobachtet und geschlossen hat, ist daher die: „Wie viel Verstand hat er und wie verwertet er ihn, d. h. wie sind seine Denkvorgänge?"

Von einem alten Diplomaten, dessen historischer Name ebenso bedeutend war als seine Lebenserfahrung, hörte ich, dass er durch viele Jahre ein eigenes Mittel anwendete, wenn er rasch erfahren wollte, wes Geistes Kind Jemand sei. Er sagte, er habe da dem Betreffenden immer dieselbe Geschichte erzählt: Ein Herr steigt mit einem kleinen, seltsam geformten Koffer in den Eisenbahnwagen, wo ein zudringlicher Handlungsreisender ihn sofort fragt, was er denn in diesem Kofferchen berge. „Darin ist mein Mungo." — „Mungo — was ist das?" — „Wissen Sie, ich leide an Säuferwahnsinn, und wenn mir da so abenteuerliche Gestalten und Figuren erscheinen, so lasse ich meinen Mungo heraus, und dieser frisst sie." — „Aber diese Gestalten und Figuren existieren doch nicht wirklich?" — „Freilich existieren sie nicht wirklich, aber

mein Mungo existiert eben auch nicht wirklich, und so geht es dann."

Der alte Herr behauptete nun, dass er jedesmal aus der Art, wie der auf seinen Verstand zu Untersuchende die Geschichte aufnahm, sofort entnehmen konnte, wie hoch derselbe zu veranschlagen sei.

Sicherlich kann man nicht jedem wichtigen Zeugen die Geschichte vom Mungo erzählen, wohl aber kann man sich in ähnlicher und nie versagender Weise helfen, wenn man aus den Materialien der in Frage stehenden Strafsache ein schwieriges Thema heraussucht (das muss allerdings eher vorbereitet sein) und dies dem Zeugen in passender Weise vorlegt. Wer auch nur eine gerade nennenswerte Uebung hat, *muss* daraus entnehmen können, wie sich der Betreffende zur Sache stellt, und namentlich, wie hoch seine Geistesgaben zu veranschlagen sind. Man glaube nur ja nicht, dass es da großartiger Deductionen bedarf, man halte sich an das einfach Thatsächliche; auch heute ist Goethe's goldenes Wort noch wahr: „Das Höchste wäre, zu begreifen, dass alles Factische schon Theorie ist .... man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre." Wir gehen also in einem solchen Falle von einer einfachen Thatsache, die sich im Processe ereignet hat, aus, und wollen dann sehen, was der Zeuge damit macht, die Entscheidung ist nie schwer: „Man kann eine Sache auf hundert Arten schlecht, aber nur auf eine einzige gut machen" — findet er sich mit der gegebenen Thatsache gut ab, so können wir auch dem Weiteren trauen, was er uns vorbringt. Dabei sehen wir auch sofort, wie weit objectiv der Mann sein kann; seine Wahrnehmung als Zeuge bedeutet für ihn nichts anderes als eine Erfahrung, und „es vermag der menschliche Geist nicht, Erfahrungen zu sammeln, ohne sie gleichzeitig mit seiner Speculation zu verweben" (Wundt [1]). Es thut dies also Jeder, aber auch das in verschiedenem Grade und *immer* nach seiner Natur und Cultur. Es gibt wenig, was so significant ist, als gerade der Umstand, wie, wie stark und in welcher Richtung Jemand bei Mittheilung seiner Erfahrungen seine Speculation einbezieht — ganze Breitseiten eines Menschen können da mit *einer* kleinen Darstellung klar werden. Kant [2]) hat dies

[1]) Wilhelm Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie", Leipzig 1893.

[2]) Im. Kant, „Kritik der reinen Vernunft".

dadurch zum Ausdruck gebracht, dass er die menschliche Vernunft „architectonisch“ nannte, weil sie alle Erkenntnisse als zu einem (schon im Menschen existierenden) möglichen System gehörig betrachtet. Und das geht nach so glatten fixen Regeln und Systemen, wie sie die gewöhnlichen Sterblichen nothwendig haben. „Nur der Genius hat wie die Natur sein eigenes, unbewusstes System“ (Maudsley [1]) — auf diese seltensten Ausnahmen brauchen wir nicht zu rechnen.

Viel wichtiger sind die ganz unbedeutenden Menschen für uns, die so wesentlich dazu beitragen, uns die größte und complicierteste Arbeit zu machen. Mit vollem Recht hat David Hume [2]) auf den Propheten Alexander hingewiesen:

Es war eine kluge Berechnung des falschen Propheten Alexander, dass er zur ersten Scene seiner Betrügereien Paphlagonien wählte, wo das Volk außerordentlich unwissend und thöricht war und selbst die gröbsten Betrügereien bereitwillig verschlang. In der Ferne hörten die Leute die Sachen schon als ganz sicher und bestimmt, die Gescheidten belachten sie, die Narren glaubten und verbreiteten sie, die Sache bekam Anhänger auch unter gebildeteren Leuten, und schließlich schenkte selbst der weise Marc Aurel ihr so viel Aufmerksamkeit, dass er auf die Prophezeiungen des Alexander den Erfolg eines militärischen Unternehmens baute. Tacitus erzählt, wie Vespasian einen Blinden mit seinem Speichel heilte. Sueton erzählt's auch.

Man vergesse nur nicht, dass „sich für jede Dummheit, und sei sie noch so groß, Einer findet, der sie macht,“ und ebenfalls Hume ist's, der so gut den Hergang schildert, wenn Einer abenteuerliche Sachen erzählt und dabei kritiklose Zuhörer hat; ihre Leichtgläubigkeit erhöht seine Unverschämtheit und seine Unverschämtheit überwältigt ihre Leichtgläubigkeit. Das eigentliche Denken ist eine rare Sache, und je mehr man in wichtigen Dingen mit vielen Menschen zu thun hat, desto mehr wird man von dieser Rarheit überzeugt; es ist so wenig, was man vom Denken verlangt: „Die Röthe des Blutes von dem Gesammteindruck abstrahieren, an einer Beere wieder denselben Begriff auffinden und dann die so verschiedenen Dinge: Blut und Beere, Milch und Schnee in

---

[1]) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele“.

[2]) David Hume, „Enquiry concerning human understanding“, London 1748.

dieser einen Beziehung zusammenfassen: Das thut kein Thier, das heißt Denken." (Geiger. [1])

Ich möchte hiezu nur zweierlei bemerken: erstens thut Solches doch wirklich manches Thier, und zweitens thun es viele Menschen nicht, und der große, große Fehler, den wir bei der Construction unserer criminalistischen Gebäude machen, ist immer der, dass wir voraussetzen, dass sich Jeder, der etwas gethan hat, dabei auch etwas dachte. Das ist namentlich dann der Fall, wenn wir bemerken, dass viele Menschen genau denselben Vorgang eingeschlagen haben und immer wieder einschlagen, so dass wir zur Meinung gezwungen werden, es müsse da doch ein vernünftiger Gedanke zu Grunde liegen — aber, „so schmal ein Weg auch ist, hinter einander können ihn unzählige zurücklegen."

Wir gehen aber endlich auch dann fehl, wenn wir den Mangel an Denken regelmäßig nur bei ganz Ungebildeten voraussetzen und Alles, was uns Leute sagen, die z. B. akademische Bildung besitzen, als wohldurchdacht hinnehmen. Aber nicht Jeder von ihnen ist Einer, „den Gott dazu verdammt, Philosoph zu sein", [2]) und unbedingt gedacht wird von ihnen auch nicht ausnahmslos. Ueber die Fehler unseres Studiums auf der Hochschule und im Gymnasium ist sattsam genug geschrieben worden, am klarsten hat aber wohl Helmholtz in seinem berühmten Vortrag „über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaft" die Gründe aufgedeckt, warum dem Materiale, welches das Gymnasium der Hochschule liefert, Fehler anhaften; dass diese Fehler auf der Universität nur zum geringsten Theile verbessert werden und somit weiter ins Leben mitgenommen werden, das hat Helmholtz nicht gesagt, aber zu verstehen ist es aus seinen Worten:

„Die Schüler, die aus unseren grammatischen Schulen zu exacten Studien übergehen, haben zwei Fehler: 1. Eine gewisse Laxheit in der Anwendung streng allgemeingiltiger Gesetze. Die grammatischen Gesetze, an denen sie sich geübt haben, sind in der That meist mit langen Verzeichnissen von Ausnahmen versehen; sie sind deshalb nicht gewöhnt, auf die Sicherheit einer legitimen Consequenz eines streng allgemeinen Gesetzes unbedingt zu trauen. 2. Sind sie meist zu sehr geneigt, sich auf Autoritäten zu stützen, auch wo sie sich ein eigenes Urtheil bilden könnten."

[1]) Lazar Geiger, „Der Ursprung der Sprache", Stuttgart 1869.

[2]) „Briefe von und an Hegel", herausgegeben von Karl Hegel, Leipzig 1887.

Genau dieselben zwei Punkte nehmen wir überhaupt an Zeugen, namentlich sogenannt Gebildeten, wahr; ich glaube, wer von uns den genannten, überhaupt ausgezeichneten Vortrag Helmholtz's kennt, muss bei Vernehmungen unzählige Male daran erinnert werden.

Den ersten Punkt möchte ich in Bezug auf den Begriff „Allgemeingiltige Gesetze" möglichst weit gefasst sehen und namentlich auch Gesetze im juridischen Sinne darunter begreifen. Man hat schon oft behauptet: „In Oesterreich werden Gesetze gegeben, damit sie nicht gehalten werden" und: „Polizeiliche Vorschriften gelten im Publicum höchstens sieben Wochen." Das ist aber nicht blos in Oesterreich so, sondern überall, es scheint, als ob die Achtung vor den Gesetzen allerorts im Abnehmen begriffen wäre, und tritt eine solche Erscheinung auf einem Gebiete auf, so bleiben auch die anderen von ihr nicht frei. Es macht sich da auch eine ganz eigenthümliche subjective oder (vielleicht besser gesagt) egoistische Auffassung geltend, indem einer so häufigen Ansicht begegnet wird, als ob die Gesetze immer nur für Andere bestimmt seien, für sich selbst will Jeder eine Ausnahme geltend machen. Das ganz stramme, unbedingte Festhalten und Geltenlassen allgemeiner Normen ist nicht mehr modern, und das finden wir nicht nur bei den Verantwortungen, sondern auch bei Aeußerungen von Zeugen, die von Anderen nur beiläufig, von sich selbst aber fast gar nicht die stricte Befolgung von Vorschriften erwarten. Das übt auf Auffassungen und Constructionen einen sehr bedeutenden Einfluss aus, und wer dies nicht in Rechnung zieht, geht vielfach irre.

Nicht unwichtiger ist der zweite Punkt, der auch im Begriffe der „Autoritäten" weit gefasst sein will. Das „sich ein eigenes Urtheil bilden" ist gewiss nicht Jedermanns Sache, es wäre aber fast von Jedermann zu verlangen, und wenn es auch Niemandem einfallen wird, zu wünschen, dass sich Niemand der besseren Einsicht Anderer verschließen soll, so führt doch das ganz Unselbstständige, das sich immer mehr Bahn brechen will, zu bedenklichen Folgen. Die drei so wichtigen Factoren: Schule, Zeitung und Theater haben eine früher ungeahnte nivellierende Gewalt erlangt, man fasst auf, denkt und fühlt, wie man es von diesen Dreien gelernt hat, dieser Vorgang wird zur zweiten Natur, das furchtbar starke „Gesetz der kleinsten Anstrengung" — principe du moindre effort —, dem die

Natur überall huldigt, macht sich auch im Menschen geltend und so kommt es, dass er immer und überall nach Anlehnung sucht, und statt selbst zu denken, das denkt, was die Anderen denken. Was das für unsere Vernehmungen bedeutet, dass wissen wir genugsam, und Jeder kann Erfahrungen darüber mittheilen, wie Zeugen eine Mittheilung entwickeln, von denen wir glauben, sie beruhe auf eigener Anschauung, bis es sich endlich herausstellt, dass ein Anderer „so gemeint hat"; wir construieren oft auf die „merkwürdige und beweisende Uebereinstimmung" dessen, was so und so viele Zeugen gesagt haben, und sehen wir genauer zu, so lässt sich entdecken, dass Alles aus einer einzigen Quelle geflossen ist. Kommen wir darauf, so ist's noch gut, es ist dann nur Zeit und Mühe verloren, aber kein Fehler begangen worden, finden wir dies aber nicht heraus, dann bleibt die „Uebereinstimmung" vielleicht als wichtigstes, in Wahrheit aber gar nicht bestehendes Beweismittel.

b) Mechanisches.

Seit dem denkwürdigen Vortrage, den W. Ostwald [1]) am 20. September 1895 gehalten hat, stehen wir an einem Wendepunkt, der eine neue Weltanschauung bedeutet; ob Emil du Bois-Reymond Recht behält, als er auf Grund der mechanischen Weltanschauung vor genau einem Vierteljahrhundert [2]) sein historisch gewordenes „*Ignorabimus*" ausrief, oder ob ein vielleicht auch wieder kurzes Zeitalter heranbricht, in welchem wir energetisch construieren werden, auch das wissen wir nicht, wir beobachten nur, dass an den vor Kurzem noch für unerschütterlich gehaltenen Grundlagen des wissenschaftlichen Materialismus gerüttelt wird.

Der große Friedrich soll (in einem Briefe an Voltaire) der Erste gewesen sein, der auf eine rein mechanische Entstehung der Gedanken hingewiesen hat; Cabanis [3]) hat es zuerst kurzweg ausgesprochen: „Das Gehirn secerniere die Gedanken, wie die Leber

---

[1]) Dr. W. Ostwald, „Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus", Vortrag in der 3. Sitzung der 67. Versammlung deutscher Naturforscher, in Lübeck (Naturwissenschaftliche Rundschau Nr. 44 vom 2. November 1895).

[2]) Emil du Bois-Reymond, „Ueber die Grenzen des Naturerkennens", Leipzig 1882.

[3]) P. J. G. Cabanis, „Rapports du physique du moral de l'homme", sec. ed. Paris 1805.

die Galle", dann verwertete Carl Vogt [1]) diese Auffassung in seiner Weise, und wie populär sie wurde, ist bekannt genug. Tyndall [2]) drückte sich schon vorsichtiger aus und verlangte blos das Zugeständnis, dass jeder Act des Bewusstseins einem bestimmten molecularen Zustand des Gehirnes entspricht, während du Bois-Reymond im genannten Vortrage erklärt, dass wir durch die Kenntnis der materiellen Vorgänge im Gehirn gewisse geistige Vorgänge und Anlagen nicht verständlich machen können. „Du sollst Dir kein Bildnis oder Gleichnis machen, keinen getrübten Spiegel, sondern so unmittelbar sehen, als es die Beschaffenheit unseres Geistes nur irgend erlauben will," ruft Ostwald uns zu, und daran wollen wir festhalten; wir brauchen die mechanische Weltanschauung nicht zu verwerfen und die energetische nicht zu vertreten, keines von beiden steht uns zu, wohl aber werden wir, nach der Lehre der letzteren, in der Bestimmung der wirklichen Fälle aus den möglichen die Bedeutung der Naturgesetze erkennen und einsehen, dass die Gestalt, auf die sich alle Naturgesetze zurückführen lassen, die Ermittlung einer Invariante ist, einer Größe, die unveränderlich bleibt, wenn auch alle übrigen Bestimmungsstücke innerhalb der möglichen und durch das Gesetz ausgesprochenen Grenzen sich ändern. (Ueber die Frage der Energien und die Ansichten von Herty, v. Ehrenfels, Boltzmann u. s. w. siehe Höfler.[3])

„Jede Wissenschaft muss sich ihre Philosophie selber schaffen," sagte der Bruder Emil du Bois-Reymond's, Paul,[4]) und so müssen auch wir sie uns zurecht legen und uns klar machen, wie weit wir einen Zusammenhang wahrnehmen können aus der körperlichen Beschaffenheit eines von uns Vernommenen mit seinem geistigen Wesen. Selbst wollen wir keine Schlüsse ziehen, wir wollen aber Alles verzeichnen, was sich nicht von selbst klärt, und Sachverständige auch hier fragen, wenn wir den Zusammenhang zwischen Geist und Körper nicht verstehen; gerade hier ist jene schwer zu findende Grenze gelegen, an der sich das Ergebnis des normal wirkenden Geistes mit dem des erkrankten berührt.

---

[1]) Carl Vogt, „Physiolog. Briefe für Gebildete aller Stände", Giessen 1847.

[2]) Tyndall, „Vortrag über die physischen Kräfte und den Gedanken".

[3]) Alois Höfler, „Psychologie", Wien 1897.

[4]) Paul du Bois-Reymond, „Ueber die Grundlagen der Erkenntnis in den exacten Wissenschaften", Tübingen 1890.

Ganz normale Wirkungen, die hier zur Sprache kommen könnten, gibt es viele; nur einige sollen als Beispiele genannt sein.

Eine wichtige Erscheinung ist die Verbindung von Zeichen und Bezeichnetem. Volkmar [1]) sagt dazu:

„Der Umstand, dass das Zeichen seinerseits die Verschmelzung in vollem Klarheitsgrade, das Bezeichnete nur in abgestuftem eingegangen ist, erklärt uns die bekannte Erscheinung, dass das Zeichen schneller an die Sache erinnert als diese an jenes (wie z. B. auch das Werkzeug leichter an seine Bestimmung erinnert, als der Zweck an das Mittel). Der Name erweckt schneller und zuverlässiger die Vorstellung der Person, das Wort weist energischer auf den Gegenstand hin, als umgekehrt diese auf jene."

Die Sache ist wichtiger als sie auf den ersten Anblick erscheint, da die Zeitpartikelchen, um die es sich da handelt, größer sind als jene, mit denen die modernen Psychologen zu rechnen pflegen, so groß, dass sie auch in der Praxis wahrnehmbar erscheinen. Wir legen bei Vernehmungen namentlich dann, wenn wir wegen der Richtigkeit der zu erwartenden Antwort nicht ganz im Sicheren sind, begründeter Weise darauf Gewicht, ob eine Antwort prompt und rasch gegeben wird; zögernde, tastende und unsichere Antworten halten wir für Zeichen dafür, dass die Antwort nicht sicher gegeben werden kann oder will. Gibt es aber, psychologisch genommen, wirklich Gründe dafür, dass die Antwort einmal rascher, einmal zögender gegeben wird, ohne dass dies mit ihrer Richtigkeit zusammenhängt, so ist dies für unsere Erkenntnis nicht gleichgiltig. Nehmen wir das oben gegebene Beispiel wieder vor, nach welchem der Name schneller und zuverlässiger die Vorstellung der Person erweckt als umgekehrt, so ist mit diesem Beispiele das Gesagte am besten klargestellt. Jedem von uns geschieht es häufig, dass ihm der Name einer Person, die er vielleicht sehr gut kennt, entweder durchaus nicht oder durch längere Zeit nicht einfällt. Umgekehrt kommt es aber doch selten vor, dass uns bei Nennung eines Namens nicht einfallen will, wie die dazu gehörige Person aussieht. Freilich darf man dies nicht auf gewisse Ereignisse beziehen, die nur scheinbar widersprechen. Wenn ich z. B. alte Acten vornehme, in denen ich selbst gearbeitet habe, und die Namen der Reihe nach durchsehe, so erinnere ich mich

[1]) Wilhelm von Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

allerdings daran, dass ich mit diesem Maier, Müller, Schwarz und Weiß zu thun hatte und genau an das, um was es sich handelte, aber die zu den Genannten gehörigen Gesichter fallen mir nicht mehr ein. Da sind aber andere Gründe maßgebend. Vorerst waren im Strafprocess die Namen vollkommen gleichgiltig, sie dienten lediglich zur Unterscheidung und waren nicht viel mehr wert, als wenn die Leute A, B, C geheißen hätten; es fiel daher Niemandem ein, sie mit den Gesichtern in bestimmte Verbindung zu setzen, so wie wir es thun, wenn wir sonst Jemanden neu kennen lernen. Weiters aber ist dieses Nichterinnern lediglich ein Verwechseln der vielen Tanti quanti, die uns in der Arbeit unterkommen, und wenn wir uns mit einem Menschen wegen der Schwierigkeit oder Wichtigkeit des Falles besonders befasst haben, dann erinnern wir uns auch bei Nennung seines Namens an sein Aussehen ebenso, wie es sonst in solchen Fällen geschieht.

Wenn also ein Vernommener den Namen eines ihm etwa Vorgestellten nicht rasch weiß, dagegen aber jenen sofort herausfindet, dessen Namen ihm genannt wurde, so ist dies eine natürliche psychologische Erscheinung, die an sich allein mit der Wahrheit oder Unwahrheit des Gesagten gar nichts zu thun hat.

Ganz dasselbe Verhältnis ergibt sich natürlich bei allen Parallelerscheinungen, bei Benennungen, Zeichen, Darstellungen u. s. w. Hieher gehört auch die Frage über die Geschwindigkeitsveränderungen der psychischen Processe zu verschiedenen Tageszeiten, über welche namentlich Bechterew [1]) und Higier [2]) Beobachtungen gemacht haben. Sie behaupten ein Ansteigen der psychischen Leistungsfähigkeit vom Morgen bis Mittag, dann ein Sinken bis etwa 5 Uhr Nachmittag, dann Ansteigen bis gegen 9 Uhr Abends und endlich Sinken bis 12 Uhr Nachts. — Dass die Genannten richtig an ihrem Materiale beobachtet haben, soll natürlich nicht bezweifelt werden, dass die Angaben aber auf allgemeine Giltigkeit Anspruch haben, kann gewiss nicht als sicher bezeichnet werden, da dies zu sehr von individueller Beschaffenheit, aber auch beim Einzelnen von augenblicklicher Verfassung abhängt. Man hört zu verschiedene Behauptungen einzelner Menschen, wann sie am leichtesten auffassen und am besten arbeiten, um da eine allgemeine Regel auf-

[1]) W. v. Bechterew im Neurologischen Centralblatt XII, Nr. 9.
[2]) H. Higier, ebenda Nr. 13.

stellen zu können: Einer ist am Morgen, der Andere Vormittags, der Dritte in der Nacht am meisten aufgeräumt, und zur selben Zeit, als Einer am besten leistet, kann der Andere gar nichts thun. Ebenso geschieht es Jedem, dass er an verschiedenen Tagen zu verschiedenen Zeiten am besten disponiert ist. Das Einzige ist, so viel ich beobachtet habe, ziemlich unwidersprochen, dass die Zeit von Mittag bis etwa 5 Uhr Nachmittag ungünstig wirkt. Dass man dies richtiger so ausdrücken würde, man arbeitet einige Stunden nach der Mittagsmahlzeit am schlechtesten, glaube ich nicht, da auch Leute, die erst um 4 oder 5 Uhr die Mittagsmahlzeit nehmen, ebenso wie andere versichern, die Zeit von 12—5 Uhr sei der geistigen Arbeit ungünstig.

Für uns könnte dies insoferne Wert haben, als man eine wichtige Vernehmung, bei der es sich um besonderes Nachdenken des Betreffenden handelt, nicht für die genannte Zeit ansetzen wird.

c) Unbewusstes.

Die Wichtigkeit, welche unbewusste Handlungen für uns haben, wird nach meiner Ansicht unterschätzt. Wir können häufig viel Significantes für einen Menschen feststellen, wenn wir wissen, was gerade er unbewusst thut, denn unbewusst thut man in der Regel doch nur etwas sehr Gewohntes, also erstens das, was alle Menschen thun: gehen, grüßen, ausweichen, essen u. s. w., oder zweitens das, was Einer nach seinem besonderen Wesen oft zu thun gewohnt ist. Wenn ich während der Arbeit aufstehe, mir ein Glas Wasser hole, es austrinke und das Glas wieder zur Seite stelle, ohne später auch nur eine Ahnung davon zu haben, dass ich dies that, so konnte ich das in meiner bekannten Wohnung in bekannter Umgebung thun, ein Anderer kann es nicht. Der Kutscher stellt vielleicht die Pferde in den Stall, schirrt sie ab, hängt sie an, und denkt an ganz etwas anderes, er hat das unbewusst gethan, ein Anderer kann es nicht. Es kann mir passieren, dass ich während der Arbeit eine Cigarette drehe und sie hinlege; nach einiger Zeit drehe ich eine zweite, eine dritte, und manchesmal liegen vier intacte Cigaretten neben einander. Ich hatte also das Bedürfnis zu rauchen, hatte eine Cigarette angefertigt und sie, weil ich offenbar die Hände zum Schreiben u. s. w. brauchte, bei Seite gelegt. Das Rauchbedürfnis wurde also nicht gestillt, und so gieng das Gleiche

von vorne an. Dieses Beispiel (übrigens jedes andere ebenso) zeigt, dass man unbewusst recht complicierte Dinge treiben kann, wenn man nur die Verhältnisse vollkommen genau kennt, es zeigt aber auch, welche Grenzen dem unbewussten Handeln gezogen sind: Ich habe nämlich nicht vergessen, wodurch man das Rauchbedürfnis stillt, wo meine Cigarettenbüchse ist, und wie man eine Cigarette macht — wohl aber habe ich vergessen, dass ich eine Cigarette machte, ohne sie geraucht zu haben. Die erstgenannten Thätigkeiten sind tausende von Malen geübte, die letztere war eine eben erst vollzogene, also noch nicht mechanisch gewordene.

Auf ein anderes Moment machte Lipps[1]) aufmerksam: „Ich bin vielleicht im Stande, kein Wort einer Rede mir entgehen zu lassen und dabei die die Rede begleitenden Mienen irgend welcher Zuhörer zu beobachten. Ich wäre ebenso im Stande, ein Geräusch, das auf der Straße entsteht, zu verfolgen, und dabei doch der Rede genügende Aufmerksamkeit zu widmen. Dagegen würde ich den Faden der Rede verlieren, wenn man mir zumuthete, gleichzeitig noch dem Mienenspiel und dem Geräusche meine Gedanken zuzuwenden; allgemeiner ausgedrückt, mit Vorstellungen *a* können sich Vorstellungen *b* und ebenso Vorstellungen *c* möglicherweise leidlich vertragen; dagegen machen die *b* und *c* zusammen die *a* unmöglich. Offenbar setzt dies voraus, dass auch schon die *b* und *c* für sich der *a* in gewissem Grade widerstanden, dass aber erst die Summierung ihrer Widerstände genügte, die *a* wirklich auszuschließen."

Das ist gewiss richtig und kann vielleicht öfter verwertet werden, wenn man beurtheilen will, wie viel Einer gleichzeitig, und was er davon unbewusst gethan haben will; beiläufig lässt sich das noch Mögliche immer berechnen.

Solch' complicierte Vorgänge gehen herunter bis zu den einfachsten Verrichtungen; Aubert[2]) weist z. B. darauf hin, dass man beim Reiten ein Pferd in Galopp einsprengt und erst später nachsehen muss, ob man es rechts oder links einsprengte, und der Arzt Förster theilte Aubert mit, dass die Patienten es oft nicht wissen, wie sie es anstellen sollen, um nach links oder rechts zu schauen. Gleichwohl weiß es Jeder, wenn er es unbewusst zu thun hat, ja

---

[1]) Dr. Theodor Lipps, „Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.

[2]) Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut", Breslau 1865.

man kann oft beobachten, dass die Leute erst das Kreuzzeichen oder die Geste des (mit dem Löffel) Essens machen müssen, um zu entdecken, was rechts und links ist, obwohl sie es unbewusst handelnd genau wissen. Mit dieser unbewussten Geistesarbeit sind aber auch ausgebreitete Thätigkeiten in Verbindung, die für uns dann Bedeutung haben, wenn z. B. Beschuldigte oder auch Zeugen später andere und bessere Darstellungen und Erklärungen geben, als Anfangs, und wenn sie nicht Gelegenheit hatten, sich mittlerweile belehren zu lassen, Erfahrungen zu machen oder viel darüber nachzudenken. Sie sagen dann oft ganz ehrlich: es sei ihnen die nun recht wahrscheinliche Darlegung „urplötzlich eingefallen". In der Regel glauben wir ihnen das nicht und thun dann häufig unrecht, denn wenn dieses „urplötzliche Einfallen" auch unwahrscheinlich ist und nicht leicht vorkommt, so haben es die Leute nur so gesagt, weil sie den eigentlichen psychologischen Hergang nicht kennen, der in Wahrheit in unbewusster Gedankenarbeit bestand.

„Das Gehirn empfängt nicht blos unbewusst Eindrücke, es registriert dieselben ohne Mitwirkung des Bewusstseins, verarbeitet unbewusst dieses Material, ruft ohne das Bewusstsein die latenten Residua wieder wach, es reagiert auch als ein mit organischem Leben begabtes Organ auf die inneren Stimuli, die es von anderen Organen des Körpers unbewusst empfängt" (Maudsley[1]).

Dass dies auch auf die Thätigkeit der Phantasie Einfluss nimmt, hat uns Goethe[2]) bestätigt, indem er an Schiller schreibt: „Bei mir müssen Eindrücke sehr lange im Stillen wirken, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen."

Diese unbewusste Gedankenarbeit kennt übrigens Jeder; wir plagen uns oft nachdrücklich, um in den Gedankenfluss Ordnung zu bringen, und es bleibt vergeblich. Ohne dass wir die Sache wieder aufgenommen haben, ist alles geglättet und klar, wenn wir wieder daran gehen. Darauf beruhen verschiedene Redensarten, z. B. man müsse sich etwas überlegen oder erst einmal eine Nacht darüber schlafen, die Sache müsse sich „setzen, abklären, auskochen" u. s. w. — Alles nichts anderes als unbewusste Gedankenthätigkeit, die einen großen Theil des angeblich Ausgedachten darstellt.

---

[1]) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele".

[2]) Goethe, „Campagne in Frankreich".

Eine eigenthümliche Rolle spielt noch das Zusammentreffen der bewussten Aufmerksamkeit mit der unbewussten. Eine Klarlegung dieser Vorgänge lässt uns vielleicht manches Unverständliche und Unwahrscheinliche einsehen.

„Auch die unbewussten seelischen Thätigkeiten, die das Auf- und Abgehen, Rauchen, Spielen mit den Händen u. s. w. unterhalten, concurrieren mit den bewussten oder mit anderen unbewussten Thätigkeiten um die seelische Kraft. Darum kann ein plötzlich auftauchender wichtiger Gedanke, ein fesselndes Schauspiel uns dazubringen, im Gehen einzuhalten, überhaupt regungslos zu bleiben, es kann der Raucher das Rauchen sein lassen u. s. w.“ (Theodor Lipps).

Das erklärt sich wohl so:

Ich habe, sagen wir, 100 Einheiten geistiger Kraft, die ich zur Aufmerksamkeit verwenden könnte. Nun ist es uns schon sehr schwer, auch nur 20 Secunden auf einen Punkt zu sehen (Helmholtz), umsomehr, unsere ganze Denkkraft auf eine Sache zu wenden. Deshalb verwende ich nur z. B. 90 Einheiten auf den fraglichen Gegenstand und verwende etwa 10 Einheiten auf das (unbewusste) Spielen u. s. w. Erfordert nun der erste Gegenstand plötzlich noch mehr Aufmerksamkeit, so werden jetzt diese 10 Einheiten herangezogen, und ich muss aufhören zu spielen, denn ganz ohne, wenn auch unbewusste Aufmerksamkeit, kann ich gar nichts thun.

Diese häufige und bekannte Erscheinung zeigt uns vorerst die unbewussten Thätigkeiten in ihrer Uebereinstimmung mit den bewussten, da wir uns beim Unterbrechen beider ganz gleich benehmen, wenn etwas Anderes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; wenn vor dem Fenster plötzlich Lärm entsteht, so werde ich z. B. ein ganz unbewusstes Trommeln mit den Fingern ebenso unterbrechen, wie ein vollkommen bewusstes Lesen, so dass wir aus diesem Unterbrechen oder aus der Art desselben einen Schluss auf die Natur dieser Thätigkeit nicht ziehen können. Diese Aehnlichkeit ist auch ein Mitgrund dafür, dass die Natur des unbewusst Gethanen eine so vielseitige sein kann; eine Grenze lässt sich absolut nicht ziehen und so können wir aus der Sache selbst, d. h. daraus, was Einer als unbewusst gethan hinstellt, keinen Beweis auf die Unrichtigkeit der Behauptung ziehen. Maßgebend ist nur

die Natur des Menschen, seine Gewohnheit und die besonderen ihn damals umgebenden Verhältnisse.

Vergleiche hierüber Jodl's Lehrbuch der Psychologie.

d) Subjectives.

Dass wir central vorstellen, d. h. dass wir wenigstens bis zu einem gewissen Grade uns selbst in die Mitte der Vorgänge stellen und Alles wieder auf uns selbst zurückbeziehen, ist schon früher erwähnt worden, und dass jenes Denken, welches aber ausschließlich alle Vorgänge auf das bezieht, was dem eigenen Ich zunächst liegt, nach Erdmann das Wesen der Dummheit ausmacht, soll später erörtert werden. Es gibt aber eine Reihe von Denkvorgängen, in welchen der Denkende mit mehr oder minder Recht sein eigenes Ich in den Vordergrund stellt, von da alles Andere betrachtet und beurtheilt, von Anderen dasselbe voraussetzt, was er bei sich findet, und für sich ein größeres Interesse zeigt, als ihm vielleicht zukommt. Derlei Denkvorgänge finden wir häufig bei hochbedeutenden Naturen; ich kenne einen geradezu genialen Hochschullehrer, einen der Allerersten in seinem Gebiete, der stets so sehr in seinem Denken vertieft ist, dass er niemals Geld, Uhr, Schlüssel bei sich trägt, da er diese Dinge liegen lässt und verliert. Wenn er nun bei Vorführung eines klinischen Falles zum Experiment eines Geldstückes bedarf, so wendet er sich an seine Hörer mit der Frage: „Hat vielleicht einer der Herren zufällig einen Kreuzer bei sich?“ Er geht also so sehr von seiner Gewohnheit, kein Geld bei sich zu haben, aus, dass er es nur als ein „vielleicht“ voraussetzt, dass im dichtgedrängten Auditorium ein Kreuzer aufzutreiben ist.

Das geht aber dann herab bis zu den gewöhnlichsten Vorgängen bei den gewöhnlichsten Menschen: wenn Jemand ein Namensverzeichnis sieht, in dem sein Name genannt sein muss, sucht er diesen auf und studiert ihn, sieht er eine Gruppenphotographie, auf der er erscheint, sucht er sein Ebenbild auf, und wenn sich der Hochstapler und der miserabelste Gauner, der unter falschem Namen reist, diesen auswählt, so wird er diesen immer aus seiner Umgebung suchen, entweder seinen echten Namen verändern oder den Mädchennamen seiner Mutter etwas anders nehmen oder ihn von seinem Geburtsorte ableiten oder doch die Vornamen beibehalten — ganz entfernt er sich von seinem Ich niemals.

Dass ähnliche Momente auch für die Lectüre gelten, hat uns schon Goethe gesagt, indem er darauf hinwies, dass Alles, was Einer liest, ihn erst dann interessiert, wenn er sich selbst darin findet (oder wenn seine Sphären berührt werden); ebenso hat Goethe[1]) erklärt, dass Geschäfts- und Weltleute einen wissenschaftlichen Vortrag meistens besser fassen, als eigentliche Gelehrte, „die daraus gewöhnlich nichts weiter hören, als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit ihres Gleichen übereingekommen sind."

Mit Recht wird auch betont, dass in allen Sprachen jene Dinge die meisten Bezeichnungen haben, die den Leuten das Wichtigste sind; so sagen Hammer-Purgstall[2]) und Pott,[3]) dass der Araber fast 6000 Worte für Kameel, 2000 für Pferd und 50 für Löwe besitzt. Formenreichthum und Gebrauch hängen immer zusammen, das beweist der Umstand, dass die Hilfszeitworte und jene Verba, die am öftesten benützt werden, überall die unregelmäßigsten sind. Dies kann bei Vernehmungen oft recht bezeichnend werden, da man aus der Art, wie Jemandem Worte geläufig sind, und ob er über besonderen Formenreichthum in bestimmter Richtung verfügt, häufig Schlüsse darüber ziehen kann, wer er ist und womit er sich befasst.

Dies geht noch dahin über, dass wir auch die Auffassungen so construieren, wie wir die Dinge gesehen haben, und uns so fest in eine gewisse, ganz einseitige Darstellung hineinleben, dass wir uns manches Mal über Erscheinungen wundern, ohne zu behaupten, dass sie anders zu erwarten seien. Wie ich, noch als Student, das erste Mal nach Straßburg kam, wunderte ich mich jedesmal, wenn ich zerlumpte, kleine Straßenjungen fließend französisch reden hörte. Ich wusste ja, dass es ihre Muttersprache sei, aber ich war es so gewöhnt, die Kenntnis der französischen Sprache als Zeichen größerer Bildung anzusehen, dass mich diese Kenntnis bei solchen Burschen Wunder nahm. Als Kind musste ich einmal zeitlich früh vor einer Reise meinem Großvater Adieu sagen, als er noch im Bette lag. Ich erinnere mich heute noch des lebhaften Erstaunens, als ich wahrnahm, dass Großvater nicht mit seinen gewohnten Brillen auf der Nase aus dem Schlafe

[1]) Goethe, „Campagne in Frankreich".

[2]) Jos. v. Hammer-Purgstall, „Das Kameel bei den Arabern", Wien 1854 und „Das Pferd bei den Arabern", Wien 1856.

[3]) A. F. Pott, „Zeitschrift für Völkerpsychologie", I.

erwachte. Ich musste doch wissen, dass Brillen im Schlafe ebenso überflüssig als unbequem und gefährlich wären, ich hätte auch bei der flüchtigsten Ueberlegung nie angenommen, dass er die Brillen über Nacht behalten wird, weil ich aber gewohnt war, meinen Großvater stets mit Brillen zu sehen, so wunderte ich mich, als er sie nicht hatte.

Solche Momente sind namentlich bei eigenen Beobachtungen (Localaugenschein, Besichtigung von *corpora delicti* u. s. w.) von Bedeutung, weil wir oft etwas Fremdartiges und Unrichtiges zu sehen vermeinen, blos weil wir es anders zu sehen gewohnt waren. Nach diesem Gewohnten construieren und benennen wir sogar. Taine[1]) erzählt die belehrende Geschichte von einem kleinen Mädchen, welches eine geweihte Medaille um den Hals trägt, von der man ihm sagte: „c'est le bon Dieu". Als die Kleine einmal sah, dass ihr Onkel ein Lorgnon um den Hals trug, sagte sie: „c'est le bon Dieu de mon oncle". Seitdem ich diese Geschichte kenne, hatte ich wiederholt Gelegenheit, mir zu denken: „c'est aussi le bon Dieu de cet homme" — ein einziges Wort, welches zeigt, mit was Einer etwas bezeichnet, legt uns seine Natur, sein Wesen und seine Verhältnisse vollkommen klar.

Aus demselben Grunde, aus dem uns Alles um so mehr interessiert, je mehr wir uns im Getriebe finden, aus demselben Grunde berücksichtigen wir Thatsachen nicht und übersehen sie auch völlig, die zwar als feststehend erwiesen sind, bei denen wir aber nicht im Stande sind, eine Aufklärung über ihren Causalnexus zu schaffen; kennen wir aber Ursachen und Beziehungen, so werden diese Thatsachen Bestandtheile unseres gewohnheitsgemäßen Denkens und Vorstellens. Maudsley[2]) hat das gut durchgeführt und jeder Praktiker kann ihm die volle Richtigkeit dieser Argumentation bestätigen. Wir nehmen dies namentlich bei Zeugenvernehmungen wahr, wenn dieselben Thatsachen ignorieren, die uns nach der Natur des Vorfalles als sehr wichtig und ausschlaggebend vorkommen; in solchen Fällen dürfen wir vor Allem nicht annehmen, dass sich diese Thatsachen gar nicht ereignet haben, weil sie der Zeuge nicht erwähnte oder übersah, wir müssen aber auch in der angedeuteten Weise verfahren, um die relevanten Umstände

[1]) H. Taine, „Der Verstand", deutsch v. L. Siegfried, Bonn 1880.
[2]) H. Maudsley loco cit.

durch den Zeugen zur Geltung bringen zu lassen — d. h. wir müssen ihn die „Ursachen und Beziehungen kennen lehren, bis sie Bestandtheile seines gewohnheitsgemäßen Denkens und Vorstellens“ geworden sind.

Dass dies leicht sei, behaupte ich nicht — im Gegentheile, ich sage, wer das kann, der ist der Tüchtigste im Vernehmen und er beweist abermals, dass der Zeuge nichts anderes ist, als ein Instrument, das wertlos ist in der Hand des Stümpers, mit dem Alles geleistet werden kann in der Hand des Meisters.

Aber man hüte sich, hiebei das bequemste Mittel, das der Beispiele, allzu ausgiebig zu gebrauchen; als Newton sagte: „*In addiscendis scientiis exempla plus prosunt, quam praecepta*“, hat er nicht zu Criminalisten gesprochen, wohl war es aber auf unsere Verhältnisse passend, als Kant [1]) darauf hinwies, dass das Denken in Beispielen dadurch Gefahren bringe, dass es der Anstrengung des eigentlichen Denkens, das es doch nicht zu ersetzen vermag, entwöhnt. Dass dies ein Grund ist, warum die Beispiele gefährlich sind, ist gewiss, der Hauptgrund ist aber, wenigstens bei unserer Arbeit, der, dass ein Beispiel, um mathematisch zu reden, nur Aehnlichkeit, nicht Gleichheit beansprucht, wie groß die Aehnlichkeit aber ist, das wird nicht ausgedrückt, und der Hörende hat gar keinen Maßstab dafür, welchen Grad von Aehnlichkeit der Sprechende im Auge hat; „*omnis analogia claudicat*“ ist sicher richtig, und so kann es geschehen, dass das Beispiel falsch aufgefasst wird, dass man die Aehnlichkeit gar für Gleichheit nahm, oder zum mindesten, dass man nicht wusste, worin die Ungleichheit lag. Das Beispiel ist also gerade hier nur im äußersten Falle und da nur in der Weise anzuwenden, dass die Natur des Beispieles strenge hervorgehoben und auf seine Unrichtigkeit hingewiesen wird.

Nicht zu übersehen sind einige specielle Momente. So der Einfluss der Erwartungen, auf den Nahlowsky [2]) nachdrücklich hinweist. Wer etwas erwartet, der sieht, hört, beobachtet und construiert nur im Sinne dieser Erwartung, er vernachlässigt auch alles Concurrierende in überraschender Weise. Wer Jemanden dringend erwartet, hat nur Sinn für das Knarren der Gartenthüre, ihn interessieren alle Geräusche, die diesem ähnlich sind und die

[1]) Im. Kant, „Kr. d. r. Vern.“

[2]) Jos. Nahlowsky, „Das Gefühlsleben“, Leipzig 1862 und „Allgemeine praktische Philosophie“, Leipzig 1871.

er bald mit sonst ungewohnter Schärfe davon zu unterscheiden weiß, alles Andere verschwindet daneben so, dass sogar starke Geräusche, jedenfalls viel stärkere als das der knarrenden Thüre überhört werden. Es mag das vielleicht mit ein Erklärungsgrund für die so grundverschiedenen Aussagen sein, die wir oft von zahlreichen Beobachtern desselben Vorganges bekommen: Jeder hat etwas Anderes erwartet, und daher etwas Anderes wahrgenommen, etwas Anderes ignorirt.

Merkwürdig ist weiters das Entgegensetzen von Ich und Du in der Person selbst. Noel[1]) führt aus, dass man dies hauptsächlich thut, wenn man sein unrichtiges Handeln einsieht: „Wie hast Du so thöricht handeln können!“ Man kann dies aber viel allgemeiner fassen und annehmen, dass man zu sich immer dann „Du“ sagt, wenn die zweifache Natur unseres Ich zu Tage getreten ist, also wenn man nicht mehr derselben Meinung ist, der man früher war, oder wenn man unschlüssig ist und widerstreitende Meinungen in sich trägt, oder wenn man sich zu etwas zwingen will; also: „Wie hast Du dies thun können?“ — „Sollst Du das thun oder sollst Du das unterlassen?“ — „Du wirst einfach die Wahrheit sagen!“

In den Erzählungen mehr naiv angelegter Naturen kommt es oft vor, dass sie solche Selbstgespräche treu und ohne zu bedenken wiedergeben, dass sie sich dadurch verrathen, da man zum mindesten weiß, dass damals, als das Ich zum Ich „Du“ sagte, das handelnde Ich dem denkenden Ich fremd war, durch welchen Umstand die subjectiven damaligen Verhältnisse aufgeklärt sein können.

Charakteristisch ist es, was Einer Tugenden nennt; dies sind für Jeden jene Eigenschaften, von denen die Anderen die meisten Vortheile haben. Wohlthätigkeit, Aufopferung, Mildthätigkeit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Tapferkeit, Genügsamkeit, Fleiß und wie alles Gute und Brave sonst noch heißen mag, nützt ja doch den Anderen, selten und nur indirect dem, der diese Tugenden übt; deshalb loben und preisen wir den, der sie hat und spornen die Anderen dazu an, Gleiches zu unseren Gunsten zu thun. Das ist sehr nüchtern und prosaisch, aber wahr. Natürlich haben nicht

[1]) R. R. Noel, „Die materielle Grundlage des Seelenlebens“. Deutsch von Cotta, Leipzig 1874.

Alle von denselben Tugenden Anderer Vortheile, sondern nur von Jenen, die ihnen nach ihrer individuellen Stellung nützen — dem Reichen nützt der Wohlthätige nicht, und der sich selbst durch seine Stärke schützen kann, der braucht den Schutz des Tapfern nicht. Diesfalls äußert man sich aber viel öfter als es den Anschein hat, und wenn man auch mit Zeugen und Beschuldigten keinen innigen Austausch über Lebensanschauungen pflegt, so kommen doch genug Aeußerungen zum Vorschein, aus denen man entnimmt, was Einer für Tugend hält und was nicht.

Hartenstein [1]) charakterisiert Hegel dahin, er setze sich einen Gegner aus Stroh und Lumpen zusammen, um ihn desto leichter niederzuschlagen. Das that nicht blos Hegel, sondern eine Menge von Leuten machen das alle Tage, und wir finden dies so oft in Anzeigen. So wie es zwischen Gesundheit und Narrheit überhaupt nirgends eine feste Grenze gibt, und Alles fließend in einander übergeht, so ist es mit den Anzeigen eines normalen Menschen und denen eines Quärulanten. Von den nüchternen, klaren und wahren Angaben des ersteren bis zu den vollkommen erfundenen und unmöglichen Behauptungen des letzteren ist ein ausgeglichener, langsam ansteigender Weg, auf dem sich die Anzeigen immer unwahrer, immer unmöglicher gestalten; wo das Ergebnis der Narrheit beginnt, kein Mensch kann es sagen, Nervosität, Aufgeregtheit, Hysterie, Ueberspanntheit, Einbildung, Phantasie und pathoformes Lügen sind die Schattierungen, die man da unterscheidet, und die Quantität von Unwahrheit in solchen Anzeigen ließe sich von 1% bis 100% nachweisen, ohne dass eine einzige Ziffer ausgefallen wäre. Ignorieren und einfach bei Seite legen dürfen wir aber auch die Anzeige des gerichtlich entmündigten, zweifellosen Quärulanten nicht, weil auch sie noch Wahres enthalten kann, um wie viel mehr müssen wir uns mit Anzeigen befassen, die noch so und so viel Percent Wahrheit enthalten; nun kommen aber die von sogenannt Gescheidten, die aber überspannt sind, und diese sind es, von welchen die eigentlichen „Gestalten aus Stroh und Lumpen" aufgestellt werden, die uns so viel Mühe und Arbeit geben. Die Form ist ja richtig, aber der Inhalt ist Stroh, und gefährlich erscheint die Figur ganz subjectiv nur dem, der sie geschaffen. Und

---

[1]) Gustav Hartenstein, „Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften", Leipzig 1844.

geschaffen hat er sie, weil er Lust zum Kämpfen hat, aber er will leicht siegen und deshalb schafft er solche Figuren; die Sucht, sie zu bilden und sie den Behörden vorzustellen, ist eine sehr verbreitete und deshalb gefährlich, weil man gewohnt ist, immer nach einem „besonderen Motive" zu forschen, etwa Hass, Eifersucht, vorausgegangener Streit, Rache u. s. w. Findet man solches nicht, so wird constatiert, dass ein derartiges bedenkliches Motiv nicht vorliegt, und die Anzeige wird, wenigstens vorläufig, für wahr gehalten. Man vergesse nicht, dass sehr oft gar kein anderes Motiv maßgebend sein kann, als die Lust, sich „eine Figur aus Stroh und Lumpen zu bilden, und diese zu bekämpfen." — Reicht diese Erklärung nicht aus, so kann man endlich zu einer merkwürdigen Erscheinung greifen, die Lazarus [1]) das „Herostratenthum" nennt, welches sich in verschiedenen Abstufungen und verjüngten Maßen häufig im Leben wiederholt. Nimmt man diesen Begriff im weitesten Sinn, so umfasst man darunter alle jene Gestalten, die das fast unwiderstehliche Verlangen haben, aufzufallen, von sich reden zu machen oder gar berühmt zu werden, die aber weder die Veranlagung noch die Ausdauer haben, etwas Besonderes zu leisten, und die dann zu unerlaubten, sogar verbrecherischen Mitteln greifen, um ihre Person in den Vordergrund zu schieben und so ihren Zweck zu erreichen. Hieher gehören die zahlreichen halbwüchsigen Mädchen, welche Entführungen und Vergewaltigungen behaupten, die an ihrer Person begangen worden sein sollen und mit denen sie sich interessant machen wollen, die Frauen, welche allerlei Verfolgungen angeben, durch die sie besprochen und bemitleidet werden wollen, die zahlreichen Leute, welche etwas Merkwürdiges thun wollen, und Brandlegungen begehen, dann gewisse politische Verbrecher aller Zeiten, die durch einen einzigen Stich „unsterblich" wurden und dafür nur ihr, ihnen ohnehin gerade wertloses Leben hingaben, endlich sogar alle Jene, welche dann, wenn an ihnen ein Verbrechen — Diebstahl, Brandlegung, Körperbeschädigung — begangen wurde, ihren Schaden bedeutend größer hinstellen, als er thatsächlich ist, nicht um Ersatz zu bekommen, sondern nur, um besprochen und bemitleidet zu werden.

In der Regel ist es nicht schwer, dieses „Herostratenthum" zu entdecken, da es sich durch das Fehlen sonstiger Motive ver-

[1]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele", Berlin 1856.

räth, und entschieden hervortritt, wenn man auf die Absicht eingeht und dann Uebertreibungen begegnet, die andernfalls nicht auftreten würden.

5. Ideenassociationen.

Die Frage der Ideenassociation ist für uns insoferne von wesentlicher Bedeutung, als es in vielen Fällen nur mit ihrer Hilfe gelingt, die Entstehung gewisser Auffassungen zu entdecken, die zu vernehmenden Zeugen auf das Richtige zu bringen, ihnen zur Erinnerung zu verhelfen, ohne sie zu suggerieren und auch die Richtigkeit des von ihnen Gesagten zu überprüfen.

Wir wollen uns flüchtig mit der Sache im Allgemeinen befassen. Nach Liebmann [1]) ist das Wort Ideenassociation verhältnismäßig jung, es stammt von Locke, der das 33. Kap. des 2. Buches seines Versuches über den menschlichen Verstand mit „of the Association of Ideas" überschrieben hat.

Mit der Sache selbst war schon der Vater der Psychologie, Aristoteles, vertraut. Wenn man nämlich von gewissen Andeutungen des Plato in Theätet und anderwärts absieht, so findet sich die älteste Stelle, welche das Phänomen mit voller Klarheit und Schärfe schildert, in Aristoteles' Schrift „*de Memoria*",[2]) wo er darthut, dass die Gleichheit, die Gleichartigkeit, der Contrast und die (räumliche und zeitliche) Nachbarschaft die psychischen Bänder oder Vehikel sind, mittelst deren ein Gedanke vom anderen ins Bewusstsein gezogen wird.

Später brachte David Hume Aehnliches, ohne zu wissen, dass Aristoteles dasselbe schon entdeckte (Resemblance, continuity in time or place and causation). Die weitere Entwicklung der Frage gaben Hissmann, Hartley,[3]) Pristley,[4]) Home,[5]) Gerard,[6]) Stewart,[7])

---

[1]) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit", Strassburg 1880.

[2]) Περὶ Μνήμης καὶ Ἀναμνήσεως cap. II.

[3]) David Hartley, „Observations on man", London 1749.

[4]) Josef Pristley, „Disquisitions relating to matter and sprit", London 1777.

[5]) Henry Home, „Elements of criticism", London 1762.

[6]) Alexander Gerard, „Versuch über das Genie"; übersetzt von Garve, Leipzig 1777.

[7]) Dugald Stewart, „Elements of the philosophy of the human mind", London 1792.

Brown,[1]) Bonnet,[2]) Condillac,[3]), Maass,[4]) Platner,[5]) Ward,[6]) Stricker,[7]) F. H. Bradley,[8]) Höffding,[9]), Scripture,[10]) Schenkel,[11]) Jodl[12]) u. s. w.

Ueber die Gesetze der Association ist man im Allgemeinen seit Aristoteles nicht viel weiter hinausgekommen. Esser[13]) nahm als solche an:

1. Die Aehnlichkeit (Gemeinschaftlichkeit der Merkmale).

2. Der Contrast (weil sich jede Vorstellung innerhalb ihrer extremen Gegensätze bewegt).

3. Die Coexistenz (Zusammensein der äußeren und inneren Objecte im Raum).

4. Die Succession (Vorstellungen wecken sich in derselben Ordnung, wie sie herantraten).

Hume[14]) hatte nur drei Associationsgründe anerkannt: den der Aehnlichkeit, den der Berührung in Zeit und Raum und die Ursächlichkeit, und Theodor Lipps[15]) findet, dass die Associationen auf Grund der Aehnlichkeit und die auf Grund der Gleichzeitigkeit (der Gleichzeitigkeit ihres Vorhandenseins in der Seele nämlich) überhaupt die einzigen sind.

---

[1]) Th. Brown, „Lectures on the philosophy of human mind", London 1820.

[2]) Charles Bonnet, „Essai analytique sur les facultés de l'ame". Copenhague und Genève 1769.

[3]) E. B. de Condillac, „Traitè des sensations", Paris 1754.

[4]) J. G. E. Maass, „Versuch über die Einbildungskraft", Halle und Leipzig 1797.

[5]) Ernst Platner, „Philosoph. Aphorismen", Leipzig 1793.

[6]) James Ward, „Assimilation and Association", Mind. N. 5. II. Juli und Oktober III., 1894.

[7]) S. Stricker, „Studien über die Association der Vorstellungen", Wien 1883.

[8]) F. H. Bradley, „Association and thought". Mind 1887, 11. Bd.

[9]) Harald Höffding, „Ueber Wiedererkennen, Associationen u. s. w.", Schriften für wissenschaftliche Philosophie 1889, 1890.

[10]) E. W. Scripture, „Ueber den associativen Verlauf der Vorstellungen", Philosophische Studien, 7. Bd.

[11]) A. Schenkel, „Ueber die Association von Worten mit Farben", Prager medicinische Wochenschrift, 1883.

[12]) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie", Stuttgart 1896.

[13]) Dr. Wilhelm Esser, „Psychologie", Münster 1854.

[14]) David Hume, „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand", deutsch v. Kirchmann, Heidelberg 1888.

[15]) Dr. Theodor Lipps, „Die Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.

Will man aber die Gleichzeitigkeit in diesem Sinne auffassen, so kann man dann die Gleichzeitigkeit überhaupt allein als Associationsgrund gelten lassen, denn sind die Vorstellungen nicht gleichzeitig, so kann von einem Associieren nie die Rede sein; die Gleichzeitigkeit in der Seele ist aber immer erst der zweite Vorgang, denn die Vorstellungen treten erst gleichzeitig in der Seele auf, weil sie sich gleichzeitig ereignet haben, im selben Raume waren, ähnlich sind u. s. w.

Münsterberg, [1]) der sich mit der Frage in bedeutender Weise befasst hat, führt aus, dass sich alle sogenannten inneren Associationen, wie Aehnlichkeit, Contrast u. s. w. auf äußere zurückführen lassen; alle äußeren, auch die der zeitlichen Folge lassen sich auf Coexistenz zurückführen und alle Coexistenz-Associationen sind psychophysisch verständlich.

Weiters: „Der Grundfehler aller zu unrichtigen Vorstellungsverbindungen führenden Associationsprocesse muss in ihrer Unvollständigkeit stecken. Eine Vorstellung war mit einer zweiten, diese mit einer dritten associiert, und wir verbinden die erste mit der dritten . . . was wir aber nicht sollten, weil die erste, als sie mit der zweiten coexistierte, auch mit vielen anderen verbunden war."

Ebenso begegnet aber die Association wieder dadurch Schwierigkeiten, dass sie einfach zurückgewiesen wird, obwohl sie sich hätte ergeben dürfen.

„Der Mensch ist einmal geneigt, neue Associationen, die seinem Vorrath von Complexen nicht entsprechen, von der Hand zu weisen." (Stricker loco cit.)

Findet man aber directen Widerstand bezüglich der Association, so ist die Hilfe nie leicht; es muss dann auf ziemlich weitem Umweg vorerst getrachtet werden, in den „Vorrath von Complexen" erst jene Momente einzuführen, an welchen die Association geschehen soll; darin liegt aber oft ein ganzes Stück Unterricht, und diesen dem Zeugen zu ertheilen, sind wir selten in der Lage.

Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dass auch uns jene Umstände oft unbekannt sind, mit deren Hilfe der Andere associiert hat. Thomas Hobbes hat einmal die von einem Lehrbuch in das andere übergegangene Association erzählt, bei welcher vom englischen

---

[1]) Dr. Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie", Freiburg 1889—1892, Heft I—IV.

Bürgerkrieg gesprochen wurde, und ein Anwesender fragt, was unter Kaiser Tiberius ein Denar gegolten hat. Der Vorgang war so: Der Bürgerkrieg war unter Karl I., dieser wurde um 200000 £ von den Schotten ausgeliefert; Christus wurde um 30 Denare unter Kaiser Tiberius ausgeliefert; was ist ein Denar damals wert gewesen? Um nun einer solchen Association nachzukommen, bedarf man eines allerdings nur sehr bescheidenen Quantums historischer Kenntnisse, aber dieses Quantum muss man doch haben; dies sind nun allgemeine Dinge, die Jederman wissen kann, die persönlichen Verhältnisse und bloss subjectiven Erlebnisse, die dem Einzelnen zu Gebote stehen, sind dem Anderen aber ganz fremd, und sich in diese hinein zu fragen, ist oft recht schwer. Am einfachsten ist es noch, wenn man dem Gedächtnisse eines Zeugen zu Hilfe kommen will, um ihn auf einzelne Daten zu bringen: Also z. B. wenn man zu Zeitbestimmungen zu kommen sucht und ihn an Ereignisse erinnert, die sich zur fraglichen Zeit abspielten und mit deren Hilfe man zu einer Kalenderfixierung gelangt, oder wenn man ihn an Ort und Stelle der That bringt und die einzelnen Momente sich mit den localen Verhältnissen associieren lässt. Sollen sich aber nicht blos einzelne Daten, sondern ganze Ereignisse associieren, so muss eine eingehende Kenntnis der Verhältnisse vorausgehen, sonst gelingt keine Association, oder man kommt sogar zu ganz verkehrten Ergebnissen.

Von Wichtigkeit sind, allerdings nur in vereinzelten Fällen, jene Associationen, welche sich körperlich äußern, also, dass man am ganzen Leibe Ameisen spürt, wenn man nur glaubt, neben einem Ameisenhaufen gewesen zu sein, oder dass man bei anschaulichen Schilderungen von Wunden selbst an der betreffenden Körperstelle Schmerz empfindet. Es soll geradezu drollig sein, wie sich in den Vorlesungen der Dermatologen die gesammte Zuhörerschaft an jener Körperstelle krazt, wo es den jeweilig vorgestellten Patienten juckt.

Für unsere Zwecke können solche Erscheinungen, die doch nur durch Associationen zu erklären sind, in der Weise verwertbar sein, dass oft leugnende Beschuldigte von Beschädigungen derart associativ berührt werden, dass sie unwillkürlich Bewegungen machen, die den erwähnten Verletzungen entsprechen. Allerdings muss man da sehr vorsichtig sein, weil oft nur die genaue Beschreibung einer Wunde, namentlich bei sehr nervösen Personen

dasselbe bewirken kann, wie der Anblick derselben; wenn man aber die Verletzung gar nicht beschreibt, vielleicht ihren Sitz gar nicht erwähnt, und nur von „Verwundung“ im Allgemeinen spricht, und der Beschuldigte greift z. B. nach jener Stelle seines Körpers, an der beim Verletzten die Wunde gesessen ist, so hat man zum mindesten eine Mahnung, aufmerksam zu sein. Viel mehr ist ein solches Indiz allerdings nicht wert, mitunter ist aber schon eine solche Mahnung wichtig.

Im Großen und Ganzen können wir sagen, dass in der für uns bedeutenden Richtung des Associierens die Association zusammenfällt mit dem „Einfallen“, wir brauchen die Association, um für uns ein Bild des Herganges, eine Aufklärung eines einzelnen Momentes in demselben zu schaffen, es muss uns „etwas einfallen“, um zu wissen, wie etwas gewesen ist; wir brauchen die Associationen aber auch dazu, um zu erreichen, dass dem Zeugen etwas einfällt.

Das „Einfallen“ ist seinem Entstehen nach nicht immer dasselbe; wir wollen unterscheiden:

1. Das constructive Einfallen, bei welchem im Wege von Combinieren, von Schließen, von Vergleichen und Prüfen das Richtige zu finden getrachtet wird. Man associiert also absichtlich und bringt solche Vorstellungen zu einer feststehenden Vorstellung, welche in irgend einer Weise mit ihr associiert werden können und ein Resultat erwarten lassen. Sagen wir z. B., es handle sich um eine Brandlegung mit unbekanntem Thäter, so werden wir den Beschädigten veranlassen, dass er locale, temporale, ähnliche, contrastierende u. s. w. Associationen mit der Vorstellung aller ihm feindlich gesinnten Menschen oder entlassenen Dienstboten, Bettlern u. s. w. vornimmt, um so auf weitere Vorstellungen zu kommen, die Anlass zur Gewinnung von Anhaltspunkten sein könnten.

2. Das spontane Einfallen, bei welchem plötzlich scheinbar ohne irgend einen besonderen Anlass irgend ein Gedanke auftaucht. In Wirklichkeit geschieht dies aber immer im Wege von bewusster, meistens aber unbewusster Association, deren Weg später nicht mehr nachgewiesen werden kann, weil er unbewusst oder so rasch und sprunghaft zurückgelegt wurde, dass er nicht mehr verfolgt werden kann. Sehr oft wirken da vereinzelte Sinneswahrnehmungen mit, welche gleichzeitig Ideen verbunden haben, und die jetzt wieder verbunden werden. Sagen wir, ich hätte einmal bei einem nicht gewöhnlichen Geräusch, z. B. bei einem

Glockenton, den ich nicht häufig höre, Jemanden gesehen, so wird mir derselbe immer wieder einfallen, wenn ich jenen bestimmten Glockenton höre, ohne dass mir vielleicht die bestimmte Association bewusst wird, d. h. ich weiß gar nicht, warum er mir einfällt, die Verbindung dieses Menschen mit dem Glockenton geschieht unbewusst. Das kann noch viel weiter gehen. Jener Mensch hatte beim ersten Sehen z. B. eine rothe Kravatte, sagen wir mohnblumenrother Farbe — es kann daher geschehen, dass mir jedesmal beim Hören jenes Glockentones ein blühendes Mohnfeld einfällt — wer kann diesen Weg immer nachverfolgen!

3. Das accludierende Einfallen, bei welchem man lediglich durch möglichst langes ruhiges Festhalten einer Vorstellung ganz von selbst eine andere daneben auftauchen und sich mit ihr associieren lässt. Mir begegnet z. B. ein Mann, der mich grüßt, ohne dass ich ihn kenne; ich möchte aber wissen, wer er ist; spontan fällt mir nichts ein, constructiv ob Mangels von Material auch nichts, ich erwarte vom accludierendem Einfallen etwas, und suche nun, am besten bei geschlossenen Augen, die Vorstellung des Mannes möglichst lange festzuhalten. Plötzlich sehe ich ihn vor mir mit ernstem Gesichte und gefalteten Händen sitzen, rechts neben ihm ein ähnlicher Mann, links ebenfalls, darüber ein hohes Fenster mit eigenem Dämmerlicht — das Licht unseres Schwurgerichtssaales, der Mann saß mir als Geschworener gegenüber. Aber damit ist die Erinnerung nicht erschöpft. Ich suche sein sitzendes Bild zu verbannen und halte ihn wieder vor Augen. Ich sehe eine Thürverkleidung um ihn, Rebenranken schließen sich daran, es ist das Bild eines Krämers in einem kleinen Orte, der vor seiner Ladenthüre steht; ich halte das Bild angestrengt vor Augen — plötzlich fährt in der Vorstellung ein Wagen vor, mit ganz eigenthümlicher Bespannung, wie ich sie nur einmal an den Equipagen eines Gutsbesitzers sah; wer der ist, weiß ich wohl, wie die kleine Stadt neben seinem Gute heißt, weiß ich auch, und nun weiß ich plötzlich, dass jener Mann, dessen Namen ich wissen will, der Kaufmann X in Y ist.

Dieses Mittel des möglichst langen Festhaltens einer Vorstellung habe ich oft bei intelligenteren Zeugen (bei Frauen gelingt es ob ihrer Unruhe nicht oft) angewendet, und häufig mit überraschendem Erfolge — irgend eine weitere Vorstellung hat sich hiebei meistens angeknüpft.

4. Das retrospective Einfallen, das darin besteht, dass auffallender Weise auch Associationen nach zurück geschehen können; mir fällt z. B. der Name eines Menschen durchaus nicht ein, ich weiß aber, dass er ein Adelsprädicat besitzt, gleichlautend mit dem Namen einer kleinen Stadt in der Oberpfalz; ich komme endlich auf diese Stadt, sie heißt Hirschau, und nun associiere ich nach rückwärts ganz leicht: „Schaller von Hirschau". Dass sich Wortreihen nach vorne leicht gewohnheitsmäßig abrollen, ist natürlich, aber nach rückwärts ist es nur denkbar, wenn wir uns das erinnerliche Wort geschrieben denken und dann im Schriftbilde das Ganze associieren. Leider ist es schwierig, hiebei einem Anderen behilflich zu sein.

6. Erinnern und Gedächtnis.

In unmittelbarer Verbindung mit den Ideenassociationen steht das Erinnern und Gedächtnis, welches nebst der Wahrnehmung für uns das wichtigste Moment bei dem Können eines Zeugen darstellt. Ob er uns die Wahrheit sagen will, ist eine andere Frage, ob er sie aber sagen kann, hängt von Wahrnehmung und Gedächtnis ab. Das letztere ist aber eine höchst complicierte und verschieden organisierte Function, die zu verstehen uns schon im gewöhnlichen Leben schwer fällt, um so mehr aber dann, wenn Alles davon abhängt, ob sich der Zeuge etwas gemerkt hat, wie, auf wie lange dies geschah, welchen Theil des Eindruckes (etwa Namen, Zahlen, Oertlichkeit u. s. w.) er sich besser eingeprägt hat und in welcher Richtung die Erinnerungsfehler zu suchen sind. Sich darum nicht zu kümmern und alle Erscheinungen, die uns da entgegentreten, gleichmäßig über einen Leisten zu schlagen, ist für einen Richter geradezu unverzeihlich, und wenn man die reichhaltige Literatur und die große Arbeit, die diesem Gegenstande gewidmet wurde, überblickt, so gelangt man unwillkürlich zur Frage, für wen denn das Alles eigentlich gemacht wurde; nothwendiger als wir hat Niemand eine eingehende Kenntnis über das Wesen des Gedächtnisses.

Ich rathe jedem Criminalisten, sich mit der Literatur über das Gedächtnis zu befassen, und empfehle z. B. die Arbeiten von Stiedenroth,[1])

[1]) Stiedenroth, „Psychologie zur Erklärung der Seelenzustände", Berlin 1824.

Biunde,[1]) Hartenbach,[2]) Huber,[3]) Carus,[4]) Gratacap,[5]) Hering,[6]) Bergemann,[7]) Hensen,[8]) Lewy,[9]) Müller und Schuhmann,[10]) Münsterberg,[11]) Höffding,[12]) Ribot,[13]) Alexander,[14]) Ebbinghaus,[15]) Cattell,[16]) Scripture,[17]) Gerber,[18]) Wolfe,[19]) Uphues,[20]) Bourdon,[21]) Kräpelin,[22]) Delboeuf,[23]) Lasson,[24]) Nicolai Lange,[25]) Arréat,[26]) Richet,[27]) Forel,[28])

---

[1]) Biunde, „Versuch einer systematischen Behandlung der emp. Psychologie", 3 Bände, Trier 1831.

[2]) E. Hartenbach, „Die Kunst, ein vorzügliches Gedächtnis zu erlangen", Quedlinburg 1837.

[3]) Joh. Huber, „Das Gedächtnis", München 1878.

[4]) Friedrich August Carus, „Psychologie", herausgegeben von F. Hand, Leipzig 1823.

[5]) Gratacap, „Theorie de la mémoire", Paris 1866.

[6]) E. Hering, „Ueber das Gedächtnis als eine allgemeine Function der organischen Materie", Wien 1870.

[7]) Bergemann, „Gedächtnistheoretische Untersuchungen", Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. I.

[8]) Hensen, „Ueber das Gedächtnis", Rectoratsrede, Kiel 1877.

[9]) Waldemar Lewy, „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane von Ebbinghaus und König", Hamburg und Leipzig, Bd. 8.

[10]) G. E. Müller und F. Schuhmann, Ebenda Bd. VI.

[11]) Dr. Hugo Münsterberg, „Die Association successiver Vorstellungen". Ebenda Bd. I.

[12]) H. Höffding, „Psychologie", Leipzig 1887.

[13]) Ribot, „les maladies de la mémoire", Paris 1881.

[14]) Bernhard Alexander, „Kant's Lehre vom Erkennen", Budapest 1876.

[15]) Hermann Ebbinghaus, „Ueber das Gedächtnis", Leipzig 1885.

[16]) Cattell J. Mc. Keen in „Mind", 11., 13., 14., 15. Band.

[17]) E. W. Scripture, „Ueber den associativen Verlauf der Vorstellungen", Philosophische Studien, 7. Band.

[18]) Gustav Gerber, „Die Sprache und das Erkennen", Berlin 1884.

[19]) H. K. Wolfe, „Untersuchungen über das Tongedächtnis", Wundt's philosophische Studien, Band III.

[20]) Goswin K. Uphues, „Ueber die Erinnerung", Leipzig 1889.

[21]) Bourdon, „Influence de l'âge sur la mémoire immediate", Rev. philos. Band 38.

[22]) Kräpelin, „Ueber Erinnerungstäuschungen", Archiv für Psychiatrie XVII. 3.

[23]) Delboeuf, „Rev. Philos." IX.

[24]) Lasson, „Das Gedächtnis", Berlin 1894.

[25]) Nicolai Lange, „Beiträge zur Theorie der sinnlichen Aufmerksamkeit", Wundt's philosophische Studien, IV.

[26]) Lucien Arréat, „Mémoire et imagination", Paris 1894.

[27]) Richet, „les origines et les modalités de la mémoire", Rev. philos. 1886.

[28]) August Forel, „Das Gedächtnis und seine Abnormitäten", Zürich 1885.

Galton,[1]) Biervliet,[2]) Paneth,[3]) Fauth,[4]) Sander,[5]) Münsterberg,[6]) Koch,[7]) Lehmann,[8]) Féré,[9]) Jodl[10]) u. s. w.

a) Das Wesen des Gedächtnisses.

So wichtig das Gedächtnis für Jedermann ist, so viel Jeder immer damit zu thun hat und so sehr wir ihm eigentlich fast Alles verdanken, was wir sind und haben (E. Hering loco cit.), so wenig ist man sich über die eigentliche Natur desselben klar; vielfach hat man sich zur Erklärung mit Bildern helfen wollen.

Platon erläutert im Theaetet das Gedächtnis aus dem Beispiel mit dem Siegelring, der sich im Wachs abdrückt; von der Größe, Reinheit und Härte des Wachses hängt die Beschaffenheit und Dauer des Abdruckes ab.

J. H. v. Fichte sagt: „Nicht seine Producte, die einzelnen Vorstellungen, Wollungen und Gefühle werden vom Geiste bewahrt, und bilden den Grund seines unverwüstlich festhaltenden Gedächtnisses . . . die Möglichkeit das einmal selbstständig Geleistete zu wiederholen, diese bleibt im Geiste zurück."

James Sully [11]) vergleicht das Abnehmen des Gedächtnisses mit der Einwirkung der Feuchtigkeit auf ein altes Manuscript. Draper [12]) bringt ebenfalls ein physikalisches Beispiel; wenn man auf eine kalte, glatte Metallfläche z. B. eine Oblate legt, dann darauf haucht,

---

[1]) Galton, „Brain", II., July 1879.

[2]) J. J. van Biervliet, „la mémoire", Gand und Paris 1893.

[3]) J. Paneth, „Versuche über den zeitlichen Verlauf des Gedächtnisbildes". Centralblatt für Physiologie, Bd. IV.

[4]) Fauth, „Das Gedächtnis", Gütersleben 1888.

[5]) Sander, „Erinnerungstäuschungen", Archiv für Psychiatrie, Band IV, Wien.

[6]) Dr. Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie", II, IV.

[7]) J. L. A. Koch, „Ueber das Gedächtnis", Zeitschrift für Philosophie 1881, 78. Band.

[8]) Alfred Lehmann, „Ueber Wiedererkennen", philosophische Studien 5. Bd.

[9]) Ch. Féré, „Sur la Physiologie de l'attention". Rev. philos. 1890, 30. Bd.

[10]) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie", Stuttgart 1896.

[11]) James Sully, „Die Illusionen", internationale wissenschaftl. Bibliothek LXII. Bd., Leipzig 1884.

[12]) Draper, „Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft". Leipzig 1875.

so lange wartet, bis der Hauch verschwunden ist und dann die Oblate entfernt, so kann man ihr Bild selbst nach Monaten wieder hervorrufen, wenn man die fragliche Stelle behaucht. Ein anderer nannte im Scherze, aber ganz zutreffend, das Gedächtnis die Sparbüchse des Geistes, und E. Hering [1]) meint, dass das, was uns einmal bewusst war und wieder bewusst wird, nicht als Vorstellung, sondern als Stimmung fortdauert, die wieder wie bei einer Stimmgabel tönen kann, wenn sie richtig angeschlagen wird.

Reid [2]) behauptet, das Gedächtnis habe nicht die gegenwärtigen Ideen, sondern die Dinge, die vergangen sind, zu seinem Gegenstand.

Natorp [3]) erklärt die Erinnerung als eine Identification des Nichtidentischen, des Nichtjetzt mit dem Jetzt.

Nach Herbart und seinen Leuten (vgl. Hensen [4]) liegt das Gedächtnis darin, dass die Molecularumlagerungen, die in den Ganglienzellen als Reste verlaufener Eindrücke zurückbleiben müssen, später wieder erkannt und gleichsam gelesen werden können.

Nach Wundt und seinen Schülern handelt es sich um eine Disposition in den Centralorganen.

James Mill [5]) meint, dass in der Erinnerung nicht blos die Vorstellung des erinnerten Gegenstandes, sondern auch die Vorstellung liege, dass man ihn gesehen habe. Beide Vorstellungen zusammen machen das Ganze des Bewusstseinszustandes aus, den wir als Erinnerung bezeichnen.

Spinoza [6]) befasst sich mit der Freiheit über die Erinnerungen und behauptet, der Mensch habe keine Herrschaft darüber; da alle Gedanken, Gefühle und Entschließungen des Geistes bloße Resultate der Erinnerungen sind, so sei die menschliche Freiheit ausgeschlossen.

Uphues [7]) unterscheidet zwischen der Auffassung, nach welcher das Erkennen einen von ihm verschiedenen Gegenstand voraussetzt.

---

[1]) Ewald Hering, „Ueber das Gedächtnis u. s. w.“, Vortrag, Wien 1876.

[2]) Thomas Reid (Lewes, „Geschichte der Philosophie“, Bd. II).

[3]) Paul Gerhard Natorp, „Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode“, Freiburg 1888.

[4]) Dr. Victor Hensen, „Ueber das Gedächtnis“. Rectoratsrede: Kiel 1877.

[5]) James Mill, „Analysis of the phenomena of human Mind“.

[6]) B. Spinoza, Eth. III. Prop. II. Schol.

[7]) Goswin K. Uphues, „Ueber die Erinnerung“, Leipzig 1889.

Dies wird zunächst von Aristoteles erwähnt (vergleiche die von Ueberweg [1]) und Riehl [2]) citierten Stellen; dann Augustin,[3]) Ueberweg, Göring,[4]) Riehl, Fischer,[5]) Staudinger [6]) u. A.).

Seit Berkeley und Hume „ist das Erkennen nicht auf einen von ihm verschiedenen Gegenstand gerichtet, es setzt einen solchen nicht voraus, sondern die Erkenntnisthätigkeit besteht darin, dass dieser Gegenstand erzeugt oder gemacht wird. Das Erkennen verleiht den Vorstellungen eine Selbständigkeit, die ihnen nicht zukommt, und macht sie dadurch zu Gegenständen, es objectiviert sie, es setzt sie als Gegenstände."

Maudsley [7]) hilft sich damit, dass er das einmal im Bewusstsein Gewesene sich einfach als aufbewahrt vorstellt, so dass es dann wieder zum Vorschein kommen kann, während sich Dorner [8]) das Erkennen so erklärt:

„Das Mögliche ist nicht nur das blos Mögliche, im Gegensatz zum Wirklichen; vielmehr ist das Seiende als möglich aufzufassen, d. h. dem logischen Denken zugänglich; ohne das könnte es kein Erkennen geben."

Kulpe [9]) befasst sich mit der Frage, ob der Unterschied zwischen den Wahrnehmungsbildern und den Erinnerungsbildern nur darin bestehe, dass die letzteren nur schwächer seien (wie es die englische Philosophie und Psychologie beharrlich behaupten). Er kommt lediglich zu dem Schlusse, dass dies nicht bewiesen sei.

Fassen wir diese verschiedenen Aussprüche über das Wesen des Gedächtnisses zusammen, so kommen wir allerdings zur Ueberzeugung, dass weder eine Einigung darüber erzielt, noch eine klare Bestimmung gegeben wurde; es mag sicher richtig sein, wie sich Ebbinghaus [10]) in seiner immer klaren, nüchternen Weise den Grund davon zurechtlegt:

---

[1]) Friedrich Ueberweg, „System der Logik", 5. Aufl.

[2]) Alois Riehl, „Der philosophische Criticismus", 2 Bände, 2. Theil.

[3]) C. Acad. l. 3. c. 13, Soliloquia l. 14. c. 10.

[4]) Carl Göring, „System der kritischen Philosophie".

[5]) E. Fischer, „Die Grundfragen der Erkenntnistheorie".

[6]) Franz Staudinger, „Noumena".

[7]) Henry Maudsley, „Die Physiologie und Pathologie der Seele", deutsch von Böhm, Würzburg 1870.

[8]) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen", Berlin 1887.

[9]) Oswald Kulpe, „Grundriss der Psychologie", Leipzig 1893.

[10]) Hermann Ebbinghaus, „Ueber das Gedächtnis", Leipzig 1885.

„Unsere Kenntnis über das Gedächtnis stammt fast ausschließlich aus der Beobachtung extremer, besonders frappanter Fälle . . . . Verlangt man speciellere Aufschlüsse über das Detail der anfgezählten und anderer Abhängigkeitsbeziehungen, über ihre Structur, so verstummen die Antworten."

Um die einfachen, alltäglichen Vorgänge, welche die Tagesarbeit von uns Criminalisten bilden, um die hat sich eigentlich noch Niemand gekümmert, darüber finden wir keine Belehrung und daher stammen unsere großen Schwierigkeiten und — Fehler.

Wir werden uns damit begnügen, uns die einzelnen Auffassungen von Gedächtnis und Erinnerungen für einzelne Fälle gegenwärtig zu halten und bald die eine, bald die andere, wie es für den Fall passt, zu berücksichtigen, wir werden uns kurz als Gedächtnis die allgemeine Anlage zur Reproduction denken. „Reproduction" wollen wir ganz allgemein fassen, um darunter (mit E. Hering) auch das sogenannte unwillkürliche Reproducieren zu verstehen, wo Gestalten und Ereignisse vergangener Tage ungerufen heraufsteigen, d. h. mit Hilfe unbewusster Geistesarbeit durch mehr oder minder selbstthätiges Associieren von Vorstellungen. Gerade dieses unbewusste Reproducieren, diese scheinbar fast unwillkürliche Thätigkeit ist die vielleicht fruchtbarste, und mit Unrecht begegnen wir dem späteren „plötzlichen Einfallen", namentlich bei Beschuldigten und Entlastungszeugen, ausnahmslos mit Misstrauen. Es ist richtig, dass wir gerade da oft betrogen werden, weil hinter dem „plötzlichen Einfallen" häufig nur eine bessere Verabredung, Unterricht durch erfahrene Zellengenossen, am öftesten aber der Umstand liegt, dass es dem Verhafteten gelungen ist, durch einen entlassenen Mithäftling oder einen geschwärzten Brief eine Nachricht aus dem Kerker zu entsenden, wodurch falsche Alibi- oder sonstige Entlastungszeugen bestellt wurden. Da ist Misstrauen allerdings gerechtfertigt, wenn dem Beschuldigten plötzlich die wichtigsten Zeugen „eingefallen" sind. Immer ist das aber nicht so, und wenn wir an Vorgänge denken, die sich in uns selbst ereignet haben, so wissen wir, dass das Gedächtnis und die Fähigkeit, sich „an etwas zu erinnern", oft von Stimmung, Wohlbefinden, Oertlichkeit und am meisten von zufälligen Associationen abhängt, die sich nicht commandieren lassen und so zufällig eintreten, wie nur überhaupt im Leben etwas zufällig geschehen kann. Häufig ist nur der Zeitpunkt daran schuld, dass wir uns an etwas erinnern.

Jeder weiß, wie wichtig z. B. für solche Erscheinungen die Dämmerung ist, die man mit Recht „die Besuchstunde der Erinnerungen“ genannt hat, so dass es immer einer gewissen Beachtung wert ist, wenn Jemand behauptet, es sei ihm ein wichtiges Moment erst „in der Dämmerung eingefallen“. Zum mindesten ist eine solche Behauptung weiterer Nachforschung wert. Nicht schwierig wären alle derartigen Nachforschungen darüber, wie einem Anderen etwas plötzlich eingefallen ist, und ob es als wahrscheinlich angesehen werden darf, wenn wir halbwegs wüssten, wie der Vorgang dabei beschaffen ist. Mit vollem Recht hat Ebbinghaus (loco cit.) die einzelnen von ihm zusammengestellten Auffassungen als unzureichend erklärt; von ihnen erhält keine durch die Erfahrung Unterstützung — wir müssen uns auch da erst auf's Beobachten und Probieren verlegen.

Diese Erklärungen lassen sich im Wesentlichen in drei Gruppen theilen:

1. Das Aufgenommene verblasst, wird zur „Spur“ und von Neuaufgenommenem in schwächeren oder stärkeren Schichten überlagert; werden diese nun einmal bei Seite geschoben, so tritt die alte Spur hervor. (Aristoteles, Delboeuf.[1])

Hieher gehört auch die curiose Auffassung Bain's[2]) von der Besetzung einzelner Ganglienzellen durch einzelne Vorstellungen.

2. Die Vorstellungen versinken, verdunkeln und zerfallen; erhalten sie Unterstützung und Stärkung, so kommen sie wieder zu voller Klarheit. (Herbart, Waiz und deren Anhänger.)

3. Die Vorstellungen zerbröckeln, verlieren Theile. Tritt etwas ein, was verbindet und Fehlendes ersetzt, so ist Alles wieder vollständig (z. B. Lotze u. s. w.).

Wenn aber Ebbinghaus darin Recht hat, dass keine dieser Erklärungen im Allgemeinen befriedigt, so wird doch zuzugeben sein, dass für den einzelnen Fall bald die eine, bald die andere ein zutreffendes Bild gibt, und dass oft nach einem anderen gesucht werden muss. Die Vorgänge, wie eine Vorstellung zerstört und wieder hergestellt werden könne, mögen so vielfach verschieden sein wie jene, durch die ein Gebäude zerstört und wieder herge-

---

[1]) Delboeuf, „Le sommeil et les rêves“ (Rev. philos. IX).

[2]) Alexander Bain, „Mind and body“, 6. Aufl. 1878.

stellt werden kann. Ist ein Gebäude durch Feuer zerstört worden, so kann ich mir freilich das gebotene Bild nicht erklären, wenn ich nur annehme, dass es dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist, und ein Gebäude, welches durch Erdbeben gelitten hat, werde ich mit anderen Mitteln im Bilde herstellen müssen, als wenn Wassernoth über dasselbe gebrochen war.

In unseren Fällen, also wenn Jemand plötzliches Einfallen behauptet, oder wenn wir ihm behilflich sein wollen, damit ihm etwas einfällt, werden wir deshalb auch verschieden vorzugehen haben und uns, wie dies so oft geschehen muss, ganz empirisch verhalten. Wir müssen mit Hilfe des zu Vernehmenden bis zum Anfange der Entstehung der fraglichen Vorstellungen zurückgehen und so weit mit deren Entwicklung vorschreiten, als es das gegebene Material zulässt. Ebenso müssen wir bei der Frage nach dem Verschwinden der Vorstellung uns alle Möglichkeiten vor Augen halten, durch welche die Zerstörung bewirkt worden sein kann. An einer oder der anderen Stelle finden wir sicherlich Anknüpfung. Ein Hauptfehler bei solchen Constructionsarbeiten liegt in dem Uebersehen des Umstandes, dass das Subject bei keiner Sinnesempfindung rein passiv ist, sondern stets einen gewissen Grad von Activität aufwenden muss. Dies haben schon Locke und noch mehr Bonnet gewusst, [1]) und Jeder kann dies nachversuchen, wenn er entweder nicht sehen oder hören will, oder aber, wenn er möglichst activ ist und sich Mühe gibt, deutlich und scharf zu sehen und zu hören. Deshalb ist es so thöricht, Jemanden zu fragen, wie es komme, dass er weniger wahrnahm als der Andere, da sie doch gleich gute Sinne besitzen und dasselbe wahrnehmen konnten — um den Grad der Activität, den der Eine und der Andere aufgewendet hat, wird selten gefragt, und dies ist um so ungünstiger, als hievon dasjenige abhängt, was dann dem Gedächtnisse überliefert wurde. Haben wir also darüber klar zu werden, wie verschiedene Mittheilungen über gleichzeitig, aber vor längerer Zeit beobachtete Vorgänge zu vereinen sind, so genügt es nicht blos, Gedächtnis, Sinnenschärfe und Intelligenz der Betreffenden zu vergleichen, das Hauptaugenmerk ist auf die Activität zu richten, welche bei der betreffenden Sinneswahrnehmung in Bewegung gesetzt wurde.

---

[1]) Vergl. M. Offner, „Die Psychologie Ch. Bonnet's“ und J. Ward, „Assimilation and Association“.

b) Art der Reproduction.

Kant[1]) lässt „das Gedächtnis sich darin unterscheiden“:

1. Dass wir etwas ins Gedächtnis fassen,
2. dass wir es lange behalten,
3. dass wir uns sogleich desselben erinnern.

Dazu käme vielleicht noch als viertes, dass das Erinnerungsbild mit dem wirklichen möglichst übereinstimmt. Das ist nicht dasselbe, wie der Umstand, dass wir uns überhaupt erinnern. Es ist anzunehmen, dass die Form der Erinnerungsbilder bei den einzelnen Menschen sehr verschieden ist, weil auch der Einzelne solche Bilder von verschiedenen Gegenständen ebenso verschieden verwahrt. Ich kann zwei Menschen ganz gleich gut, gleich lang kennen und doch ganz verschiedene Erinnerungsbilder von ihnen haben. Wenn ich mich des Einen erinnere, so tritt eine lebensgroße, bewegte und bewegende, lebenswarme Gestalt vor mich, als ob er es selbst wäre, erinnere ich mich des Anderen, so sehe ich nur eine kleine, starre Silhouette, nebelhaft und farblos, wobei nicht etwa der Erste eine lebhafte und der Zweite eine langweilige Person sein muss. Noch deutlicher ist das bei Reiseerinnerungen; die eine Stadt tritt in der Erinnerung in Größe, Farbe, Bewegung auf, wie sie wirklich ist; die andere, in der ich gleich lange und nur wenige Tage später unter gleichen Verhältnissen, bei gleichem Wetter u. s. w. war, erscheint wie eine kleine, matte Photographie. Durch Nachfragen habe ich erfahren, dass dies bei Anderen ebenso vor sich geht, wie bei mir, und dass es für die Gedächtnisfrage von großem Unterschiede ist, in welcher Weise man sich an etwas erinnert, kann umso weniger zweifelhaft sein, als man in gewissen Zeitperioden mehr Bilder der einen Sorte als der anderen hat, und dass ebenso bei einzelnen Menschen die eine Gattung die Regel, die andere die Ausnahme bildet.

Nun gibt es aber eine Reihe von Erscheinungen, für die wir überhaupt ganz besondere Bildformen besitzen, die mit der Sache oft sehr wenig zu thun haben. Solche Beispiele werden von den Psychologen mitunter gegeben. So sagt Exner:[2])

---

[1]) Immanuel Kant's, „Menschenkunde oder philosophische Anthropologie“, herausgegeben von Fr. Chr. Starke, Leipzig 1831.

[2]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen“, I. Theil, Leipzig und Wien 1894.

„Wir können die Physiognomie eines Menschen sehr genau kennen, ihn unter 1000 herausfinden, es sind uns aber die Unterschiede zwischen ihm und Anderen nicht klar, ja wir wissen oft nicht, welche Farbe der Augen oder Haare Einer hat, würden uns aber sehr wundern, wenn er plötzlich andere hätte."

Bekannt ist weiters eine Erscheinung, auf die v. Kries [1]) besonders aufmerksam gemacht hat:

„Wenn wir die Contur einer sehr bekannten Münze aus dem Gedächtnis zeichnen sollen, irren wir uns unglaublich — sähen wir die Münze aber so groß, so würden wir uns noch mehr wundern."

Lotze [2]) weist ganz richtig darauf hin, dass unsere Erinnerung einen blendenden Lichtglanz, den überwältigenden Knall einer Explosion nie so wiederbringt, dass die Intensität des Vorgestellten im richtigen Verhältnis zum Eindruck steht. Ich glaube nur, dass man nicht so weit zu gehen braucht, und behaupte, dass man nicht einmal das Funkeln eines Sternes, das Knallen eines Pistolenschusses, den Geruch einer Resedablüte auch nur halbwegs entsprechend im Gedächtnis hat.

Maudsley [3]) weist mit Recht darauf hin, dass wir kein Gedächtnis für den Schmerz haben, „weil die Störung der nervösen Elemente verschwindet, sobald deren Integrität wieder hergestellt ist." Vielleicht auch deswegen, weil uns, wenn der Schmerz verschwunden ist, das *Tertium comparationis* fehlt. Auch hier braucht man sich nicht auf den Schmerz zu beschränken, sondern kann das Fehlen des Gedächtnisses überhaupt auf unangenehme Empfindungen ausdehnen. Wenn man die ersten Male von einem sehr hohen Trampolin ins Wasser springt, wenn sich das Pferd hebt, um eine Hürde zu nehmen, oder wenn einem im Gefecht zum ersten Male die Kugeln um die Ohren pfeifen, so sind das gewiss höchst unangenehme Empfindungen, und wer es ableugnet, der belügt sich oder die Anderen. Denken wir daran aber zurück, so meint man, es sei ja nicht so arg gewesen, man habe damals ziemlich viel Furchtsamkeit gehabt u. s. w. Das ist aber nicht richtig, sondern man hat einfach für diese Empfindungen kein Gedächtnis und hat vergessen, was man damals empfunden hat.

---

[1]) v. Kries, „Beiträge zur Lehre vom Augenmaß", Festschrift an Helmholtz, Hamburg 1892.

[2]) Dr. Rudolf Hermann Lotze, „Medicinische Psychologie", Leipzig 1852.

[3]) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

Das ist bei Vernehmungen von großer Wichtigkeit, und ich glaube, es hat uns noch kein Zeuge die Schmerzen, die eine Körperverletzung verursachte, den Schrecken, den eine Brandlegung veranlasste, die Angst bei einer argen Bedrohung halbwegs deutlich und der Sachlage entsprechend schildern können, nicht weil ihm „die Worte dazu fehlen", sondern weil er für diese Eindrücke nicht genug Gedächtnis hat. Natürlich macht auch da die Zeit viel aus, und wenn man kurz nach einem solchen unangenehmen Ereignisse seine Empfindungen schildern soll, so hat man sie jedenfalls noch verhältnismäßig besser im Gedächtnis als später; es kommt daher, dass der Vernehmende, der vor Jahren etwa etwas Aehnliches erlebt hat, den Vernommenen der Uebertreibung beschuldigt und meint, er kenne das selbst, es sei nicht so arg. Ein solcher Vorwurf wird meistens ungerecht sein, und die Verschiedenheit der Auffassung liegt lediglich im Verlaufe verschieden langer Zeit und dadurch bewirkter größerer Abnahme des Gedächtnisses.

Dazu kommen noch andere vereinzelte Momente.

Kant (loco cit.) macht z. B. auf die Gewalt aufmerksam, die wir auf unsere Einbildungskraft haben:

„Bei dem Gedächtnisse ist es von großer Wichtigkeit, dass unsere Willkür ein Vermögen über die Imagination hat, und dass wir unsere Imagination willkürlich bestimmen können, um Vorstellungen der vergangenen Zeit wieder hervorzubringen."

Aber nicht blos willkürlich hervorrufen können wir die Vorstellungen, sondern es liegt bis zu einem gewissen Grade in unserer Macht, diese Vorstellungen deutlicher und genauer aufzurufen. Es ist geradezu läppisch, wenn der Vernehmende den Zeugen einlädt, „sein Gedächtnis anzustrengen", „sich etwas Mühe zu geben" u. s. w., das bewirkt gar nichts oder bringt Unrichtiges zu Tage. Aber wenn man sich Mühe geben will, so kann man die „Imagination" des Zeugen anregen und ihn veranlassen, dass er „die Macht über die Imagination" ausübt; wie man das zu Wege bringt, hängt natürlich von Natur und Cultur des Zeugen ab, aber unterstützen kann man ihn, so wie der geschickte Lehrer den befangenen Schüler darauf bringen kann, sich zu erinnern. Wenn der Clavierspieler ein Musikstück, welches er einmal gut konnte, total vergessen hat, so kann man ihn mit zwei oder drei Accorden daraus meistens dazu bringen, dass er an diese Accorde nach vorne und rückwärts anschließt, und nach und nach kriegt er das ganze

Stück zu Wege. Freilich müssen die Accorde, die man dem Betreffenden zur Verfügung stellt, richtig gewählt sein, sonst helfen sie nichts.

Für die Wahl der zu gebenden Anhaltspunkte gibt es Regeln. Ebbinghaus (loco cit.) sagt:

„Die Verschiedenheit des Inhalts des Reproducierten ist von erheblichem Einfluss. Melodien können zur Qual werden durch die unerwünschte Hartnäckigkeit ihrer Wiederkehr. Formen und Farben pflegen sich nicht gerade aufzudrängen; und wenn sie sich wieder einstellen, so geschieht dies mit merklicher Einbuße an Deutlichkeit und Sicherheit. Vergangene Gefühlszustände endlich vergegenwärtigt man sich fast mit Mühe, in ziemlich blassen Schemen und oft nur durch die sie begleitenden Bewegungen."

Diesen Weisungen können wir in gewisser Beziehung wenigstens ganz gut nachkommen: Es wird natürlich Niemand behaupten, dass man einem Zeugen zu Erinnerungszwecken Musik vormachen soll, weil sich diese „so unerwünscht hartnäckig" dem Gedächtnis einprägt und Reproductionen veranlasst, ebenso wenig kann man mit Formen und Farben operieren und Gemüthszustände erregen, wohl aber führt uns das Gesagte zu der alten Regel zurück, dass man so viel als möglich mit dem fast immer verhältnismäßig wohl ausgebildeten Ortssinne arbeiten muss. Das hat schon Cicero [1]) vollkommen richtig gewusst:

„Tanta vis admonitionis inest in locis, id quidem infinitum in hac urbe, quocunque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium possumus."

Ja, er leitet überhaupt die Lehre vom Gedächtnisse vom Ortssinne ab, oder gibt wenigstens Jenen Recht, die das thun.

Wenn wir also einen Zeugen, der sich in unserer Amtsstube an gar nichts erinnert, *in locum rei sitae* bringen, so wirken dann in der günstigsten Weise alle genannten Momente zusammen. Vor Allem arbeitet das eigentliche Ortsgedächtnis, indem jeder einzelne Punkt, an dem sich etwas nun Wichtiges ereignet hat, eine Association nicht blos gestattet, sondern selbst dazu herausfordert. Weiters darf man nicht vergessen, dass das Reproducieren mitunter eine schwierige Leistung ist, und dass alle unnöthigen anderen Schwierigkeiten, die man dazu kommen lässt, die Arbeit der Re-

[1]) Cicero, „Ueber das höchste Gut", 5. Buch.

production wesentlich beeinträchtigen. Auch hier hat man nur eine bestimmte Anzahl von Einheiten geistiger Energie zur Verfügung, und jene Zahl von Einheiten, die man für Nebendinge abgeben muss, kommt für die Hauptarbeit der Reproduction in Abgang. Soll ich mich also z. B. an einen Vorgang erinnern, der sich bei dem Fenster eines bestimmten Hauses zugetragen hat, so werde ich daheim viele Mühe haben, mir die Form des Hauses, die Lage des Fensters, sein Aussehen u. s. w. ins Gedächtnis zu rufen, und bis dies halbwegs gelungen ist, habe ich mich schon so bemüht, dass für die Reproduction des eigentlichen Vorganges nicht genügend Kraft übrig bleibt; dazu kommt noch, dass ein Fehler in der Reproduction der Aeußerlichkeiten und der dadurch veranlassten falschen Association, wenigstens unter Umständen, störend für die Reproductionsrichtigkeit bei der Hauptsache sein kann. Bin ich aber an Ort und Stelle, kann ich Alles wieder sehen, was ich zur fraglichen Zeit erblickt habe, so entfallen alle diese Schwierigkeiten.

Dazu sind noch die anderen oben genannten Momente zu rechnen. Wenn irgendwo, so können allein an Ort und Stelle acustische Wirkungen derselben Art wieder auftreten: Zufällig kann dasselbe Glockengeläute oder ähnlicher Klang auftreten, das Rauschen des Baches ist dasselbe, das Windesrauschen, bedingt durch die localen Terrainerhebungen, Pflanzenbedeckung, besonders durch Bäume, dann durch Gebäude, ist an jedem Orte anders, und wenn es auch nur ein ganz feines Ohr besonders bezeichnen kann, worin der Unterschied liegt, so empfindet ihn doch unbewusst jeder normal Hörende; auch das allerorts bestehende Weltgeräusch wird überall verschieden und charakteristisch sein, und das Alles wirkt außerordentlich günstig auf Ideenassociation und Reproduction von Gewesenem.

Farben und Formen sind dieselben, Geruchsempfindungen derselben Art können dazu kommen, begreiflicher Weise gesellen sich dann dieselben Stimmungen, die doch so sehr von Aeußerlichkeiten abhängen, auch dazu, und sind diese einmal mit ihrer immer retrospectiven Tendenz vorhanden, so steigt die Erinnerung an einen beliebigen Vorgang und auch an den gewünschten von selbst auf. Was überhaupt zur Unterstützung einer Reproduction geschehen kann, das geschieht an Ort und Stelle des fraglichen Ereignisses, und es kann daher der Rath nicht dringend genug wiederholt

werden, in wichtigen Fällen ausnahmslos die Zeugen nur *in loco rei sitae* zu vernehmen. Dabei orientiert sich auch der Richter und erspart hiedurch stets eine Menge von Zeit und Mühe, da umständliche und schwer aufzufassende Beschreibungen durch wenige Worte ersetzt werden könnten, wenn man die Dinge sieht und sich bei denselben mit dem Zeugen verständigen kann.

Wer die Wichtigkeit der Vernehmung an Ort und Stelle nicht glauben will, braucht ja nur einmal eine Vernehmung zweimal zu machen, einmal in der Amtsstube und einmal *in loco rei sitae* — er bezweifelt den Unterschied gewiss nicht mehr. Allerdings darf dann die Sache nicht so gemacht werden, dass man mit dem Zeugen den Hergang an Ort und Stelle bespricht und dann beim Bürgermeister oder in dem eine halbe Stunde entfernten Wirtshause das Protocoll aufnimmt — dieses muss bis zum letzten Federstrich an Ort und Stelle aufgenommen werden, um immer wieder den Eindruck von Neuem zu haben und jede Kleinigkeit dort besprechen, im Zweifel nachsehen und corrigieren zu können. Dann sind auch die Unterscheidungen zwischen dem Vergangenen und dem später Dazugekommenen und Heutigen leicht festzuhalten, und man hält sich an die Regel von Uphues:[1]) „Eine Erkenntnis des Gegenwärtigen als gegenwärtig ist für das Zustandekommen der Erkenntnis des Vergangenen unter allen Umständen nöthig."

Zu welchen Ueberraschungen man bei solchen Vernehmungen kommen kann, hat schon Kant (loco cit.), freilich in anderem Sinne angedeutet: „Es sind viele Vorstellungen, deren wir in unserem Leben nie wieder bewusst werden würden, wenn nicht eine Veranlassung käme, die uns wieder daran erinnerte." Eine solche besonders starke Veranlassung ist aber die locale, weil sie oft alle Einwirkungen in Bewegung bringt, die unsere Sinne überhaupt nur aufzufassen vermögen.

Freilich schwindet diese Möglichkeit, Reproductionen mit künstlichen Mitteln zu bewirken, mit vorschreitender Zeit ebenso, wie die Erinnerung überhaupt.

„Aus der Verringerung der Festigkeit der Verbindung und der Stärke der Disposition ergibt sich jedesmal eine Verringerung der Bestimmtheit der Reproduction.

---

[1]) Goswin K. Uphues, „Ueber die Erinnerung", Leipzig 1889.

In der That wissen wir denn auch, dass wir uns von Erlebnissen, die sich an bestimmte Personen oder Dinge knüpften, und an die uns der Anblick der Personen oder Dinge ehemals mit Sicherheit erinnerte, später, wenn diese Vorstellungsverbindungen eine Lockerung erfahren haben, vielleicht nur noch eine sehr allgemeine Vorstellung machen können, auch dann, wenn die Personen oder Dinge sich uns von Neuem mit voller Bestimmtheit vor Augen stellen."

Aber bis es so weit gekommen ist, da müssen schon sehr ungünstige Verhältnisse eingewirkt haben.

Charakteristisch ist es, wie sehr es das Volk weiß, dass das Gedächtnis durch „besondere Veranlassungen" gestärkt wird. Höfler erwähnt, dass die spartanischen Knaben bei den Grenzsteinen gepeitscht wurden, damit sie sich an deren Lage erinnern, und heute noch haben unsere Bauern die Gepflogenheit, beim Setzen neuer Grenzsteine einige kleine Jungen an den Ohren und Haaren zu schütteln, damit sie sich an die Lage des neuen Grenzzeichens besser erinnern, wenn sie als Männer darum gefragt werden.

Deshalb glauben wir auch einem Zeugen lieber, wenn er irgend ein kräftiger wirkendes Ereignis erwähnen kann, welches sich zugleich mit dem heute fraglichen Umstand ereignet hat und ihn daran erinnert.

c) Eigenthümlichkeiten der Reproduction.

Unter den vielen Verschiedenheiten, welche die Menschen in ihren Eigenschaften aufweisen, ist die bezüglich ihres Gedächtnisses nicht die letzte. Wie allgemein bekannt, äußert sich diese Verschiedenheit nicht blos in der Stärke, Verlässlichkeit und Promptheit des Gedächtnisses, sondern auch darin, dass es sich bei den Einzelnen auf gewisse Gebiete erstreckt, oder dass der Eine rasch merkt, aber rasch vergisst, während der andere langsam merkt und langsam vergisst, oder dass der Eine wenig, aber gut, der Andere viel, aber nur beiläufig im Gedächtnis behält u. s. w.

Bezüglich des Gebietes, auf welches sich ein Gedächtnis erstreckt, kommen ganz absonderliche Dinge vor; im allgemeinen darf man voraussetzen, dass ein Gedächtnis, welches sich in einer Richtung besonders stark entwickelt hat, dies gewöhnlich auf Kosten des Gedächtnisses in einer anderen Richtung thun musste. So schließen sich Zahlen- und Namensgedächtnis in der Regel aus.

Mein seliger Vater hatte ein so schlechtes Namensgedächtnis, dass er häufig meinen Vornamen, den seines einzigen Sohnes, nicht rasch fand; oft genug citierte er eher die Namen seiner vier Brüder, bis er, und das erst nicht immer, auf meinen Namen verfiel. Wenn er eine Vorstellung vornahm, so lautete sie etwa: „Mein verehrter Collega hm — hm —, mein lieber Jugendfreund hm — hm.“ Dagegen war sein Zahlengedächtnis ganz überraschend; nicht blos Zahlen, die ihn aus irgend einem Grunde interessierten, waren seinem Gedächtnisse für Lebenszeit eingeprägt, er merkte sich auch Zahlen, die ihn nicht im entferntesten berührten und die er nur zufällig gelesen hatte. Die Einwohnerzahlen von Ländern und Städten hatte er in unglaublicher Menge präsent, und ich erinnere mich, dass er einmal z. B. anlässlich eines zufälligen Gespräches die Runkelrübenproduction eines Landes für die letzten 10 Jahre hersagte, oder dass er die Fabriksnummer meiner Uhr, die er mir vor 15 Jahren geschenkt und seitdem nie mehr in der Hand hatte, zu sagen wusste. Er äußerte sich oft, dass ihm die Zahlen, die er im Kopfe trage, zur Last würden. Der Symptomatik halber sei erwähnt, dass er kein guter Mathematiker, aber ein so vorzüglicher Kartenspieler war, dass Niemand mit ihm spielen wollte. Er merkte nämlich alle Stiche und wusste sofort zu berechnen, welche Karten jeder habe, weshalb er gleich zu Anfang des Spieles (namentlich bei Whist oder l'Hombre) sagte, wie viel Stiche jeder haben müsse.

Solche verschiedene Ausbildungen sind häufig und für uns deshalb wichtig, weil wir oft einem Zeugen auf einem Gebiete etwas nicht glauben wollen, weil sich sein Gedächtnis auf einem anderen als unverlässlich erwiesen hat; Beispiele geben hievon besonders die älteren Schriftsteller, wie Schubert [1]) und Drobisch [2]); aber auch die Beobachtungen, welche die ganz modernen, wie Charcot und Binet, über gewisse Rechenkünstler (Inaudi, Diamandi u. s. w.) gemacht haben, stimmen damit überein, dass dieselben ihr Zahlengedächtnis auf Kosten anderer Gebiete ausgebildet haben. Linné erzählte schon von den Lappen, „die sich sonst gar nichts merken“, aber jedes ihrer unzähligen Rennthiere kennen, und der holländische Blumenfreund Voorhelm hatte nur Gedächtnis für Tulpen, das war aber so groß, dass er nach den trockenen Zwiebeln 1200 Arten von Tulpen fast absolut sicher erkannte.

[1]) Schubert, „Geschichte der Seele“, Stuttgart und Tübingen 1847.

[2]) Drobisch, „Empirische Psychologie“, Leipzig 1842.

Diese Gebiete sind überhaupt oft merkwürdig enge eingegrenzt. Abgesehen von Specialisten (Numismatiker, Zoologen, Botaniker, Heraldiker u. s. w.), die außer ihrem stupenden Gedächtnisse für ihre Sachen, sonst gar kein Gedächtnis zu haben scheinen, gibt es Leute, die sich nur Rhytmen, Melodien, Gestalten, Formen, Titel, Moden, Dienstverhältnisse, Verwandtschaften u. s. w. merken können. v. Volkmar[1]) hat das besonders durchgeführt. Derselbe Psychologe hat auch darauf aufmerksam gemacht, wie oft Halbblödsinnige für gewisse Dinge ein erstaunliches Gedächtnis haben. Auf dasselbe haben ganz gleich der englische Philosoph Maudsley,[2]) dann Schubert,[3]) Hofbauer,[4]) du Potet[5]) und der steierische Volksdichter Rosegger hingewiesen. Der letztere, vielleicht der beste Kenner der Volksseele in unseren Alpenländern, hat das vortrefflich gekennzeichnet. Wie in allen Gebirgsgegenden haben auch wir eine große Zahl jener unglücklichen Blödsinnigen, die, in voller Entwicklung, Cretins genannt, in milderer Form als halbwertige Menschen, vom Volke „Trotteln" geheißen, nicht so viel Verstand besitzen, um ihr Leben verdienen zu können. Trotzdem gibt es unter ihnen solche, die für gewisse Dinge ein überraschendes Gedächtnis besitzen. Der „Kalendertrottel" weiß die Wetterprophezeiungen des Kalenders vom vorigen und heurigen Jahre für jeden Tag zu sagen; der „Heiligentrottel" kennt Tag und Geschichte jedes Heiligen der katholischen Kirche; der „Raintrottel" kennt die Raine (Grenzen) aller Liegenschaften und weiß ihre Besitzer; der „Viehtrottel" kennt aus den größten, gemeinsam geweideten Heerden jedes Stück Vieh und weiß, wem es gehört u. s. w. — selbstverständlich können sie alle nicht lesen.

Ueberhaupt macht man mit Halbblödsinnigen die Erfahrung, dass sie für Ereignisse, die recht eindrucksvoll und lärmend auftraten und auf sie Wirkung haben konnten, ein verhältnismäßig gutes Gedächtnis haben und treu wiedergeben. Gleichzeitig Auftretendes, was bei Vollsinnigen auch aufgenommen und im Gedächtnis verwahrt wurde und dabei oft sehr störend auf die Hauptsache wirkt, das vergessen Halbblödsinnige wieder und behalten

[1]) Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.
[2]) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".
[3]) Schubert, „Geschichte der Seele", II.
[4]) Hofbauer, „Untersuchungen über die Krankheiten der Seele."
[5]) du Potet, „Journal du magnétisme", V, 245.

daher das Wichtige besser. Allerdings bröckeln sie von dem zu Merkenden häufig zu viel ab und bieten dann zu wenig, um es gut verwerten zu können; hat ein solcher Mensch z. B. mit angesehen, wie einer auf den anderen geschossen hat, so merkt er sich nur den Schuss allein, was vorausgieng und nachfolgte, was auch sonst zugleich geschehen ist, das merkt er sich nur ganz kurze Zeit; bis zur Vernehmung weiß er oft nicht nur Nichts mehr davon, sondern stellt es geradezu als geschehen in Abrede. Das ist das Gefährliche in den Aussagen solcher Menschen. Im Allgemeinen glaubt man ihnen, und zwar mit Recht, ganz gerne: „Kinder und Narren reden die Wahrheit", das, was sie sagen, stellt sich bei näherer Prüfung als richtig und verlässlich heraus, und wenn sie nun andere Vorkommnisse in Abrede stellen, so übersieht man, dass sie es lediglich vergessen haben, und glaubt, die Sache habe sich wirklich nicht ereignet.

Aehnliche Erfahrungen macht man mit Kindern (vergleiche später im Capitel „Kinder" II, B, 1, b).

„Kinder und Thiere leben nur in der Gegenwart, weil sie keine Geschichte organischer Vorstellungen in ihrer Seele haben, sie reagieren direct auf die erhaltenen Einflüsse, ohne dass ihre Vorstellungen von Früherem gestört werden." (Maudsley loco cit.)

Allerdings gilt das nur für ganz kleine Kinder; später sind ja Kinder gute Zeugen, und der gutgeartete Knabe ist überhaupt der beste Zeuge, den es gibt. Nie zu vergessen ist nur, dass bei Kindern spätere Ereignisse merkwürdig leicht frühere derselben Art verwischen können. Man pflegt zu sagen: „Kinder und Völker denken immer nur an die letzten Schläge," und das ist mit allen möglichen Ausdehnungen ganz richtig. So wie Kinder das liebste Spielzeug, allerdings nur für einige Zeit, fahren lassen, wenn ihnen ein neues gereicht wird, ebenso erzählen sie immer nur die letzte Geschichte, die sie erlebt haben. Dies ist namentlich so, wenn es sich um mehrere Facten, z. B. wiederholte Misshandlungen, wiederholte Diebstähle u. s. w. handelt, wobei man stets nur vom letzten zu hören bekommt. Die früheren können bis zum vollkommenen Vergessen entschwunden sein.

Systematische Untersuchungen über das Gedächtnis der Kinder hat Bolton [1]) gepflogen. Er kommt zu übrigens bekannten Ergeb-

[1]) Th. E. Bolton, „The growth of memory in school children", American Journal of psychology IV.

nissen: Der Umfang des Gedächtnisses misst die Fähigkeit des Kindes, seine Aufmerksamkeit zu concentrieren. Gedächtnis und scharfer Verstand ist nicht immer beisammen (den letzten nicht blos für Kinder giltigen Satz hat schon Aristoteles gekannt).

Im Allgemeinen behalten Mädchen besser als Knaben. (Man könnte auch sagen, dass im Allgemeinen die Intelligenz der Mädchen so lange größer ist, als es sich nicht um anhaltende geistige Arbeit und namentlich um das Schöpfen eigener Gedanken handelt.)

Blos einmal vorgelesen, behalten die Kinder höchstens 6ziffrige Zahlen. (Erwachsene in der Regel auch nicht viel mehr.)

Für die Zeit des Vergessens im Allgemeinen hat Ebbinghaus [1]) ein vortreffliches Schema gegeben. Er hat das Vergessen einer erlernten Reihe von 13 Silben (ganz sinnlose) studiert, und zwar so, dass er die Zeit maß, welche nöthig war, das Vergessene wieder zu ersetzen: Nach einer Stunde brauchte er die halbe ursprünglich zum Lernen nöthige Zeit, nach 8 Stunden zwei Drittel des ersten Aufwandes. Dann verlangsamte sich der Verlustprocess; nach 24 Stunden haftete fast noch ein Drittel, nach 6 Tagen ein Viertel, nach Ablauf eines Monates noch ein reichliches Fünftel der erstverwandten Arbeit in seinen Nachwirkungen.

Ich habe dies im Groben bei zahlreichen und verschiedenen Personen nachgeprüft: es ist vollkommen richtig. Selbstverständlich ändern sich die Zeitmaße nach dem Gedächtnisse der betreffenden Menschen, aber die Verhältnisse bleiben dieselben, so dass man beiläufig sicher angeben kann, wie viel Jemand nach einer bestimmten Zeit von etwas ihm bekannt gewesenen noch wissen muss, wenn man nur eine Verhältniszahl nachprüfen konnte. Die Ebbinghaus'sche Arbeit möchte ich überhaupt zum Studium für Criminalisten empfehlen, sie ist voll der brauchbarsten Winke und absolut zuverlässig in ihren Angaben.

Ueber das Merken besonderer Momente, also, was leichter und was schwerer zu merken ist, sollte man nicht viel Vergleichendes und Unterscheidendes gelten lassen, es ist Alles zu unsicher und individuell. Man hat gewisse Behauptungen aufgestellt, die ja häufig zutreffen: z. B. dass man etwas in Versen (namentlich in Reimen) leichter merkt als in Prosa, oder in gewissen Reihen und Formen leichter als Regelloses. Aber einerseits

[1]) Hermann Ebbinghaus, „Ueber das Gedächtnis", Leipzig 1885.

handelt es sich hier nur um eine Entlastung des Gedächtnisses, nicht um seine Güte, und andererseits ist dies nicht einmal ausnahmslos richtig; es gibt z. B. ziemlich viele Menschen, die Prosa leichter merken als Verse.

Viel weiter darf man aber in der Aufstellung von solchen Regeln nicht gehen. Vor 40—50 Jahren hat man solche Untersuchungen gerne betrieben und sie in Archiven und sonstigen Zeitschriften niedergelegt; von den unzähligen blos ein Beispiel, in welchem Hegelmaier [1]) beweisen will, dass horizontale Linien rücksichtlich ihrer Länge besser gefasst und gemerkt werden, als verticale. Wenn dies bei Einzelnen so der Fall ist, ist es vielleicht Zufall, sicher aber nicht so allgemein giltig, dass wir daraus Schlüsse ziehen dürfen.

Daran, dass Greise, wie genügend bekannt, ein gutes Gedächtnis für Längstvergangenes, aber ein schwaches für Ereignisse der letzten Zeit haben, ist nichts Merkwürdiges; es wird meistens dahin erklärt, dass alte Leute im Gehirn eine Verminderung der Energie erleiden, so dass es Einflüsse nicht mehr assimiliert, es wird dann die Vorstellung dunkel und die Beurtheilung der Thatsachen incorrect. Es sind daher nur Fehler im Neuaufnehmen — was schon aufgenommen ist, wird davon nicht berührt.

Dass bei einer so merkwürdigen und fein organisierten Function, wie es das Gedächtnis ist, Anomalien und Absonderlichkeiten aller Art vorkommen, kann nicht Wunder nehmen, wir werden es sogar als Regel aufstellen, die auftretenden, selbst überraschenden Erscheinungen vorerst nicht als unmöglich aufzustellen und darüber den Sachverständigen zu befragen. Ueber die pathologischen und pathoformen Erscheinungen wird .der Arzt Aufschluss geben, es wird aber eine Reihe von Gedächtnisformen geben, die nichts Krankhaftes aufweisen und doch auffallend, seltsam und deswegen unwahrscheinlich aussehen; für solche Erscheinungen wird der erfahrene Psychologe von Fach als Sachverständiger auftreten müssen, der den einzelnen Fall, wenn schon nicht erklären, so doch dadurch als möglich hinstellen wird, dass er aus der Literatur bekannte ähnliche Ereignisse aufzählen kann. Diese ist an solchen Beispielen reich, und namentlich früher hat man derartige Er-

[1]) F. Hegelmaier, „Ueber das Gedächtnis für Linearanschauungen", Archiv für physiologische Heilkunde (K. Vierordt), 11. Jahrgang, 1852.

scheinungen gerne gesammelt und wissenschaftlich untersucht; die sonst so verdienstliche moderne Psychologie unterlässt es leider, diesen Problemen näher nachzugehen; allerdings ist ihre Arbeit eine so große, dass die praktischen Alltagsfälle einer späteren Arbeitsperiode vorbehalten bleiben müssen. Hier seien nur einige in der Literatur bekannte Fälle angeführt.

Die bekannteste ist die Geschichte von der irländischen Magd, die im Fieber lange hebräische Sätze redete, die sie als Kind bei einem Prediger gehört hatte. Macnish[1]) ist der erste, der dies erzählt. Aehnlich ist ein zweiter Fall, den Grimaud de Caux[2]) mittheilt: Ein ganz dummer Mensch hat im Fieber längere Unterredungen seines Herrn, eines spanischen Gesandten, wiederholt, so dass dieser beschloss, ihn zu seinem Secretär zu machen. Als der Diener wieder gesund wurde, war er so dumm wie zuvor.

Nicht so auffallende, aber immerhin hieher gehörige Erlebnisse macht jeder Criminalist, der Gelegenheit hat, schwer verletzte, an Wundfieber leidende Menschen zu vernehmen. Diese machen ihm oft den Eindruck recht intelligenter Menschen, die genau und richtig erzählen; kommt man mit ihnen später nach ihrer Heilung wieder zusammen, so ist ihre Intelligenz weit weniger günstig zu beurtheilen.

Noch viel öfter beobachtet man, dass diese fiebernden Verletzten mindestens viel mehr und Richtigeres von der That wissen, als sie später anzugeben vermögen; diese Angaben sind auch, natürlich abgesehen von Delirien und Irrereden, häufig verlässlich.

Zahlreich sind die Fälle, in welchen Leute für ganz oder für einige Zeit das Gedächtnis verloren haben; solche Ereignisse erzählt z. B. Hartenbach,[3]) Pick,[4]) van Goens,[5]) Gruner,[6]) Beattie[7]) u. s. w. Ich habe einmal[8]) genauer einen Fall erzählt, der einen

---

[1]) Macnish, „philosophy of sleep".

[2]) Grimaud de Caux cité par Duval Jouvé, „Traité de logique etc."

[3]) Dr. Ewald Hartenbach, „Die Kunst, ein vorzügliches Gedächtnis zu erlangen", Quedlinburg 1837.

[4]) Dr. A. Pick, „Zur Pathologie des Gedächtnisses", Archiv für Psychiatrie (Westphal), XVII. Band.

[5]) Moritz van Goens, „Magazin für Erfahrungsseelenkunde", Band 7.

[6]) Gruner, dortselbst.

[7]) Beattie, „Dissert. moral and critical", London.

[8]) Dr. Hans Gross, „Lehrbuch für den Ausforschungsdienst der Gendarmerie".

verstorbenen Freund betraf, der plötzlich anlässlich eines entsetzlichen Sturzes im Gebirge das Gedächtnis für Alles vollkommen verloren hatte, was sich einige Stunden vor dem Sturze zugetragen hat. Anlässlich dieser Veröffentlichung bekam ich eine Anzahl von Mittheilungen durch Berufsgenossen, welche ähnliche Fälle behandelten. Ich entnehme daraus, dass die Fälle, in welchen Leute durch schwere Kopfverletzungen das Gedächtnis für Ereignisse vor der Verwundung verlieren, ganz häufig sind.

Dieselben sind für uns namentlich deswegen wichtig, weil wir solche Mittheilungen, wenn sie von Beschuldigten kämen, gewiss nicht glauben würden, da durchaus nicht einzusehen ist, warum die Ereignisse vor der Verletzung verschwinden, gleichsam als ob jeder Eindruck erst einer Fixierung, wie eine Kohlenzeichnung, bedürfte. Da diese merkwürdige Erscheinung aber von den glaubhaftesten Leuten versichert wird, die an der Sache gar kein Interesse haben, so müssen wir es unter Umständen auch glauben, wenn es von Beschuldigten behauptet wird. Dass derartiges überhaupt nicht vereinzelt steht, beweist der Umstand, dass Leute, die vom Blitz betäubt wurden, später Alles vergessen haben, was kurz vor dem Blitzschlag geschehen ist (vergleiche hierüber u. a. noch Oesterlen,[1]) Jessen,[2]) Griesinger[3]) u. s. w.).

Ich kann es nicht unterlassen, auch hier des von mir anderwärts besprochenen Falles Brunner zu gedenken. 1893 wurden zwei Kinder des Lehrers Brunner in Dietkirchen in Bayern ermordet, dessen Frau und das Dienstmädchen schwer verwundet. Die Frau kam nach langer Zeit zum Bewusstsein, schien beiläufig orientiert, konnte aber dem erschienenen Untersuchungsrichter über den Hergang, die Person des Thäters u. s. w. nicht das Allergeringste mittheilen, und als es zur Fertigung dieses negativen Protokolles kam, unterschrieb sie statt „Martha Brunner" den Namen „Martha Guttenberger". Glücklicherweise griff der Untersuchungsrichter dies auf und fragte, was es mit dem Namen Guttenberger für ein Bewandtnis habe. Die Hausleute theilten ihm mit, so habe der frühere Geliebte des Brunner'schen Dienstmädchens,

[1]) Oesterlen in „Maschka's gerichtlicher Medicin".

[2]) Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", Berlin 1855.

[3]) Griesinger, „Pathologie und Therapie der psych. Krankheiten", Stuttgart 1845.

ein übel beleumundeter Bursche, geheißen. Er wurde verfolgt und in München aufgegriffen, wo er sofort den Mord gestand. Als die Frau Brunner wieder gesund war, erinnerte sie sich auch genau, dass sie in dem Mörder schon damals den Guttenberger bestimmt erkannt hatte.

Der psychologische Hergang war also offenbar der, dass die Vorstellung, Guttenberger sei der Thäter, bei der Brunner in die zweite Sphäre des Bewusstseins, das Unterbewusstsein, gesunken war, so dass ihr im eigentlichen Bewusstsein nur klar war, der Name Guttenberger habe mit der Sache etwas zu thun; diesem Umstande glaubte sie bei ihrem damaligen geschwächten Geisteszustande dadurch Genüge geleistet zu haben, dass sie sich mit diesem Namen versehen wähnte und so unterschrieb. Erst als der Druck von ihrem Hirne gewichen war, trat die Vorstellung, dass Guttenberger der Mörder war, wieder aus dem Unterbewusstsein in das eigentliche Bewusstsein. Der schönste Beweis für Dessoir's [1]) doppelte Bewusstseinssphären!

Darüber, dass Leute mit Kopfverletzungen einzelne Worte vergessen, darüber spricht jede gerichtliche Medicin. Besonders viele Beispiele gibt Taine, [2]) Guerin, [3]) Abercrombie [4]) u. s. w., ja Winslow [5]) erzählt noch, dass eine Dame in Folge einer sehr starken Blutung ihr ganzes Französisch vergessen hatte. Ebendaselbst wird mitgetheilt, dass Henry Holland in einem sehr tiefen Schachte des Harz sich derart ermüdet hatte, dass er alles Deutsch vergessen hat. Als er sich gestärkt und erholt hatte, fiel ihm Alles nach und nach wieder ein.

Ob wir all dies einem Beschuldigten glauben würden, wenn er es uns erzählen wollte?

Auffallend sind noch die Gedächtniserscheinungen, welche bei Sterbenden vorkommen, und bei welchen längst vergessene und nie mehr bedachte Erinnerungen auftauchen. Die englischen Psychologen citieren hiebei stets die Mittheilung des Dr. Rush, der in seiner lutherischen Congregation Deutsche und Schweden hatte, die kurz

---

[1]) Max Dessoir, „Das Doppel-Ich", Berlin 1889.

[2]) H. Taine, „Der Verstand", deutsch v. L. Siegfried, Bonn 1880.

[3]) Dictionaire d'histoire naturelle publié par M. Guerin; Artikel v. Grimaud de Caux Duval Jouve logique.

[4]) Abercrombie, „Inquiry into the intellectual powers".

[5]) Winslow, „an obscure Disease".

vor ihrem Tode in ihrer Sprache beteten, obwohl sie dieselbe 50—60 Jahre lang nicht mehr gesprochen hatten. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass manches Geständnis auf dem Todtenbette mit dieser Erscheinung einen gewissen Zusammenhang hat.

An der Grenze von ungenauem Wahrnehmen und sofortigem Vergessen stehen jene Fälle, in welchen bei großer Aufregung wichtige Ereignisse gar nicht zum Bewusstsein kommen. Ich glaube, dass hieran viel mehr das Gedächtnis, als die Sinneswahrnehmung Schuld trägt. Es ist gar nicht einzusehen, warum Jemand bei der größten Aufregung nicht sinnlich wahrnehmen könnte, wohl aber leuchtet es ein, dass die große Aufregung das eben Wahrgenommene wieder sofort vergessen lässt. In meinem früher genannten „Handbuch für Untersuchungsrichter" habe ich eine Reihe von Fällen hieher gehöriger Art genauer besprochen und verweise darauf — hier seien sie nur kurz angedeutet: Niemand der Zuschauer hat gesehen, dass Maria Stuart bei ihrer Hinrichtung zwei Streiche empfieng; bei einer vor Kurzem vorgenommenen Hinrichtung wusste mir keiner der Anwesenden zu sagen, welche Farbe die Handschuhe des Scharfrichters hatten, obwohl jeder die Handschuhe bemerkt hat; bei einem Eisenbahnunglücke behauptete ein Soldat, er habe Dutzende von zerquetschten Leichen gesehen, obwohl nur eine Person verunglückte; ein Gefangenaufseher, auf den sich ein fliehender Mörder gestürzt hatte, sah in seiner Hand ein langes Messer, es war aber ein Häring; bei der Ermordung Carnot's hatte weder einer von den drei Insassen des Wagens, noch die zwei Lakaien das Messer Caserio's oder die Stichführung gesehen u. s. w.

Wie oft mögen wir irre gehen, weil die Zeugen das Wichtigste in ihrer Aufregung — vergessen haben!

d) Die Erinnerungsfälschung.

Die sogenannte Erinnerungsfälschung, Paramnesie, besteht darin, dass man irrthümlich meint, etwas schon einmal erlebt, gesehen, gehört zu haben, obwohl dies nicht der Fall ist. Sie kann für criminalistische Arbeiten um so bedeutender werden, als sie leise und unvermerkt in den Kreis der Beobachtung eintritt und durch den erzeugten Irrthum zwar nicht direct, aber um so

schwerer entdeckbar, störend wirkt, so dass die entstandenen Fehler hintendrein kaum mehr wahrgenommen werden können.

Der Erste, der darüber schrieb, mag wohl Leibnitz gewesen sein (*perceptiones insensibiles*); später muss Lichtenberg daran gedacht haben, wenn er wiederholt behauptete, er müsse schon einmal auf der Welt gewesen sein, da ihm Vieles so bekannt vorkäme, was er „dermalen gewiss noch nicht erlebt habe". Später befasste sich Jessen [1]) damit, und Sander [2]) behauptet sogar, Jessen sei der Erste gewesen, der die Sache besprochen habe; dieser meine: Jeder kennt diese Erscheinung, indem plötzlich der Eindruck entsteht, als ob man das eben Erlebte schon erlebt habe und das Kommende voraussagen kann. Langwieser [3]) gibt an, dass man hiebei stets die Empfindung habe, als ob dies vor langer Zeit gewesen wäre, und Dr. Karl Neuhoff findet, es sei mit dieser Empfindung stets ein peinliches Gefühl, Unruhe, Beklemmung bis zum Alpdruck verbunden. Dasselbe Thema behandeln Wiedemeister,[4]) Huppert,[5]) Dugas,[6]) van Biervliet,[7]) Soury,[8]) Lalande,[9]) Bourdon,[10]) Anjel [11]) u. s. w.

Erklärungen sind verschiedentlich versucht worden. Wigan und Maudsley wollen darin ein gleichzeitiges Functionieren der beiden Hirnhälften erkennen; Anjel meint, das „falsche Gedächtnis beruhe in dem Abstande, der manchmal zwischen Wahrnehmung und Bewusstwerden eintritt, und Kulpe [12]) sagt, es seien „dies viel-

---

[1]) P. Jessen, Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie, Berlin 1855 und: Allgemeine Zeitschrift für Psychologie, Bd. 25, Supplementheft 48.

[2]) Wilhelm Sander, „Ueber Erinnerungstäuschungen", im IV. Band des Archivs für Psychiatrie und Nervenkrankheiten.

[3]) Langwieser, „Versuch einer Mechanik der psychischen Zustände."

[4]) Wiedemeister, „Ueber doppeltes Bewusstsein", allgemeine Zeitschrift für Psychologie, Band 27.

[5]) M. Huppert, „Doppelwahrnehmung und Doppeldenken", ibidem Bd. 26.

[6]) Dugas „L'impression de l'entièrement nouveau et celle du déjà vu" und „observations sur la fausse mémoire", Rev. philos. Band 37 und 38.

[7]) J. J. van Biervliet, „La paramnesie ou la fausse memoire", ibidem.

[8]) J. Soury, „La paramnesie d'après T. Vignoli".

[9]) A. Lalande, „sur les paramnesies", Rev. phil. Bd. 36.

[10]) B. Bourdon, „La reconnaissance de phénomènes nouveaux", ibidem Band 36.

[11]) Anjel, Archiv für Psychiatrie, vol. VIII.

[12]) Oswald Kulpe, „Grundriss der Psychologie", Leipzig 1893.

leicht Dinge, die Plato in seiner Lehre von der Präexistenz verwertet hat".

Eingehend hat sich mit der Erklärung Sully [1]) befasst, wobei er sucht, die Sache möglichst einfach zu erklären:

„Lebhafte Kinder glauben oft, etwas erlebt zu haben, was ihnen erzählt wurde. Das bleibt aber in der Erinnerung des Erwachsenen, der auch dann noch glaubt, dies wirklich erlebt zu haben."

Dasselbe kommt auch bei Kindern vor, wenn sie sich etwas recht dringend gewünscht haben. Ebenso dürften Erzählungen aus der Kindheit, wie sie Rousseau, Goethe, de Quincey geben, nur aus den luftigen Regionen des Traumlebens oder der wachen Phantasie herstammen, und Dickens hat sich mit diesem falschen Gedächtnisse in seinem Roman „David Copperfield" befasst. Sully meint weiters ganz richtig: „Wir machen auch dann Erinnerungsfälschungen, wenn wir Empfindungen falsch chronologisch datieren und glauben, als Kinder das gefühlt zu haben, was wir später empfanden und in die Kindheit zurückverlegten."

Ebenso richtig führt er manches hieher Gehörige auf Gelesenes zurück.

„Romane können einen solchen Eindruck machen, dass das dort Gehörte oder Beschriebene als wirklich erlebt erscheint. Ein Name oder eine Gegend scheint uns dann bekannt, blos weil wir etwas Aehnliches gelesen haben." — Darauf hat schon Hartley [2]) hingewiesen.

Man wird vielleicht recht thun, wenn man nicht alle Erscheinungen der Paramnesie auf dieselbe Weise erklärt, zumal eine Anzahl derselben nur zum Scheine dahin gehört. Man wird sehr oft Eindrücke bekommen, die man dem falschen Gedächtnisse zuzuschreiben geneigt ist, während man später gewahr wird, dass es echtes, unbewusstes Gedächtnis war, das hier gewirkt hat; man hat die Sache wirklich erlebt, hat es aber vergessen, dass dies der Fall war. Ich komme z. B. das erste Mal in eine Gegend und bekomme die Empfindung, dass ich diese Gegend schon einmal gesehen habe, weil dies aber thatsächlich nicht der Fall ist, so halte ich dies für einen Fall von Erinnerungsfälschung. Später

[1]) James Sully, „Die Illusionen" (Internationale wissenschaftliche Bibliothek LXII Bd.), Leipzig 1884.

[2]) David Hartley, „Observations on man", London 1749.

nehme ich wahr, dass ich, vielleicht in früher Kindheit, wirklich in einer Gegend war, die genau so aussah, wie die heute das erste Mal betretene, so dass die Erinnerung eine ganz richtige war, ich hatte nur das darauf bezogene Erlebnis vergessen.

Abgesehen von diesen unechten Erinnerungsfälschungen werden sich viele, wenn nicht alle, dadurch mit Sully erklären lassen, dass man etwas Aehnliches, wie das eben Erlebte, einmal gelesen oder gehört hat, wobei aber der Umstand, dass man dies gelesen oder gehört hat, halb vergessen oder, um mit Dessoir zu reden, in das Unterbewusstsein gesunken ist. Nur die Empfindung ist geblieben, nicht die Erinnerung, dass man es gelesen u. s. w. hat.

Der Rest des Hiehergehörigen lässt sich vielleicht durch lebhafte Träume erklären, die auch nur einen starken Eindruck hinterließen, aber als Träume vergessen wurden. Wer lebhaft zu träumen pflegt, wird wissen, wie oft man z. B. über Tags eine bestimmte heitere oder betrübte Stimmung haben kann, so als ob man etwas Heiteres oder Betrübendes erfahren hätte, und bei näherem Nachdenken wird man gewahr, dass man gar nichts erlebt, sondern nur geträumt hat. Eine solche Stimmung, namentlich aber die Erinnerung an etwas im Traume Gesehenes oder Gehörtes oder sonst Erlebtes, kann aber haften bleiben, und erlebt man später etwas Aehnliches wirklich, so kann leicht die Empfindung auftauchen, als wäre es schon einmal gewesen. Dies ist umso leichter möglich, als Träume nie vollkommen fix, sondern leicht modellier- und anpassbar sind, so dass auch die Erinnerung an das Geträumte sich gerne an das nun wirklich Erlebte anfügt, wenn die Aehnlichkeit nur eine beiläufige ist.

Dies Alles kann, wie jetzt allgemein versichert wird, bei jedem Menschen, gesunden und kranken, nervösen und nichtnervösen vorkommen (Kräpelin u. A. behaupten allerdings, Paramnesien träten nur in normalem Zustande auf). Ebenso wird allgemein angenommen, dass ein gewisser Ermüdungszustand des Geistes oder des Körpers das Auftreten derselben zum mindesten erleichtere, wenn nicht überhaupt bedinge. Dies scheint, so weit ich es an mir selbst nachprüfen konnte, richtig zu sein. Ich hatte solche Erinnerungsfälschungen am häufigsten während des bosnischen Occupationsfeldzuges 1878, als wir die argen par-force-Märsche von Esseg bis Sarajevo machten. Die Fälschungen traten aber regelmäßig nur Nachmittags auf, als wir schon sehr ermüdet waren.

Dann schien mir die ganze Gegend, in der ich natürlich mein Lebelang eher nicht war, vollkommen bekannt, und als ich, gleich zu Anfang, einmal den Befehl bekam, einen von Türken besetzten Han zu stürmen, so dachte ich mir lediglich, da werde nicht viel los sein, das habe ich ja schon oftmals gemacht und es ist nie dabei etwas passiert. Damals waren wir allerdings auf das Aeußerste erschöpft. Selbst als wir dann in den Han eingedrungen waren, imponierte mir die seltsame Umgebung gar nicht, und ich meinte, so sähe das Innere eines Hans immer aus — obwohl ich eher noch nie ein solches türkisches Straßen-Hotel in natura oder in Abbildung gesehen hatte.

Noch ein Erklärungsversuch wäre zu erwähnen, nämlich der, welcher hiezu die Vererbung heranzieht. Hiemit haben sich u. a. Hering[1]) und Sully (loco cit.) beschäftigt. Namentlich letzterer fasst die Sache so auf, dass wir öfter glauben, etwas selbst erlebt zu haben, während es irgend einem Vorfahren zugestossen ist. Sully meint, bestreiten lasse sich das im Allgemeinen nicht, da wir ja doch merken, wie Thiere eine Menge von Geschicklichkeiten (Nesterbauen, Nahrung finden, den Feinden entgehen, wandern u. s. w.) zweifellos ererbt haben. Beweisen ließe es sich aber nur dann, dass Paramnesien vererbte Erinnerungen sind, wenn z. B. ein Kind, dessen Eltern und Voreltern an der See wohnten, welches aber fern vom Meere aufgewachsen ist, beim ersten Anblick des Meeres das Gefühl hätte, dass ihm dies bekannt sei. So lange wir nicht solche Belege in größerer Zahl haben, bleibt die Annahme der mitwirkenden Vererbung nur eine Vermuthung.

Wenn gefragt wird, in welcher Weise Erinnerungsfälschungen auf Straffälle Einfluss nehmen könnten, so wollen wir nur ein Beispiel anführen. Es habe Jemand, aus dem Schlafe erwachend, wahrgenommen, dass sich sein Diener mit der auf dem Nachtkästchen liegenden Geldbörse zu schaffen machte, und er habe in Folge einer Gedächtnisfälschung geglaubt, dass er dies schon öfter wahrgenommen habe. Die Handlung des Dieners war vielleicht eine ganz harmlose und keineswegs auf Diebstahl gerichtet; wird aber durch das Zeugnis des Herrn festgestellt, dass dies schon wiederholt geschehen ist, dann wird vielleicht daran, dass der Diener schon oft gestohlen hat und auch diesmal stehlen wollte, nicht gezweifelt.

[1]) Ewald Hering, „Ueber das Gedächtnis u. s. w." (ein Vortrag), Wien 1876.

Generalisiert man, so darf gesagt werden, dass Erinnerungsfälschung immer dann bedenkliche Folgen haben kann, wenn sich etwas nur ein einzigesmal zugetragen hat, und wenn der Zeuge in Folge von Paramnesie glaubt, dasselbe schon wiederholt beobachtet zu haben. Sich solche Fälle in Menge zu denken, ist sicherlich nicht schwer, wohl aber wird man kaum sagen können, wie das Vorliegen von Erinnerungsfälschungen entdeckt werden soll, wenn man keine Kenntnis davon hat, d a s s sie überhaupt existieren.

Wenn wir alle Eigenthümlichkeiten und Seltsamkeiten des Gedächtnisses, dieser so verschiedenen Function des Geistes in Betracht ziehen, so muss es uns Wunder nehmen, dass die Wertschätzung desselben im besonderen Falle oft ganz anders ist, je nachdem sie von Anderen oder vom Träger des fraglichen Gedächtnisses selbst ausgeht. Mit Recht sagt Sully:

„Das Gedächtnis eines Anderen im Punkte seiner Glaubhaftigkeit anzugreifen, ist einer der kühnsten Schritte, die man bei dem Angriff auf tief eingewurzelte Ueberzeugungen thun kann. Das Gedächtnis ist die Privatdomäne des Individuums; es schöpft aus der geheimen Vorrathskammer seines eigenen Bewusstseins, in die ein Anderer nicht eindringen darf."

Ganz anders aber, wenn Einer selbst von seinem Gedächtnisse spricht, dann muss dieses alle Mängel auf sich nehmen, die eigentlich ganz anderen Geisteskräften anhaften. Besonders wir hören es bei Zeugenvernehmungen so oft: „Mein Gedächtnis ist zu schwach, um diese Frage zu beantworten" — „Seit der fraglichen Verletzung hat mein Gedächtnis abgenommen" — „Ich bin schon zu alt, das Gedächtnis verlässt mich" u. s. w. — in allen diesen Fällen ist aber n i c h t das Gedächtnis gemeint, und thatsächlich hätte der Betreffende sagen sollen: „Ich bin zu dumm, um diese Frage zu beantworten" — „Seit der fraglichen Verletzung haben meine Verstandeskräfte abgenommen" — „Ich bin schon zu alt, ich verblöde." So etwas hören wir niemals, seinen eigenen Verstand setzt Einer nur in den seltensten Fällen herab, die Fehler desselben auf das Gedächtnis zu schieben, das ist Jedem bequemer. Das geschieht aber nicht blos mit dem Worte, sondern auch in der ganzen Construction. Hat Einer etwas unrichtig wiedergegeben, sei es wegen falscher Beobachtung, sei es wegen mangelhafter

Combination, sei es wegen ungeschickter Verwertung der Thatsachen, so wird alldem selten die Schuld gegeben, sondern diese wird stets im Gedächtnis gesucht, und das kann leicht zu vollkommen unrichtigen Schlüssen führen.

e) Mnemotechnik.

Nur einige Worte über Mnemotechnik, Mnemonik, Anamnestik. Ein Verfahren kennen zu lernen, welches das Gedächtnis unterstützt, hat die Menschen begreiflicher Weise seit Langem interessiert. Als sein Begründer gilt allgemein Simonides von Keos; später soll sich der Sophist Hippias aus Elis eines Kunstgriffes bedient haben, um sich erstaunlich viel merken zu können; im Mittelalter hat sich eine Menge von Leuten damit befasst, und dies reicht herauf bis in unsere Tage. Wir selbst haben noch in der Logik die Schlussfiguren (Barbara, Cesare, Baroco u. s. w.) und in der lateinischen Grammatik die übrigens trefflichen Zumpt'schen Gedächtnisregeln („Was man nicht declinieren kann" u. s. w., „Die Männer, Flüsse, Städt' und Wind" u. s. w.) mit Vortheil lernen müssen. Auch in neuester Zeit haben die Bücher von Hermann Kothe,[1]) Hartenbach,[2]) Weber-Rumpe,[3]) Hörkens,[4]) Mauersberger[5]) u. s. w. hin und wieder von sich reden gemacht.

Im Allgemeinen legt die moderne Psychologie keinen Wert auf diese Dinge, Kant nannte sie „bloße Kunstgriffe"; Hegel sagte, man verwandle damit Namen in Bilder, und Fichte, die Mnemonik suche nur ein Band zwischen verschiedenen Vorstellungen (Huber[6]). Vergleiche die interessanten Erörterungen hierüber bei Höfler.[7])

In gewissem Sinne entbehrt aber Niemand der Mnemonik vollkommen, denn wenn man sich einen Knoten in das Sacktuch macht oder die Taschenuhr verkehrt einsteckt, so ist das auch schon eine Mnemonik, und will man sich irgend etwas merken,

---

[1]) Hermann Kothe, „Lehrbuch der Mnemonik", Hamburg 1852.

[2]) Dr. Ewald Hartenbach, „Die Kunst, ein vorzügliches Gedächtnis zu erlangen", Quedlinburg 1837.

[3]) Hugo Weber-Rumpe, „Mnemonistische Unterrichtsbriefe", Breslau 1882.

[4]) F. Hörkens, „Leitfaden der Gedächtniskunst", Elberfeld 1879.

[5]) C. T. Mauersberger, „Mnemosyne", Leipzig 1885.

[6]) Johann Huber, „Das Gedächtnis", München 1878.

[7]) A. Höfler, „Psychologie", Wien 1897.

so sucht man mindestens sich dies nicht zu erschweren, und bringt eine Reihe, ein System oder sonstwie Ordnung in das zu Merkende.

Irgend einen solchen Kunstgriff wendet also Jeder an, und von der Zweckmäßigkeit und Verlässlichkeit dieses Kunstgriffes hängt häufig das Vertrauen ab, das man dem Gedächtnisse eines Menschen entgegenzubringen hat. Dies kann in zwei Richtungen für den Criminalisten wichtig sein. In der einen kann es mitunter dazu helfen, dass man ein Missverständnis aufklärt, wenn falsche Mnemonik angewendet wurde. So hatte einmal Jemand eine wasserlösliche schwarze Anilinfarbe, das bekannte Nigrosin, mit dem Namen „Mohrosin" belegt, welche Farbe natürlich Niemand kannte; er hatte sich zur Erleichterung das Wort für einen „schwarzen Menschen" = Niger = Neger = Mohr gemerkt und hatte dann irrthümlicher Weise den Mohren statt des Nigers bei der Wortbildung erwischt. — Ebenso fragte einmal Jemand statt „um den Fürsten Salm" um den „Fürsten Schmier", da im österreichischen Dialect eine Salbe (oder wie man da sagt „eine Salben") ebenso ausgesprochen wird wie „Salm", und da der volksthümliche Ausdruck für Salbe auch „Schmier" (Substantivum zum Verbum „schmieren") lautet. Solche Missverständnisse auf Grund falscher Mnemonik können bei Zeugenvernehmungen leicht vorkommen und von einschneidender Bedeutung sein. Hat man einmal Verdacht, dass falsch gemerkt wurde, so wird man wenigstens bisweilen auf das Richtige kommen, wenn man die entsprechenden Synonyma heranzieht, und auch auf dem Tone nach ähnlich lautenden Worte Rücksicht nimmt. Merkt man hiebei auf die im besonderen Fall maßgebenden Verhältnisse auf, so kann man ganz günstigen Erfolg haben.

In der zweiten Richtung ist die falsche Mnemotechnik wichtig, wenn sie zwar an sich richtig war, wenn aber gewissermaßen der Schlüssel für das angewendete System verloren, d. h. vergessen wurde, wie man vorgegangen ist. Sagen wir z. B., ich hätte mir zu merken, wie sich das Alter von drei Menschen zu einander verhält. Wenn ich nun bemerke, dass M der Aelteste, N der Mittlere und O der Jüngste ist, so werde ich mir zur Erleichterung des Gedächtnisses vorstellen, dass die Zeit ihrer Geburt in derselben Reihe erfolgte, wie deren Namensanfang im Alphabet: Also M zuerst, dann N, dann O.

Ein anderes Mal habe ich mir wieder Aehnliches zu merken, und ich bemerke, dass diesmal wieder eine ähnliche Reihenfolge

vorliegt, nur verkehrt wie im Alphabet (also O, N, M, L u. s. w.). Wenn ich mich trotzdem mit dieser Mnemotechnik begnüge, so kann ich später leicht verwechseln, in welchem Falle die Reihe mit und in welchem sie gegen das Alphabet gegangen ist. Daher der Grundsatz: Wenn ein Zeuge irgend etwas angibt, was scheinbar schwer zu merken war, so fragt man selbstverständlich, wie es kommt, dass er sich dies merken konnte. Beruft er sich dann auf irgend eine mnemotechnische Hilfe, so lässt man sich diese umständlich erklären und glaubt ihm nur dann, wenn diese Hilfe verlässlich aussieht. Sagt der Zeuge z. B., ich wende grundsätzlich nie umgekehrte Verhältnisse an (also nicht: verkehrt wie im Alphabet, in der natürlichen Zahlenreihe oder nach den Eigenschaften u. s. w.), dann sieht seine Angabe entschieden glaubwürdig aus. Die Beurtheilung, inwieweit eine angewendete Mnemonik verlässlich ist, ist nicht schwer.

Eine eigenthümliche Wahrnehmung geht übrigens dahin, dass vornehmlich Leute, die häufig lügen, sich gerne der complicirtesten Mnemotechniken bedienen: sie wissen, wie nöthig sie es haben: „*Mendacem oportet esse memorem.*“

7. Wille.

Selbstverständlich wollen wir hier weder den Willen im philosophischen Sinne, noch den „bösen Willen“ des Strafrechts, noch die Freiheit des Willens einer Erörterung unterziehen, sondern nur einige wenige Momente herausgreifen, die für uns von Bedeutung sein können. Es klingt sehr überschwänglich, wenn Hartmann [1]) sagte: „Der Wille ist das Uebersetzen des Idealen ins Reale“, aber in gewisser Richtung ist die Definition gut; man darf nur unter „Idealem“ das „noch nicht Existierende“ und unter „Realem“ das Thatsächliche, Wirkliche verstehen. Denn wenn ich mich durch meinen Willen dazu zwinge, über ein bestimmtes Thema nachzudenken, so ist in der That etwas geschehen, aber etwas Reales ist das Nachdenken nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wir werden uns weiter gegenwärtig halten, dass schon Locke [2]) davor warnte, die Intelligenz und den Willen sich wie zwei distincte,

[1]) E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten“, Berlin 1869.

[2]) Locke, „Essay“, II. ch. 21, §. 6.

reelle Wesen in der Seele zu denken, von denen das Eine gebiete, das Andere gehorche. Hieraus seien viele unfruchtbare Streitigkeiten und Dunkelheiten entstanden. Gleichwohl müssen aber gerade wir Criminalisten uns immer daran erinnern, wie oft uns die gemeinsame Action von Willen und Intelligenz bei Zeugen und noch viel mehr bei Beschuldigten entgegentreten und Schwierigkeiten machen. Wenn die letzteren mit eiserner Consequenz leugnen und sich in der Gewalt behalten, oder mit oft bewunderungswerter Energie monatelang die schwierigsten Simulationen durchführen, so müssen wir oft zugeben, dass dies Seiten des Willens sind, die noch wenig erforscht wurden. Ja, wir können da ganz merkwürdige Beobachtungen darüber machen, wie sehr Beschuldigte sogar die Muskeln ihres Gesichtes beherrschen, die am wenigsten unter der Controle des Willens stehen, weiter vielleicht als es Duchenne[1]) in seinen berühmten elektrischen Versuchen nachweisen konnte. Was der Wille selbst bei Zeugen in Bezug auf Erröthen und Erbleichen leisten kann, geht eigentlich auch weiter, als es wissenschaftlich festgestellt werden konnte. Dies lässt sich auch bei anderweitigen Vorkommnissen erproben. Mein Sohn hat mir gelegentlich mitgetheilt, dass er einmal auf einem ungeheizten Pauckboden vor einer Mensur wahrnahm, dass er infolge der Kälte blass werde; da er nun besorgte, es könnte dies so gedeutet werden, als ob er der zu dem bevorstehenden Vergnügen nöthigen Courage ermangle, so suchte er mit Anspannung aller Willenskraft, das Blasswerden zu unterdrücken, und es gelang ihm vollständig. Seitdem habe ich hierauf im Gerichtssaale aufgemerkt und oft aufsteigendes Erröthen oder beginnendes Erblassen unterdrücken gesehen — theoretisch gilt das nicht für möglich.

Aber auch für die Beurtheilung des Menschen im Ganzen bleibt sein Wollen für uns von Bedeutung. Drobisch[2]) nennt die bleibende Beschaffenheit und vorherrschende Richtung des Wollens eines Menschen seinen Charakter. Nicht blos Neigungen und Gewohnheiten und leitende Maximen bedingen den Charakter, sondern auch Meinungen, Vorurtheile, Ansichten, Ueberzeugungen jeder Art.

---

[1]) G. B. Duchenne, „mecanisme de la physionomie humaine u. s. w.", Paris 1861.

[2]) Moriz W. Drobisch, „Die moralische Statistik u. s. w.", Leipzig 1867.

Haben wir also den Charakter eines Menschen zu studieren, und das müssen wir bei unserer Arbeit doch bei jedem, mit dem wir zu thun haben, so müssen wir eigentlich nur sein Wollen und seinen Willen verfolgen, und dies ist an sich nicht schwer; das Bild seines Charakters entwickelt sich dann von selbst. Im Willen finden wir aber auch das charakteristische Unterscheidungszeichen für das uns wichtige Handeln. Nur dadurch, dass wir die strafrechtlich und logisch verwertbaren Handlungen vom gleichgiltigen Thun scheiden, nur dadurch sind wir im Stande, uns die Arbeit nicht thörichter Weise zu erschweren und namentlich auch Klarheit in dieselbe zu bringen. Nichts verwirrt und erschwert uns die Arbeit mehr, als die Unmenge überflüssigen, belastenden Beiwerkes. „Nicht jedes Thun, nicht jede Thätigkeit ist eine Handlung, sondern nur das durch den Willen und das Wissen bestimmte" lehrte uns schon Abegg, [1]) und was durch den Willen bestimmt ist, herauszufinden, das ist möglich.

Freilich müssen wir hiezu die richtige Stellung finden, und uns nicht im Streite um die Freiheit des Willens verlieren, die heute der Angelpunkt des Strafrechts sein will. Vor mehr als 30 Jahren hat Ernst Renan [2]) behauptet, der Irrthum des 18. Jahrhunderts liege im Allgemeinen darin, dass dem freien, selbstbewussten Willen zugeschrieben wurde, was das natürliche Erzeugnis der menschlichen Fähigkeiten ist; überhaupt begriff dieses Jahrhundert die Theorie der instinctiven Thätigkeit zu wenig. Niemand wird behaupten, dass mit der Umlegung des Willens auf „Erzeugnis der menschlichen Fähigkeiten" die ganze Frage des Determinismus gelöst ist, dies zu thun, ist aber auch lange nicht unsere Sache, aber es ist uns der Weg gewiesen, wenn wir sehen, wo wir dem Verbrecher entgegenzugehen haben, und wenn wir nicht das unfassbare Moment seines Willens, sondern die greifbaren Erzeugnisse seiner Fähigkeiten zu prüfen haben.

Und im Punkte des uns vorgesteckten Problemes hat uns du Bois-Reymond [3]) Erleuchtung gebracht:

„Freiheit lässt sich leugnen, Schmerz und Lust nicht; dem Begehren, das den Anstoß zum Handeln gibt, geht nothwendig

[1]) J. F. H. Abegg, „Neues Archiv des Criminalrechts", 14. Band.

[2]) Ernest Renan, „De l'origine du language", 4me ed., Paris 1864.

[3]) Emil du Bois-Reymond, „Ueber die Grenzen des Naturerkennens", Leipzig 1882.

Sinnesempfindung voraus. Es ist also das Problem der Sinnesempfindung und nicht, wie ich einst sagte, das der Willensfreiheit, bis zu dem die analytische Mechanik reicht."

Das Studium der Sinneswahrnehmung ist aber dasjenige, welches von uns verlangt werden kann!

Vergleiche hiezu die orientierende Arbeit von Höfler:[1]) „Sieben Thesen".

Freilich genügt es nicht, wenn wir die einzelnen „Erzeugnisse" der menschlichen Fähigkeiten studieren, denn diese können auch zufällige Ergebnisse oder Erscheinungen sein, auf die uns unbekannte Factoren gewirkt haben. Unsere Aufgabe geht dahin, nach sorgfältigem und gewissenhaftem Wahrnehmen zu Abstractionen zu schreiten, aus den einzelnen Thätigkeiten das leitende Moment zu finden.

„Maximen und subjective Principien des Wollens," heißt es bei Drobisch,[2]) „sind, wie sie Kant nennt, Grundsätze von allgemeinem Inhalt, von welchen wir wollen, dass er unser Wollen und unsere Handlungen bestimmt. Sie sind demnach Regeln für unser Wollen und Handeln, die wir uns selbst auflegen, und die daher für uns subjective Giltigkeit haben; bestimmen die Maximen unser künftiges Wollen und Handeln, so sind sie Vorsätze."

Wir wollen also sagen: Wir kennen einen Menschen, wenn wir seinen Willen kennen, wir kennen seinen Willen, wenn wir seine Maximen kennen. Aus den Maximen wollen wir erst die Handlungen beurtheilen.

Und hiezu wollen wir aber nicht theoretisierend blos seine Maximen herausconstruieren, sondern Alles, was ihn umgibt, was ihn macht und bestimmt, studieren, denn gerade hier ist der Punkt, wo die Umgebung und die Verhältnisse auf den Menschen bestimmend wirken. Vor einem halben Jahrhundert sagte Grohmann:[3]) „Erfindet ein Elixier, die Organe des Unterleibes, das milzsüchtige Organ, anders zu stimmen und die fröhliche, gutmüthige Tugend wird einkehren; verändert die somatische Natur und ihr seid Herren des Willens." Sich um die Umgebung, die Verhältnisse und alle äußeren Einwirkungen auf den Einzelnen zu kümmern, ist nie eine

[1]) Alois Höfler, „Sieben Thesen" zu Prof. v. Liszt's Vortrag: „Ueber die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit", Wien 1897.

[2]) Moriz W. Drobisch, „Die moralische Statistik u. s. w.", Leipzig 1867.

[3]) Grohmann in „Friedreich's Magazin für Seelenkunde", 4. Heft.

überflüssige Arbeit, die verwendete Zeit wird reichlich hereingebracht durch die Erleichterungen, die bei der übrigen Arbeit gewonnen werden.

Dass die Mühe, die dem Criminalisten durch solche Forschung erwächst, eine sehr große ist, das weiß jeder, aber dieser Mühe muss er sich unterziehen, sie erfordert von ihm guten Willen, und so darf hier im Capitel vom Willen mit Kant's [1]) schönen Worten geschlossen werden: „Es ist überall nichts in der Welt zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein der gute Wille."

Vergleiche zu diesem Capitel die Arbeiten von Frank, [2]) Münsterberg, [3]) Feder, [4]) von Ehrenfels, [5]) Windelband, [6]) Schmidkunz, [7]) Jodl [8]) u. s. w.

8. Das Gefühl.

So wenig das Gefühl im landläufigen Sinne mit dem Criminalisten zu thun haben soll, so sehr ist es im eigentlichen Sinne für ihn insoweit wichtig, als es das Movens für eine Reihe von Erscheinungen bei Beschuldigten und Zeugen ist und als solches wichtig und nachhaltig wirkt. Im Nachstehenden soll nun zu zeigen versucht werden, dass das Gefühl, soweit es für uns in Betracht kommt, nicht als besondere Function aufgefasst werden darf, was nur insoferne von Bedeutung ist, als wir um so leichter arbeiten, um so weniger Gebiete für uns maßgebend sind. Können wir irgend eine Seelenfunction in einer anderen Kategorie unterbringen, so erklären wir uns manches, wenn wir auch nur die letztere kennen;

---

[1]) Im. Kant, „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", I. Absch., Königsberg 1885.

[2]) Dr. R. Frank, „Vorstellung und Wille in der modernen Doluslehre", Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft, X. Band.

[3]) Dr. Hugo Münsterberg, „Die Willenshandlung", Freiburg 1889.

[4]) Joh. G. Feder, „Ueber den menschlichen Willen" (Lehrbuch der praktischen Philosophie), Göttingen.

[5]) v. Ehrenfels, „Fühlen und Wollen", Sitzungsbericht der k. Akademie, Wien 1887.

[6]) Wilh. Windelband, „Ueber den Einfluss des Willens", Schriften für wissenschaftliche Philosophie 1878.

[7]) G. H. Schmidkunz, „Der menschliche Wille", Berlin 1882.

[8]) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie", Stuttgart 1896.

jedenfalls ist für uns das Studium einer Kategorie leichter als das mehrerer.

Im Allgemeinen vergleiche das über „Gefühl" in jeder Psychologie Gebrachte, dann Leibnitz, Wolff, Locke, Schopenhauer, Herbart, Horwicz, Hartmann, Wundt und noch besonders die Arbeiten von Nahlowsky,[1]) Lehmann,[2]) Ziegler.[3])

Im abstracten Sinne versteht man unter Gefühl die Eigenthümlichkeit oder Fähigkeit der Seele, durch Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen angenehm oder unangenehm berührt zu werden; im concreten Sinne die dadurch entstehenden mannigfaltigen Zustände der Lust oder Unlust. Hiebei unterscheiden wir zunächst zwischen sogenannten animalischen und den höheren Gefühlen. Wir wollen aber annehmen, dass diese Unterscheidung insoferne keine correcte ist, als es zwischen beiden eine Reihe von Gefühlen gibt, die ebensogut zur ersten wie zur zweiten Art gezählt werden können, so dass der Uebergang ein allmäliger und eine halbwegs strenge Scheidung unmöglich ist. Wir behalten aber diese Trennung bei, um vom Einfacheren zum Schwierigeren vorgehen zu können, und fassen also die zweifellos animalischen, niederen Gefühle, wie Hunger, Durst, Kälte, ins Auge. Das sind in erster Linie rein physiologische Reize, die auf unseren Körper einwirken. Wir können uns aber unmöglich einen derselben vorstellen, ohne damit gleichzeitig und ganz untrennbar die Vorstellung der Abwehr oder Abhilfe gegen diesen physiologischen Reiz zu verbinden. Das Gefühl des Hungers ist nicht zu denken, ohne das Streben zu empfinden, diesem Gefühle Abhilfe zu schaffen, denn ohne dieses Empfinden bestünde das Gefühl des Hungers nicht als solches. Bin ich hungrig, so strebe ich nach Speise, ist's mir kalt, so will ich Erwärmung, fühle ich Schmerz, so suche ich ihm auszuweichen. Diesem Bestreben entgegenzukommen, ist aber Sache des Verstandes, was daraus zu erkennen ist, dass das Treffen dieser Abhilfe verständiger und unverständiger in allen möglichen Abstufungen geschehen kann. Wir sehen doch, dass die an Verstand Allerärmsten, die wahren Cretins, nicht einmal dem Hunger abhelfen können, denn wenn man ihnen Speise reicht, so stopfen sie die-

[1]) Josef Nahlowsky, „Das Gefühlsleben", Leipzig 1884.

[2]) A. Lehmann, „Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens", aus dem Dänischen, Leipzig 1892.

[3]) Theobald Ziegler, „Das Gefühl", Stuttgart 1893.

selbe trotz argen Hungergefühles in Ohr und Nase, aber ja nicht in den Mund; wir müssen also sagen, dass es immerhin schon einer gewissen Menge Verstandes bedarf, um zu wissen, dass man dem Hungergefühl dadurch beikommt, dass man die Speise in den Mund führt.

Ein Schritt weiter: Bei Beschreibung des Gebahrens von anthropoiden Affen, die in Thiergärten u. s. w. gehalten werden, pflegt man es stets als Zeichen besonderer Intelligenz anzuführen, wenn es das Thier versteht, eine Decke über sich zu ziehen, um sich vor Kälte zu schützen. Dasselbe Vorgehen wird auch bei einem kleinen Kinde als Zeichen erwachter Intelligenz angeführt.

Noch besser abgestuft ist das Auftreten gegen zugefügten Schmerz, da kaum eine Spur von Intelligenz verlangt wird, um zu wissen, dass man einen heißen Tropfen, der auf den Körper gefallen ist, wegzuwischen hat; in jedem Lehrbuch der Physiologie ist zu lesen, dass selbst der decapitierte Frosch solche Wischbewegungen macht, wenn man ihn mit einer Säure betupft. Von dieser unbewussten Thätigkeit des Verstandes bis zur technisch höchst ausgebildeten Behandlung einer Brandwunde lässt sich nun eine unendliche Reihe von immer höheren Intelligenzäußerungen denken, so dass vom kaum merkbaren Verstandesact bis zur höchsten Intelligenz kein Abbrechen nachgewiesen werden kann.

Nehmen wir nun ein, zwar noch animalisches, aber weiter vorgeschrittenes Gefühl, z. B. das der Behaglichkeit vor. Wir legen die Katze auf einen weichen Polster — sie streckt sich, wälzt und dehnt sich, um möglichst viele Endigungen ihrer Hautnerven mit den physiologisch angenehm wirkenden Bedingungen des weichen Polsters in Berührung zu bringen, d. h. das Angenehme möglichst auszunützen. Dieses Vorgehen der Katze kann man ebensogut instinctmäßiges Gebahren, als auch Uranfang des Sinnes für Comfort nennen, und im Fortschreiten des Sinnes für Comfort kommen wir zum Luxus im Comfort, den Roscher[1]) den der höchsten Stufe des Luxus nennt (I. Luxus im Essen und Trinken, II. in der Bekleidung, III. im Comfort).

So können wir also sagen, dass die Verstandesthätigkeit gegenüber dem physiologischen Reiz beim Unangenehmen auf

---

[1]) Wilhelm Roscher, „Ansichten der Volkwirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt", Leipzig, 3. Auflage, 1873.

dessen Abwehr, beim Angenehmen auf dessen Vermehrung und Ausnützung gerichtet ist, und da in gewissem Sinne beides zusammenfällt (Abwehr der unangenehmen Finsternis = Heranziehung des angenehmen Lichtes, Abwehr des unangenehmen Schmerzes = Heranziehung des angenehmen Gefühles der Schmerzlosigkeit), so können wir allgemein sagen: „Gefühl ist ein physiologischer Reiz, untrennbar verbunden mit dem sinngemäßen Verhalten des Verstandes dazu.“ Freilich, von dem instinctmäßigen Abwehren und Ausnützen bis zur raffiniertesten Schutzvorrichtung oder Verwertung sind weite Wege, aber die nächstliegenden Unterschiede sind nur gradativ.

Nun weiter. Fassen wir ein sogenanntes „höheres“ Gefühl ins Auge und denken uns einen speciellen Fall. Ich komme das erste Mal mit einem Menschen zusammen, der irgend etwas Widerwärtiges, z. B. eine höchst unangenehme Haarfarbe, aufweist. Das reizt meine Augen in lästiger Weise, ich suche mich gegen diesen physiologischen widrigen Einfluss durch Wegsehen, Wegwünschen zu schützen, was schon kein freundliches Gefühl gegen den Menschen in mir erzeugt. Nun sehe ich noch, dass der Mann ein Thier quält — das mag ich auch nicht sehen, es berührt mich peinlich, und ich wünsche ihn noch energischer von mir weg. Nun stellt er Eines nach dem Anderen an — ich möchte ihn prügeln, um ihn abzuhalten, in Ketten legen, um ihn zu hindern, ja ich habe den Wunsch, ihn zu tödten, um mir die unangenehmen Reize zu ersparen, die er auf mich ausübt, ich strenge meinen Verstand an, um Mittel zu ersinnen, entgegenzuwirken, und so ist auch hier physiologischer Reiz und Verstandesthätigkeit untrennbar vereint.

Schwieriger zu construieren ist das Gefühl des Zornes; er ist aber nichts als plötzlich explodierender Hass, er ist acut, der Hass chronisch. Zornig kann ich gegen mein geliebtes Kind sein, aber im Momente des Zornes ist seine Aeußerung ident mit der des Hasses, nur ist sie vorübergehend. Im äußersten Falle ist die Abwehr auf Vernichtung dessen gerichtet, was uns gereizt hat, das radikalste Mittel, um dem physiologischen Reize zu entgehen, deswegen zerknittere ich den Brief, der mir Unangenehmes mittheilte, oder zertrümmere den Gegenstand, an dem ich mich beschädigt habe — entweder gehe ich da direct vor oder symbolisch, weil ich die verursachende Person nicht erreichen kann oder darf.

Ganz dasselbe ist es mit den Gefühlen der Zuneigung. Ich besitze einen Hund: Er hat schöne Formen, das thut meinem Auge wohl, er hat eine klangvolle Stimme, das übt einen angenehmen Reiz auf mein Ohr, er hat ein weiches Fell, das thut der streichelnden Hand wohl, ich weiß, dass mich das Thier im Nothfalle vertheidigen würde, das ist eine beruhigende Ueberlegung, ich weiß, dass er mir sonst nützlich sein kann — kurz, der Verstand sagt mir allerlei Angenehmes von dem Thiere, deshalb suche ich ihn in meiner Nähe zu haben, d. h. ich habe ihn gerne. Genau dasselbe können wir bei allen „Gefühlen" der Zu- oder Abneigung durchführen, überall finden wir das Gefühl als physiologischen Reiz, in untrennbarer Verbindung mit einer Anzahl theils bewusster, theils unbewusster Verstandesfunctionen. Die letzteren spielen dabei eine wichtige Rolle; sie sind der Verstand der Reihe, d. h. anererbt von Urahnen auf den Urenkel, und charakterisieren sich dadurch, dass sie zu dem antreiben, was wir thun würden, wenn wir den Hergang und seine Erfordernisse verstandesgemäß erkennten.

Wenn sich Durst einstellt, so trinkt Vieh und Mensch, auch wenn Niemand es ihm gesagt hätte, weil es dies so seit zahllosen Jahren ererbt hat. Würde ein Mensch aber ganz verstandesgemäß hiebei vorgehen, so müsste er sagen: „Durch Verdunstung und andere Absonderung wird den Geweben Wasser entzogen, diese werden trocken und können nicht mehr elastisch genug sein, um das zu leisten, was sie leisten sollen. Wenn ich ihnen nun *per stomachum*, beziehungsweise durch Endosmose und Exosmose wieder Wasser zuführe, so tritt wieder der richtige Zustand ein." Die Folge dieser weisen Ueberlegung wird aber absolut keine andere sein, als die instinctmäßige Wirkung beim verstandesärmsten Thier — der Weise und das Thier trinken, physiologischer Reiz und Verstandesfunction, das ist das Um und Auf jedes Gefühles.

Wir fragen, welchen Wert dies für den Criminalisten hat. Niemand zweifelt, dass Gefühlsemanationen beim Beschuldigten und beim Zeugen häufig und mit ausschlaggebender Wirkung auftreten, Niemand zweifelt, dass die Feststellung, Bewertung und Beurtheilung derselben für den Richter ebenso schwierig als wichtig sind, und wenn wir die Gefühle als besondere Seelenzustände auffassen, so ist es zweifellos, dass sie wegen ihrer Unfassbarkeit, ihrer so verschiedenen Stärke und der Unklarheit in ihrer Wirkung besondere Schwierigkeiten zu bereiten vermögen. Fassen wir sie

aber als Verstandesfunctionen auf, so haben wir doch etwas in seiner Thätigkeit Bekannteres, etwas gewissermaßen Discipliniertes vor uns, das in seiner Beurtheilung ob der fixen Formen, in denen es sich bewegt, viel weniger Schwierigkeiten bietet. Freilich muss der jedesmaligen Beurtheilung einer „Gefühlserscheinung" jedesmal eine Umconstruction in die entsprechenden Verstandesfunctionen vorausgehen, ist diese aber einmal gemacht, so ist die Behandlung nicht mehr schwer.

9. Die Art der Wiedergabe.

Die Leben gebende Wichtigkeit der Sprache tritt uns, so wie überall, so auch bei unserer Arbeit auf das Deutlichste und Zwingendste bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun, entgegen. Alles, was wir von einem Verbrechen hören und lesen, ist in Worten ausgedrückt, und Alles, was wir durch das Auge oder ein anderes Sinneswerkzeug davon wahrnehmen, muss erst in Worte gekleidet werden, bis es für uns brauchbare Formen annimmt. Dass der Criminalist dieses erste und wichtigste Verständigungsmittel vollständig und in allen seinen Feinheiten kennen muss, ist selbstverständlich, aber es muss noch mehr von ihm gefordert werden. Ich verlange von ihm vor Allem ein sorgfältiges Studium des Wesens der Sprache selbst, dieses wunderbaren, geheimnisvollen und schwer zu begreifenden Organismus', der nicht verstanden wird durch lebenslangen Gebrauch allein; ein Blick auf die sehr bedeutende Literatur zeigt, wie sehr sich erste Geister um die Entstehung und das Wesen der Sprache bemüht haben, und wer braucht denn die Kenntnis davon? Für alle Disciplinen hat die Sache einzig und allein wissenschaftliches Interesse, wirklichen und unabsehbaren Wert hat sie fast nur für uns, die wir das in der Sprache gegebene aufzunehmen, festzuhalten und in mehrfacher Weise zu verwerten haben, wir, die wir durch richtiges Verständnis des Gesagten die folgenschwersten Klärungen, durch falsche Auffassung und Deutung die größten Irrthümer veranlassen können. Niemand ist daher so sehr verpflichtet, wie wir Criminalisten, das allgemeine Wesen der Sprache zu studieren, da nichts verstanden wird, dessen Entstehung, Natur und Entwicklung fremd bleiben — wer diese Studien nicht macht, kann eine Sprache so zur Noth benützen, er versteht sie aber nicht und die kleinste Schwierigkeit,

die ihm begegnet, bringt ihn zu Fall. Aus der so reichen Literatur — in der sich auch hier die ältere durch reichere Casuistik wertvoll abhebt und deshalb nicht übersehen werden darf — nenne ich namentlich die Arbeiten von Tiedemann,[1]) Herder,[2]) Zobel,[3]) Monboddo,[4]) Hamann,[5]) Humboldt,[6]) Schelling,[7]) Heyse,[8]) Grimm,[9]) Renan,[10]) Geiger,[11]) de Brosses,[12]) Jäger,[13]) Darwin,[14]) Caspari,[15]) Steinthal,[16]) Whitney,[17]) Wolf,[18]) Paul,[19]) Marty,[20]) Gerber,[21]) Wegener,[22]) Schuchardt,[23]) Noiré,[24]) Merkel[25]) u. s. w.

---

[1]) Tiedemann, „Versuch einer Erklärung des Ursprunges der Sprache", Riga 1772.

[2]) Herder, „Abhandlung über den Ursprung der Sprache".

[3]) Rudolf Zobel, „Gedanken über die verschiedenen Meinungen vom Ursprunge der Sprache", Magdeburg 1773.

[4]) Monboddo, „Von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache", übersetzt von E. A. Schmied, Riga 1785.

[5]) Johann G. Hamann, „Schriften", IV., herausgegeben von Fr. Roth, Leipzig 1821, 1825.

[6]) Wilhelm v. Humboldt, „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues", Berlin 1836.

[7]) F. W. Schelling, „Einleitung in die Philosophie der Mythologie", Stuttgart und Augsburg 1856.

[8]) Steinthal-Heyse, „System der Sprachwissenschaft", Berlin 1856.

[9]) Jacob Grimm, „Ueber den Ursprung der Sprache".

[10]) Ernst Renan, „de l'origine du language".

[11]) Lazar Geiger, „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft", Stuttgart 1869.

[12]) de Brosses, „Traité de la formation mecanique des languages", Paris 1765.

[13]) G. Jäger, „Ueber den Ursprung der menschlich. Sprache" (Ausland 1867).

[14]) Charles Darwin in „Die Abstammung des Menschen".

[15]) Otto Caspari, „Die Urgeschichte der Menschheit", Leipzig 1873.

[16]) Dr. H. Steinthal, „Der Ursprung der Sprache", Berlin 1877.

[17]) William Dwight Whitney, „Leben und Wachsthum der Sprache", übersetzt von August Leskien, Leipzig 1876 und „Vorlesungen", übersetzt von Dr. Julius Jolly, München 1874.

[18]) Wolf, „Sprache und Ohr", Braunschweig 1871.

[19]) Hermann Paul, „Principien der Sprachgeschichte", Halle 1880.

[20]) Dr. Anton Marty, „Ueber den Ursprung der Sprache", Würzburg 1875.

[21]) Gustav Gerber, „Die Sprache als Kunst", Bromberg 1873.

[22]) Dr. Ph. Wegener, „Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens", Halle 1885.

[23]) Hugo Schuchardt, „Ueber die Lautgesetze", Berlin 1885.

[24]) Ludwig Noiré, „Der Ursprung der Sprache", Mainz 1877.

[25]) Carl Ludwig Merkel, „Physiol. der menschl. Sprache", Leipzig 1866.

a) Verschiedene Ausdrucksweise im Allgemeinen.

Dass jeder Mensch seine besondere Ausdrucksweise hat, liegt einerseits in der Verschiedenheit der Menschen nach ihrer Natur und Cultur, andererseits aber in dem Wesen der Sprache als lebender Organismus, der sich nach dem Boden, auf dem er wächst, also nach dem Menschen, bei dem er sich entwickelt, auch verschieden gestaltet. Dies brächte eigentlich die Nothwendigkeit mit sich, die Ausdrucksweise jedes Menschen, mit dem wir zu thun haben, also jedes Beschuldigten, jedes wichtigen Zeugen, einem besonderen Studium zu unterziehen; glücklicher Weise muss dies aber mit einem anderen Studium, dem wir uns ohnehin ergeben müssen, verbunden werden, nämlich dem des Charakters und des ganzen Wesens dieses Menschen. Das Eine wäre ohne das Andere absolut undenkbar: Wer den Charakter eines Menschen studieren will, muss von allem Anfange an auf dessen Ausdrucksweise ein besonderes Augenmerk richten, da diese zu dem Bezeichnendsten gehört, was ein Mensch überhaupt besitzt und aufweist: Wie seine Sprache, so der Mensch. Die Ausdrucksweise allein zu studieren, geht aber auch nicht an, da bei der Beobachtung derselben eine Menge von anderen Momenten dem Studium unterzogen werden müssen, um die Untersuchung der Sprechweise zu erleichtern, wo nicht überhaupt erst zu ermöglichen. So greift Eines in das Andere, und wenn man mit der Aufklärung der Ausdrucksweise eines Menschen im Klaren ist, so ist man's mit dessen Charakter auch, und ebenso umgekehrt; wie man dies aber angeht, wie man sich Eines aus dem Anderen erleichtert und die Arbeit vereinfacht, das ist allerdings ein Kunststück, es erlernt dasselbe aber Jeder, der überhaupt Anlage zu unserer Arbeit hat.

Im Allgemeinen hat Taylor [1]) recht, wenn er behauptet, dass die Sprache eines Menschen viel weniger auf seine Abstammung, als auf seine Erziehung, sein Wissen und Können hinweist. Hievon liegt auch ein gutes Stück darin, dass die Sprache eben etwas Lebendes, daher Wachsendes und Bewegliches ist, was sich in der Menschheit im Allgemeinen fortentwickelt und daher auch beim Einzelnen besondere Formen annehmen muss. Das hat Geiger [2]) an einem Beispiel gezeigt und tausend ähnliche ließen sich aufzählen.

[1]) E. Taylor, „Anthropologie", deutsch von G. Siebert, Braunschweig 1883.
[2]) Lazar Geiger, „Ursprung und Entwicklung der Sprache", Stuttgart 1869.

Er macht auf den Wechsel in der Bedeutung der Worte aufmerksam: *Mriga* heißt im Sanskrit „wildes Thier", Jagdbeute; im Zend blos Vogel, und das gleiche persische Wort *Mrug* blieb blos für Vogel, so dass auch das Hausgeflügel, der Singvogel im Käfig jetzt *Mrug* heißt.

Es hat sich sonach eigentlich die erste Bedeutung, das wilde Thier, in die gegentheilige, das gezähmte Thier, allmälig verwandelt. In anderen Fällen werden wieder bestimmte Ausdrücke ohne recht nachweislichen Grund für bestimmte Gegenstände vorbehalten: wir sagen: Brot backen, Kuchen backen, gewisse Fleischspeisen backen; dann aber wieder Aepfel braten, Kartoffel braten, gewisse Fleischspeisen braten — wir würden lachen, wenn ein Fremder sagen würde, man habe Brot gebraten. Geiger führt hiezu als Beispiel an: „Löwenhaut und Eselshaut, Widderfell und Zobelfell, Hirschhaut und Rehfell."

Diese Ausdrucksweise hat ja allerdings mit dem Charakter noch keinen Zusammenhang, aber es ist der Ausgangspunkt für besondere, schon recht charakteristische Formen, die sich bei allen Corporationen, Zünften, Classen, bei Studenten, Soldaten, Jägern u. s. w., dann aber auch in den Mittelclassen großer Städte einbürgern (Lazarus [1]). Solche Formen können so bezeichnend werden, dass der Gebrauch einer einzigen derselben dem Betreffenden ein unleugbares Gepräge aufdrücken. Ich sah einmal auf einer Bahnfahrt zwei ganz alte Herren, die einander fremd waren, in ein Gespräch kommen; der eine erzählte u. a., er habe einen von der Pferdebahn abspringenden Officier über seinen Säbel stolpern und fallen gesehen; hiebei brauchte er zufällig statt des Wortes Säbel den alten Couleur-Studentenausdruck „Speer". Leuchtenden Auges sah ihn der andere alte Knabe an und rief: „Herr Bruder, von welcher Couleur?"

Noch merkwürdiger ist aber dann das Wechseln und Neuaufnehmen von Worten mit besonders hineingelegter Bedeutung unter gewissen Classen — die Worte werden modern (proper, faul, fesch, pschütt u. s. w.) — so modern, dass der Lieutenant in den „Fliegenden Blättern" beim ersten Betreten des Kölner Domes ausruft „schneidiges Local!"

Diese besondere Auffassung gewisser Formen geht dann bis zum Individuum (Geiger loco cit.); jeder hat seinen individuellen

[1]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele", Berlin 1856.

Sprachgebrauch; der Eine wird mit „gewiss“, der Andere mit „ja wohl“ antworten, der Eine sagt lieber „finster“, der Andere „dunkel.“ Das hat zweifache Bedeutung. Einmal kann es das Wesen eines Menschen voll aufklären, wenn er einem Worte einen bestimmten Sinn gibt; wie herzlos und roh klingt es, wenn ein Mediciner, von einer recht schmerzhaften Operation erzählend, sagt: „Der Patient hat gesungen!“ Weiter aber wird es oft nothwendig, bei manchen Schilderungen auf die Bedeutung einzugehen, die Einer einem Worte beizulegen beliebt — sonst sind Missverständnisse unausweichlich. Dies zu entdecken, ist gewöhnlich nicht leicht, denn wenn es auch nicht schwer fällt, herauszubringen, was Einer mit einem bestimmten Ausdruck bezeichnen will, so ist es leicht zu übersehen, dass Einer überhaupt einen besonderen Ausdruck für etwas gebraucht. Dies kommt besonders häufig vor, wenn Einer (so wie es übrigens auch das ganze Volk thut) durch Verwechslung von Aehnlichem und durch die Wiederholung solcher Verwechslungen vom Richtigen weit abgekommen ist. Auch hierauf hat L. Geiger aufmerksam gemacht. Es ist überhaupt nur Sache sehr weniger Menschen, zwischen Gleichheit und Aehnlichkeit scharf zu unterscheiden: die meisten Menschen behandeln beides vollkommen gleich, und glauben namentlich, zwei Dinge für gleich halten dürfen, die nur ähnlich sind. Wenn A und B sonst vollkommen gleich sind und nur B etwas größer als A ist, so dass sie ähnlich erscheinen, so ist es kein großer Fehler, wenn ich sie für gleich halte und B statt A setze. Nun vergleiche ich B mit C, C mit D, D mit E u. s. w., von denen immer das nächste etwas größer ist, und wenn ich immer denselben kleinen Fehler begehe, wie das erste Mal, so habe ich schließlich statt A das vielfach größere Z gesetzt, und jetzt ist der Fehler schon ein sehr bedeutender geworden; ich hätte gewiss nicht vom Anfang an Z statt A gesetzt, aber die oftmalige Verwechslung der Aehnlichkeit habe ich mir gestattet und bin so zur vollen Ungleichheit gelangt.

Dieser Vorgang ereignet sich bei der Umänderung von Bedeutungen sehr oft, und will man nachsehen, wie sich eine ganz verwunderliche Bedeutung eines Wortes entwickelt hat, findet man sich meistens zurecht, wenn man von Aehnlichkeit zu Aehnlichkeit allmälig nach und nach zurück geht; alle die merkwürdigen Umgestaltungen, die ein Wort im Laufe langer Zeit in einer Volkssprache erlitten hat, und wofür uns jedes Lehrbuch der Sprach-

entwicklung zahlreiche Beispiele sagt, können sich aber auch verhältnismäßig sehr rasch bei einem einzigen Menschen bilden, und wer dem nicht nachgeht, versteht den Einzelnen freilich vollkommen falsch.

Zu vollen Verwechslungen und daher plötzlichen Umgestaltungen kommt es dann, wenn der Sprachschatz, namentlich in unentwickelten Sprachen, nur geringe Unterscheidungen bietet. Beispiele hievon, allerdings nur bei wilden Sprachen, hat uns Taylor[1]) gegeben: In den westafrikanischen Wolofsprachen bedeutet z. B. *dagôu* gehen, *dâgou* stolz einherschreiten; *dâgana* demüthig bitten, *dagâna* verlangen. In der Mpongwesprache heißt: *mî tonda* ich liebe, *mi tônda* ich liebe nicht.

Solche Betonungsunterschiede macht aber unser Volk auch, und die Verwechslungen liegen daher nahe — wer merkt wohl auf sie?

So wichtig aber auch die Umsetzungen in der Wortbedeutung sind, so wenig erreichen sie die Bedeutung der Auffassung der ganzen Darstellungsweise. Hierin liegen die noch größeren Irrungen, weil ein Fehler weder leicht bemerkbar, noch nachzuweisen ist.

J. St. Mill[2]) sagt mit Recht, dass die alten Forscher viel fehlten, weil sie sich durch die Classification der Sprache fesseln ließen; es fiel ihnen kaum ein, dass das, was sie mit abstracten Namen benannten, in Wirklichkeit aus mehreren Phänomenen bestand. Dieser Fehler hat sich aber fortgeerbt, und die Leute, die heute abstracte Dinge nennen, begreifen nach ihrem Verständnisse einmal diese, einmal jene Erscheinungen darunter; dann wundern sie sich, wenn sie einander nicht verstehen. Daher die zwingende Nothwendigkeit, dass der Criminalist jedesmal, wenn ihm etwas Abstractes genannt wird, erst genau feststellen muss, was der Andere darunter begreift. Bei solchen Dingen macht man die curiose Erfahrung, dass diese Frage am nothwendigsten bei solchen Leuten ist, die sich mit der Sache eingehend befasst haben, da gerade dann, wenn man sich mit einer Frage vielfach beschäftigt, ein besonderer Sprachgebrauch, wenn man so sagen darf, Platz greift. Das Uebersehen dieser Vorsicht, den subjectiven Kreis, den Jemand

[1]) Dr. Eduard Taylor, „Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation", deutsch von G. Siebert, 1883.

[2]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung", nach John Stuart Mill, Braunschweig 1865.

um einen abstracten Begriff gezogen hat, festzustellen, kann böse Folgen haben.

Im Allgemeinen muss festgehalten werden, dass in der Auffassung der Sachlage eine, wenn auch geringe Zeit einen wesentlichen Einfluss ausübt. Mittermaier,[1]) oder eigentlich schon früher Jeremias Bentham und sein Bearbeiter Dumont [2]) haben darauf hingewiesen, welchen Einfluss die Zwischenzeit von der Beobachtung bis zur Aussage in der Darstellungsform ausübt; der Zeuge, der sofort vernommen würde, sagt vielleicht dasselbe aus, was er nach einigen Wochen sagt — aber die Darstellung ist eine andere, er gebraucht andere Worte, er versteht unter den einzelnen Worten andere Begriffe, und so wird die Angabe eine ganz verschiedene.

Eine ähnliche Wirkung kann durch die Verhältnisse hervorgerufen werden, unter denen wiedergegeben wird. Jeder von uns weiß, welch' überraschende Verschiedenheiten vorkommen zwischen dem, was der Zeuge in der stillen Amtsstube vor dem Untersuchungsrichter und seinem Schriftführer gesagt hat, und dem, was er in öffentlicher Verhandlung, etwa vor den Geschwornen angibt. Man will öfter entrüstet über den Zeugen herfallen, der so verschiedene Angaben macht, und wenn man genauer zusieht, nimmt man wahr, dass es eigentlich genau dasselbe ist, was er früher und was er jetzt sagte, nur die Ausdrucksweise ist eine andere, und so sieht die Erzählung ganz anders aus. Die Verschiedenheit des Zuhörerkreises wirkt sehr stark. Es ist ja gewöhnlich wahr, wenn Benneke [3]) sagt, die reproductive Ausbildung werde durch den Anblick einer größeren Anzahl von gespannt Zuhörenden gesteigert, aber ausnahmslos giltig ist das nicht. In dem Worte „gespannt Zuhörenden" liegt schon die Feststellung, dass der Redende interessant und gut zu sprechen weiß, denn sonst würden ihm die Leute nicht gespannt zuhören, und wenn man etwas gut macht und weiß, dass man es gut macht, so ermuntert die Zahl der Hörer immer mehr, da man jeden Hörer als einen aufmunternden Bewunderer zählt. Das ist immer so. Wenn Jemand eine Arbeit verrichtet und es sieht ihm Jemand zu, so wird es ihm angenehm sein, wenn er weiß, dass er seine Sache gut macht, es wird lästig und verwirrend auf ihn wirken, wenn er sich seiner

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise", Darmstadt 1834.
[2]) Etienne Dumont, „Traités de legalisation civile et pénale", Paris 1802.
[3]) Dr. Eduard Benneke, „Pragmatische Psychologie", Berlin 1850.

Ungeschicklichkeit bewusst ist. Also: gesteigert wird die reproductive Ausbildung allerdings durch eine große Zahl von Hörern, aber nur dann, wenn man seiner Sache und des Beifalls der Hörer sicher ist. Für das letztere ist aber die „gespannte Aufmerksamkeit“ nicht immer ein Beweis. Wenn ein Gelehrter über ein selbst gewähltes Thema spricht, und die Leute hören aufmerksam zu, so hat der Vortragende das Thema glücklich gewählt und spricht gut, die Aufmerksamkeit spornt ihn an, er redet noch besser u. s. w. Das ändert sich aber. Wenn in einem großen, allgemeines Interesse erregendem Processe der Kronzeuge auftritt, so wird auch „gespannteste Aufmerksamkeit“ herrschen, die gilt aber nicht ihm, sondern der Sache; er hat sich sein Thema nicht gewählt, es gebürt ihm also für den Gegenstand keine Anerkennung — ob er gut oder schlecht spricht, ist ganz gleichgiltig, das Interesse gilt nur der Sache, er selbst genießt vielleicht die ungetheilten Antipathien, den Hass, die Verachtung aller Zuhörer — aber die Aufmerksamkeit ist doch gespannt, und da er sehr gut weiß, dass diese nicht ihm und seinen Verdiensten gebürt, so verwirrt und drückt sie ihn nur. Darin liegt oft der Grund, warum so viele Strafprocesse anders ausfallen, als sie es bis zur Erhebung der Anklage erwarten ließen. Die nur den Process kannten, aber bei der Verhandlung nicht anwesend waren, begreifen den Ausgang um so weniger, als man ihnen sagt, dass sich im Verlaufe der Verhandlung „nichts“ geändert hat — und doch hat sich sehr viel geändert: die Zeugen haben, angeregt oder aber verschüchtert durch die Zuhörermenge, anders gesprochen, sich anders ausgedrückt als früher, und so war nun Alles anders geworden.

In ähnlicher Weise kann ein Sachverhalt durch die besondere Darstellungsweise eines Zeugen in ein vollkommen anderes Licht gerückt werden. Nehmen wir irgend eine energisch wirkende Eigenschaft eines Menschen, z. B. Humor. Es ist selbstverständlich, dass Scherz, Witz, Komik im Gerichtssaal ausgeschlossen ist, hat aber Jemand wirklichen, echten Humor, der in trockener Form die Sache in seiner Weise darstellt, ohne mit einem einzigen Worte die erlaubte Grenze zu überschreiten, so kann er oft selbst eine sehr ernste Sache so erzählen, dass er ihr zum mindesten die gefährliche Schärfe nimmt. Jeder kennt das und weiß, wie ein wirklich humoristischer Mensch Erlebnisse (bedenkliche Situationen aus der Schulzeit, unangenehme Reiseabenteuer, schwierige Ver-

hältnisse bei Streitereien u. s. w.) in einer Weise erzählen kann, dass jeder Hörer lachen muss. Gleichwohl waren die Sachen seinerzeit lästig, schwierig, selbst recht gefährlich, der Erzähler lügt nicht das Mindeste dazu und doch bringt er es so, dass selbst das Opfer der damaligen Sachlage gerne lacht. Kräpelin [1]) gibt das in seiner ausgezeichneten Arbeit „Zur Psychologie des Komischen" trefflich:

„Der Humor löst seine Aufgabe, einem großen Bruchtheil menschlichen Missgeschickes die verwundende Spitze zu rauben, dadurch, dass er uns an dem Beispiele des Nebenmenschen die Komik der zahllosen Unvollkommenheiten und Thorheiten menschlicher Situationen darlegt."

Stellen wir uns nun vor, dass ein wirklich humorvoller Zeuge einen Hergang erzählt, der recht bedenkliche Folgen hatte, der aber doch nicht wirklich mit einem tragischen Ausgange endete, sagen wir eine große Rauferei, eine recht crasse Betrügerei, eine Ehrenbeleidigungsgeschichte u. s. w. Die ganze Stimmung ist mit einem Schlage geändert, wenn sie auch schon durch zehn Zeugen fixiert erschien, und die neue Fassung der Sache macht sich zum mindesten im Ausspruche über das Strafausmaß recht milde geltend. Wer dann das Ganze nicht mitangehört hat, begreift den Ausgang allerdings nicht.

Ganz gleich sehen wir oft recht harmlose Vorgänge durch einen schwarzsehenden, melancholischen Zeugen ganz ernstes Aussehen gewinnen, ohne dass der Zeuge in dem einen oder anderen Falle ein einziges unwahres Wort vorgebracht hätte. Ebenso Farben und Stimmung gebend kann es werden, wenn ein verbitterter Mensch, der seine persönlichen Erfahrungen für allgemeine Wahrheiten hält, ein an sich gar nicht arges Ereignis schildert. Das ist nicht übertrieben — jeder Erfahrene wird es bestätigen, wenn er nur ehrlich genug ist, zuzugeben, dass er mitunter selbst zu den Umgestimmten gehört hat; ich vermeide den Ausdruck Dupierten.

Auch hier wäre zu wiederholen, dass in solchen Fällen die gleichzeitigen Handbewegungen und sonstigen Gesten des Zeugen, wenn sie nur beachtet werden, häufig auf das Richtige zurückführen, die Bewegungen lügen viel seltener als die Worte!

Ein weiteres Mittel, um zu entdecken, ob ein Zeuge sich nicht von seiner Stimmung und seinen Eigenheiten hinreissen lässt, ist

---

[1]) Dr. Emil Kräpelin in „Wundt's philosophischen Studien", 2. Band.

die genaue Beobachtung, welchen Eindruck seine Erzählung auf ihn selbst macht. Stricker[1]) hat das in seiner genialen Weise am besten gesagt. Er hat sich beim Sprechen controliert und bemerkt, dass, so lange er klar geschilderte Complexe in einer ihn befriedigenden causalen Verknüpfung bringt, er die Hörer fesselt; sobald er zu einer Verknüpfung kommt, die ihn nicht befriedigt, so ändert sich der Habitus des Auditoriums.

Diese Beobachtung brauchen wir umgekehrt: Wir sind das Auditorium des Zeugen und merken wohl darauf, ob ihn seine eigenen causalen Verknüpfungen befriedigen. So lange dies der Fall ist, glauben wir ihm, ist es nicht mehr so, dann lügt er entweder, oder er weiß selbst, dass er sich nicht so ausdrückt, wie er es thun sollte, damit wir den Hergang richtig auffassen.

b) Die Ausdrucksweise des Dialectes.

Was jeder Criminalist unbedingt kennen muss, ist der Dialect jener Leute, mit denen er zu allermeist verkehrt; dies halte ich für so unbedingt nothwendig, dass ich es geradezu für eine Gewissenlosigkeit erkläre, wenn sich Jemand der Thätigkeit eines Criminalisten hingibt, ohne den Dialect der Leute zu kennen. Niemand, der Erfahrung in der Sache hat, vermag es mir zu bestreiten, wenn ich behaupte, dass durch nichts so große Missverständnisse der schwersten Art, geradezu Verkehrungen in das Gegentheil entstanden sind, als durch Unkenntnis des Dialectes, Unkenntnis der Ausdrucksweise des Volkes, Missverständnisse, die nie wieder gut gemacht werden können, da sie zumeist falsch protocollarisch festgehalten, durch kein Leugnen, kein Bestreiten und Auslegen mehr geändert werden können.

Die Schwierigkeit, den Dialect kennen zu lernen, ist keine große, wenn man sich nicht von lächerlichem Hochmuth und thörichtem Eigendünkel dazu verleiten lässt, die Sprache des Volkes als etwas „Niedriges, Gemeines“ anzusehen; man muss nur zur wissenschaftlichen Ueberzeugung kommen, dass der Dialect gerade so berechtigt ist wie die Schriftsprache, dass er gerade so ein lebendiger, hochinteressanter Organismus ist, wie die höchst entwickelte Ausdrucksform. Ist einmal das Interesse für den Dialect

[1]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Association der Vorstellungen“, Wien 1883.

erwacht, so handelt es sich nur um die Aneignung einer Anzahl von Bedeutungen in demselben; sonst gibt es keine Schwierigkeit, denn die Sprechweise des eigentlichen Bauern ist, und das gilt für die ganze Welt, immer die einfachste, natürlichste und kürzeste. Künstlichkeiten, schwierigen Satzbau, umständliche Constructionen kennt kein Bauer, und wenn man ihn nur bei seiner Weise lässt, so wird er gewiss alles deutlich, klar und leicht verständlich geben.

Viel mehr Schwierigkeiten gibt die Ausdrucksweise des ungebildeten Städters, der eine Anzahl unverstandener Phrasen aufgeschnappt hat und diese ob ihrer vermeintlichen Schönheit anbringen will, ob sie passen oder nicht. So unangenehm es ist, ein solches geschraubtes Durcheinander ohne Anfang und ohne Ende anhören zu müssen, so schwierig ist es, sich darüber klar zu werden, was der Mann sagen wollte, und namentlich, ob die verwendeten Phrasen wirklich zweckentsprechend vorgebracht wurden, oder ob sie nur ihrer selbst willen erschienen sind, weil sie „gebildet" klangen.

Nichts ist in dieser Richtung significanter als der Gebrauch des Imperfectums in Ländern, wo dasselbe nicht üblich ist, sondern regelmäßig durch das Perfectum ersetzt wird (nicht: „Ich gieng", sondern nur „Ich bin gegangen"). Zum Theile das Zeitunglesen, zum Theile aber eine unglückliche Sitte unserer Volksschullehrer zwingt den Kindern den Gebrauch des Imperfectums auf, welches um kein Jota mehr Berechtigung hat, als unser Perfectum, und welches die Leute dann unter gewissen Umständen, zumal, wenn sie mit Gebildeten sprechen, aber nur bis zu einem gewissen Lebensalter beibehalten. Das hat verschiedene Nachtheile. Vor Allem bringt der Satzbau durch den Gebrauch des ungewohnten Imperfects solche Schwierigkeiten, dass der Betreffende die Phrase unverständlich, wo nicht gar ganz falsch herausbringt; weiter: In vielen Fällen weiß der Zeuge (bei starken Verben) das Imperfect nicht, und benützt dann ein anderes Verbum, welches den Sinn nur beiläufig oder schlecht wiedergibt; z. B., er weiß nicht, wie „biegen" im Imperfect heißt und wählt dann unrichtiger Weise das Imperfect von „brechen". Ferner bringt ihm die Construction des Satzes mit dem Imperfect solche Hindernisse und erfordert soviel Aufmerken, dass er der Construction des Satzes, sehr zum Nachtheil der Sache, viel mehr Sorgfalt zuwendet, als der Richtigkeit

des Inhaltes. Es ist auch sehr charakteristisch für unsere immer etwas langsam, aber correct denkenden Leute der Alpenländer, dass sie das passende Verbum erst im Laufe des Aussprechens erdenken; sie fangen dann den Satz mit dem Hilfszeitwort an und finden im Verlaufe des Satzes gewiss das richtige Zeitwort. Unser Zeuge sagt also ganz leicht: „Ich bin heute Morgens um 7 Uhr mit einem Stock in der Hand in den Garten getreten“ — es fällt ihm aber schwer, das richtige Verbum gleich zu Anfang zu finden und zu sagen: „Ich trat heute Morgens u. s. w.“ Zwingt man ihn aber zu dieser, für ihn umgekehrten Reihenfolge des Ausdenkens, so bringt er leicht ein falsches Wort zum Vorschein. Es ist ganz charakteristisch für den Bauern, dass er sich überhaupt nicht scheut, ein anderes Wort zu gebrauchen, wenn er sich mit dem einen nicht zurecht findet; es ist da die wahre Geschichte von dem Bürgermeister geradezu belehrend, der an die vorgesetzte Behörde den schriftlichen Bericht einsandte, dass an der Landstraße auftragsgemäß Birnbäume gepflanzt wurden; als nun der Bezirkshauptmann die Pflanzung besichtigte, meinte er, das sei sehr schön, nur seien das keine Birnenbäume! „Freilich sind's keine,“ meinte der biedere Landbürgermeister, „aber der Teufel schreibt einen Zwetschkenbaum.“ Er hatte also thatsächlich das verzwickte Wort nicht zu schreiben gewusst, und deshalb den einfacheren Birnenbaum gewählt. Solche Dinge beschwört man aber geradezu herauf, wenn man die Leute in ungewohnter Weise sprechen lässt.

Ich gestehe, dass ich einem Zeugen regelmäßig mit etwas Misstrauen entgegenkomme, sobald er ein Imperfect oder eine sonst ihm ungeläufige Redeform gebraucht. Ich setze voraus, dass er ein unselbständiger Mensch ist, der sich dies einreden ließ, ich glaube, dass er nicht ganz wahrhaftig ist, weil er für ihn unwahre Formen vortreten lässt, und ich fürchte auch, dass er über der Form den Inhalt vernachlässigt. Gebraucht ein einfacher Mensch ruhig und ohne Scheu seinen ihm zukommenden Dialect, so liegt zum Mindesten vorerst kein Grund vor, ihm zu misstrauen.

Auf einige Eigenthümlichkeiten ist aber immerhin zu achten.

Vor Allem ist der Dialect überall in gewisser Richtung ärmer als die Schriftsprache, er begnügt sich z. B. mit wenigen Farben (weiß, schwarz, roth). Die blaue Traube, der rothe Wein wird mit schwarz bezeichnet, der helle Wein mit weiß. Das letztere

hat übrigens aus dem Dialect auch die Schriftsprache übernommen: kein Mensch sagt „wasserheller oder gelber Wein", obwohl Niemand noch weißen Wein gesehen hat. Ebenso sagt kein Bauer: „Ein brauner Hund, eine braungelbe Kuh" — das wird immer nur mit „roth" bezeichnet. Das ist bei Kleiderbeschreibungen u. s. w. sehr wichtig. Dem widerspricht nicht, dass die Sprache des Dialects dort, wo vielfacher Gebrauch eines Dinges vorliegt, wieder viel reicher ist, z. B. heißt der Stiel eines Werkzeuges „Stiel, Habe, Stab, Griff, Höl, Stück u. s. w.

Beim Gebrauche der Fremdworte ist genau zu achten, in welcher Bedeutung dieselben übernommen wurden, z. B. hat das Wort fidel (treu) den Sinn von lustig, heiter; das Wort commod = leutselig, simulieren = nachdenklich dasitzen u. s. w.

Dann ist wahrzunehmen, dass ungebildete Leute stets mehr allgemein sprechen als Gebildete, welche mehr individualisieren (Lazarus [1]), z. B. „Was machst Du für Sachen?" „Was sind das für Geschichten?" „War das eine Wirtschaft!" — Die richtige Individualisierung zu treffen ist häufig nicht leicht und lässt sich nur durch umständliches Fragen feststellen. Ebenso merkwürdig ist es, dass es so ungemein schwer fällt, ungebildete Leute zur Wiedergabe einer Aeußerung in directer Rede zu bewegen; man kann zehnmal die Worte selbst wiedergesagt verlangen, man hört nur: „Er sagte zu mir, ich solle hineingehen" — niemals: „Er sagte zu mir: ‚Geh' hinein'." Erklärlich ist diese Erscheinung, wie schon früher erwähnt, wohl nur dadurch, dass die Leute nur den beiläufigen Sinn des Gehörten im Gedächtnis behalten. Handelt es sich genau um den Wortlaut, so ist diese Eigenthümlichkeit recht unangenehm und meistens nur dadurch zu beseitigen, dass man dramatischen Dialog aufführen lässt und dem Zeugen sagt: „Nun sind Sie der A und ich der B — wie war's?" Aber selbst da schlägt das Mittel oft fehl, und wenn man die directe Rede doch endlich erzwingt, so kann man der Verlässlichkeit des Gesagten nie ganz sicher sein; es war dem Mann einfach zu ungewohnt, so zu sprechen, und das Ungewohnte ist stets unsicher.

Was noch namentlich beim wirklichen Bauer Berücksichtigung verdient, ist sein Schweigen. Ich weiß nicht, ob man schon die Gründe untersucht hat, warum der Landmann allerorten schweigsam ist; einen geschwätzigen Bauern findet man selten. Dies zeigt

[1]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele". Berlin 1856.

sich nun oft in befremdender Weise darin, dass er sich auch dort nicht vertheidigt, wo wir ein energisches Auftreten am Platze fänden; man sagt, es zeige oft von Muth, wenn sich Einer nicht vertheidigt; es mag dies eine gewisse Erhabenheit über den gemachten Vorwurf, Entrüstung über die Anklage, Sicherheit in der Unschuld sein, oft ist es aber auch bloße Schweigsamkeit, und wer dies nicht kennt, betrachtet solches Schweigen leicht als den Ausdruck der Ueberführung, des Unterliegens. Hier darf man nicht voreilig sein und muss sich vorerst Klarheit über die Natur des Betreffenden zu verschaffen suchen; kommt man zur Ueberzeugung, dass derselbe wirklich ein Schweigsamer ist, so darf man sich auch nicht wundern, wenn er dort nicht spricht, wo Worte sehr dringend geboten scheinen. Allerdings kann man auch durch Schweigen heucheln.

In gewissen Fällen muss man ungebildete Leute auch von demselben Standpunkt betrachten, wie man es Kindern gegenüber thut. Geiger[1]) erwähnt einmal, dass einem Kinde, welches blos einen Knaben kennt, alle anderen Knaben Otto's sind, wenn jener eine Knabe Otto heißt. Damit ist viel gesagt, allerdings nicht mehr als mit der Geschichte vom dem Recruten, der am Rhein meinte: „Bei uns nennt man den Rhein Donau." Dem Kinde und dem Ungebildeten fehlt das Unterordnen unter höhere Begriffe, und so wie das Kind, von dem Sigismund[2]) erzählt, jedes gezeichnete Viereck ein Bonbon und jeden gezeichneten Kreis einen Teller nennt, so bezeichnet auch der einfache, ungebildete Mensch alles ihm Neue mit dem ihm zunächst Liegenden. Sehr oft liegt die größte Kunst des Criminalisten darin, aus einer scheinbar ganz wertlosen Aussage wichtiges Materiale dadurch herauszuschälen, dass er die einfachen, kunstlosen, aber meistens gut bezeichnenden Bilder richtig deutet und das herausfindet, was eigentlich gesagt werden wollte. — Dass man sich hiebei von Künsteleien strenge fern halten muss, ist wohl selbstverständlich.

c) Ungenaue Ausdrucksweise.

Wenn es wahr ist, dass wir, wie Jessen[3]) sagt, in der That, so oft wir ernsthaft und wiederholt über die Bedeutung von Worten

[1]) L. Geiger, „Der Ursprung der Sprache", Stuttgart 1869.

[2]) B. Sigismund, „Kind und Welt", 1856.

[3]) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", Berlin 1855.

nachdenken, finden, dass sie einen viel tieferen und reicheren Sinn und Inhalt haben, wie wir anfänglich glaubten — wenn dies wahr ist, dann müssen wir uns wirklich darüber wundern, dass die Menschen einander überhaupt verstehen. Denn haben die Worte nicht, wie sich das gute österreichische Gesetzbuch ausdrückt, „jenen Verstand, der aus ihrer eigenthümlichen Bedeutung hervorleuchtet", dann findet Jeder nach seiner Anlage und Bildung einen anderen „tieferen und reicheren Sinn" in denselben. In der That sind ja viel mehr Worte nur bildlich gebraucht, als wir auf den ersten Blick glauben; greifen wir ganz blindlings zu, so finden wir überraschend viele Worte in übertragener Bedeutung; wenn ich sage: „Ich *setze* den Fall, ich *dringe* durch, ich über*springe* den Satz u. s. w.", so sind das Alles Bilder, denn ich habe nichts *gesetzt*, ich bin nicht durch ein Hindernis *gedrungen*, und bin nicht *gesprungen*, und habe ich nicht das Wirkliche, sondern nur ein Bild, dann ist die Grenze nicht zu bestimmen, wie weit sich das Letztere vom Ersteren entfernt hat, und Jeder kann dieses Entfernen in anderer Richtung und Ausdehnung bewerkstelligen. In allen diesen Fällen muss erst festgestellt werden, wie und wohin das Einer gethan hat, um zu wissen, was er meint. Wie oft hört man z. B. „ein viereckiger Tisch" (statt quadratisch), „ein sehr mittelmäßiger Mensch", wenn man sagen will, ein Mensch, der weit *unter* der Mittelmäßigkeit steht. Sehr häufig drückt man sich halb wissentlich falsch aus, um etwas zu beschönigen, um eine Bitte bescheidener erscheinen zu lassen: „Ich bitte um *etwas* Feuer", sagt man, obgleich man weiß, dass es dem Anderen ganz gleich ist, ob er von seiner Cigarre viel oder wenig Feuer nimmt; „Ich bitte um ein ganz kleines Stückchen Braten", sagt man, um sein Verlangen, dass der Andere die ganze schwere Schüssel reichen muss, bescheidener erscheinen zu lassen, und ebenso: „Bitte, geben Sie mir ein klein wenig Wasser" — der Andere muss aber doch die ganze Flasche reichen, und es ist ihm sehr gleichgiltig, ob man dann viel oder wenig Wasser daraus nimmt. Solche Beispiele in Ueberfülle bietet Andresen.[1])

Aehnliches erfahren wir so oft bei Beschuldigten oder Zeugen, die glauben, nicht ganz richtig gehandelt zu haben u. s. w., und die dann ihr Vorgehen in möglichst günstigem Lichte zeigen

[1]) Karl Gustav Andresen, „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit", Heilbronn 1886.

wollen. Dieses Beschönigen geht oft sehr weit und kann so geschickt angebracht werden, dass man das Richtige lange nicht herausmerkt. Das gewöhnliche Sprechen gibt uns auch da die besten Beispiele. Seit unvordenklicher Zeit nennt man es „ein grausames Handwerk", wenn Einer, um sich ehrlich zu ernähren und zum nothwendigen Lebensbedarf vieler Menschen, Schlachtvieh rasch und schmerzlos tödten muss. Wenn aber Einer zum puren Zeitvertreib, aus Langweile ganz harmlose Thiere in oft martervoller Weise todtschießt oder so verwundet, dass sie, nicht aufgefunden, elend zu Grunde gehen, dann heißt das „edles Waidwerk". Soll mir Einer den Unterschied klar machen, der zwischen dem Erschlagen eines Ochsen und dem Erschießen eines Rehes liegen soll, ja sogar die behauptete Geschicklichkeit im letzteren Falle liegt nicht vor, da es gewiss schwieriger ist, einen Ochsen rasch und zunftmäßig zu tödten, als ein Reh mit der Schrottspritze schlecht anzuschießen, und selbst der „schönste" Blattschuss erfordert weniger Uebung als der richtige Ochsenschlag. Aber der Sprachgebrauch hat einmal diese eigenthümliche, den Menschen zusagende Sonderung vorgenommen, und dieselbe Sonderung spielt oft in das Strafrecht herüber, ohne dass wir es recht merken. Es ist ganz genau dasselbe, ob Einer beim Pferdehandel oder beim Handel mit anderen Waaren betrügt, ganz dasselbe, wenn sich Zwei vorschriftsmäßig auf Säbel schlagen oder wenn Bauernburschen verabredetermaßen mit Sesselbeinen raufen, ganz dasselbe, ob Einer in „edler Champagnerbegeisterung" eine Gesetzesübertretung begeht oder ob er im ordinären Schnapsrausch etwas anstellt — aber der Sprachgebrauch hat für die ersteren Fälle immer eine wohlwollende, entschuldigende Bezeichnung, für die letzteren wegwerfende, verurtheilende Worte. Die „verschiedene Auffassung", die den verschiedenen Vorgängen zu Theil wird, ist erst die Folge des verschiedenen Sprachgebrauches, dieser hat durch lange Fortsetzung erst die Auffassung geschieden.

Dazu kommt noch eine gewisse Unaufrichtigkeit im Sprechen und im Hören, wo der Sprechende weiß, dass der Andere anders hört, und der Hörende weiß, dass der Sprechende anders denkt. Steinthal [1]) hat das gelegentlich einer Besprechung gesagt:

[1]) H. Steinthal in der Besprechung von Dr. Fr. Polle, „Wie denkt das Volk über die Sprache?" Leipzig 1889; in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie" von Lazarus und Steinthal, Band XIX.

„Während der Sprechende so manches spricht, woran er nicht glaubt, an dessen Wirklichkeit er nicht denkt, so weiß der Hörende doch recht wohl, was der Redende gesagt hat; er versteht richtig und macht diesem keinen Vorwurf, dass er sich eigentlich ganz unverständlich ausgedrückt hat.“ So oft dies im gewöhnlichen Leben vorkommt, ohne im Verkehr wesentliche Schwierigkeiten hervorzurufen, so wenig darf dies in unseren Besprechungen mit Zeugen und Beschuldigten vorkommen. Ich weiß sehr gut, dass man sich häufig der von Steinthal geschilderten Sprechweise bedient, wenn ein Zeuge einen bestimmten und sehr wichtigen Verdacht andeuten, aber nicht gerade heraus sagen will; in solchen Fällen meint z. B. der Vernehmende ebenso wie der Zeuge, dass der X der Thäter ist; aus irgend einem Grunde, etwa weil dieser X ein naher Verwandter des Zeugen oder eine höher gestellte Persönlichkeit ist, will aber Keiner mit der Wahrheit heraus und Beide reden dann in Unrichtigkeiten, in Umschweifen die längste Zeit herum. Wenn nun Beide wirklich dasselbe meinen, so ist höchstens Zeit verloren, aber sonst geschieht kein Unheil; wenn aber Beide etwas Anderes, z. B. einen anderen Thäter meinen, aber irriger Weise glauben, dass sie an denselben denken, dann kann es zu den ärgsten Missverständnissen kommen, wenn sie auseinandergehen, ohne sich endgiltig aufgeklärt zu haben. Ist dann der Vernehmende in dem Glauben, der Zeuge habe auch dieselbe Meinung, und arbeitet er auf dieser nun scheinbar gefestigten Basis fort, so kann die Sache arg werden.

Dasselbe ereignet sich, wenn man mit einem Beschuldigten um sein Geständnis herumredet, d. h. wenn der Richter meint, der Verdächtigte wolle gestehen, deute dies aber nur so beiläufig an, und wenn es diesem aber gar nicht einfällt, zu gestehen. Offenes und klares Reden ist bei unserer Arbeit das einzig Angezeigte und Erlaubte, alle undeutlichen Ausdrucksweisen sind von Uebel.

Freilich kommen dieselben unwillkürlich oft vor, sie sind in dieser Richtung nicht zu vermeiden, man muss sich nur über dieselben klar sein. So ist es charakteristisch, dass man beim Wahrnehmen von etwas Unbekanntem sich gerne an etwas Bekanntes anschließt; Esser[1]) führt als Beispiel hiefür an, dass die Römer, als sie das erste Mal Elephanten sahen, diese *„boves lucani“*

[1]) Dr. Wilhelm Esser, „Psychologie“, Münster 1854.

nannten. Ebenso: Holzhund = Wolf, Wälschkorn = Mais, Meerkatze = Affe, türkischer Hahn = Truthahn u. s. w. Dies sind allgemein gebräuchliche Formen, aber auch der Einzelne pflegt das alle Tage neu zu machen, so oft ihm etwas Fremdes unterkommt, was er sofort in ein vorhandenes Fach einzuschachteln sucht. Er spricht also gewissermaßen in Bildern, und wenn der Hörer dies nicht weiß, so kann er ihn unmöglich verstehen. Zu entdecken ist ein solcher Vorgang dadurch, dass man es sich klarlegt, ob und was dem Sprechenden neu und fremd gewesen ist; sobald man dies festgestellt hat, so darf man vorraussetzen, dass er bei Besprechung der Sache sich in Bildern ausdrücken wird; welcher Art dieselben sind und woher sie stammen, ist nicht schwer zu finden.

Aehnliche Schwierigkeiten hat es mit dem Gebrauche von Fremdworten. Dass dieselben sehr oft und nicht blos von Ungebildeten falsch angewendet werden, ist bekannt und soll hier nicht weiter erörtert werden. Was ich meine, ist die Abschwächung ihrer Bedeutung im Gebrauche unserer Sprache. „Das Fremdwort", sagt v. Volkmar, [1]) „nimmt der Bedeutung des homonymen Eigenwortes ihre Schärfe und Frische und wird darum von Allen gesucht, welche die Dinge nicht beim rechten Namen nennen wollen; die ‚triste Lage' ist lange nicht so traurig als die traurige." Ich möchte wissen, wie manche Leute sprechen würden, wenn sie nicht Malheur, mechant, depravieren, perfid u. s. w. sagen dürften, durch welche Worte immer ein Grad weniger ausgedrückt wird, als das Wort eigentlich bedeutet. Der Grund der Benützung dieser Worte liegt nicht immer darin, dass der Sprechende das Ding nicht beim rechten Namen nennen will, sondern wirklich darin, dass man für so Vieles verschiedene Grade der Schärfe braucht und sich nicht mit Attributen und sonstigen Verlängerungen helfen will; es wird dann das Fremdwort gewissermaßen als technischer Ausdruck eingeschoben.

In welcher Richtung aber der Einzelne die Abschwächung oder die besondere Bedeutung verstanden haben will, das ist keineswegs allgemein fixiert, sondern geradezu individuell und muss für den einzelnen Fall immer besonders festgestellt werden; er meint z. B. unter einem „mechanten Kerl" nur das, was wir einen „Schwerennöther" heißen würden.

---

[1]) H. Fink, „Romantic Love and Personal Beauty", London 1887.

Das Streben nach kurzer Ausdrucksweise — merkwürdig genug in unserer geschwätzigen Zeit — äußert sich noch in anderer Richtung. Greifen wir beliebig zu. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Heft des beliebten Familien-Journals „Von Fels zu Meer". Was soll der Titel besagen? Offenbar die räumliche Ausdehnung der Gegenstände seines Inhaltes und seines Leserkreises, also etwa „Rund herum über den ganzen Erdball" oder „Ueber alle Länder und von allen Völkern" — das wollte der Titel meinen, das war aber zu lange, und so fasste man es zusammen in „Von Fels zu Meer", ohne zu bedenken, dass Felsen sehr oft auch dicht am Meere stehen, so dass es vom Felsen bis zum Meere sehr nahe sein kann — Felsen und Meer sind keine localen Gegensätze.

Oder: Mein Sohn tritt ein und erzählt von einem „Alten Semester", darunter versteht man einen alten Studenten, der schon viele Semester, jedenfalls mehr als vorgeschrieben und nothwendig sind, studiert hat. Das wäre aber ein langer Satz und so zieht man die ganze langathmige Beschreibung in zwei Worte zusammen und nennt den Menschen ein „Altes Semester", was bequem, aber für jeden ferner Stehenden unverständlich ist. Diese Kürzungen sind viel häufiger als man in der Regel annimmt und müssen zur Vermeidung von Missverständnissen immer aufgeklärt werden. Sie kommen nicht blos bei einsilbigen schweigsamen Menschen, sondern auch bei geschwätzigen vor, die durch den Gebrauch derselben eine gewisse Kraft der Rede erzeugen wollen. — Nicht gleichgiltig für den Ausdruck ist es auch, wenn die Leute in anscheinend keineswegs bequemer Weise umschreibende Zahlenangaben machen; z. B. „ein halbes Dutzend" (fünf Silben statt der einen Silbe: sechs), „vier Paar", oder sprichwörtlich: „Moskau hat 40 mal 40 Kirchen", „Die Glocke im Stephansdom hat soviel Centner, als das Jahr Tage hat" u. s. w. Es darf angenommen werden, dass man diese umständlichere Ausdrucksweise wählt, entweder wenn man etwas nur ganz beiläufig angeben, oder wenn man sich mnemotechnisch helfen will. Hört man also eine solche Angabe, so ist stets Vorsicht nöthig, weil dieselbe, wie gesagt, nur abgerundet ist, oder weil man erst die Verlässlichkeit der angewendeten Mnemotechnik nachprüfen muss.

Bekannt ist es endlich, dass Fremdworte im Volk in ein ähnlich klingendes, aber ganz sinnloses deutsches Wort verwandelt werden. So wird aus Pellina (Felleisen) das deutsche „Berliner",

aus Brunolein (Holzbeize) das bequemere „Brünner Leim“, sogar die eben erst auf den Mark gebrachten Putzlappen mit Namen Flexible heißen schon „Flecksieder“, und Ventil hörte ich vor Kurzem „Pfund Oel“ nennen.

Bekömmt man solch' ganz unverständliche Worte zu hören, so hilft häufig lautes, wiederholtes Vorsagen, wodurch man das entsprechende Fremdwort findet.

B. Unterscheidende Momente.

1. Allgemein Differenzierendes.

a) Die Frau.

1. Allgemeines.

Eine der schwierigsten Aufgaben für den Criminalisten in psychologischer Beziehung bleibt die Beurtheilung der Frau, weil sie nicht nur somatisch und psychisch etwas ganz Anderes ist als der Mann, sondern weil sich dieser niemals voll und ganz in das Wesen einer Frau hineindenken kann. Beurtheilt der Criminalist einen Mann, so hat er es mit seinesgleichen zu thun, der noch immer aus den gleichen Factoren geschaffen ist, wie der ihn Beurtheilende, wenn auch Alter, Lebensstellung, Bildung und Moral noch so verschieden sein mögen. Hat er einen Greis zu beurtheilen, der ihm an Jahren noch so weit voran ist, so hat er doch einen Menschen vor sich, wie er selbst einer werden kann, der also von derselben Construction, nur in vorgerückterem Stadium ist, und handelt es sich um einen Knaben, so weiß der Criminalist ganz gut, wie er selbst als Knabe dachte und empfand, denn Stimmungen und Verfassungen vergessen wir nie vollständig, wenn auch noch so viel Zeit vergangen ist — wir begreifen sie häufig nicht mehr, aber wie sie gewesen sind, kommt uns nicht leicht aus dem Sinn. Aber selbst wenn der Criminalist einem Mädchen kindlichen Alters gegenüber steht, fehlen ihm die Anhaltspunkte zu ihrer Beurtheilung nicht, denn vor der Pubertätsentwicklung ist das Wesen des Knaben und Mädchens doch nicht so vollkommen verschieden, dass der Criminalist nicht wenigstens analoge Schlüsse machen dürfte, wenn er sein eigenes Ich, da er noch ein Knabe war, als Vergleichsobject hinstellt.

Aber für die Natur des Weibes fehlen uns Männern alle Anhaltspunkte, um die Parallele zwischen dem Weibe und uns selbst zu finden, und die allergrößten Fehler im Strafprocess sind gemacht worden, wo wir richtig geschlossen hätten, wenn ein Weib ein Mann gewesen wäre. So aber hat man die That eines Weibes, die Aussage einer Frau mit demselben Maße gemessen, als wenn sie von einem Manne ausgegangen wäre, und da gieng freilich Alles falsch. Die Frau ist anders als der Mann, dies sagt uns der Anatom und der Arzt, der Historiker und der Literat, der Theologe und der Philosoph, und jeder Laie sieht es selbst. Die Frau ist anders in ihrer Erscheinung, in ihrem Beobachten, in ihrem Urtheilen, in ihrem Empfinden, in ihrem Wollen und in ihrem Leisten — nur wir Juristen strafen die That des Mannes wie die der Frau, und zählen die Aussage des Mannes wie die der Frau. Aber selbst, wenn wir darüber klar sind, dass wir hierin ungerecht vorgehen — zu wahrer Erkenntnis können wir nie kommen, weil wir Männer niemals Frauen waren, und auch die Frauen können uns nicht das Wahre sagen, weil sie niemals Männer waren. So wenig der Eine je erfahren wird, ob er dieselbe Farbe „roth" nennt, wie der Andere, ebenso wird es ewig unerforscht bleiben, wo die zweifellos vorhandenen Unterschiede im Seelenleben des Mannes und der Frau zu suchen sind, aber können wir uns nicht klar werden über das Sein der Frage, so können wir wenigstens die Erscheinung studieren und so viel Klarheit zu finden trachten, als es die Schwierigkeit der Sache gestattet.

Eine eigenthümliche, ich möchte sagen, unwissenschaftliche Empfindung bemächtigt sich da unser: Wir schenken der eigentlichen Forschung, den Feststellungen gelehrter Männer in dieser Frage weniger Glauben, als der Ueberzeugung des Volkes, die sich in allgemeinen Auffassungen, in Rechtsparämien, in Gebräuchen und Sprichworten kundgibt, weil man instinctiv empfindet, dass die volksthümliche Auffassung den Niederschlag von Jahrhunderte alten Erfahrungen darstellt, die gleichmäßig von Männern und Weibern gemacht wurden, so dass wir annehmen dürfen, es habe sich der Beobachtungsfehler des Einzelnen an den Beobachtungen der Anderen nach Möglichkeit richtig gestellt. Wir bekommen so eine Art Durchschnittsergebnis, und wenn Durchschnittszahlen auch im größten Percentsatz falsch, weil entweder zu hoch oder zu niedrig, erscheinen, so ist doch der begangene Fehler nie ganz,

sondern höchstens nur halb zu rechnen. War in einer Zahlenreihe die niederste 4 und die höchste 12, die Durchschnittszahl 8, und nehme ich im einzelnen Falle letztere an, so kann ich höchstens um 4, nie aber um 8 geirrt haben, wie es der Fall wäre, wenn ich 4 statt 12 annehme oder umgekehrt. Die Auffassung des Volkes gibt aber den Durchschnitt, wenigstens dürfen wir annehmen, dass sie sich nicht gehalten, nicht zur Rechtsgewohnheit, zum Sprichwort geworden wäre, wenn nicht Jahrhunderte gezeigt hätten, dass der begangene Fehler niemals ein sehr großer war.

Allerdings hat man sich da ziemlich einfach geholfen, man ließ sich nicht auf feine Unterscheidungen ein, sondern legte ganz allgemein einen Nonius der Wertschätzung an das Weib an und kam zu dem Ergebnis, die Frau sei einfach ein minderwertiges Geschöpf, und diese Auffassung finden wir ebenso in der Frühentwicklung der später hochstehenden Völker, wie bei heute noch zurückgebliebenen Nationen und Stämmen. Wenn wir jetzt allgemein annehmen, dass die Cultur eines Volkes und die Stellung seiner Frauen denselben Gradmesser haben, so beweist dies nur, dass man mit zunehmender Bildung einsah, es habe mit der einfachen Annahme der Minderwertigkeit nicht seine Richtigkeit, dass man den eigentlichen Unterschied zwischen der Psyche des Mannes und der Frau nicht festzustellen vermöge, und dass aber auch heute noch Reste der alten Auffassung halb unbewusst darauf Einfluss nehmen, wie wir das Wesen der Frau bewerten, wenn sie in irgend einer Richtung unserer Beurtheilung unterzogen wird. Es interessiert uns deshalb in keiner Weise, wie untergeordnet die Stellung der Frau bei wilden und halbwilden Völkerschaften sich darstellt, wohl aber ist es für uns zu wissen nicht gleichgiltig, wie dies bei Völkern und zu Zeiten der Fall war, die auf unsere Cultur Einfluss haben. Ein flüchtiger Ueberblick sei gestattet.

Eine Anzahl classischer Stellen, die z. B. Henry Fink [1]) und Smith [2]) zusammenstellen, zeigt, wie wenig der classische Grieche vom Weibe hielt, und W. Becker [3]) stellt von allen Beweisen hiefür den Umstand am höchsten, dass der Grieche immer die Kinder

[1]) H. Fink, „Romantic Love and Personal Beauty", London 1887.
[2]) Smith, „Dictionary of christian antiquities".
[3]) W. Becker, „Bilder altgriechischer Sitte", Leipzig 1840.

voranstellte und stets sagte: „τέκνα καὶ γυναῖκας“. Auch die griechischen Naturforscher dachten nicht anders, Hippokrates und Aristoteles hielten die Frau entschieden nur für einen Halbmenschen und auch der Dichter ist von dieser Anschauung nicht frei; Homer (Rathschläge des Agamemnon an Odysseus, dann: „Der Gürtel der Venus ist mit List und Lüge durchwebt“ u. s. w.) ereifert sich noch zumeist über die Schwatzhaftigkeit und Verlogenheit der Frauen, während später z. B. Euripides den Wert der Frau direct auf das Mindeste veranschlagt (in der „Ipheginie“: εἷς γ' ἀνὴρ κρείσσων γυναικῶν μυρίων).

Die altrömische Auffassung zielt immer ab auf das uns räthselhafte, sphynxartige, disharmonische in der Frau, welches Horaz am deutlichsten zum Ausdrucke brachte (z. B. „*Desinit in piscem mulier formosa superne*“ — „oben Weib und unten Fisch“).

Die Orientalen haben es nicht besser gemacht; die Chinesen behaupten, die Frau habe keine Seele, der Muhamedaner glaubt, dass der Frau der Zutritt ins Paradies verschlossen ist, und der Koran (XLIII, 17) definiert das Weib dahin, es sei „ein Geschöpf, das unter Putz und Flitter aufwächst, und immer bereit ist zu zanken“. Wie sehr sich solche Meinung erhalten hat, zeigt der ottomanische Codex (Art. 355), nach welchem die Aussagen von zwei Frauen so viel gelten, wie die eines Mannes. Aber der Koran stellt sonst doch die Frauen noch höher, als dies von den Kirchenvätern geschah; die Frage „*an mulier habeat animam?*“ wurde öfter auf den Concilien erörtert, und eines davon, das von Mâcon, befasste sich ganz ernstlich mit der Schrift von Acidalius: „*Mulieres homines non esse*“, während auf einem anderen (Provincial-) Concil den Weibern verboten wurde, das Abendmahl mit bloßen Händen zu berühren. Dieser Anschauung entspricht der Inhalt einer Unzahl von mittelalterlichen Sprichworten, die das inferiore Wesen der Frau zum Gegenstand haben, und sicherlich auch der Umstand, dass eine so große Zahl von Weibern für Hexen gehalten wurde, von denen nach Scherr's[1]) Berechnung mindestens 100000 in Deutschland verbrannt wurden. Die Gesetzgebungen befassten sich damals mit den Weibern nur noch insoweit, als sie deren Glaubwürdigkeit als Zeugen herabsetzten; die Bambergensis (Art. 76) erlaubt z. B. nur für „etliche Fälle“ die Zulassung von „jünger Per-

[1]) Scherr, „Geschichte der deutschen Frauenwelt“.

sonen und Weibsbild" als Zeugen, und welche Balgereien die älteren Juristen über den Wert der Aussage von Weibern ausgefochten haben, zeigt uns insbesondere Mittermaier. [1])

Wenn wir von Tacitus absehen, von dessen Zeugnis über die Hochschätzung der Frau bei den Germanen die ausländischen Schriftsteller behaupten, er habe es nur seinen Landsleuten zur Kenntnisnahme und Darnachachtung geschrieben, wenn wir also von ihm absehen, so haben wir eine lange Reihe von Behauptungen, beginnend mit dem altnordischen Havamál, welches vorwiegend geringschätzig von den Frauen spricht und sie unbeständig, trugvoll und bethörend nennt (z. B. „Mädchenreden vertraue kein Mann, noch der Weiber Worten"), bis herauf zum modernen Sprichwort, welches das entweder zu Hohe oder zu Niedere der Frau dahin zusammenfasst: „Gebt der Frau Flügel und sie ist entweder ein Engel oder eine Gans." So derb dieser Ausspruch ist, so sehr dürfte er der richtigen Auffassung entsprechen — die Frau steht entweder über oder unter uns und dies mag in beiden Richtungen wahr sein: es gibt Frauen, die über uns stehen, und es gibt solche, die unter uns stehen, und weiters: auch die einzelne Frau steht in manchen ihrer Eigenschaften über, in manchen unter uns — aber so wie wir, ist keine. — Und wenn Ploss [2]) sagt: „Das Weib ist seiner Natur nach ebenso vollkommen, wie es der Mann nach der seinigen ist", so stimmt dies mit der genannten Auffassung dann, wenn wir das Höher- und Tieferstehen mit dem „Zweckentsprechen" in kein Correlat bringen. Wir beurtheilen eine höhere oder tiefere Organisierung lediglich von unserem Standpunkte für Können und Empfinden aus, und nehmen hiebei darauf, ob dieselbe einem bestimmten Zwecke entspricht oder nicht, keine Rücksicht. Für eine einförmige, geisttödtende Arbeit, die zwar sehr geringe, aber ununterbrochene Aufmerksamkeit erfordert, entspricht ein sehr mäßig veranlagter, geduldiger, nichts denkender Mensch gewiss viele Male besser, als ein genialer, feuriger Intellect — der Erstere ist für diese Aufgabe viel zweckmäßiger als der Letztere, aber höher steht er nicht. Und so ist es auch mit der Frau: Für manche ihr zugewiesene Zwecke ist sie gewiss besser construiert, ob diese Construction aber von unserem Standpunkte unserer Auf-

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise", Darmstadt 1834.

[2]) Dr. H. Ploss, „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde", Leipzig 1885.

fassung von Können und Empfinden als die höhere oder niedere zu bezeichnen ist, bleibt eine andere Frage.

Es ist daher nur in gewissem Sinne richtig, wenn wir eine Eigenschaft des Weibes, die mit der unseren nicht stimmt, als schlimmer bezeichnen. An sich genommen, würden wir hiebei übersehen, dass diese Eigenschaft für die Natur und die Aufgabe des Weibes gerade die richtige ist, gerade so, wie der moderne Naturforscher annimmt, dass sich jedes Thier für seine Zwecke gerade richtig entwickelt hat. Wäre dies beim Weibe nicht, so wäre dies die erste Ausnahme von den Gesetzen der natürlichen Entwicklungstheorie, und so ist es unsere Aufgabe, nicht nach Absonderlichkeiten und Seltsamkeiten in der Psyche des Weibes zu suchen, sondern erst einmal die ihr von der Natur zugewiesene Stellung und Aufgabe zu studieren, dann ergibt sich das, was wir sonst als Sonderbarkeit auffassten, als natürliche Nothwendigkeit von selbst. Allerdings werden wir bei mancher Eigenthümlichkeit der Frau nicht geradeaus auf die betreffende Position stoßen, durch die dieselbe erfordert wird, und werden dann nur nach dem Gesetze der allgemeinen Coexistenz schließen, aber ob wir direct oder indirect etwas feststellen, muss uns einstweilen gleich sein: Wir kennen das Vorhandensein. Wenn wir von einem menschlichen Skelett nur das Becken finden, so werden wir aus dessen breiter Form schließen, dass es einem Weibe gehört, und werden dies auch mit dem Gebärgeschäft der Frau zu begründen vermögen. Wir werden aber auch, obwohl wir nur das Becken vor uns haben, mit Sicherheit Mittheilungen machen können, wie die Knochenstellung der unteren Extremitäten dieses Individuums, die Thoraxform, die Krümmung der Wirbelsäule u. s. w. gewesen sein muss. Auch dies werden wir noch mehr oder minder mit dem Gebärgeschäft der Frau begründen können; wir werden aber noch weiter gehen und werden sagen, dass dieses Individuum, weil es, nach der Beckenform zu urtheilen, ein Weib gewesen ist, eine verhältnismäßig kleinere Schädelcapacität gehabt haben muss, und obwohl wir diese Eigenthümlichkeit mit dem Geburtsgeschäft oder einer sonstigen specifischen Eigenschaft der Frau nicht in den mindesten Zusammenhang bringen können, so schließen wir darauf doch mit voller Sicherheit, weil wir wissen, dass mit dem genannten breiten u. s. w. Becken diese geringere Schädelcapacität in regelmäßigem Zusammenhang steht. Ganz ebenso wird es einmal möglich sein, sämmtliche

differierende psychischen Eigenschaften der Frau aufzuzählen, wir werden eine Anzahl derselben direct als nothwendig erklären können, eine Anzahl aus ihrer regelmäßigen Coexistenz ableiten, die Sicherheit wird dieselbe sein, und dann erst werden wir das Thun und Lassen der Frau befriedigend und gerecht deuten können.

Bevor wir einzelne Momente in der Frauenpsyche besprechen, möchte ich kurz die Benützung der Literatur über unsere Frage berühren, und namentlich darauf hinweisen, dass das Ergebnis unserer Studien der Dichter kein glückliches genannt werden darf, so lange es sich darum handelt, was wir Criminalisten brauchen. Es läge ja nahe, dass wir zuerst beim Dichter anfragten, wenn es sich darum handelt, das Herz, den entscheidendsten und wichtigsten Theil der Frau kennen zu lernen; aber uns lassen die historisch berühmten „Kenner des Frauenherzens“ im Stich, ja noch mehr, sie führen uns da in bedenkliche Irrthümer. Wir lesen hier nicht zusammen ein Collegium über Literaturgeschichte, für uns handelt es sich auch nicht um die Lösung des „holden Räthsels der Frau“ — wir sind trockene Juristenseelen, die darnach suchen, in ihrer Arbeit nicht in Fehler zu verfallen, die Anderen Ehre und Freiheit kosten, und wenn wir dann den Dichtern nicht recht glauben wollen, so ist dies nur das Ergebnis von vielen und schwer gebüßten Irrthümern. Wir alle waren einmal jung und hatten uns Ideale gerettet; was uns angebetete Dichter gesagt hatten, hielten wir für Lebensweisheit — sonst hat uns ja Niemand welche geboten — und mit unseren poetischen Anschauungen wollten wir ernsteste Lebensarbeit bezwingen helfen. Enttäuschungen, Fehler und unverschuldete Gewissensbisse waren die Folgen dieser verkehrten Arbeit.

Es fällt mir nicht ein, mit unseren Dichtern ins Gericht zu gehen und ihnen etwa Vorwürfe zu machen, dass sie „falsche Götter lehren und die Jugend verführen“ — ich bin überzeugt, wenn man die Dichter fragte, so würden sie uns sagen: „Wir haben für alle Menschen geschrieben, nur für Aerzte und Criminalisten gewiss nicht.“ Es ist aber auch begreiflich, dass sie Auffassungen schufen, die dem Leben nicht entsprechen. Die Gestalten des Dichters entwickeln sich nicht naturgemäß, um dann plötzlich zu einer sich von selbst ergebenden Idee zusammenzubauen — der Dichter fasst zuerst die Idee, und damit diese zu Tage tritt, müssen sich die einzelnen Gestalten sinngemäß entwickeln; je

natürlicher und sicherer dies geschieht, desto besser ist die Dichtung, aber weil uns keine Zweifel kommen, weil es uns natürlich erscheint, deshalb muss sich der Vorgang im Leben nicht ähnlich abwickeln, und Niemand von uns Criminalisten hat auch nur ein einziges Mal im Leben eine Gestalt gesehen, wie sie eine Dichtung zeigt — am allerwenigsten eine Frau. Selbstverständlich werden wir auch in unserer ernsten und trockenen Arbeit manche Beobachtung, manchen Ausspruch der Dichter verwerten und als goldene Wahrheit im Gedächtnis behalten, aber erst, wenn wir sie auf ihre Richtigkeit im Leben geprüft haben. Man verstehe mich recht, ich behaupte sicher nicht, dass wir selbst im Stande gewesen wären, die Beobachtung zu machen, oder eine Wahrheit aus dem Getriebe der Erscheinungen herauszugreifen, am wenigsten, sie in schöne, knappe, und ich möchte sagen, überzeugende Form zu fassen, aber es muss uns überlassen bleiben, zu prüfen, ob sich das schön Gesagte verallgemeinern lässt, und ob wir denn dasselbe oder Aehnliches schon im Leben gefunden haben. Wür dürfen nie vergessen, dass in der Schönheit der Form allein, so paradox es klingt, eine Art von Beweis gelegen ist, zumal wenn das Gesagte mit großer Bestimmtheit vorgebracht wird. Einer der großartigsten Psalmen Klopstocks beginnt: „Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen; aller Sonnen Heere wandeln um eine große Sonne: Vater unser, der Du bist.“ In diesen unsagbar erhabenen Worten liegt eigentlich, und zwar nur in der hinreißend gebrachten Steigerung, ein Beweis für die Existenz Gottes, und wenn der überzeugteste Atheist diese Verse liest, so wird er, wenigstens für einen Augenblick, an einen Gott glauben. Und doch ist eine wirkliche Beweisführung weder beabsichtigt noch versucht, es sind herrlich gebrachte Bilder, die unangreifbaren drei Wahrheiten: Der Mond geht um die Erde, die Erde um die Sonne, das ganze Sonnensystem um eine Centralsonne — und nun wird unvermittelt, gleichsam als vierte Wahrheit der Eingang des Vaterunsers und gleichzeitig die Identificierung der Centralsonne mit der Gottheit angeschlossen — und der Leser ist, um es einfach zu sagen, wenigstens für den Augenblick gefangen. Was ich hier an einem recht drastischen Beispiele zu zeigen versuchte, das kommt zahlreiche Male in Dichtungen, namentlich dort zum Vorschein, wo es sich um die Frau handelt, und so wollen wir uns dahin einigen, dass uns hier der Dichter nichts zu lehren, wohl aber uns irre zu führen vermag.

Wer sich über die Natur der Frau und ihren Unterschied von uns unterrichten will, der mag mit Hinweglassung alles Poetischen, aber auch mit gewissenhafter Entfernung von Allem, was cynisch heißt, seine Aufklärung nur von ernstesten Disciplinen erwarten: Weltgeschichte und Culturgeschichte, aber gewiss nichts Memoirenartiges, welches immer subjective Erfahrung und einseitige Anschauung vertritt, Anatomie und Physiologie, Anthropologie und ernste Specialliteratur führen gewiss zum Ziele, vorausgesetzt, dass man offenen Blick besitzt, und sich's vieler Mühe nicht verdrießen lässt, immer zu beobachten, immer zu vergleichen und das vorläufig Festgestellte wieder zu überprüfen, *sine ira et studio, sine odio et gratia.*

An Sonderliteratur, die auch vollständige Quellenangaben enthalten und die ich dem Studium empfehlen möchte, nenne ich Werke von Moreau,[1]) Schopenhauer,[2]) Lotze,[3]) Busch,[4]) Quetelet,[5]) Reich,[6]) Lorenz,[7]) Quetelet,[8]) Corre,[9]) Hellwald,[10]) Scherr,[11]) Schweiger-Lerchenfeld,[12]) Weinhold,[13]) Quatrefages,[14]) Mill,[15]) Le Tourneau,[16]) Michelet,[17]) Alexander,[18]) Reich,[19]) Reinsberg-Düringsfeld[20]) u. s. w.

---

[1]) Jaques L. Moreau, „Naturgeschichte des Weibes", deutsch von Rink, Altenburg und Leipzig 1809.

[2]) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena", Berlin 1862.

[3]) Dr. R. H. Lotze, „Mikrokosmus", Leipzig 1869.

[4]) Dr. W. H. Busch, „Das Geschlechtsleben des Weibes", Leipzig 1839.

[5]) A. Quetelet, „Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten", deutsch von V. A. Riecke, Stuttgart 1838.

[6]) Ed. Reich, „Das Leben des Menschen als Individuum", Berlin 1881.

[7]) Dr. Lorenz v. Stein, „Die Frau auf dem Gebiete u. s. w.", Stuttgart 1876.

[8]) Ad. Quetelet, „Physique sociale du essai sur le développement des facultès de l'homme", Bruxelles, Paris und St. Petersburg, 1869.

[9]) A. Corre, „la mère et l'enfant dans les races humaines", Paris 1882.

[10]) v. Hellwald, „Naturgeschichte des Menschen", Stuttgart 1882.

[11]) Scherr, „Geschichte der deutschen Frauenwelt", Leipzig 1865.

[12]) A. v. Schweiger-Lerchenfeld, „Das Frauenleben der Erde", Wien 1881.

[13]) K. Weinhold, „Die deutschen Frauen im Mittelalter", Wien 1882.

[14]) A. de Quatrefages, „Das Menschengeschlecht", Leipzig 1878.

[15]) John Stuart Mill, „the subjection of women", 1869.

[16]) Le Tourneau, „la sociologie d'après l'ethnographie", Paris 1880.

[17]) J. Michelet, „Die Frau", übersetzt von Spielhagen, Leipzig.

[18]) Wilhelm Alexander, „Geschichte des weiblichen Geschlechtes", aus dem Englischen, Leipzig 1781.

[19]) C. Reich, „Die Emancipation der Frauen u. s. w.", Grossenh. 1884.

[20]) Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld, „Die Frau im Sprichwort", Leipzig, H. Fries, 1862.

2. Unterschied von Mann und Frau.

Wollen wir uns nach der Feststellung des Unterschiedes zwischen der männlichen und weiblichen Psyche umsehen, so fallen uns in der Literatur die vielfachen Versuche auf, diesen Unterschied kurz und sicher zusammenzufassen.

Volkmann [1]) hat versucht, eine Uebersicht über diese Versuche zu geben. Aber die einzelnen, wir wollen sagen Aperçu's, zeigen nur die Unmöglichkeit, klar und bestimmt hierüber zu sprechen; Manches ist zu weit, Manches zu enge, Manches ist unverständlich, Manches nur dann wenigstens beiläufig richtig, wenn man den vom betreffenden Erfinder gemeinten Begriff kennt, und ihn aufzunehmen geneigt ist. Stellen wir diese Reihe zusammen, so bedeutet der erste Ausdruck die Charakteristik des Mannes, der zweite die der Frau:

Individualität — Receptivität (Burdach, Berthold).
Activität — Passivität (Daub, Ulrici, Hagemann).
Leitung — Nachfolge (Schleiermacher).
Kräftigkeit — Reizempfänglichkeit (Benneke).
Bewusste — unbewusste Thätigkeit (v. Hartmann).
Bewusste Deduction — unbewusste Induction (Wundt).
Wille — Bewusstsein (Fischer).
Selbständigkeit — Ganzheit (Krause, Lindemann).
Determiniertheit — Allgemein-Generisch (v. Volkmann).
Negation — Position (Hegel und seine Schüler).

Wie gesagt, keine dieser Gegenüberstellungen befriedigt, manche sind ganz unverständlich (Benneke, Fischer); die von Burdach ist nur mit Einschränkung richtig und die von Hartmann stimmt beiläufig, wenn man ihm auf seine Begriffsbestimmungen eingeht; ich glaube auch nicht, dass irgend Jemandem eine Aufklärung oder eine Erleichterung im Verständnis geboten wird, wenn er solche Aperçu's hörte, ja bei manchen wird es ihn anmuthen, als ob man ihm eröffnet hätte, die Psyche des Mannes ist männlich, die des Weibes ist weiblich; mit Schlagworten, und seien sie auch noch so geistreich, ist die Sache nicht abgethan, es wird höchstens Verwirrung hineingetragen.

Kaum viel mehr Verständnis für die Sache als durch derartige Differenzierungen erhalten wir durch gewisse Aussprüche,

[1]) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie" (2 Bände), Cöthen 1875.

die eine bestimmte, aber auch bestimmende Eigenschaft der Frau zum Gegenstand haben. Wenn z. B. behauptet wird: „Auf verbotenen Pfaden ist die Frau vorsichtig, der Mann kühn“ — so kann dies unter Umständen in einem Straffall von großer Wichtigkeit sein, wenn es sich um einen Hinweis handelt, ob der Thäter ein Mann oder eine Frau war. Ist sehr vorsichtig vorgegangen worden, so dürfte man auf eine Frau, wurde kühn zu Werke gegangen, auf einen Mann schließen. Aber jener Ausspruch hat, wenn wir ihn verwerten wollen, zwei Mängel: So handelt Mann und Frau nicht blos auf verbotenen Pfaden, sondern überhaupt, und weiters: Man kann dies als gewöhnlich bezeichnen, keineswegs aber als Regel, und es wird genug Fälle geben, in welchen die Frau viel kühner als der Mann, und der Mann viel vorsichtiger als die Frau vorgegangen ist.

Die gleiche Gefahr für falsche Auffassungen liegt dann vor, wenn in irgend einem schön gesagten und deshalb wahr scheinenden Ausspruch eine unberechtigte Sonderstellung der Frau in ihrem Auffassen behauptet wird. Nehmen wir den bekannten Satz vor: „Einer schönen Frau verzeiht der Mann Alles, die Frau gar nichts.“ Die Sache an sich ist ja vollkommen wahr; vom Salongespräch angefangen bis zum schwierigsten Criminalfall machen wir häufig die Erfahrung, dass die erwähnte Gruppierung sich jedesmal gestaltet, wenn eine schöne Frau etwas gethan hat: Alle Männer sind geneigt, ihre Handlung um der Schönheit der Sünderin willen in möglichst mildes Licht zu stellen, während ihre Geschlechtsgenossinnen um so härter urtheilen, je schöner sie ist, und je mehr Anhänger sie um ihrer Schönheit willen hat. Nun wäre man aber leicht in der Versuchung, aus der Richtigkeit dieses Satzes die Folgerung zu ziehen: Die Männer sind eher bereit, in gutmüthiger Nachsicht zu verzeihen, die Frauen sind die Unversöhnlicheren. Der Schluss wäre aber ganz ungerechtfertigt, denn der ganze Ausspruch ist nur zufällig von der Frau ausgegangen, es könnte ebenso gut heißen: „Einem schönen Mann verzeiht die Frau Alles, der Mann gar nichts“ — und so haben wir daraus lediglich die nicht besonders merkwürdige Thatsache erfahren, dass der Neid im Leben eine große Rolle spielt.

Eine weitere Schwierigkeit, den Wert von ausgesprochenen Wahrheiten für unsere Beobachtungen auszunützen, liegt darin, dass dieselben oft in mehr oder minder deutlichen Bildern gefasst

sind. Sagt man z. B.: „Der Mann verlangt mit Worten, die Frau mit Blicken", so ist der Satz in vielen Criminalfällen verwertbar, da oft Manches von dem Nachweise abhängt, ob zwischen zwei Personen ein Liebesverhältnis statt gehabt hat (z. B. Gattenmord, Verhältnis der überlebenden Frau mit einem Verdächtigen?).

Nun freilich: Der Strafrichter konnte nicht zusehen, wie die beiden zusammensprachen, wie Er stürmisch sprach und Sie die Augen verdrehte — aber der Strafrichter hat Briefe in die Hand bekommen, und will er sich den genannten Satz zu Nutz machen, so wird er ihn dahin wenden müssen, dass Er viel deutlicher wird als Sie, die bis zu einer gewissen Grenze immerhin verschämter bleibt, und wenn in seinen Briefen sehr deutlich gesprochen wird, so wird das zu Entnehmende nicht widerlegt, wenn in ihren Briefen nichts derartiges zu finden ist; der Satz ist dahin zu gestalten: „Was Er will, steht in den Zeilen, was Sie will, zwischen denselben."

Wie schwer es den Leuten immer geworden ist, wenn sie den Unterschied zwischen Mann und Frau darstellen sollten, zeigt z. B. Jean Paul,[1]) der sagt: „Eine Frau kann nicht zu gleicher Zeit ihr Kind und die vier Welttheile lieben, aber der Mann kann es" — wer hat schon einen Mann vier Welttheile lieben gesehen? Dann: „Er liebt den Begriff, sie die Erscheinung, das Einzige" — wer versteht das? und: „So lange das Weib liebt, liebt es in einemfort, der Mann hat dazwischen zu thun." Das hat mit anderen Worten Grabbe ausgedrückt, indem er sagt: „Ihm ist die Welt das Herz, der Frau das Herz die Welt." Aber was lernen wir daraus? Etwa dass die Liebe der Frau größer und ihr Wesen mehr ausfüllend ist? Gewiss nicht, wir ersehen daraus nur, dass der Mann mehr zu thun hat als die Frau, was ihn davon abhält, seinen Empfindungen nachzuhängen, und dass er daher sich von einer, wenn auch großen Neigung nicht vollständig gefangen nehmen lassen darf. Daher der alte Satz: „Der Mann wird durch jede neue Liebe dümmer, die Frau klüger", d. h. der Mann wird von jeder recenten Neigung von seiner Arbeit und seinen Leistungen abgehalten, er verliert an seiner Thätigkeit, während die Frau jedesmal neue Lebenserfahrung sammelt. Freilich wird diese dem Manne auch zu Theil, aber er hat noch andere Gelegenheit und wertvollere,

[1]) Jean Paul, „Levana oder Erziehungslehre" (Braunschweig 1807).

solche zu sammeln, die Frau, die nicht so im Leben steht, muss ihre Erfahrungen sammeln, wo sie dieselben findet.

Es erübrigt uns demnach nur, uns an einfache, nüchterne Erfahrungen zu halten, die ohne schöne Worte und ohne Ausnahmslosigkeit zu behaupten, Grundsätze aufstellten, die bekannt scheinen und uns doch belehren; so Friedreich: [1]) „Das Weib ist mehr erregbar, mehr psychisch beweglich und bewegbar, als der Mann; während bei Letzterem mehr die Geistesseite vorherrscht, herrscht bei ihr das Gemüth. Der Mann denkt mehr, die Frau empfindet.“ Diese schmucklosen, klaren Worte, die eigentlich Niemanden etwas Neues bieten, enthalten doch so viel, als sich sagen und verantworten lässt — wir wollen sie vielleicht noch durch einen Ausspruch Heusinger's [2]) ergänzen: „Frauen haben viel reproductive, aber wenig productive Einbildungskraft. Deshalb gibt es gute Blumen-, Landschafts- und Portraitmalerinnen, aber so lange die Weiber auch pinseln, ist doch keine eine bedeutende Historienmalerin geworden. Sie machen Gedichte, Romane und Sonette, aber keine hat noch eine Tragödie gut gemacht.“ Dieser Ausspruch ist für uns wichtig, weil die Erfahrung lehrt, dass die Einbildungskraft der Frau wirklich viel mehr reproductiv als productiv ist, und weil sich dies sowohl bei der Begehung von strafbaren Handlungen, als auch bei Zeugenaussagen deutlich wahrnehmen lässt.

Im ersten Falle wird man dies an der That selbst und der Art ihrer Ausführung nicht leicht wahrnehmen können, wohl aber an der Art, wie der Plan geschaffen wurde. Es ist nicht identisch mit Originalität des Planes, wenn von ihm gesagt werden kann, er deute auf productive Schaffung, es kann dies auch, ohne Gefahr eines Missverständnisses, nicht an einem Beispiele gezeigt werden, es muss einfach bei den von Heusinger gebrauchten Paradigmen verblieben und gesagt werden: Wenn der Plan zu einer strafbaren Handlung mehr selbstständig und aus dem Vollen heraus gearbeitet wurde, so darf angenommen werden, er rühre von einem Manne her; sucht er aber Anlehnung, ist er Dagewesenem nachgebildet, trachtet er auch während seiner Durchführung fremde Hilfe und Unterstützung zu finden, dann war sein Schöpfer ein Weib. Dies geht sogar so weit, dass man in letzteren Fällen selbst

[1]) J. B. Friedreich, „System d. ger. Psychol.“, Regensburg, Manz 1852.

[2]) Carl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physischen und psychischen Anthropologie“, Eisenach, J. F. Baerecke, 1829.

dann auf ein Weib als intellectuelle Urheberin schließen darf, wenn der eigentliche Thäter ein Mann war. Der umgekehrte Schluss wäre nicht für gerechtfertigt zu halten; hat der Mann einen Plan ersonnen, den ein Weib ausführen soll, so verwischen sich die Grundlinien und die Hand der Frau lässt das, was an der Sache Productives war, verschwinden oder doch so undeutlich werden, dass ein sicherer Schluss unzulässig ist.

Ebenso wichtig ist die Sache bei einer Zeugenaussage. In den so häufigen Fällen, wo wir die ganze Aussage eines Zeugen oder einen Theil derselben für unrichtig, für absichtlich erfunden oder unwillkürlich eingebildet halten, gelingt es manchmal, den wichtigsten Theil der Aussage als ganzen Bau herauszuconstruieren und uns klar zu stellen, was daran unrichtig sein könnte. Ist in solchen Fällen der Zeuge ein Mann, und zeigt sich das möglicherweise Falsche als productiv Gestaltetes, und ebenso, wenn Zeuge eine Frau ist, als reproduciert, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, dass Unwahres geboten wird. Es ist selbstverständlich, dass eine solche Klarstellung nichts Beweisendes an sich hat, es kann aber wenigstens Verdacht erregen und zur Vorsicht mahnen, und in manchen Fällen ist hiedurch Alles gethan. Aus eigenen Arbeiten kann ich sagen, dass mir das besprochene Wort des alten Marburger Professors oft die besten Dienste geleistet hat; lag Verdacht vor, dass eine Erzählung eines Zeugen, namentlich die ganze Construction eines angeblich begangenen Verbrechens nicht wahr ist, so erinnerte ich mich Heusinger's und fragte mich: „Wenn die Sache nicht wahr ist, ist sie dann Sonett oder Tragödie?“ Lautete die Antwort: „Tragödie“ und war der Zeuge ein Mann, lautete sie „Sonett“ und war Zeuge ein Weib, so schloss ich, es sei die Möglichkeit vorhanden, dass Alles erfunden ist und wurde wenigstens vorsichtig. Konnte ich so zu keinem Schluss kommen, so half häufig der andere Satz Heusinger's, und ich fragte: „Blumenstück oder Historienbild?“ — und auch hier fand ich oft Anhaltspunkte und den Rath, misstrauisch zu sein. Ich wiederhole: Beweis ist da nicht zu holen, aber wir haben oft gewonnen, wenn wir einen Warnungsruf bekommen.

3. Sexuelles.

α) Allgemein. Wenn wir auch wissen, dass es der „Hunger und die Liebe“ nicht allein sind, die „das Getriebe erhalten“, so

kennen wir doch den fast Alles durchdringenden Einfluss, den die Liebe und Alles, was d'rum und d'ran hängt, auf den Gang der Ereignisse von jeher genommen hat. Ist dies aber im Allgemeinen richtig, so ist die Frage des sexuellen Einflusses bei dem Weibe viel wichtiger als beim Mann, weil bei ihr eine Anzahl von sexuellen Momenten tiefgreifendster Art mitwirken, die der männliche Körper gar nicht kennt. Es genügt hier keineswegs, wenn wir blos die physiologischen Ereignisse im somatischen Leben des Weibes in Betracht ziehen, also die Menstruation, Schwangerschaft, den Geburtsact, die Säugeperiode und endlich das Klimacterium, wir müssen auch auf die vielleicht noch wichtigeren psychischen Momente Rücksicht nehmen, die sich aus der Natur des Weibes, vielfach auch aus Forderungen von Cultur und Sitte ergeben haben. Man muss es sich klar legen, was es für einen Charakter bedeutet, wenn er von dem Momente, als die Kindheit hinter ihm liegt, alle Monate durch einige Zeit etwas verheimlichen soll, was es bedeutet, wenn diese Heimlichthuerei wenigstens vor Kindern und jüngeren Leuten bei jeder Schwangerschaft auf längere Zeit anhält; man kann auch nicht in Abrede stellen, dass die Sitte, die den Frauen mehr Zurückhaltung auferlegt, einen tiefgreifenden Einfluss auf ihr Wesen ausüben muss. Das Weib darf nach unseren Ansichten gerade noch unverhohlen zeigen, wen sie hasst, wer ihr unangenehm ist, sie darf aber weder kennbar andeuten, wen sie liebt, noch darf sie werbend auftreten, alles muss auf Umwegen, versteckt und beiläufig geschehen, und wenn sich das Jahrtausende hindurch fortererbt, so muss dies dem Charakter einen bestimmten Ausdruck verleihen, der dann namentlich für den Criminalisten von größter Wichtigkeit ist; es genügt oft die Erinnerung an diesen Umstand, um Verständnis für eine Reihe von Erscheinungen auszulösen.

Wir wollen die einzelnen Momente besprechen.

β) Menstruation. Dieser eigenthümliche, bei uns Männern durch kein Analogon auch nur entfernt angedeutete Vorgang im Leben des Weibes ist psychisch von viel größerer Wichtigkeit als wir gewöhnlich annehmen. Freilich wird in den meisten Fällen, in welchen vermuthet wird, dass eine vorhandene Menstruation auf ein Verbrechen oder eine Zeugenaussage Einfluss hatte, der Gerichtsarzt einspringen müssen, es soll sich aber der Strafrichter schon deswegen, weil er wissen muss, wann er den Gerichtsarzt heranzuziehen hat, beiläufig darüber orientieren, ob in einem be-

stimmten Falle die Menstruation mitwirkt. Hat er aber den Gerichtsarzt herangerufen, so ist es dessen Aufgabe, festzustellen, wann die Katamenien eingetreten sind und ob krankhafte Momente zu entdecken sind; damit ist aber sein Amt zu Ende, die psychologische Verwertung ist auch hier Sache des Richters, der nach seinem Bildungsgange nicht mehr und nicht weniger von Psychologie gelernt hat als der Arzt.

Ueber das somatische Wesen der Menstruation ist in jedem Lehrbuche der Physiologie Genügendes zu finden. Für uns zu wissen ist nöthig, dass die Menses in unseren Klimaten mit dem 13. bis 15. Jahre beginnen und mit dem 45. bis 50. Jahre ihr Ende erreicht haben (Klimacterium, Involutio), weiter, dass die Zeitabstände normaler Weise ein Sonnenmonat betragen (27 bis 28 Tage), dass die Menstruation drei bis fünf Tage dauert, und dass nach Beendigung derselben der sexuelle Trieb (auch bei sonst frigiden Weibern) meistens gesteigert ist. Von Wichtigkeit ist noch der Umstand, dass die meisten Weiber während der Periode in ihrem Seelenleben eine nicht unbedeutende Veränderung zeigen und somit während dieser Zeit psychische Erscheinungen auftreten lassen, die ihnen sonst ganz fremd sind.

Da wir in vielen Fällen nicht so ohne weiteres fragen können, ob etwa die Menses eingetreten waren, so ist der Umstand nicht gleichgiltig, dass (nach Strohl und Landois) die meisten Weiber im ersten Viertel des Mondes, nur wenige zur Zeit des Neumondes oder Vollmondes menstruieren. Mehr Anhaltspunkte für die Annahme, ob in einem bestimmten Fall die Menses gerade eingetreten waren, werden uns nicht gegeben; entweder sind die vom Volke behaupteten Kennzeichen (eigenthümliches Aussehen, auffallender Glanz der Augen, übler Geruch aus dem Munde oder von Ausdünstung herrührend) ganz unverlässlich, oder es sind solche Kennzeichen (Unwohlsein, Ziehen im Kreuze, Mattigkeit in den Beinen u. s. w.), die schon viel einfacher und besser durch directe Frage oder ärztliche Untersuchung ersetzt werden können.

Hat man den Verdacht, dass Menstruation auf Verbrechen oder Aussage gewirkt hat, und stimmen auch sonstige, namentlich die oben genannten Wahrnehmungen nicht dagegen, so handelt es sich um die Feststellung, ob ein psychischer Vorgang in Frage kommt, der schon als von den Menses beeinflußt beobachtet wurde. Als die beste Monographie in dieser Richtung wird die

von Icard [1]) über die Menstruationsperiode genannt, welche die hier maßgebenden Momente übersichtlich behandelt.

Wollen wir die Sache im Einzelnen ansehen, so finden wir, dass schon Osiander [2]) auf die große Wichtigkeit aufmerksam macht, die dem Beginne der Menstruation zukommt. „Nie ist ein Mädchen zärtlicher und stiller, nie geistiger und schwärmerischer und zugleich zum Sinnlichen geneigter, als im Anfange der Entwicklungsjahre, gemeiniglich, ehe noch die monatliche Periode ihren Anfang genommen oder ihre rechte Ordnung erhalten hat.“ In dieser Zeit ist also die Gefahr, dass das werdende Mädchen ein Verbrechen begeht, eine sehr geringe, vielleicht geringer als zu jeder anderen Zeit; um so eher ist aber zu befürchten, dass ein solches Geschöpf den Begierden eines Lüstlings zum Opfer fällt oder dass es selbst durch unrichtige Angaben das größte Unheil anrichtet. Dies ist um so mehr der Fall, wenn die Verhältnisse sich so gestalten, dass das Mädchen wenig beschäftigt, aber begabt ist. Nicht benützte geistige Anlagen, Langweile, erwachende Sinnlichkeit und Schwärmerei geben aber eine gefährliche Mischung, die ausklingt in einer Art von Sehnsucht nach interessanten Erlebnissen, nach etwas Romantischem oder wenigstens Ungewöhnlichem. Die sexuellen Dinge sind vielleicht noch ganz oder zum Theil unverstanden, die Regung in dieser Richtung ist aber vorhanden, und so entstehen die an sich harmlosen Träumereien von abenteuerlichen Erlebnissen, woraus aber Gefahr entsteht, wenn etwas Phantastik, mangelhafte Grundsätze und Neigung zur Lügenhaftigkeit vorhanden war. Dann sind alle Vorbedingungen vorhanden, um jene bekannten Fälle von unrichtigen Anschuldigungen, falschen Anzeigen über Entführungen, Nothzuchtsanfälle, Schändungsversuche, aber auch Brandlegungen, Hetzbriefe, Verleumdungen aller Art entstehen zu lassen. Jeder von uns kennt solche Anzeigen zur Genüge, Jeder weiß, dass man sich oft nicht genug verwundern konnte, wie das sonst „so ruhige, brave und stille Mädchen“ zu einem solch' „unverständlichen“ Streiche kommen konnte. Hätte man nachgeforscht, ob der „Streich“ nicht etwa zur Zeit der ersten Menses verübt wurde, hätte man das Mädchen zur Zeit ihrer nächsten Menses beobachten und feststellen lassen, ob sich da nicht wieder eine auffallende Veränderung

[1]) Icard, „la femme dans la periode menstruelle“, Paris 1890.

[2]) Joh. Osiander, „Die Entwicklungskrankheiten“, Tübingen 1820.

zeigte, so hätte der Gerichtsarzt vielleicht den ganzen Vorgang erklären können. Ich kenne mehrere Fälle, in welchen von halbwüchsigen Mädchen Verbrechen begangen wurden, die man ihnen anfangs um keinen Preis zutrauen wollte, darunter eine Brandlegung, eine Majestätsbeleidigung in zahlreichen anonymen Briefen und eine Verleumdung, begangen durch Behauptung einer vollkommen erdichteten Entführung. In diesen Fällen gelang die Feststellung, dass die betreffenden Mädchen die That zur Zeit der ersten Menstruationen begangen hatten, dass sie sonst ruhig und gesittet schienen, und dass sie bei den nächsten Menses aber zum mindesten auffallende Unruhe und Aufregung zeigten. Sobald die Menses dann ihren richtigen Verlauf genommen hatten, war von allen früheren Erscheinungen nichts mehr wahrzunehmen, und die Mädchen zeigten keine Neigung mehr, Verbrechen zu begehen.

Eine ähnliche Gefahr liegt bei derartigen Geschöpfen vor, wenn sie über Wahrnehmungen aussagen sollen, die entweder an sich interessant sind oder ihnen interessant vorkamen; hier ist in zweifacher Richtung Vorsicht zu üben, einmal, wenn das betreffende werdende Mädchen zur Zeit seiner Beobachtung der fraglichen Thatsache gerade menstruierte, und weiter, wenn es zur Zeit, als es aussagen soll, die Katamenien hatte. Im ersten Falle hat es mehr gesehen, als wahrzunehmen war, im zweiten Falle bildet es sich hinterher ein, mehr gesehen zu haben, als es wirklich sah. Wie unverlässlich die Aussagen von jugendlichen Mädchen sind, und welche Verwirrungen sie angerichtet haben, das weiß Jedermann, viel zu wenig berücksichtigt wird aber, dass diese Unverlässlichkeit keineswegs bei demselben Individuum bleibend ist, sondern häufig mit vollständiger Glaubwürdigkeit wechselt. Freilich ist der Strafrichter fast nie in der Lage, die Verschiedenartigkeit im Aussagen eines solchen Mädchens zu beurtheilen, da er die Zeugin ein-, höchstens einige Male sieht, und daher Unterschiede in ihrer Wahrheitsliebe nicht beobachten kann. Glücklicherweise sind nun die Aussagen solcher neu menstruierenden Mädchen, wenn unwahr, sehr charakteristisch, indem sie sich durch etwas eigenthümlich Romantisches, Abenteuerliches und Interessantes hervorthun. Findet man diesen Zug, der einfache, alltägliche Ereignisse zu recht merkwürdigen Erlebnissen umstaltet, so hat man namentlich dann eine Warnung erhalten, wenn die Aussage des Mädchens mit jenen anderer Zeugen und sonstiger

Erhebungen nicht stimmt, und wenn es gelungen ist, den Wunsch nach Uebertreibung ins Romantische hin zu finden. Muss man dann noch sicherer gehen, so wird man durch Vernehmung von Leuten, die das Mädchen genau kennen, erheben können, wie es sonst mit der Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe der Zeugin beschaffen ist, und wird der Verdacht bestärkt, dass vorhandene Menses einen Einfluss nahmen, so bleibt nichts übrig, als durch directe Frage (die charakteristischer Weise häufig unwahr beantwortet wird), durch andere Vernehmungen, nöthigen Falles durch ärztliche Hilfe, der Sache auf den Grund zu kommen. Ergibt sich in solchen Fällen, dass Beobachtung oder Aussage aus der Zeit der Menses stammt, so kann mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass der Verdacht, es liege grobe Uebertreibung, wenn nicht vollständige Erfinduug vor, gerechtfertigt ist.

Aber nicht blos die ersten Menses eines überspannten Mädchens sind für den Strafrichter gefährlich, auch später ist die Frau als Zeugin bedenklich, so oft sie menstruiert, und zwar sowohl bezüglich der Wahrnehmung, wie bezüglich der Wiedergabe, ähnlich wie bei dem erstmenstruierenden Mädchen. Schon Freiherr von Reichenbach[1]) hat behauptet, dass während der Menstruen die Sensitivität sehr erhöht sei, und wenn dieser famose Entdecker des Od in dieser Richtung auch viel Verrücktes zu Wege gebracht hat, so beweist er doch als Erfinder des Kreosots, des Paraffins, des Eupions u. s. w., dass er ein sehr gescheidter Mensch war und vortrefflich beobachtete; er nennt allerdings „sensitiv“: empfänglich für Oderscheinungen, aber es ist kein Zweifel, dass seine „sensitiven“ Leute einfach sehr nervöse Menschen waren, die auf äußere Einwirkungen stark reagierten, und da seine Behauptung auch mit anderen Wahrnehmungen stimmt, so dürfen wir annehmen, dass seine Beobachtungen zum mindesten zeigten, wie empfindlich, reizbar, erregt und zu feinen Wahrnehmungen geneigt menstruierende Frauen sind. Es ist bekannt, wie bei gewissem Unwohlsein die Sinneswahrnehmungen geschärft sind; bevor man einen Schnupfen bekommt, ist regelmäßig das Riechvermögen erheblich gesteigert, bei gewissen Kopfschmerzen hören wir insoferne schärfer, als uns ein Geräusch schon stört, welches wir im gesunden Zustande gar nicht hören, und wie empfindlich gegen Berührung eine beschädigte

[1]) Carl Freiherr v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch“, J. G. Cotta, 1854.

Stelle unseres Körpers ist, das wissen wir zur Genüge; es bestehen hierüber aber noch besondere ins Feinste gehende Arbeiten, namentlich von Dohrn,[1]) Leyden,[2]) Schwaner,[3]) Donat,[4]) Nothnagel,[5]) v. Dehn[6]) u. s. w. Wir werden daher auch der Frau, deren ganzer Körper zur Zeit der Menses in Alarm versetzt ist, glauben müssen, wenn ihre Sinne, namentlich aber die Hautempfindung, das Tastgefühl, geschärft erscheinen. Dieser Umstand ist aber in mehrfacher Richtung für uns von Belang; wir werden es nicht für unwahrscheinlich halten, wenn eine menstruierende Frau Dinge gehört, gesehen, gerochen und empfunden haben will, die Andere und sie selbst zu anderer Zeit nicht wahrnahmen, wir werden aber auch manche Auffassungen einer Frau zur fraglichen Zeit auf ein bescheideneres Maß zurückführen und werden uns endlich klar halten, dass die Grenze zwischen feinerem Empfinden und Empfindlichkeit nicht leicht zu ziehen ist. Hiernach sehen wir einen allmäligen Uebergang von Sensitivität bis zur argen Reizbarkeit, die eine häufige Quelle von Ausschreitungen ist; die Zeugin, die Beschädigte, die Beschuldigte, sie alle stehen im hohen Grade unter ihrem Einflusse.

Es ist überall bekannt, dass der unvergleichlich größere Theil von Ehrenbeleidigungsklagen von Frauen ausgeht — es wäre interessant zu wissen, wie viele solcher Klagen von Frauen, die gerade menstruierten, auszugehen pflegen. Selbstverständlich wird kein Mensch diese Statistik zu Wege bringen, aber es ist Thatsache, dass man immer gut thut, die Verhandlung über Ehrenbeleidigungen von Frauen niemals genau 4 Wochen nach der That anzuberaumen; denn werden die meisten Ehrenbeleidigungsklagen von Weibern zur Zeit ihrer Menses erstattet, so sind sie 4 Wochen später natürlich gerade so erregt und jeglichem Ausgleichsversuche abhold.

---

[1]) Dohrn, „Beiträge zur Druckempfindlichkeit der Haut", Henle und Pfeifer'sche Zeitschrift, 3. Reihe, X, 1861.

[2]) Leyden, „Untersuchungen über die Sensibilität im gesunden und kranken Zustand", Virchow's Archiv, XXXI.

[3]) Robert Schwaner, „Prüfung der Hautsensibilität bei Gesunden und Kranken", Diss. Marburg 1890.

[4]) Donat, „Ueber die Grenzen des Temperatursinnes im gesunden und kranken Zustand", Archiv für Psychiatrie und Nervenheilkunde, XV.

[5]) Nothnagel, „Beiträge zur Physiologie und Pathologie der Temperaturempfindung", Archiv für klinische Medicin, II.

[6]) Wilh. v. Dehn, „Vergleichende Prüfungen über Haut- und Geschmackssinn", Dorpat, Laackmann 1894 (besondere Angabe von weiterer Literatur).

Ich hatte einmal einen angesehenen, friedliebenden Bürger eines kleinen Städtchens, dessen Frau ununterbrochen *injuriarum causa* klagte, aufgefordert, diesfalls Abhilfe zu treffen, erhielt aber die Antwort, seine Frau sei „seelengut", aber zur Zeit des Monatlichen „habe sie den Satan im Leib", suche mit Jedermann Händel und fühle sich sofort schwer beleidigt.

Eine noch bedenklichere Eigenschaft als die leidige Zornmüthigkeit behauptet Lombroso,[1]) indem er sagt, zur Zeit der Menstruation sei das Weib zum Zorne und zur Lüge geneigt; hierin mag Lombroso entschieden recht haben, zumal Lüge mit den übrigen hiebei beobachteten Eigenschaften vollkommen vereinbarlich ist, und als wir oft die Beobachtung machen, dass die ehrbarsten Frauen mitunter in ganz unverschämter Weise lügen. Finden wir aber hiefür gar kein sonstiges Motiv, und wissen wir, dass die Frau periodisch in einen abnormalen Zustand verfällt, so ist wenigstens die Annahme gerechtfertigt, dass beides zusammenfällt, und dass der periodische Zustand die Ursache des sonst bei der betreffenden Frau nicht vorkommenden Lügens ist. Auch hier haben wir zum mindesten eine Mahnung, vorsichtig zu sein, und wenn wir namentlich in wichtigen Fällen von Frauen auffallende, sonst nicht weiter unterstützte Behauptungen hören, so werden wir die Möglichkeit nicht außer Augen lassen, dass Menstruation vorliege, und dass diese einen Einfluss auf die Aussage übe.

Aber wir können noch weiter gehen; Legrand du Saulle[2]) behauptet, auf Grund eingehender Untersuchungen sagen zu können, dass von den in den großen Magazinen von Paris von, oft Gott weiß wie eleganten Damen verübten Diebstählen eine auffallend große Zahl während der Menstruation verübt wurden, und zwar nicht weniger als 35mal in 56 Fällen und bei 10 Fällen zu Beginn der Menopause.

Diese Gattung von Diebstählen in den großen Pariser Magazinen wurde in letzter Zeit wiederholt, so von Bontemps[3]) und Lacassagne,[4]) zum Gegenstand interessanter wissenschaftlicher Bearbeitung

[1]) Cesare Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte". Deutsch v. H. Kurella. Hamburg 1894.

[2]) Henri Legrand du Saulle, „La follie devant les tribuneaux", Paris 1864, und „Traité de medicine legale u. s. w.", Paris 1873.

[3]) Dr. M. Bontemps, „Du vol dans les grands magasins et du vol à l'étalage". Lyon, A. Storck 1896.

[4]) Dr. A. Lacassagne, „Les vols à l'étalage et dans les grand Magasins". Rapport. IV. Congr. int. d'Anthrop. crim., Genève 1896.

gemacht und namentlich nachgewiesen, wie sehr das Auslegen von allerlei besonders für Frauen höchst begehrenswerten Dingen die Verführung zu Diebstählen bilde; wenn wir zugeben, dass sich die Frau zur Zeit der Menses in einem erregteren und minder widerstandsfähigen Zustande befindet, so wird uns auch klar, dass sie von den Verlockungen schöner Gewandstücke und sonstigen Tandes leichter überwältigt wird. Diese Erwägungen gewähren uns aber noch weitere Ausblicke, denn die schönen Sachen in den großen Modemagazinen sind doch nicht das Einzige, das die Frau verlockt, und kann sie zu ihrer Zeit hier weniger widerstehen, so kann sie es bei ähnlichen Dingen auch nicht. In den Fällen, die man früher Kleptomanien nannte und die trotz der Abschaffung des letztgenannten Namens doch nicht zu leugnen sind und die immer und immer wieder kommen, untersucht man heute mit Recht meistens auf Schwangerschaft — man wird auch auf Menstruation articulieren müssen.

Aber auch zu den ärgsten Verbrechen soll die Menstruation die Weiber bringen; Friedreich,[1]) Dagonet,[2]) Maudsley[3]) führen zahlreiche Beispiele an, in welchen sonst ganz vernünftige Frauen zu den unglaublichsten Dingen und häufig zu Mord getrieben wurden und gewiss noch viel häufiger Verbrechen verüben würden, wenn diese Stimmung ihrer Umgebung nicht bekannt wäre, die dann für die kurze gefährliche Zeit eine besondere Ueberwachung einleitet.

Dass endlich Menstruationsstörungen auch zu Psychosen Anlass geben, ist bekannt. Gerade diese Art von geistigen Krankheiten tritt so leise auf, dass sie in zahllosen Fällen übersehen werden; es ist dies um so leichter möglich, als sie ja vorübergehend auftreten und deshalb der Umgebung höchstens als „nervöse Reizung“ bekannt sind oder leicht verschwiegen werden. Vortrefflich behandelt sind sie von Aimé Schwob.[4])

γ) Schwangerschaft. Ueber ähnliche Verhältnisse wie bei Menstruierenden hätten wir auch bei Schwangeren zu sprechen,

---

[1]) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie“, Regensburg. Manz 1852.

[2]) H. Dagonet, „Traité élémentaire et pratique des maladies mentales“, 1862.

[3]) Henry Maudsley, „Die Philosophie und Pathologie der Seele“, deutsch v. Dr. Rud. Böhm, Würzburg 1870.

[4]) Aimé Schwob, „Les psychoses menstruelles au point de vue medico legal“. Lyon, A. Storck 1895.

wir können dies aber kurz abthun; vor Allem werden die Zweifel, ob Eine gerade schwanger ist oder nicht, viel seltener auftauchen, dann ist es zu allgemein bekannt, welch' kräftigen Einfluss die Schwangerschaft auf das Seelenleben einer Frau ausübt, und endlich liegen die Gründe, in solchen Dingen den Gerichtsarzt heranzuziehen, viel näher, ja wenn es sich um ein von einer Schwangeren begangenes Verbrechen handelt, oder wenn eine solche Frau eine wichtige Aussage abzulegen hat, so ist es geradezu selbstverständlich, wenn sofort der Gerichtsarzt zu Rathe gezogen wird. Aber freilich, die oft zu Tage tretenden sonderbaren Gelüste, das auffallende Gebahren und die seltsamen, oft grausamen Triebe, die sich bei Schwangeren geltend machen, und für welche Erscheinungen man vornehmlich den Gerichtsarzt heranzuziehen pflegt, sind keineswegs das Einzige. Die schwierigsten und eingreifendsten Momente im Wesen der schwangeren Frau sind die rein psychischen, die oft leiser, oft deutlicher auftretenden Aenderungen in ihrem Auffassen und Wiedergeben. An sich scheinen sie von geringer Wichtigkeit, sie lassen aber doch in dem ganzen Verhalten eines Menschen gegen einen Vorgang, den er dem Richter zu schildern hat, eine solche Verschiebung des Standpunktes eintreten, dass eine vollkommene Veränderung in der Beurtheilung eines Falles zu Stande kommen kann. Ich wiederhole auch hier, dass man theoretisch ganz wohl sagen kann: „Der Zeuge hat uns die Thatsachen und ausschließend nur die Thatsachen bekanntzugeben" — aber in Wirklichkeit ist das nicht wahr. Abgesehen davon, dass die Wiedergabe jeder Wahrnehmung ein Urtheil enthält, so hängt auch die Wiedergabe immer von unserer Auffassung ab, und diese ist wieder ganz anders, je nach der Stimmung, in der wir uns befinden. Wenn wir nun noch nie etwas von der veränderten Stimmung bei einer Schwangeren gehört hätten, so müssten wir dies uns logisch construieren können und würden gewiss das Richtige treffen. Wir sehen ganz ab von den veränderten somatischen Verhältnissen der Mutter, den Störungen in den Ernährungs- und Circulationsumständen, wir wollen uns nur klarmachen, was es heißt, die Sorge um ein werdendes Geschöpf übernommen zu haben, zu wissen, dass sich da ein künftiges Leben entwickelt mit Glück oder Unglück, das Freude oder Trauer bringen, und den tiefgreifendsten Einfluss auf Wohl und Wehe der Eltern haben kann. Die Frau weiß, dass ihr Zustand für sie selbst immerhin eine Gefährdung

ihres Lebens, zum mindesten aber Schmerzen, Leiden und Schwierigkeiten mit sich bringt, die von den meisten Schwangeren wesentlich überschätzt werden. Unwillkürlich empfindet die Frau, und nicht blos die gebildete, das Geheimnisvolle, Unfassbare des keimenden Lebens in ihr, welches nun in die Welt treten soll und dadurch das Leben der Mutter in's Wanken bringt; die Schwangere fühlt sich dadurch dem Tode näher gebracht, die mannigfachen Erwägungen, die sich daran knüpfen, gestalten aber auch je nach ihrem Wesen und ihren Verhältnissen die Empfindungen der werdenden Mutter anders. Wie verschieden mag das Gefühl einer armen, verlassenen Braut sein, die ein Kind erwartet, von dem einer jungen Frau, die weiß, dass sie den heiß ersehnten Erben von Namen und Vermögen zur Welt bringen soll; betrachten wir die Empfindung einer kränklichen, mit Kindern reich gesegneten Arbeitersfrau, die weiß, dass das neue Kind ein unwillkommener Zuwachs ist, dessen Geburt vielleicht den anderen hilflosen Kindern die Mutter raubt — dazu die Empfindung der wohlhabenden, kerngesunden Frau, die keinen wesentlichen Unterschied wahrnimmt, ob nun drei oder später vier Kinder das Haus beleben.

Und wenn diese Empfindungen verschieden sind, müssen sie nicht auch so kräftig und Alles durchdringend sein, dass sie darauf einwirken, wie die Frau irgend einen von ihr wahrgenommenen Vorgang auffasst? Man wird einwenden, die subjective Auffassung des Zeugen werde nie den Richter beeinflussen, der aus der einseitigen Betrachtung eines Vorfalles die objective Wahrheit mit Leichtigkeit herausfinde. Ueberheben wir uns nicht und nehmen wir die Dinge, wie sie sind. Subjective Auffassung kann bis zur objectiven Unwahrheit werden, trotz des besten Willens des Aussagenden, und was dann wahr und was erdichtet ist, das kann der Vernehmende nicht unterscheiden. Weiter: In wie vielen Fällen müssen wir geradeaus den Zeugen um den Eindruck fragen, den ein Vorgang auf ihn gemacht hat, wenn dieser mit Worten einfach nicht geschildert werden kann. Wir müssen fragen, ob der Eindruck, den Zeuge gewann, so war, dass ein Angriff gefährlich, eine Drohung ernst, eine Erpressung bedenklich, eine Rauferei beabsichtigt, eine Geste beleidigend, ein Griff überlegt scheinen musste — in diesen und tausend anderen Fällen müssen wir die Auffassung wissen und werden uns davon leiten lassen. Und endlich, wer von uns glaubt sich vor Induction vollkommen geschützt?

Der Zeuge schildert uns den Vorgang in bestimmten Tönen, und die klingen in uns mit. Sind noch andere Zeugen vorhanden, so wird die fehlerhafte Auffassung wohl corrigiert, ist aber blos ein Zeuge, oder einer, dem wir aus irgend einem Grunde mehr glauben, vorhanden, so bleibt Stimmung, Auffassung und „Thatsache" fehlerhaft in uns. Wer also eine Schwangere mit ihren tausendfach geänderten Empfindungen vor sich hat, der möge auf der Hut sein!

Ueber Verbrechen von Schwangeren erzählen besonders: Gall,[1]) Brouardel, Marc, Cabanis,[2]) Lombroso,[3]) Icard[4]) u. A.

In gewisser Beziehung ist für uns die ältere Literatur wichtiger, da sie sich mit ausgedehnter Casuistik von vorgekommenen Fällen befasst, in welchen Schwangere besondere Gelüste zu Tage treten ließen oder in ihren Wahrnehmungen und Aeußerungen Absonderlichkeiten und Unrichtiges zeigten; namentlich möchte ich die Arbeiten von Friedreich,[5]) Neumann,[6]) Ideler,[7]) Churchill,[8]) Hoffbauer,[9]) Wolfart,[10]) Flemming,[11]) Reil und Hoffbauer[12]) einem eingehenden Studium empfehlen.

δ) Erotisches. Eine Frage, die ebenso oft als müßig gestellt wird, geht nach dem Grade des Geschlechtstriebes beim Weibe. Dass es für uns wichtig wäre, hierüber belehrt zu werden, ist gewiss, da wir manches Geschlechtsverbrechen richtiger beurtheilen würden, wenn wir wüssten, wie weit das Weib dem Manne entgegenkam, und da wir auch in anderen ähnlichen Fällen klarer sehen könnten, wenn wir wüssten, wie sich weibliche Zeugen

---

[1]) F. Gall, „Recherches sur le système nerveux", Paris 1808.

[2]) P. Cabanis, „Ueber die Verbindung des Physischen und Moralischen im Menschen", übersetzt v. Jacab, Halle 1804.

[3]) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte", deutsch v. H. Kurella. Hamburg 1894.

[4]) Icard, „La femme dans la periode menstruelle", Paris 1890.

[5]) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie".

[6]) Neumann, „Einfluss der Schwangerschaft" (in Siebold's Journal für Geburtshilfe, 11. Band).

[7]) Ideler, „Annalen der Charité", Berlin, 1. Heft, 1851.

[8]) A. Churchill, „Dubliner Journal", Februar 1850.

[9]) Hoffbauer, „Ueber die Gelüste der Schwangeren", Archiv für Criminalrecht, 1. Band, 1817.

[10]) Wolfart, „Asclepieion", 1811, Nr. 12.

[11]) Flemming, „Ueber die Gelüste der Schwangeren", Archiv für medicinische Erfahrung, 1830.

[12]) Reil und Hoffbauer's „Beiträge u. s. w.", 2. Band.

zur Sache stellen. Vor allem ist aber das Bedürfnis der einzelnen weiblichen Geschöpfe in dieser Richtung ebenso verschieden, wie bei einzelnen Männern, und ebenso verschieden, wie das Bedürfnis nach Speise, Trank, Wärme, Schlaf, Ruhe und hundert anderen animalischen Momenten; wir würden aber auch dann, wenn wir z. B. einen mittleren Durchschnitt annehmen dürften, doch niemals einen Gradmesser besitzen, um irgend welche Vergleiche anstellen zu können; es ist daher ganz wertlos, wenn z. B. Tait,[1]) angeblich der erste lebende Gynäkologe, behauptete, die sexuelle Sensibilität sei beim Weibe kleiner als beim Manne — zehn andere Fachmänner sagen dasselbe und ebenso viele das Gegentheil, wir gewinnen dabei nicht das Mindeste; auch damit ist uns nicht viel geholfen, wenn z. B. Sergi [2]) sagt, beim Weibe sei die Sensibilität kleiner als die Irritabilität, oder Mantegazza,[3]) es komme beim Weibe sehr selten zu so starkem geschlechtlichen Verlangen, dass ihr dies thatsächlich Schmerzen bereite; wir gewinnen auch hier nur durch Verwertung einzelner guter Beobachtungen. Wenn z. B. die italienischen Positivisten wiederholt behaupten, das Weib hat weniger Erotik und mehr Sexualität, so heißt dies, dem Manne ist es mehr um Befriedigung des Geschlechtstriebes zu thun, der Frau um den Mutterinstinct — und diese Erkenntnis möchte uns einige Aufklärung bieten, wenigstens wird uns mancher Fehltritt eines Mädchens verständlich, ohne dass wir gleich Nothzucht, Verführung durch Heiratsversprechen u. s. w. annehmen müssen. Wenn wir uns einmal nüchtern vor Augen halten, welche Folgen für ein Mädchen eine Entehrung bringt: Spott und Schande, Beschwerden der Schwangerschaft, Zerwürfnis mit den Angehörigen, vielleicht Verstoßung aus dem elterlichen Hause oder Verlust eines guten Dienstplatzes, dann die Schmerzen, Leiden und Gefahren der Entbindung, Sorge um das Kind, Schmälerung des Verdienstes, Mühe und Plage mit dem Kinde, erschwertes Fortkommen, verminderte Aussicht auf Versorgung durch eine Ehe — ja, das sind denn doch Folgen von so außerordentlicher Last, dass man unmöglich dem Geschlechtstrieb eine solche elementare Gewalt zutrauen kann, dass er die volle Aussicht auf die genannten Folgen zu verschleiern vermag.

[1]) Auf dem französischen Chirurgencongress 1891.

[2]) Sergi, „Archivio di Psichiatria", 1892, vol. XIII.

[3]) Mantegazza, „Physiologie des Genusses".

Der große Wiener Gynäkologe Braun [1]) sagte ebenso psychologisch treffend als witzig: „Wenn es von der Natur so eingerichtet wäre, dass in jeder Ehe der Mann das je zweite Kind gebären müsste, so gebe es in keiner Familie mehr als drei Kinder.“ Er meinte also, das erste kriegt sie, das zweite er; kommt sie wieder dran, so entschließt zwar sie sich zum dritten Kinde — der Mann ist aber durch die Schmerzen der Geburt so eingeschüchtert, dass er sich auf kein zweites Mal mehr einlässt. Nachdem wir nun aber keinen Anlass zur Annahme haben, dass das Geschlechtsbedürfnis des Weibes ein wesentlich höheres ist, oder dass die Frau überaus mehr Schmerzen zu ertragen vermag als der Mann, so müssen wir nothgedrungen annehmen, dass bei dem Weibe noch ein Trieb mehr vorliegt, als bei dem Manne; dieser Trieb muss als so stark angenommen werden, dass er alle die, sagen wir kurzweg, Schrecken einer unehelichen oder sonst unerwünschten Geburt zu überwinden vermag, und diesen Trieb mögen wir ja in der Sexualität, im Mutterinstinct finden.

Es scheint auch, als ob die Natur, wenigstens in einzelnen Fällen, diese Auffassung bestätigen wollte; so behauptet wenigstens Icard,[2]) es gäbe Frauen, die sich blos deswegen befruchten lassen, um das Vergnügen des Säugens zu haben, was ihnen wohllüstige Empfindungen verursacht (dass die Beziehungen zwischen Mamella und Uterus durch den Sympathicus hergestellt werden, ist ja bekannt). Wenn nun die Natur den Geschlechtstrieb überhaupt nur geschaffen hat, um die Arten zu erhalten, so hat sie die Sexualität, den Mutterinstinct des Weibes noch mehr zum Ausdruck gebracht, wenn sie ihn wenigstens in bestimmten Fällen mit einem besonderen Triebe ausgestattet hat. Für den Criminalisten ist aber die Betonung der Sexualität des Weibes von Wichtigkeit, weil sie uns eine große Zahl von Erscheinungen, namentlich die Hingebung des Weibes erklärt, aus der allein sich wieder eine Menge von psychisch sonst so schwer zu begreifenden Erscheinungen ableiten lassen.

Dem widerspricht nur scheinbar eine Reihe von Thatsachen, z. B. jeder Kindsmord, die häufig vorkommende Grausamkeit von Müttern gegen ihre Kinder, der Widerwille, den gerade sehr junge Frauen gegen das Kinderbekommen und Kinderbesitzen zeigen

[1]) In seinen Vorlesungen, alljährlich.

[2]) Icard, „La femme dans la periode menstruelle“, Paris 1890.

(siehe die gebildeten Classen unter den Französinnen und Amerikanerinnen), und ähnliche Erscheinungen, die gerade gegen den Mutterinstinct zu sprechen scheinen; wir dürfen aber nicht vergessen, dass alle Triebe dort ein Ende erreichen, wo der Gegentrieb stärker wird, und dass es unter Umständen sogar so weit kommt, dass man gegen den stärksten Antrieb, den auf Erhaltung der Integrität seiner eigenen Person, handelt; hieher gehören alle Handlungen gegen das Ich, die ein Ausfluss theilweiser oder vollständiger Verzweiflung sind: Zerraufen von Haar und Bart, Herumschlagen mit Händen und Füßen; Wüthen gegen die eigene Gesundheit und endlich der Selbstmord. Tödtet die Mutter ihr eigenes Kind, so gehört diese Handlung in dieselbe ebengenannte Reihe, es ist eine Verzweiflungsthat gegen einen eben separierten Theil des eigenen Körpers aus Furcht und Entsetzen vor den kommenden schrecklichen Folgen. Die gemäßigteren Handlungen und Empfindungen in dieser Richtung, z. B. die genannte Abneigung von Frauen gegen das Kinderbekommen, haben andere Erklärung, und zwar darin zu finden, dass sie die Folgen gewisser Culturverhältnisse sind. Wenn wir uns daran erinnern, welche ganz unnatürlichen, sinnlosen und halbverrückten Gewohnheiten in Beziehung auf Ernährung, Bekleidung, gesellschaftliche Einrichtungen u. s. w. uns die Cultur und die Mode aufgedrängt hat, so brauchen wir gar nicht wirkliche Perversitäten heranzuziehen, um zu begreifen, wie die Sucht nach Bequemlichkeit, die Eitelkeit und das Streben, Geld für Vergnügungen zu erhalten, es dahin bringen musste, den Mutterinstinct zu unterdrücken und sich keine Kinder zu wünschen.

Es gibt noch andere, minder wichtige Momente, die gegen den Mutterinstinct zu sprechen scheinen, die meistens dahin gehen, dass der Geschlechtstrieb noch zu einer Zeit besteht, wo das Bekommen von Kindern naturwidrig wäre, weil die Mutter nicht mehr jung genug ist, um das Kind heranzuziehen. Wir wissen, dass „das erste graue Haar keineswegs den letzten Liebhaber bedeutet“, und nach Mittheilungen des schon genannten Gynäkologen Tait kommt sehr oft unmittelbar nach dem Klimacterium noch einmal eine Periode starken Geschlechtstriebes — ein Aufwand, der für den Zweck des Kindergebärens ganz wertlos ist.

Aber deshalb, weil die Natur Triebe noch zu einer Zeit herrschen lässt, wo sie für ihren Zweck unnöthig sind, deshalb ist der Trieb doch nicht mit dem Zweck unverbunden, und wir essen und

trinken sehr oft, wenn es für den Zweck der Ernährung ganz überflüssig ist. So wunderbar von der Natur die Triebe und Functionen eingerichtet und wichtigen Zwecken angepasst wurden, so hat sie hier doch nirgends ganz scharfe Grenzen gezogen und genau dort ein Ende gemacht, wo die Nothwendigkeit aufhörte; eben weil die Natur überall sparsam ist, scheint sie oft so verschwenderisch, denn immer, wenn sie dies scheint, war die Verschwendung doch noch das billigste Mittel, um den nothwendigen Zweck zu erreichen. Wir können also auch dann, wenn uns die Begierde des Weibes für den Zweck der Mutterschaft überflüssig ist, noch immer auf den Trieb der letzteren rechnen und uns damit manchen criminellen Vorgang psychologisch erklären.

Es handelt sich einzig darum, dass wir den Mutterinstinct als Factor in Rechnung ziehen — haben wir das gethan, so findet sich auch die Klärung, und dies nicht blos bei sexuellen Delicten, sondern noch viel mehr in jenen feineren Fragen, wo es sich um das mehr oder weniger reine Verhältnis zwischen Mann und Frau handelt. Wie sich die Frau zum Manne, zu den Kindern stellt, was sie von ihnen verlangt, was sie zum Opfer bringt, was es ihr möglich macht, ein scheinbar unerträgliches Leben fortzuführen, was aber wieder ganz unvermittelt und trotz scheinbar geringer Wichtigkeit plötzlich ihren Lebensmuth untergräbt, das alles sind Fragen, die in unzähligen Processen auftauchen und als das Entscheidende und Aufklärende erscheinen, und sie alle sind mit dem einzigen Worte Mutterinstinct zu lösen; regelmäßig hilft man sich mit den Unerklärlichkeiten der Liebe und des Geschlechtstriebes, man war aber gezwungen, diesen allerdings mächtigen Factoren so merkwürdige und in sich widersprechende Seiten zuzuschreiben, dass man eine Unerklärlichkeit mit der anderen erklärte. Versuchen wir es einmal mit der Erklärung durch den Mutterinstinct!

ε) Versteckt Sexuelles. Schwierige Momente für den Criminalisten finden sich in psychologischer Richtung immer dort, wo versteckte Triebe wirken, und wo diese mit dem Erfolg scheinbar keinen Zusammenhang haben, weil dann der Ausgangspunkt in falscher Richtung gesucht wird. Ich sage „Ausgangspunkt", weil „Motiv" bewusst sein muss und „Grund" missverstanden werden könnte. Wir kennen zahlreiche Straffälle, denen wir rathlos gegenüberstehen, weil wir zwar den Thäter kennen, uns aber die ursächliche Verbindung desselben mit der That nicht erklären können,

oder aber, weil wir den Thäter nicht wissen, und doch aus allen Umständen der That wahrnehmen, dass wir auf seine Spur geführt werden könnten, wenn uns die psychologische Entstehung der That klar wäre. Suchen wir nach „Gründen", so können vielleicht ihrer so viele gedacht werden, dass wir dem Wege nicht näher kommen; wollen wir den „Motiven" nachgehen, so können wir weit fehlgehen, weil wir da stets nur den Thäter mit dem Erfolge in Verbindung bringen können, der ihm von Anfang an vor Augen geschwebt haben muss. Immer ist es für uns leicht, wenn Motiv und That in offenem Zusammenhang steht: Habsucht: Diebstahl, Rache: Brandlegung, Eifersucht: Mord u. s. w.; in diesen Fällen ist die gesammte Untersuchungsarbeit ein Rechenexempel, mitunter schwierig, aber doch mit festen Grundlagen. Wenn aber von der That bis zu ihren letzten verfolgbaren Gründen, meinetwegen bis zu Stimmungen des Thäters, eine zusammenhängende Reihe herzustellen ist, und dann aber noch immer keine Aufklärung gefunden werden kann, so hat das Construieren sein Ende erreicht, und wir tappen im Finstern herum; finden wir nichts, so ist es verhältnismäßig noch am besten, schlimm ist es aber in den häufigen Fällen, wo wir das Richtige fälschlich gefunden zu haben glauben und es dann verfolgen.

Ein solch versteckter Ausgangspunkt, und zwar der häufigste, ist der sexuelle. Dass er oft nur unsichtbar wirkt, hat seinen Grund im Schamgefühl, und deshalb kommt er auch in deutlicher und ausgeprägter Form nur beim Weibe vor — der versteckte sexuelle Ausgangspunkt spielt seine Rolle bei der kleinen, unbedeutenden Lüge einer wenig bedeutenden Zeugin und ebenso beim Giftmord am Gatten wegen des vielleicht erst zu gewinnenden Buhlen, überall segelt er unter falscher Flagge, Niemand lässt die Geilheit gelten, sie muss anders heißen, sogar der Frau gegenüber, die sich selbst von ihr treiben lässt.

Betrachten wir einige Formen des sexuellen Triebes, unter denen er auftritt, so ist in erster Linie die der Frömmelei, der falschen Religiosität zu nennen. Dies ist etwas Altbekanntes. Friedreich [1]) weist sehr nachdrücklich auf den Zusammenhang zwischen religiöser Schwärmerei und dem Sexualsysteme hin und citiert manche erbauliche Heiligengeschichte, z. B. von der Nonne

[1]) J. B. Friedreich a. a. O.

Blanbekin, von der berichtet wird: *„eam scire desiderasse cum lacrimis et moerore maximo, ubinam esset præputium Christi.“* Die selig gesprochene Veronica Juliani nahm aus Andacht zum Lamme Gottes ein Lamm zu sich ins Bett und ließ es an ihren Brüsten saugen. Aehnliche sehr brünstige Dinge werden erzählt von der heiligen Katharina von Genua, der heiligen Armella, der heiligen Elisabeth vom Kinde Jesu u. s. w., und Reinhard [1]) sagt ganz richtig: „Süße Andächteleien sind oft nicht mehr und nicht weniger als Ausbrüche verheimlichter Lüste und Anwandlungen sinnlicher Liebe.“ Seume [2]) aber irrt sich, wenn er behauptet, „der Mysticismus liegt meistens in der Nervenschwäche und im Magenkrampf“ — er liegt eine Spanne tiefer.

Die Nutzanwendung ist leicht. Wir müssen uns häufig darum erkundigen, ob ein weibliches Wesen sittlich rein oder sehr begehrlich u. s. w. ist — dies spielt nicht blos bei Sittlichkeitsdelicten eine Rolle, sondern kann in jedem Strafprocesse wichtig werden. Die Antworten und Auskünfte, die wir auf solche Fragen bekommen, sind fast ausnahmslos wertlos oder unwahr, weil der Gegenstand der Frage nicht offen am Tage liegt, schwer zu beobachten ist und oft den zunächst Stehenden verborgen gehalten wird. Viel leichter und fast immer kommt man zum Ziel, wenn man die Fragestellung auf religiöse Schwärmerei, Frömmelei und Verwandtes richtet. Dies ist nicht blos leicht wahrzunehmen, sondern wird seiner Natur nach offen zur Schau getragen; wer falsche Frömmigkeit pflegt, thut dies doch um der Leute willen und verbirgt sie also nicht. Wird religiöse Schwärmerei von Zeugen glaubwürdig bestätigt, so wird man nur in seltenen Fällen fehlgehen, wenn man Neigung zu mehr minder verhüllter Wohllust annimmt.

Beispiele in dieser Richtung sind Jedem von uns bekannt; nur gewissermaßen als Schulfälle möchte ich zwei aus eigener Erfahrung nennen. In dem einem handelte es sich darum, dass eine ältliche Jungfer anvertraute große Summen angegriffen und damit ihren Diener beschenkt hatte; zuerst war jeder Verdacht in dieser Richtung von der Hand zu weisen, und erst die Feststellung allmälig aufgetauchter Frömmelei (sie hatte u. a. einen Hausaltar errichtet, an dem der Diener mit ihr beten musste) machte darauf aufmerksam, dass sich die so sittenstrenge Jungfrau für ihren Bedienten interessiere.

[1]) Reinhard, „Ueber den Wert der Kleinigkeiten in der Moral“.

[2]) Seume, „Gesammelte Werke“, 3. Bd.

Im zweiten Falle handelte es sich um die Vergiftung eines alten, impotenten Gatten, den seine noch junge Frau ermordet hatte; letztere wurde von Niemandem verdächtigt, und als sie (als Zeugin) vernommen wurde, war einzig und allein eine etwas salbungsvolle, höchst fromme Aeußerung verdächtig. Man ließ sie bei diesem Thema verharren, und nun kam eine so brünstige Liebe zu Heiligen und zu religiösen Geheimnissen zum Vorscheine, dass man nicht zweifeln konnte, dass unter dieser Asche eine glühende Sinnlichkeit lodern müsse. Ehebruch war nicht nachweisbar, den muss sie aus irgend einem Grunde gescheut haben, und dass ihr der hinfällige Gatte nicht genügt hat, war jetzt auch zweifellos; die Annahme, dass sie ihn beseitigen wollte, um einen Anderen zu heiraten, lag nun nahe, und als dieser Andere gesucht und gefunden wurde, war die Beweisführung nicht mehr schwierig.

Wie heikel es ist, direct Wohllust nachzuweisen und hieran Verdachtsgründe zu knüpfen, und wie nothwendig es ist, das Verdeckende festzustellen, beweist eine Bemerkung von Kraus,[1]) der behauptet, „ein Weib affectiere dem Manne gegenüber niemals Wohllustbegierde, sie wollte ihn denn verführen und dies würde sie ja nicht wollen, wenn sie nicht sexuell begehrlich wäre.“ Nur die Allgemeinheit der Behauptung ist richtig, nicht aber, dass das Weib da keinen Grund zur Affectation habe, da wir genug Fälle kennen, in welchen ein von einem armen Menschen geschwängertes Weib trachtet, einen Wohlhabenden zu verführen, um einen zahlungsfähigen Vater für ihr Kind zu bekommen. In diesen und ähnlichen Fällen wird es Alles zu Verführungskünsten verwenden, ohne im mindesten gerade wohllüstig disponiert sein zu müssen.

Eine andere wichtige Form ist die der Langweile; kein Mensch kann sagen, was Langweile ist, und Jeder weiß es auf das Genaueste, Niemand behauptet, es sei ein Laster, und doch weiß man wieder, dass eine Menge böser Thaten der Langweile ihren Ursprung verdanken. Sie ist nicht dasselbe, wie Müßiggang — ich kann müßig sein und mich nicht im mindesten langweilen und ich kann mich langweilen, obwohl ich beschäftigt bin. Am besten werden wir noch die Langweile eine Stimmung nennen, in die man durch den unbefriedigten Wunsch nach subjectiv verlangter Abwechslung

[1]) Dr. A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens“, Tübingen, H. Laupp, 1884.

versetzt wird. Nur im übertragenen Sinne sprechen wir von langweiliger Gegend, langweiligem Vortrag, langweiliger Gesellschaft — wir meinen immer die Stimmung, in die wir dadurch versetzt werden; das subjective Moment ist maßgebend, denn eine Gegend kann Vielen langweilig scheinen, während sie dem dort Geborenen, etwa auch dem Botaniker, Mineralogen oder einem anderen Forscher höchst interessant sein kann. Eine Sammlung, eine Bibliothek, ein Vortrag kann dem Einen ebenso langweilig, wie dem Anderen unterhaltend sein, kurz, im übertragenen Sinne erhält der Begriff Langweile eine sehr große Ausdehnung. Wir wollen aber nur von der Langweile als Stimmung sprechen, und diese finden wir als ganz prägnante Erscheinungsform am häufigsten bei Mädchen und jungen Frauen, auch bei unentwickelten oder weibischen Männern. Dann ist sie jene eigenthümliche, träumerische, wohle und unwohle Stimmung, mit Sehnsucht nach etwas nicht da Seiendem, mit stillen Vorwürfen im Allgemeinen, wegen Verweigerung des Gewünschten, mit dem stets zurückkehrenden Wunsche nach Ausfüllung einer inneren Leere — und das Alles meistens auf sexueller Basis. Diese Basis lässt sich mathematisch sicher nicht beweisen, die Erfahrung thut aber dar, dass diese Stimmung nur zur Zeit vollkommener geschlechtlicher Energie auftritt, dass sie fehlt, wenn diesfalls die Sehnsucht gerade nach Wunsch erfüllt wird, und dass aber auch sonst die reichste und beste Abwechsluug einen Ersatz nicht zu bieten vermag — der Schluss auf erotischen Ausgang ist nicht gewagt. Freilich sehen wir auch den sittigenden und erziehenden Einfluss der Arbeit, die strenge eingetheilt, nachdrücklich fordernd und voll erfüllend alle überflüssigen Stimmungen nicht aufkommen lässt, aber Alles hat seine Grenzen und oft ist die weiche, stille Kraft der süßen langen Weile stärker, als der Drang und das Muss der Arbeit. Ist sie aber da, dann erzeugt sie niemals Gutes, selten Gleichgiltiges und oft reift in ihrem Schatten langsam die verbotene Frucht. Niemand wird behaupten, die Langweile sei die Ursache unerlaubter Verhältnisse, von Verführung und Ehebruch und all' der vielen Sünden, die daran hängen, von kleinen Entwendungen zu Gunsten des Geliebten bis zum Morde an dem ungeliebten Gatten, aber für den Criminalisten ist sie wieder ein Symptom, das zeigt, dass das Weib unzufrieden war mit dem, was sie hatte und nach Anderem strebte. Und vom Wünschen bis zum Streben und vom Streben bis zum Thun, wie weit ist es denn?

Fragen wir aber die reuige Sünderin, wann ihr der Gedanke zu strafbarem Thun gekommen ist, immer und immer erfahren wir, dass es die Stunden der heillosen langen Weile waren, in denen böse Gedanken kamen und bösere Pläne ausgebrütet wurden. Fragt einmal erfahrene Criminalisten, ob sie auch nur einmal fehlgiengen, wenn sie bei Frauen *in annis nobis periculosis*, die ein Verbrechen begangen haben, zuerst nach den Stunden der langen Weile gefragt haben. Von diesen Stunden weiß die Umgebung, und die Sünderin selbst glaubt sich zum halben Theile entdeckt, wenn man sie nach diesen bösen Stunden fragt. Cherchez la femme — cherchez l'amour — cherchez l'ennui — und Ihr findet hundertmal die Lösung.

Versteckte Sexualität liegt auch in der Eitelkeit, mehr als wir gewöhnlich glauben; wir dürfen nur das Wort im eigentlichen Sinne gebrauchen, denn wenn wir von der Eitelkeit eines Gelehrten, eines Beamten, eines Soldaten reden, so meinen wir eigentlich Ruhmsucht, das Bestreben, sich hervorzuthun, belobt und anerkannt zu werden. Die eigentliche Eitelkeit ist nur Frauensache oder die von weibischen Männern, und wie Darwin nachgewiesen hat, dass die Farbenpracht der Vögel, Insecten, ja auch der Blüten nur den Zwecken der Zuchtwahl dient, also sexuellen Grund hat, ebenso hat die Eitelkeit der Frau nur geschlechtlichen Zweck, sie ist nur eitel für Männer, wenn auch mitunter durch Vermittlung anderer Frauen. Am deutlichsten hat dies Lotze [1]) ausgesprochen: „Alles, was die Aufmerksamkeit auf ihre Person lenkt, ohne ihr zu schaden, wird von der Frau als Mittel im sexuellen Kampf instinctiv benutzt.“ Gerade in diesen Worten „Mittel im sexuellen Kampfe“ liegt eine Menge von Wahrheit; der Mann nimmt den Kampf direct auf, und wenn wir die Sache ohne Ziererei auffassen, so kann es sich uns nicht verschließen, dass sie sich im Thierreich gerade so abspielt, wie unter den Menschen: die männlichen Wesen kämpfen direct unter einander um die weiblichen, und diese müssen trachten, den Kampf um ihre Person zu entfachen, und so brauchen sie die Eitelkeit zum sexuellen Kampf. Dass die Weiber eitel sind, berührt uns Criminalisten eigentlich nicht, wir wissen es ohnehin, und Niemand braucht es uns zu beweisen, aber nicht gleichgiltig ist für uns die Art, wie sich ihre Eitelkeit äußert, wichtig die Folgen

[1]) Lotze, „Mikrokosmus“, Leipzig 1869.

ihrer Eitelkeit und wichtig die Stellung derselben zu anderen Verhältnissen.

Sich die Eitelkeit der Frau zu Nutze machen, wenn man mit ihr als Strafrichter verkehrt, wäre nicht als eine Kunst, sondern als ganz unerlaubtes Kunststück aufzufassen, welches vielleicht zu weit führen würde. Dies wussten namentlich die Franzosen von jeher. „Wer bei den Frauen reussieren will," sagt Madame de Rieux, „muss ihre Eigenliebe mit in's Spiel bringen", und Saint Prospère sagt ähnlich: „Nicht bei den Sinnen muss man die Frau zu fassen suchen, ihre Schwäche liegt im Herzen und der Eitelkeit." Diese Eigenschaft ist aber so kräftig, dass sie sehr leicht irreführen kann. Versteht es der Strafrichter nicht, nach dieser Vorschrift vorzugehen, so hilft es ohnehin nichts, versteht er es aber, dann hat er eine Waffe in der Hand, mit der er die Frau zu weit treibt, dann wirkt verletzte Eitelkeit, Zorn und auch Suggestion in viel zu kräftiger Weise. Sagen wir z. B. ein Weib wollte vor dem Richter ihren Geliebten schonen; gelänge es ihm nun durch Anführung natürlich vollkommen wahrer Thatsachen, ihre Eitelkeit zu kränken, sie zu überzeugen, dass sie von dem geschonten Geliebten verrathen, belastet oder vergessen ist, oder ihr nur wenigsten den Glauben daran zu geben, so geht sie dann in den meisten Fällen weiter, als sie es verantworten kann, beschuldigt und belastet ihn so viel nur möglich, und wenn sie kann, sucht sie ihn zu vernichten — ob mit Recht oder nicht, beachtet sie nicht. Sie hat den Geliebten verloren, und so soll ihn auch eine andere nicht haben. „Die Eitelkeit der Frau," sagt Lombroso,[1]) „erklärt sich namentlich daraus, dass das Wichtigste im Leben der Frau der Kampf um das andere Geschlecht ist." Diese Behauptung wird durch eine lange Reihe von Beispielen und historischen Belegen erhärtet, und soll uns in vielen Fällen zur Richtschnur dienen. Vor allem ist es für manchen Process schon von größter Wichtigkeit zu wissen, ob ein Weib „diesen Kampf um das andere Geschlecht" aufgenommen hat, d. h. ob sie einen Geliebten hat, oder ob sie einen zum Geliebten haben wollte. Kann nachgewiesen werden, dass sich in ihr plötzlich Eitelkeit geregt oder wesentlich verstärkt hat, so ist die Frage unbedingt zu bejahen. Ja oft genug gelingt es dann, sogar die Person des Mannes zu bestimmen,

[1]) Lombroso und Ferrero, „Das Weib u. s. w.".

wenn der Zeitpunkt sicher zu stellen ist, wann sich diese Zeichen von Eitelkeit gerührt haben und wenn sie gerade damals nähere oder fernere Berührungspunkte mit einem Manne hatte. Werden diese Momente anderweitig halbwegs unterstützt und liegt kein Beobachtungsfehler vor, so ist der Schluss sicher.

Ebenso viel Belehrung aus der Eitelkeit der Frau bekommen wir dann, wenn wir wissen wollen, wie es denn möglich war, dass ein Mann eine Frau umgarnen konnte, der ihr in keiner Weise gleichwertig war. Es ist gar nicht nöthig, in solchen Fällen von den „unlösbaren Räthseln im Herzen der Frau" und von „den ewig dunkel bleibenden Geheimnissen der weiblichen Seele" zu faseln — *vulpes vult fraudem, lupus agnum, femina laudem* — damit sind alle Tiefsinnigkeiten gelöst. Der betreffende Mann wusste *laudem* zu spenden, er verstand es, die Eitelkeit der Frau zu heben, und so siegte er über andere, die viel mehr wert waren als er.

Dies geht sogar soweit, dass wir aus der Beantwortung der Frage nach der Eitelkeit einer Frau die bestimmte Antwort auf die Lebhaftigkeit der Sexualität derselben bekommen können, welche Antwort dem Criminalisten oft von größter Wichtigkeit sein kann. Der alte Heinroth [1]) sagt trefflich: „Das weibliche Individuum schenkt, so lange es noch Ansprüche zu machen hat oder glaubt, sich selbst das größte Vertrauen; Eitelkeit ist der Geschlechtscharakter;" wir fügen bei: „und der Gradmesser der Geschlechtlichkeit." Sobald sich das Kind das erste bunte Band ins Haar flicht, hat sich die Geschlechtlichkeit geregt, sie steigt mit der Liebe zu Flitter und Tand und stirbt, wenn das alternde Weib beginnt, vernachlässigt und schmutzig einherzugehen. Die Frau lügt, wenn sie behauptet, in ihrem Herzen sei Alles erstorben, und sie sitzt nett und geputzt vor dir, sie lügt, wenn sie sagt, sie liebe noch ihren Mann und die mangelnde Sorge für Leib und Kleid spricht anders, sie lügt, wenn sie versichert, sie sei stets dieselbe geblieben und ihre Eitelkeit ist gekommen oder gegangen. Das sind Regeln ohne Ausnahme und keiner geht fehl, der ihnen folgt.

Häufig kommen wir in die Gelegenheit, uns darüber klar werden zu müssen, was weibliche Kenntnisse wert sind und inwieweit wir uns auf dieselben verlassen dürfen. Es ist hier nicht der

---

[1]) J. C. A. Heinroth, „Lehrbuch der Anthropologie", Leipzig 1822.

Ort, uns über die Capacität der weiblichen Gehirnkapsel zu orientieren und uns auf das gefährliche Gebiet zu wagen, was einst Schopenhauer und Consorten und dann die modernen Anthropologen beschritten haben und noch immer beschreiten — vorkommenden Falles ist es Sache des Richters, die Aeußerung einer Frau, die auf wirklichen oder scheinbaren Kenntnissen beruht, ebenso zu prüfen wie die eines anderen Zeugen oder durch Sachverständige prüfen zu lassen. Wir wollen nur auf den symptomatischen Wert der weiblichen Kenntnisse in Richtung auf ihre Eitelkeit hinweisen. Lotze [1]) behauptet, die Frauen gehen nur in Theater und Kirchen, um ihre Kleider zu zeigen und für kunstverständig und fromm zu gelten, und die Madame d'Arconville behauptet, die Frauen lernen nur, damit es heißt, sie wissen etwas, an den Kenntnissen selbst liegt ihnen sehr wenig.

Dies ist wichtig, weil wir gerade in diesen Richtungen — Kenntnisse im weitesten Sinn genommen — manchmal der Frau Unrecht thun können. Wir sind gewöhnt anzunehmen, dass die Erwerbung von irgend welchen Kenntnissen einen bestimmten, damit in ursächlichem Zusammenhang stehenden Zweck haben müsse; wir fragen, warum interessierte er sich dafür, warum hat er sich diese Kenntnisse erworben, und in den meisten Fällen kommen wir ganz recht, wenn wir einen logischen Zusammenhang vermuthet und diesen aber auch logisch gesucht haben. Dies hat häufig Verständnis in schwierigen Processen gebracht — bei Frauen wäre es aber falsch geschlossen; sie interessieren sich meistens aus Eitelkeit für Kunst, Literatur und Wissenschaft, aber auch für Hunderte von Kleinigkeiten, um sie zu wissen, um damit flunkern zu können, um zu zeigen, dass man's weiß. Eitelkeit und Neugierde sind nahe verwandt, und so kommt eine Frau oft zu Kenntnissen, die sie verdächtig machen können, wenn sie nicht auf die harmloseste Weise mit Eitelkeit erklärt würden. Diese ist aber wieder erklärlich nur aus dem Kampf um das andere Geschlecht, weil das Weib instinctmäßig weiß, dass es eben in diesem Kampf die Kenntnisse brauchen könnte.

Und dieser Kampf ums andere Geschlecht wird beim Weibe endlich so oft zum Verräther für eigene und fremde Verbrechen. Irgendwo heißt es so köstlich: „Eva's erster Gedanke nach der

[1]) Lotze, „Mikrokosmus", Leipzig 1869.

Sünde war: Wie kleidet mich das Feigenblatt?“ Es ist eine prächtige Vorstellung, dass Eva, die doch nur ihrem Adam zu gefallen hatte, nach allem Jammer der ersten Sünde auf diesen Gedanken kam — aber es ist Alles vollkommen richtig, und wir können uns den Gedanken Eva's auch so vorstellen: „Werde ich ihm jetzt mehr oder weniger gefallen?“ Charakteristisch ist es, dass behauptet wird, es sei dies der erste Gedanke gewesen. Darin liegt die Gewalt der Eitelkeit, dass sie sich rasch in den Vordergrund drängt. Es kann behauptet werden, dass von allen entdeckten Eigenthumsdelicten mindestens noch die Hälfte verborgen bliebe, wenn die Thäter so viel Kraft besäßen, dass sie mit dem unrecht Erworbenen einige Zeit im Stillen blieben. Daher hat auch jeder Criminalist z. B. bei einem begangenen Raubmord um so mehr Hoffnung auf Entdeckung des Thäters, je mehr geraubt wurde. Dass der Thäter bald vom Geraubten sehen lässt, wird angenommen, aber ebenso schwer ist es, wenige Gulden wahrzunehmen. Dieser allgemeine Grundsatz ist nun bei dem weiblichen Geschlechte vielfach mehr ausgeprägt als bei dem männlichen, weshalb der Criminalist, der auf einen bestimmten Menschen Verdacht hat, viel weniger dessen Aufwand als den seiner Frau oder Geliebten im Auge behält. Wenn der Bursche dem Herrn Weitzen stiehlt, so kriegt sein Mädchen ein neues Tuch — und das legt sie nicht in den Kasten, sondern putzt sich sofort damit. Das geht soweit, dass Weiber tiefster Cultur den Augenblick geradezu nicht erwarten können, um sich mit etwas neu Erworbenem zu schmücken, ja man hat dort, wo man z. B. Zigeuner auf frischer That ertappte, die Wahrnehmung gemacht, dass die Weiber die vor dem zu bestehlenden Hause Wache standen, schon Kleidungsstücke anprobiert haben, während ihre Männer noch drinnen ausräumen und das Gestohlene herauswerfen — das Wichtigste war ihnen, den Männern schon geputzt entgegentreten zu können, wenn diese sich nach dem Diebstahle zurückziehen.

Ueber Eitelkeit und ihre Beziehungen vergl. noch Henry Fink „Romantic Love and personal Beauty.“ [1])

Vom sexuellen Standpunkte aus ist für uns noch die alte Jungfrau von Wichtigkeit, weil sie an sich anders ist als alle anderen weiblichen Wesen und daher anders aufgefasst werden will.

---

[1]) London, Macmillan und comp. 1887.

Welche Eigenschaften man diesen, meistens sehr bedauerlichen Geschöpfen zuschreibt, ist bekannt genug, und es werden auch die vielen, fast ausschließend unangenehmen Sonderlichkeiten, die man von ihnen behauptet, so ziemlich richtig sein. Die alte Jungfrau hat ihren natürlichen Zweck verfehlt und bringt dann alles zum Vorschein, was diesem Zufalle entspricht: Verbitterung, Neid, Missgunst, harte Beurtheilung fremder Eigenschaften und Thaten, Schwerfälligkeit in der Auffassung neuer Verhältnisse, übertriebene Furchtsamkeit und Prüderie, letztere häufig als Simulation der Unschuld.

Es ist eine bekannte Thatsache, die jeder erfahrene Untersuchungsrichter bestätigen kann, dass alte Jungfrauen (wir meinen hier immer kinderlose, unverheiratete Weiber in vorgeschrittenem Alter, nicht Jungfrauen im anatomischen Sinne), dass alte Jungfrauen als Zeugen immer etwas Neues bringen. Hat man eine Sache von zehn Zeugen beiläufig gleich schildern gehört, so wird die alte Jungfrau als elfte Zeugin die Sache ganz anders wissen, sie hat ihrem Naturell entsprechend schon anders beobachtet, bringt eine Menge Bedenken und Auslegungen hinein, vermuthet in harmlosen Dingen etwas sehr Böses und bringt, wenn anders möglich, ihre eigene Person mit der Sache in Verbindung; dies ist ebenso bezeichnend als erklärlich. Die Arme hat nicht viel Gutes erlebt, männlicher Schutz stand ihr vielleicht nie zur Seite, oft genug wurde die Wehrlose zum Ziele von Spott und Neckerei, Artigkeiten und Freundliches wurde ihr selten zu Theil, es ist also naheliegend, dass sie überall Uebles sieht, das ihr angethan werden sollte; hat sie eine Prügelei vor ihrem Fenster gesehen und soll darüber aussagen, so wird sie andeuten, dass dieselbe provociert wurde, um sie zu stören, hat ein Kutscher neben ihr ein Kind überführt, so lässt sie durchblicken, dass er eigentlich direct auf sie zufuhr, um sie zu ängstigen; der Dieb, der in der benachbarten Wohnung einbrach, wollte vermuthlich bei ihr einsteigen, denn sie ist schutzlos und Allem ausgesetzt, so dass es wohl begreiflich ist, dass er eigentlich sie schädigen wollte. In der Regel werden noch andere Zeugen da sein, oder es wird die alte Jungfer so kräftig auftragen, dass sie mit ihren „Wahrnehmungen“ nicht viel Schaden anrichten kann, aber Vorsicht ist immer am Platz.

Das es Ausnahmen gibt, ist selbstverständlich, und ebenso bekannt ist es, dass auch hier Ausnahmen ins Extrem um-

schlagen; hat eine alte Jungfrau einmal nicht die bösen Eigenschaften ihrer Genossinnen, so ist sie gewiss hervorragend liebenswürdig und gutmüthig, gewöhnlich derart, dass sie wieder durch ihre allzu milde und versöhnliche Auffassung einer Sachlage eine gefährliche Zeugin wird; es ist auch richtig, dass alte Jungfern sehr oft mehr Bildung und Civilisation haben als andere Weiber, wie de Quincey[1]) ausführt; dies haben sie wohl nur deshalb, weil sie ohne Sorge für Mann und Kinder mehr Zeit und Ruhe haben, sich mit allerlei Schönem zu befassen — wenn sie überhaupt hiezu geeignet sind. Ebenso ist zu berücksichtigen, dass die Gründerinnen von weiblichen Wohlthätigkeitsvereinen, wie von mehreren Autoren hervorgehoben wurde, immer alte Jungfrauen und kinderlose Witwen sind, bei denen die Mutterschaft nicht zu ihrem Rechte kam. Wir werden uns also hüten, uns dann, wenn es sich um die Beurtheilung der Gutmüthigkeit einer Frau handelt, davon blenden zu lassen, dass sie so und so viele Wohlthätigkeitsinstitute gegründet hat oder dabei hervorragend betheiligt ist, es kann Gutmüthigkeit sein, wird aber in der Regel seinen Grund im Mangel von Beschäftigung, und wie erwähnt, im Streben nach einer Art von Mutterschaft haben. Noch leichter irren wir uns bei der Beurtheilung von alten Jungfrauen deshalb, weil dieselben, wie Darwin[2]) scharf hervorhob, immer etwas Männliches haben, sowohl im Aeußern als in ihrem Gebahren und Empfinden; ein solches Weib ist uns aber fremd, und wir wollen bei der Beurtheilung eines Menschen immer von gewohnten Grundsätzen ausgehen, und fehlen deshalb, wenn wir also im vorliegenden Falle rein weibliche Eigenschaften voraussetzen und die stark virile Beimengung übersehen. Dazu kommt noch die eigenthümliche Productivität alter Jungfrauen, die sehr gut von Beneke[3]) gekennzeichnet wurde; er vergleicht die Thätigkeit einer vielbeschäftigten Hausfrau mit einer „sitzengebliebenen Jungfrau", und meint, der Wert dessen, was erstere thut, sei allerdings höher, aber zu Wege bringt die letztere mehr „an Liebesphantasien, Intriguen, Erbschaften, Lotteriegewinnsten und hypochondrischen Grillen". In diesen wenigen Worten dieses ausge-

[1]) de Quincey, „False Distinctions".

[2]) Ch. Darwin, „The Descent of man and selection in relation to sex", London 1871.

[3]) Dr. Eduard Beneke, „Pragmatische Psychologie", Berlin E. S. Mittler und Sohn 1850.

zeichneten Psychologen liegen ebensoviele Lehren für den Criminalisten, der in allen diesen verschiedenen Richtungen nicht genug vorsichtig sein kann, wenn er eine alte Jungfer vernimmt; ebenso aber ist der umgekehrte Schluss gerechtfertigt, und wenn man in einem Straffall mit charakteristischen Intriguen, mit eingebildeten Erbschaften und Lotteriegewinnsten zu thun hat, wird man gut thun, nach der dazu gehörigen alten Jungfrau zu forschen; das wird häufig Klärung bieten.

Nach Allem, was wir über die Wertschätzung der mehrgenannten weiblichen Wesen wissen und was Alles das Volk auch weiß, ist es begreiflich, dass die weitaus größte Mehrzahl von Mädchen davor den größten Schrecken hat, eine alte Jungfer zu werden. Man erzählt uns immer, wie es diesfalls im Auslande zugeht; in einer guten Schilderung über spanisehe Volkszustände [1]) wird behauptet, dass eine Spanierin, die über die allererste Jugend hinaus ist, den ersten Besten nimmt, um nur nicht sitzen zu bleiben, und in Russland geht jedes ältere Mädchen, dem es seine Mittel erlauben, auf ein paar Jahre ins Ausland, um als „Witwe“ heimzukommen; Jeder kennt den Vorgang, Niemand fragt um Einzelheiten. So ist es aber nicht blos in Spanien und Russland, sondern in gewisser Beziehung überall, und auch bei uns, wir aber können uns manche unglückliche Ehe und die daran geknüpften Verbrechen erklären. Mädchen, die mit 17, 18 Jahren sehr wählerisch waren und es auch sein konnten, sind mit 20 Jahren bescheiden, und mit 26 Jahren heiraten sie um jeden Preis, um nur ja nicht „sitzen zu bleiben“. Dass dies nicht Heiraten aus Liebe sind, dass oft auch der Verstand nur ganz untergeordnet mitspielte, liegt auf der Hand, und wenn weder Herz noch Kopf regierte, dann lacht der Teufel, und diese par dépit-Heiraten sind es zu allermeist, die uns die Verhandlungen über Ehebruch, Flucht der Gattin, gegenseitige Misshandlungen, Bestehlung des Gatten und Aergeres bringen. Haben wir aber Acten über Derartiges auf dem Tische, oder handelt es sich um diesfälligen Verdacht, so ist jene Mühe gewiss nicht umsonst aufgewendet, die darnach sieht, wie die fragliche Ehe entstand; war es eine „In-Gottes-Namen-Ehe“ eines alternden Mädchens, so heißt es mindestens doppelte Vorsicht anwenden, und in dieser Richtung schauen.

---

[1]) Cosas de Espana.

Nicht gleichgiltig ist es, sich über die Auffassung der Leute zu orientieren, wann ein Mädchen eine alte Jungfrau wird, denn dies ist Anschauungssache, und ein Mädchen fühlt sich alt und ist es auch, wenn sie nach allgemeiner Meinung alt ist. In dieser Frage ist uns nun allerdings die belletristische Literatur ganz maßgebend, denn sie ist allein im Stande, die Mode zu gestalten, und was Mode ist, das wird geglaubt. Mit dieser Frage hat sich namentlich Brandes [1]) befasst, und er kommt eigentlich zu überraschenden Ergebnissen. Die Heldinnen der classischen Romanschriftsteller: Racine, Shakespeare, Molière, Voltaire, Ariosto, Byron, Lesage, Scott, sind fast immer etwa 16 Jahre; in moderner Zeit haben die Weiber in den Romanen ihre eigentlichen Liebesabenteuer in ihren Dreißigern. Es ist nicht unsere Sache, darüber nachzudenken, wie dies gekommen ist — wir werden uns aber diesen Auffassungen fügen, und den Beginn der alten Jungfrau in unserer Zeit wesentlich hinaufschieben müssen.

Bevor wir das Capitel vom sexuellen Moment schließen, soll noch der Hysterischen gedacht werden, durch welche die Strafrichter schon unendlich oft genarrt wurden. Die Hysterie hat von den Alten ihren Namen bekanntlich von ἡ ὑστέρα, die Gebärmutter, bekommen, und mit Recht, denn da steckt meistens die Ursache des Uebels. Die Hysterischen sind in mehrfacher Weise für uns wichtig; durch ihre Einbildungen geben sie oft Anlass zu ausgedehnten, ganz grundlosen Erhebungen; sie wollen auffallen, sind stets mit sich beschäftigt, sind ebenso oft ganz unbegründet für Jemanden begeistert, als sie Andere mit unerklärtem Hass verfolgen, weshalb von ihnen vielfach die gröbsten Denunciationen, besonders wegen Geschlechtsverbrechen ausgehen. Dabei sind sie meistens gescheidt, und haben oft krankhaft gesteigerte Sinnenschärfe; namentlich Gehör und noch mehr Geruch sind manchmal erstaunlich fein, allerdings nicht immer verlässlich, da sie oft mehr wahrnehmen, als vorhanden ist; oft waren sie aber schon durch ihre feinen Sinne nützlich, und vorweg von der Hand weisen darf man die Richtigkeit solcher Wahrnehmungen niemals. Bianchi macht mit Recht darauf aufmerksam, dass Hysterische mit Vorliebe anonyme Briefe schreiben. Diese rühren fast alle von Frauen her und da zu allermeist von hysterischen; schreibt ein Mann solche, so ist er gewiss eine weibisch angelegte Natur.

[1]) Dr. Georg Brandes, „The main currents of modern Literature".

Die meisten Scherereien hat man mit Hysterischen, wenn sie eine Verletzung erleiden, weil sie nicht nur eine Menge der abenteuerlichsten Erscheinungen dazu machen, sondern solche auch thatsächlich kriegen; nur beispielsweise möchte ich daran erinnern, dass Domrich [1]) erzählt, Hysterische bekämen regelmäßig Lachkrämpfe, wenn sie sich die Füße erkälten. Was da noch Alles auftreten kann, lässt sich wohl denken.

Das alles gehört selbstverständlich in das Gebiet des Gerichtsarztes, der immer zu sprechen hat, wenn es sich um eine Hysterische handelt; wir Juristen sollen nur wissen, welche bedeutende Gefahren uns von ihnen drohen und weiters, wann wir eine Hysterische vor uns haben, d. h. wann wir den Gerichtsarzt zu rufen haben. Leider gibt es kein Kennzeichen für Hysterie, welches der Laie brauchen könnte, man muss sich mit dem Wenigen begnügen, was darüber erwähnt wurde. Fast hätte ich gesagt glücklicherweise ist Hysterie heute so verbreitet, dass jeder beiläufig weiß, wie sich eine damit Behaftete geberdet.

4. Einzelne Eigenschaften der Frauen.

α) Verstand.

Es dürfte gerechtfertigt sein, wenn man vom Verstande der Weiber abgesondert spricht; freilich ist der Verstand eine Function, die von denselben Bedingungen beim Manne und der Frau ausgeht, die das Gleiche bezweckt und nach denselben Regeln vorgeht, aber es müsste doch die Bedeutung des Verstandes herabgesetzt werden, wenn wir annehmen, dass er so starr und so schwer formbar wäre, dass die seit Jahrtausenden bestehenden Unterschiede in der Stellung von Mann und Weib keinen Einfluss auf ihn gehabt haben sollten. Die grundverschiedenen somatischen Formen, die so verschiedene Beschäftigung beider Theile, ihre verschiedenen Schicksale müssen wohl tiefgreifend und ändernd gewirkt haben. Hiebei ist aber immer festzuhalten, dass von jeher eine gewisse Parteistellung zwischen den beiden Geschlechtern eingehalten wurde, weshalb genau zugesehen werden muss, was das rein Positive auf der einen Seite ist und ob es nicht lediglich vom Negativen der anderen Seite verstärkt wird. Wenn sich ein Körper in den an-

[1]) Domrich, „Die psychischen Zustände".

deren eindrückt, so ist an dem entstandenen Eindruck nicht allein die Härte des einen Körpers, sondern auch die Weichheit des anderen schuld, und wenn wir von dem besonderen Geiste einer Frau sprechen hören, so hat daran oft ein gut Theil die Dummheit der sie umgebenden Männer schuld. Wie viel aber den Weibern an Verstand zugetraut werden soll ist für uns Criminalisten von größter Wichtigkeit, da wir von der Auffassung und Beurtheilung der Zeugen vielfach abhängen und oft den Wert des uns Gebotenen gegenseitig abwägen müssen.

Wir wollen im Nachstehenden nicht die herkömmlichen Abtheilungen machen, sondern nur in einigen größeren Gruppen die Functionen so besprechen, wie sie sich uns in unserem Fache zu bieten pflegen.

1. Auffassung. Ueber die Sinneswahrnehmungen der Frauen wurde schon früher gesprochen; sehr bedeutend sind die Unterschiede der beiden Geschlechter ja nicht, wohl aber finden sie sich bei der eigentlichen Auffassung sehr stark ausgeprägt. Im allgemeinen werden wir sagen, dass die Frau ganz anders auffasst als wir es thun, hievon überzeugen wir uns schon im gemeinen Leben alle Augenblicke; wir haben etwas in bestimmter Richtung aufgefasst, wir haben wahrgenommen, dass ein Dutzend Männer diese Auffassung theilten — wir fragen eine Frau, und die Sachlage ist ganz anders. Das Bezeichnende hiebei liegt aber darin, dass wir in solchen Fällen mitunter einsehen, dass die Frau recht hat, dass sie die bessere Auffassung hatte, und doch werden wir immer wieder gleich auffassen wie früher, wenn wir auch zehnmal in die ganz gleiche Lage kommen: Beweis dafür, dass es sich um eine andere Auffassung vermöge anders beschaffener Organisierung, also um wesentlichen Unterschied handelt.

Fragen wir um einen Wertvergleich, so wird das Ergebnis verschieden ausfallen, je nachdem wir um das Geschaffene selbst oder um den Weg fragen, auf dem es gewonnen wurde. In der Auffassung von Situationen, dem Wahrnehmen von Stimmungen, dem Beurtheilen von Menschen in gewissen Verhältnissen, in allem, was Tact heißt, dann überall dort, wo es sich um, es lässt sich nicht anders sagen, als ein Herausfinden aus verwirrter Sachlage, endlich um die Klarstellung des Wollens der Menschen handelt, in all diesen wichtigen Fragen ist uns die Frau ganz zweifellos über, und wenn es sich in einem Straffall um eine solche Frage

handelt, so kann man getrost Einer Frau mehr glauben als zehn Männern. Aber der Weg, auf dem die Frau zu ihrer Auffassung kam, ist ein minderwertiger, es ist bloßer Instinct. Oder nennen wir es feineres Empfinden — gleichgiltig, es ist zum großen Theile unbewusst und deshalb ist der mindere Wert nur, wenn man so sagen darf, in dem Verdienste gelegen, in der geringen Mühe, die der Frau ihre Auffassung machte; der Wert des Gebotenen ist darum nicht nur nicht vermindert, sondern als verlässlicher hingestellt. Im ratiocinativen Vorgehen des Mannes können sich hundert Fehler einschleichen, im instinctiven Auffassen und in dem directem Wiedergeben der Frau liegt etwas viel Sicheres und Kürzeres und deshalb Verlässlicheres.

Wollen wir fragen, woher denn dieser Instinct, wenn wir so weiter sagen dürfen, seinen Ursprung nahm, so brauchen wir keineswegs dabei stehen zu bleiben, dass wir annehmen, der liebe Gott habe ihn den Weibern als Ersatz für manch' Anderes gegeben, nein, wir können rein selectionistisch vorgehen und wollen sagen, die ganze Stellung und Aufgabe der Frau hat sie darauf angewiesen, die Verhältnisse, die sie umgeben und die sich ihr bieten, besonders scharf anzusehen, und so hat sich ihr der innere Sinn dafür besonders geschärft, bis er zur unbewussten Auffassung wurde. Ganz deutlich hatte dies seinerzeit Cabanis[1]) ausgedrückt; der alte Revolutionär sagte: „Das Interesse der Frau für ihre Umgebung verleiht ihrer Intuition eine Schnelligkeit und Sicherheit, gegen die die Meditation des größten Philosophen nicht aufkommt." Das Bezeichnende liegt im Hervorheben der „Schnelligkeit" in der Intuition, welche alles Ueberlegen ausschließt und gewissermaßen nur auslöst. Ganz den gleichen Gedanken hat Spencer[2]) ausgesprochen: „Eine hervorragende Eigenschaft der Frau geht dahin, den geistigen Zustand der sie umgebenden Personen schnell und richtig zu percipieren. Das gründet sich auf Intuition, nicht auf Raisonnement" — während Schopenhauer[3]) in seiner Mysogynie den Angelpunkt hier falsch gepackt hat: „Die Auffassungsweise der Frauen von den Dingen ist von der unsrigen ganz verschieden, besonders dadurch, dass sie gern den kürzesten Weg zum Ziel und

[1]) Pierre J. George Cabanis, „Les rapports du physique et du moral de l'homme", Paris 1802.

[2]) Spencer, „introduction to the study of sociology".

[3]) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena".

überhaupt das zunächst Liegende ins Auge fassen, über das wir, eben weil es vor unserer Nase liegt, meistens hinwegsehen.“ Nicht dass sie „gern den kürzesten Weg zum Ziel“ wählen, ist das Unterscheidende, sondern dass sie überhaupt den complicierten Weg des Schließens wo möglich nicht gehen, sondern sich auf ihre Intuition verlassen, die sie zumeist richtig leitet. Anschauung liegt nur dort vor, wo Wahrnehmung möglich ist, also in der Nähe; was ferne und verschleiert ist, das kann nicht erschaut, sondern muss erschlossen werden, und deshalb lässt es die Frau bei Seite und thut, was sie besser kann. Damit ist aber auch berührt, wie wir das Gesagte zu verwerten haben. Wir wollen bei Spencer's „Intuition“ und „Raisonnement“ bleiben und sagen: handelt es sich um erstere, so glauben wir der Frau, handelt es sich um letztere, so wollen wir recht vorsichtig sein.

Ein ähnliches Verhältnis wie mit der Auffassung im geistigen Sinne besteht auch in Hinsicht auf die rein sinnliche; wir wollen es hier nur zur Unterstützung des Gesagten anführen. Mantegazza [1]) hat richtig hervorgehoben, dass die Frau ein besonders gutes Auge für den zarten Duft der Gegenstände habe; sie tauge aber weniger dazu, weite Horizonte mit ihrem Blicke zu umfassen; ein sehr fern stehender, großer Gegenstand fesselt ihr Interesse weniger. Mantegazza will dies, wenigstens zum Theil, damit erklären, dass die Frau in der Regel nicht so weit sehe wie der Mann oder doch sehr entfernte Gegenstände nicht so gut unterscheide wie dieser. So ist die Sache gewiss nicht zu erklären, denn dann müsste man dasselbe, was da von den Frauen behauptet wird, von allen Kurzsichtigen sagen. Die wichtige Erscheinung wird lediglich dadurch verständlich, dass wir so wie früher sagen: Zur Auffassung ferner Gegenstände (natürlich nur „großer“, denn die kleinen sieht man nicht) ist wieder mehr oder weniger Raisonnement nöthig. Wenn ich einen fernen Berg sehe, der sich silhouettenartig und fingerlang am weiten Horizont abhebt, so macht er mir nur Eindruck, wenn ich überlege, wie viele Meilen inzwischen liegen, dass dort fremde Menschen wohnen, dass ausgedehnte Wälder mit riesigen Bäumen auf dem kleinen Ding sind, dass sich oben Schnee und Eis befindet und was derlei Reflexionen mehr sind. Das thut die Frau sicher nicht: Diese Dinge sieht sie alle nicht, sie entziehen sich ihrer Intuition, folglich existieren sie nicht.

[1]) Mantegazza, „Fisiologia del piacere“.

Eine hochwichtige Eigenschaft ist für uns der Mangel an Objectivität der Frauen. Goncourt [1]) meint, die Frauen sehen in der Sache immer die Person und leiten ihre Auffassung von der Sache von der Sympathie für die Person ab. Das ist richtig. Man versuche es, einer Frau einen Straffall zu erzählen, in welchem man ihr Interesse wachzurufen weiß, in dem man aber die Personen nur mit A und B bezeichnet; irgend ein Urtheil, ja nicht einmal eine Stellungnahme der Frau zum Hergange, ist schwer zu erreichen. „Wer sind die Leute?" „Was sind sie?" „Wie alt sind sie?" u. s. w., das alles soll eher beantwortet werden. Deshalb auch die verschiedene Auffassung eines Falles, je nachdem, wen er betrifft. Gerade in dieser Richtung erleben wir die unglaublichsten Dinge, die nur deshalb für die Beurtheilung der Strafsachen weniger gefährlich sind, weil sie allzu grell hervortreten. Nehmen wir an, dass eine Frau eine Rauferei zwischen zwei Leuten oder zwei Parteien schildert; wenn auf beiden Seiten ganz gleich vorgegangen wurde, wenn beide gleich stark waren und die gleichen Waffen hatten, und wenn die fragliche Zeugin auch keinen der Kämpfenden von früher gekannt hat, so wird sie doch sofort in der Schilderung Sonne und Wind verschieden vertheilen, wenn Einer von ihnen zufällig schöne Augen hatte oder sich „ritterlich" benahm oder aber, wenn er sonstwie das Missfallen der Zeugin erregt hat. Aber bei solchen Fällen zeigt sich am deutlichsten das Märchen vom „bloße Thatsachen erzählen", und ich wiederhole immer wieder: Niemand erzählt bloße Thatsachen, Urtheil und Schluss schleicht sich immer ein. Mitunter kann man unterscheiden, was wirkliche Thatsache und was erschlossen ist, dies ist aber selten und nie ganz sicher. Viel besser kommt man zum Ziel, wenn man zuerst genau feststellt, ob die Zeugin irgend welche Beziehungen zu einer der Parteien hat, was in der Mehrzahl der Fälle so sein wird, da man doch nur selten als ganz Unbetheiligter zu einem Streite kommt; aber selbst, wenn dies der Fall ist, muss man sich zuerst alle möglichen Einzelheiten erzählen lassen, um die Stellung der Zeugin zur Sache klar zu haben. Die Beweisaufnahme der Auffassung des Zeugen ist wichtiger als die Beweisaufnahme des eigentlichen Herganges. Die Sache ist übrigens leichter, als man glaubt; lässt man eine Zeugin nur kurze Zeit

[1]) Jules de Goncourt, „Geschichte der Marie Antoinette", deutsch von Schmidt-Weißenfels, Wien 1865.

und mehr allgemein erzählen, drängt man nicht wiederholt, „zur Sache zu kommen“ und lässt die Zeugin bringen, was sie will, so hat man sehr bald keinen Zweifel mehr, auf wessen Seite sie steht. Weiß man aber dies, so findet man auch eben so leicht den Gradmesser, nach welchem man die Entschuldigungen für den Einen und die Belastungen für den Anderen herabzusetzen hat.

Ganz dasselbe findet natürlich auch dann statt, wenn es sich nicht um streitende Einzelne oder streitende Parteien, sondern eine beliebige That eines Anderen handelt; hat sie der Eine begangen, so wird sie so schwarz als möglich geschildert, war es der Zweite, so wird alles entschuldigt. Hiebei ist es nicht nöthig, dass auf einer Seite irgend etwas stand, was der Beobachterin in die Augen stach, es genügt, wenn Sympathien und Antipathien aus früheren Erlebnissen, aus Gelesenem oder Gehörtem im Spiele waren. Gerade so, wie die Romanleserin den einen Helden begünstigt, den anderen verfolgt, so spielt die Zeugin mit ihren Figuren, und es kann vorkommen, dass sie findet, der Eine habe so „reizend nett“ gemordet, und der Ermordete sei ohnehin „ein langweiliger Philister“ gewesen. Gerade hier kann man nicht genug sorgfältig vorgehen.

Niemand wird behaupten, das all das Angegebene nur bei Weibern vorkommt, aber die Formen, wie sie von Männern gebracht werden, sind nie so typisch, nie so weitgehend und deutlich — wirklich fassbar und klar erscheinen sie nur bei Frauen.

2. Beurtheilung. Dr. Richard Avenarius[1]) erzählt die unvergleichliche Geschichte von einem englischen Paar, das über die Flügel der Engel sprach; er meinte, es sei doch zweifelhaft, ob sie Flügel haben, sie erklärte bestimmt: „that must be.“ — Seitdem ich diese bezeichnende Erzählung kenne, fällt sie mir bei der Vernehmung vieler Zeuginnen ein, und bildet für mich auch ebenso oft eine Erklärung für viele Vorgänge. „That must be“ sagt die Frau, wenn sie keine Gründe weiß, „that must be“ sagt sie, wenn ihr die eigene Argumentation zu langweilig wäre; „that must be“ sagt sie, wenn ihr der eigentliche Vorgang unklar ist, wenn sie die Beweisführung des anderen nicht versteht, wenn sie nicht verstehen mag, und „that must be“ sagt sie auch, wenn sie überhaupt etwas will — leider kleidet sie das in der Regel in einen

[1]) Dr. R. Avenarius, „Kritik der reinen Erfahrung“, Leipzig 1890.

Wortschwall ein, und sehr oft denkt man sich: „Hätte sie es nur gemacht, wie jene gute Engländerin, und hätte gesagt: ‚that must be' — es wäre dasselbe gewesen." Daher kommen die großen Schwierigkeiten, die wir alle Tage haben, wenn wir von den Frauen die *ratio sciendi* wissen wollen. Wir kriegen eine Menge von Dingen zu hören, oft überraschenden und wichtigen Inhalts, und wenn wir wissen wollen, woher der Zeugin diese Kenntnis sei, so bekommen wir das „that must be" in allen Variationen zur Antwort, vom stummen Achselzucken angefangen bis zum end- aber inhaltslosen Wortschwall. Die Gefahr liegt darin, dass der unerfahrene Strafrichter sich durch die Bestimmtheit der Aeußerung blenden lässt und glaubt, Jemand, der so bestimmt spricht, müsse dies begründet thun, und es mangle der Zeugin nur an der Geschicklichkeit, ihre Begründungen zum Ausdruck zu bringen. Ein solcher Irrthum ist nicht allzu bedenklich, wenn keine weiteren Zuthaten kommen; wenn aber der Richter der „unbeholfenen" Zeugin beispringt, etwa mit einem „Sie meinen wohl, weil . . ." oder „etwa deswegen weil" — „doch insoferne als . . ." — so wird die Zeugin, wenn sie nicht gar halsstarrig ist, ja sagen, und so kommen dann scheinbar ganz wohl begründete Behauptungen von Zeugen in die Welt, die sich vielleicht processbewegend gestalten, und die, wenn man genauer aufgemerkt hätte, nichts anderes waren, als ein ganz und gar unbegründetes „that must be".

Verhältnismäßig selten kommt dies unbegründete Behaupten der Frauen dort vor, wo es sich um Trennungen, Sonderungen und Zerlegungen handelt, wo analytisch, regressiv vorgegangen wird; das Auflösen und die Merkmale suchen und angeben, das können die Frauen noch eher, und was man kann und versteht, das vermag man auch zu begründen. Viel schwieriger ist ihnen jede Zusammenstellung, Verbindung und Verknüpfung, das synthetische, progressive Vorgehen und da helfen sie sich mit dem Behaupten allein. Hiemit stimmen auch die wichtigen Beobachtungen, die man über studierende Frauen gemacht hat; Lafitte[1]) hebt gerade hervor, dass die Frauen bei den medicinischen Prüfungen dort nicht mitkommen können, wo es sich um synthetische Begabung handelt, und ebenso wird das Gesagte durch die häufigen Beobachtungen unterstützt, die man über die Beurtheilung der Frauen namentlich Männern

[1]) Paul Lafitte, „Le paradoxe de l'egalité", Paris 1887.

gegenüber machen kann; „der Frau imponiert der geringste Erfolg mehr als das gewaltigste Streben“ — darin liegt nicht Ungerechtigkeit, nichts Oberflächliches, es läuft parallel mit Analyse und Synthese: Das einzelne Vorliegende verfolgt sie, aber die werdenden Leistungen zusammenfassen und den auf die Zukunft gezogenen Wechsel escomptieren oder selbst schätzen, wo die Welt die Annahme verweigert, das kann sie nicht.

Daher auch das häufige Umschlagen im Aussagen der Frau, wenn der Verdacht steigt und fällt. Die Frau, die heute hundert Gründe für die Schuld des arg compromittierten Beschuldigten zu sagen weiß, sucht Alles ins Gegentheil zu drehen, wenn man ihr später mittheilt, dass es dem Beschuldigten gelungen ist, einen Alibibeweis wahrscheinlich zu machen. Und ebenso: Hat die Anklage einen Erfolg zu verzeichnen, so werden die früheren Entlastungszeuginnen oft zu den für ihn verderblichsten.

Aber auch hier hat es seine Grenze, an der die Frau stehen bleibt oder umkehrt, weil sie in bezeichnender Weise sich ebenso wie alle Schwächeren scheut, die letzten Consequenzen zu ziehen. Der alte Idealist für Socialismus und Frauenemancipation Leroux [1]) sagt deutlich genug: „Wenn man die Verbrecher den Frauen überließe, so würden sie dieselben in der ersten Aufwallung des Zornes alle tödten, und wenn man so lange wartete, bis sich diese Aufwallung gelegt hat, so würden sie alle freilassen.“ Das erste Moment erklärt sich aus der leichten Erregbarkeit, der Leidenschaftlichkeit und ihrem instinctiven Gerechtigkeitsgefühl, das sofort Rache für die böse That fordert, das zweite aber daraus, dass sie vor jeder energischen, letzten Schlussfolgerung zurückschrecken — die wirkliche Gerechtigkeit kennen sie nicht. „Die Männer,“ sagt Schiller, „richten nach Gründen, des Weibes Urtheil ist seine Liebe. Lieben können die Weiber und hassen, aber gerecht sein, ohne zu lieben, diese vernünftige Kunst schätzen und lernen sie nie.“ Wie oft hört man die Frage von Frauen, ob der Beschuldigte etwa auf ihre Aussage hin verurtheilt oder freigesprochen werden würde? Und wird die Frage bejaht, so ist in der Regel eine Restriction der Aussage, ein Herummäckeln und -drehen die Folge, ein Umstand, der nie aus dem Auge gelassen werden darf;

[1]) Pierre Leroux, „De l'humanité, de son princip et de son avenir“, Paris 1838.

will man von der Frau die Wahrheit hören, so muss man es verstehen, zur rechten Zeit anzufangen und, noch wichtiger, zur rechten Zeit aufzuhören. Im Allgemeinen wollen wir dem alttoscanischen Sprichwort Recht geben: „Die Frauen sind weise, wenn sie unbewusst handeln; Narren, wenn sie überlegen."

Dass das Weib in Extreme übergeht, wenn es selbst zum Verbrechen greift, ist bekannt. Es mag ja richtig sein, wenn sich moderne Schriftsteller Mühe geben, die mindere Intelligenz der Frauen auf sociale Bedingungen zurückzuführen,[1]) und daraus kann man es auch erklären, dass durch Aenderungen im Milieu der Weg der Frau weiter führt — auch hier ist sie eine Ausnahme, die immer ins Extrem führt. So sagte schon Richelieu:[2]) „Einer Frau, und wäre es auch eine fromme, fehlt es nie an List, sich einen Zeugen, der ihr zur Last fällt, vom Halse zu schaffen," und die italienischen Positivisten erzählen unzählige Fälle davon, wie die complicirtesten Verbrechen in charakteristischer Weise ihren Plan immer Frauen zu verdanken haben und, was übrigens ebenso richtig als wichtig ist, „wie die Frauen, wenn sie einmal ein Verbrechen begangen haben, die verschiedensten Delicte oft zwecklos zusammenhäufen."

In diesem Umstande finden wir vielleicht manches Mal die Aufklärung für ein sonst unverständliches Verbrechen, ja vielleicht auch einen Hinweis darauf, dass das erste Verbrechen von einem Weibe begangen wurde; es ist, als ob doch eine gewisse Lust im Verbrechen läge, der man sich hingibt, sobald einmal durch die erste That die Schranke durchbrochen ist.

3. Streit mit der Frau. Hier käme noch ein kleines Capitel, welches wohl nur ganz jungen und unerfahrenen Strafrichtern gewidmet ist. Man verstehe mich recht: es gibt sicher nichts Anregenderes, nichts Belehrenderes als der Streit mit gescheidten und gebildeten Frauen über Themen, die der Mühe wert sind — aber solches erleben wir im Amte nicht, und 90% unserer Zeuginnen sind minderer Sorte, und mit diesen zu streiten, ist weder ehrenvoll noch Gewinn. Wir kommen aber zweimal in die Versuchung, von Amtswegen mit Weibern zu streiten: einmal, wenn wir einer leugnenden Beschuldigten beweisen wollen, dass sie schon überwiesen ist, und

[1]) So Sagnol, „L'egalité des sexes", Paris 1880.

[2]) In den „Mémoires relatifs à l'histoire de france", Paris 1823.

welch' Unsinn in ihren Behauptungen liegt, und einmal, wenn wir uns mit einer Zeugin abmühen und ihr beweisen wollen, dass sie etwas wissen müsse, was sie par tout nicht wissen will, oder wenn wir ihr die Unrichtigkeit ihrer Schlussfolgerungen darthun wollen, oder wenn wir im Eifer für die gute Sache sie überhaupt dorthin bringen möchten, wo wir sie für weiteres brauchen. Nach dem alten Grundsatz: „Gib einer Frau Recht und sie sieht ihr Unrecht ein," können wir in dieser Lage schon nicht vorgehen, und beginnt der Unerfahrene ein lustiges Wortgefecht, er unterliegt, und die Sache leidet dann immer und ausnahmslos. Das haben Andere auch erfahren, die das Leben kannten und keine Criminalisten waren; „Wer mit Frauen disputiert," sagt Börne, „ist wie Einer, der unaufhörlich Lichter putzen muss," und Jean Paul stimmt seinen Vergleich dahin: „Wer eine Frau zu überzeugen glaubt, ist wie Einer, der ein Knäuel Garn bei einem Faden aufheben will." Ein polnisches Sprichwort sagt: „Safran kannst Du nicht hecheln, und die Frau nicht überzeugen," und ein sardinisches Sprichwort: „Drei Dinge sind halsstarrig: Das Mutterschaf, der Esel und die Frau." — Der heilige Hieronymus, der gelehrteste und klügste Kenner des Morgen- und Abendlandes seiner Zeit, sagt: „Die Frauen saugen schnell auf, weil sie unwissend sind, sie sprengen leicht aus, weil sie leichtsinnig sind, und sie behalten lange, weil sie hartnäckig sind."

Dieser Hartnäckigkeit gegenüber passiv zu bleiben, ist keine leichte Aufgabe des Strafrichters, wer aber für das Interesse des Dienstes arbeiten, gleichzeitig keine Zeit verlieren und sich schließlich nicht blosstellen will, der unterlasse grundsätzlich und ausnahmslos jede Auseinandersetzung, jeden Streit mit einer Zeugin oder Beschuldigten. Er mag hundertmal die Ueberzeugung haben, dass er der Sache wesentlich dienen könnte, wenn es ihm gelänge, die Frau zu überzeugen — dies „wenn" tritt aber nie ein, und wenn Einer wirklich glaubt, er habe sie überzeugt, so war es nur scheinbar und nur für den Augenblick, oder er ließ sich irre führen und war naiv genug, zu glauben, er habe die Frau überzeugt. Denn auch das gehört zur List der Frau, dass sie um eines augenblicklichen Vortheiles willen dem Mann den Gefallen erweist, sich überzeugt zu stellen — dann ist er aber in einer der bedenklichsten Lagen, in die er in solchen Richtungen gerathen kann.

In das große Capitel vom Verstande der Weiber noch einige Kleinigkeiten, die mit ihrem Verstande nur in indirectem Zusammenhange stehen. Wollte man sie aber nicht von dieser Seite aus erklären, so wären sie gerade so unverständlich, wie z. B. der Umstand, dass Linkshändigkeit unter den Weibern viel häufiger, Farbenblindheit viel seltener ist als unter den Männern. Wollen wir aber Manches von ihrem Verstande aus erklären, so gelingt es, wenn wir uns vorstellen, dass die Functionen ihres Geistes an einem bestimmten Punkte Halt machen und darüber nicht hinaus können. Hieher gehört eine Menge von Momenten.

Fassen wir z. B. das Gebahren mit dem Gelde ins Auge. So schnöde der Mammon an sich auch sein mag, ist das Geld doch ein so wichtiger Factor im Leben, dass es nicht unbegreiflich ist, wenn man von der „Majestät des Geldes" gesprochen hat. Mit einem wichtigen Ding unrichtig gebahren, heißt aber unverständig sein. Wer mit dem Gelde geizt, hat nicht Verstand genug, um einzusehen, welch' wichtige Genüsse er sich damit verschaffen könnte, und wer es verschwendet, hat ebenfalls nicht Verstand genug, um den richtigen Gebrauch davon zu machen. Gerade hierin sind die Frauen obenan, und allein stehende Frauen sind entweder geizig oder verschwenderisch, selten bewegen sie sich auf der Mittelstraße, und namentlich die Sparsamkeit der Hausfrau, die viel gerühmte, artet oft in Knickerei aus. „*Avarum mulierum genus*" ruft ihnen Cicero zu, und: „*Mulieres sunt tenaciores pecuniae*" sagt der heilige Augustin. Am besten sehen wir dies an dem thörichten Feilschen der Frauen beim Einkaufen, die sich sehr viel darauf zu Gute thun, wenn sie einige Groschen heruntergehandelt haben, ohne zu wissen, dass sie dadurch viel theuerer kaufen. Jeder Händler bestätigt es, dass man beim Preise für eine Frau immer vorschlägt, weil man weiß, dass sie handelt, meistens handelt sie aber gar nicht bis zu jenem Preise herab, der verlangt worden wäre, wenn es sich um einen nicht feilschenden Käufer dreht; oft kauft die Frau auch einen unnöthigen oder minderen Gegenstand, blos weil der Händler klug genug war, sie durch Feilschenlassen zu fangen. Drastisch wird dies durch einen Criminalfall [1]) bezeichnet, nach welchem ein Höckerweib versichert, sie habe eine kaufende Frau gleich im Verdachte gehabt, falsche Münze auszugeben, weil sie um den Preis nicht handelte.

[1]) Chronique des Tribunaux II. vol., Bruxelles 1835.

Fassen wir diese Eigenschaft der Frau zusammen, so werden wir zugeben müssen, dass es sich da nicht um die Eigenschaft des eigentlichen Geizes dreht, dessen Hauptzweck ist, das Geld zusammenzuscharren, es zu besitzen, darin zu wühlen und sich seines Anblickes zu freuen — dies liegt in allen diesen Fällen nicht vor, überall sehen wir nur ein unverständiges Gebahren mit dem Gelde, ein gewisses nicht-Nachkommen in der Beurtheilung des Geldes und seiner Eigenschaften, und dies führt uns auch dahin, wo wir eigentlich sein wollten: Auf das Unvermögen der Frau, das Herkommen des Geldes zu beurtheilen, ein Hauptgrund für die Entstehung unzähliger Verbrechen; die Frau braucht Geld für ihre tausend und noch etliche Bedürfnisse, dies verlangt sie vom Manne, er soll es schaffen, woher er will, ob er es thun kann, darnach fragt die Frau nicht. Man sagt, die Frau sei nur in einem einzigen Punkte nicht neugierig: Woher der Mann das Geld nimmt, das sie braucht. Sie weiß, wie viel der Mann Einkommen hat, sie weiß, wie viel die jährlichen nothwendigen Ausgaben beanspruchen, mit einem Bleistift und einem Stück Papier kann sie sofort ausrechnen, dass absolut nichts bleiben kann — sie fordert ruhig weiter.

Gott bewahre, dass ich das Wesen und Leisten der braven, tapferen Gattin und Hausfrau verkennte, die ehrlich und treu mit dem Manne spart und trachtet — mit denen hat der Strafrichter ohnehin nie zu thun, ich meine jene leichtsinnigen, genusssüchtigen Frauen, die leider heute die weitaus größere Mehrzahl bilden, und jenes Heer von „Geliebten", die dem Vaterlande eine unzählbare Menge von lange nicht wertlosen Existenzen gekostet haben. Das ewig lange Capitel von den Verbrechen um der Frau wegen möge jeder Strafrichter studieren, dann findet er den Schlüssel zu manchem Verbrechen, aber auch Nachsicht für manchen Mörder und Dieb und Betrüger und Veruntreuer, der nicht blos aus „unbegreiflichem Leichtsinn" verbrochen hat. Zuerst das unverständige Rechnen der Frau, wie viel sie verlangen kann, dann das endlose ebenso unverständige Fordern, das endliche Nachgeben des Mannes und Leisten, so lange es seine Kräfte vermögen, dann neues Fordern, eine Zeitlang widerstreben, dann Nachgeben und endlich ein kleiner unerlaubter Griff und damit ist auch der Schritt zum großen Verbrechen gethan — das ist das einfache Thema zu unzähligen Variationen, die im Gerichtssaal abgeleiert werden!

Zur Erläuterung noch die Legion von Sprichworten aller Nationen, die zum Gegenstande den Zusammenhang von Geld und Liebe haben: „Chi non ha denari, non faccia all' amore" — so und ähnlich klingt es tausendfach wieder, Beweis genug, wie sehr das Volk davon überzeugt ist, dass die Liebe der Weiber auch materielle Bedürfnisse hat, und wie wenig das Weib um das „Woher" fragt.

Eine scheinbar ganz unbedeutende Eigenschaft der Frauen, die ebenfalls mit ihrem Verstande zusammenhängt, ist das vielberüchtigte „Nicht-fertig-werden" der Frau. Dies nimmt der Criminalist wahr, wenn es sich um das Zurechtkommen der Frau bei einer Vorladung handelt, wenn es aufgeklärt werden soll, wie es kam, dass bei irgend einem Hergange etwas nicht ausgieng, wenn ein vielleicht außerordentlich klug angelegter Plan zu einem Verbrechen gescheitert ist, und endlich, wenn ein Verbrechen zu Stande kam, wo rechtzeitige Rückstellung oder Schadensgutmachung alles Uebel verhütet hätte. Die Frauen haben immer gerade um 10 Minuten zu wenig — diese ließen sich aber gewinnen, wenn man um 10 Minuten früher angefangen hätte und wenn die Frau auch dadurch einmal empfindlichen Schaden leidet und sich streng vornimmt, das nächste Mal die bewussten 10 Minuten vorne anzusetzen, so thut sie es doch auch das nächste Mal nicht, und dieser Mangel an Berechnung ist einzig durch einen Verstandesmangel zu erklären. Die kleine Thatsache vom Nicht-fertig-werden der Frau klärt manche Schwierigkeit.

Ebenso unbedeutend scheint ihre conservative Richtung. Besonders Lombroso [1]) hat ganz gut eine Menge von Beispielen aufgezählt, an denen er zeigt, wie conservativ und am Alten hängend die Frauen sind; Trachten, Schmuck, Kleider, Aberglauben, Sagen und Mythen halten die Frauen weitaus besser fest als die Männer. Niemand wird behaupten, dass ein conservativer Mensch am Verstande schwächer sein muss als ein fortschrittlich gesinnter; so und in dem Sinne, wie die Frauen conservativ sind, deutet es doch auf eine gewisse Schwerfälligkeit, mindere Regsamkeit und geringere Fähigkeit, neue Eindrücke aufzunehmen, hin. Sie hatten immerhin eine gewisse Mühe, etwas in sich einzulassen und es zu verarbeiten, und schon deshalb, weil es schwer erworben war,

[1]) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin u. s. w.".

wollen sie es nicht gerne fahren lassen, zumal die Aufnahme von etwas Neuem abermals neue Mühe machen würde. Man darf mit den vornehmeren Bezeichnungen, wie Pietät, Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung für das Hergebrachte, nicht allzu freigebig sein; wenn man der Sache auf den Grund sieht, ist es doch geistige Schwerfälligkeit, wenigstens in vielen Fällen.

Das zeigt sich oft in unserem Fach, wenn Frauen sich in einen neuen Gedanken so gar nicht hinein finden wollten; einen Uebergang vom ehrlichen Lebenswandel zum liederlichen und umgekehrt, ein Loslassen von alten Gewohnheiten, ein Eingehen auf neue Pläne, das Alles macht der Mann viel leichter und rascher als die Frau, weshalb man die Aufklärungen im bestimmten Falle je nach Gestalt der Sache bei ihm oder bei ihr suchen muss. Auf jeden Fall gelangt man besser zum Ziele, wenn man sich um die significantere Person kümmert.

Ja selbst bei sachlichen Fragen, z. B. bei Hausdurchsuchungen, ist dies im Auge zu behalten; oft recht bedenkliche Briefe aus früherer Zeit, wahrhafte *corpora delicti* und sonst Wichtiges, findet man viel eher im Kasten der Frau als beim Mann — er hat die Dinge längst weggeworfen, sie bewahrt aus „Pietät" selbst das Gift jahrelang auf, von dem sie einmal zum Morde nahm.

β) Ehrlichkeit.

Auch hier soll vorausgeschickt werden, dass wir nicht von jenen edlen Frauen sprechen, die uns der liebe Gott zum Vorbilde und zum Lohn ins Leben sandte, wir sprechen von jenen Frauen, mit denen wir Juristen zumeist zu thun haben, und von diesem Standpunkte aus ist wenig Erfreuliches zu berichten.

Fragen wir einmal, wie es mit der Aufrichtigkeit der Frauen bestellt ist, jene Eigenschaft, die dem Strafrichter so überaus wichtig ist. Nicht aufrichtig sein und lügen ist lange nicht dasselbe, letzteres ist positiv, ersteres negativ; der Unaufrichtige sagt nicht die Wahrheit, der Lügner sagt die Unwahrheit. Unaufrichtig ist, wer einen Theil der Wahrheit verschweigt, wer den Anderen im Irrthum belässt, wer aufgekommenen Schein nicht berichtigt und wer ihn benützt. Der Unaufrichtige hat vielleicht kein unwahres Wort gesagt und bringt doch in die Sache häufig mehr Schwierigkeiten, Unklarheit und Verwirrung als der Lügner, er ist deshalb

meistens noch gefährlicher, weil sein Gebahren viel schwerer zu entdecken ist und weil man ihm auch schwerer beikommt als dem Lügner. Die Unaufrichtigkeit ist aber eine ganz specifisch weibliche Eigenschaft, kommt sie beim Manne vor, so ist er gewiss von weibischer Natur. Echte Männlichkeit und Unaufrichtigkeit sind unvereinbarliche Begriffe. Deshalb hat auch das Volkssprichwort (namentlich im Italienischen häufig wiederkehrend): „Die Frauen sagen immer die Wahrheit, aber nie ganz," viel mehr Recht, als zahlreiche Schriftsteller, die endlos auf die Verlogenheit der Weiber losschimpfen. Ich glaube, wir Criminalisten können das letztere nicht bestätigen. Nicht als ob die Frauen nicht lügen, sie lügen wahrhaftig genug, aber sie lügen nicht mehr als die Männer, niemandem von uns fällt es ein, das Lügen als specifische Weibereigenschaft zu bezeichnen, wer dies aber gethan hat, der hat entschieden die Unaufrichtigkeit mit dem Lügen verwechselt.

Wenn wir aber den Frauen mit vollem Rechte ihre Unaufrichtigkeit vorwerfen, so sind wir ungerecht, wenn wir hiebei allzustrenge ins Gericht gehen, denn an vielem Hiehergehörigen sind wir selbst und die socialen Verhältnisse schuld, wie sie sich nach und nach entwickelt haben. — Die Gräfin Bothmer, [1]) welche unser deutsches Wesen mit erschreckender Schärfe wahrgenommen hat, sagt z. B.: „to say a thing is not ‚mode' there" — wir Deutsche nennen also kein Ding beim rechten Namen, wir umschreiben es, wir machen Andeutungen, wir schweigen verlegen und im äußersten Nothfall erröthen wir. Das beiläufig hat die gute Gräfin gemeint, sie hat vollkommen recht und irrt sich nur insofern, als sie glaubt, das sei nur in Germany so Sitte, dies ist in Old England gerade so wie anderswo. Es ist aber auch deshalb viel verlangt, wenn man behauptet, dass die Frauen gerade vor Gericht diese Unaufrichtigkeit ablegen sollen, wo es ihnen die Verhältnisse nur noch schwieriger machen, gerade heraus zu reden. Weiters: Lombroso [2]) stellt die Ursachen, warum die Frauen lügen, so zusammen, dass er in erster Richtung ihre Schwächen aufzählt, die sie zum Lügen zwingen; dann die Menstruation, bei der sie immer verheimlichen und andere Leiden lügen müssen; das Schamgefühl, wo sie auch lügen sollen; die sexuelle Zuchtwahl zwingt sie, Alter, Fehler, Krank-

[1]) Countess of Bothmer, „German Home Life".
[2]) Lombroso a. a. O.

heiten zu verbergen, dann der Wunsch, interessant zu sein, die Suggestibilität und die geringe Urtheilskraft helfen auch zur Lüge, und als Mütter müssen sie wieder die Kinder in vielfacher Richtung anlügen — sie sind große Kinder, schließt Lombroso. Diese Momente sind ja ganz gut zusammengestellt, und es ist in der That nicht unmöglich, dass sie, die zumeist in bestimmten Perioden auftreten, doch noch einen formenden Einfluss auf den Charakter der Frau ausüben — entschieden unrichtig ist es, dass sie aber Verlogenheit erzeugen, da diese Momente hauptsächlich zum Schweigen veranlassen, zum Andersthun und zum Geltenlassen eines entstandenen Irrthums. Das ist aber dann die eigentliche Unaufrichtigkeit, und es ist unrichtig, wenn behauptet wird, „die Verlogenheit sei zur physiologischen Eigenthümlichkeit des Weibes geworden". Lotze [1]) erklärt sich diese „physiologische Eigenthümlichkeit" damit, dass das Weib die Analyse hasse und deshalb Wahres von Falschem nicht zu unterscheiden vermöge; das Weib hasst die Analyse nur dann, wenn sie auf sie selbst angewendet wird — sie will nicht analysiert werden, activ steht sie ihr zu, nur die Synthese versteht sie, und eben weil dann, wenn sie selbst analysiert wird, eine Menge Unaufrichtiges zu Tage tritt, deswegen hasst sie die Analyse und die Wahrheit, d. h. die volle, ehrliche Wahrheit wird ihr fremd. Aber gerade in dieser Richtung sind wir Männer schuld. „Niemand sagt den Frauen die Wahrheit, und wenn sie ihr einmal gegenüberstehen, so lehnen sie sich dagegen auf, wie gegen etwas Unerhörtes. Sie sind nicht einmal gegen sich selbst aufrichtig." [2]) Dies ist aber nicht blos im Allgemeinen richtig, sondern sogar in jenen einzelnen Fällen, die den Criminalisten betreffen, und wir selbst sind es oft, die den Frauen gerade vor Gericht noch die Aufrichtigkeit erschweren. Selbstverständlich fällt es mir nicht ein zu behaupten, dass wir im Gerichtssaal oder selbst in der Stube des Untersuchungsrichters rüde, verletzend und schamlos mit den Frauen sprechen sollen — aber gewiss ist es, dass wir ihnen nicht blos das Reden erleichtern, sondern auch sie nicht geradezu zur Unaufrichtigkeit zwingen sollen, indem wir bei jedem nur halbwegs heiklen Thema uns nur auf gewundenen Umwegen und Undeutlichkeiten bewegen. Jeder halbwegs erfahrene

---

[1]) Lotze, „Mikrokosmus", Leipzig 1869.

[2]) Flaubert, „Correspondence", Paris 1889.

Strafrichter wird es bestätigen, dass man in solchen Dingen viel leichter vorwärts kommt, wenn man einfach und absolut offen spricht und die Frau nicht auch zur Unaufrichtigkeit zwingt; eine hochgebildete Dame, mit der ich bei einer Zeugenvernehmung als Untersuchungsrichter ein schon ganz heikles Thema besprechen musste, sagte am Ende der gewiss peinlichen Vernehmung: „Gottlob, dass Sie offen und rückhaltslos sprachen — ich hatte Todesangst davor, dass Sie mich durch prüdes Fragen zu gleichen Antworten und dadurch zu voller Unaufrichtigkeit zwingen werden."

Durch das gewöhnliche Benehmen haben wir aber die Frauen in der That so weit gebracht, dass ihnen „Aufrichtigsein vorkommt, wie wenn sie ohne Kleider ausgehen sollten",[1]) und Balzac fragt: „Habt ihr je die Haltung und Manier der Frauen bei einer Lüge aufmerksam beobachtet? Bei ihnen ist nichts Geborgtes, der Betrug fällt ihnen so leicht und natürlich, wie der Schnee vom Himmel" — ja, wenn auch er damit Unaufrichtigkeit meint. Dass den Frauen das wirkliche Lügen so leicht fällt, ist gewiss nicht wahr; es ist so schwer zu sagen, wie dies wahrgenommen werden kann, aber Jeder kann es beobachten, dass das eigentliche Lügen der Frau fast immer hart ankommt. — Das Spiel der Gesichtszüge, das Auge, das Athmen, die ganze Haltung verräth fast immer, sogar die alte Verbrecherin. Ganz anders ist es aber, wenn ihre eigentliche Unaufrichtigkeit ins Spiel kommt. Wenn der Mann einmal gesteht, dann gesteht er viel rückhaltsloser als das Weib, und wenn ein falscher, besserer Schein auf ihn fällt, so zuckt selbst ein schlechter Kerl zusammen — so viel Männlichkeit hat er noch immer, dass es ihm widerstrebt, hievon Nutzen zu ziehen, das Weib nimmt es mit unschuldsvollster Miene hin, wenn durch einen für sie günstigen Zufall sich unverdient ihre Lage bessert! Hat der Mann, gleichviel ob als Beschuldigter oder als Zeuge, einmal etwas gesagt, aber nicht ganz, so erkennt man so leicht an dem Stocken seiner Rede, dass die Sache noch nicht aus ist, der Satz der Frau hat aber immer einen fixen Schlusspunkt, auch wenn sie uns nur den zehnten Theil dessen gesagt hat, was sie weiß und sagen sollte.

Selbst in der einfachsten Bejahung oder Verneinung ist sie nicht aufrichtig. „Wenn die Frau nein sagt, so denkt sie sich

---

[1]) Stendahl, „Histoire de la peinture en Italie", Paris 1883.

nichts dabei.“ — Dies wurde wohl in dem Sinne behauptet, dass es kein definitives Nein ist, wenn die Frau dem Manne einen Wunsch versagt. Es hat aber noch weiteren Sinn. Wenn der Mann bejaht oder verneint, und es soll eine Einschränkung dabei sein, so setzt er sie entweder ausdrücklich bei: „Ja, aber nicht immer“ — „Nein, jedoch weiß ich's nur vom Hörensagen“ — oder es kennt wenigstens das geübtere Ohr, dass ein Nichtabschließen, ein Zögern im Tonfall die Einschränkung andeutet. Bei der Frau kommt das nicht vor. Sie sagt „Ja“ und „Nein“, auch wenn nur ein kleiner Theil des Einen oder Anderen wahr ist, hinter dem sie sich verschanzen kann. Darauf ist wohl zu achten.

Im Zusammenhange mit der Unaufrichtigkeit ist die vielbesprochene Verstellungskunst, bei welcher man ebenfalls sagen möchte, sie beruhe viel mehr auf Unaufrichtigkeit als auf Verlogenheit, weil sie mehr in dem Ausnützen von Vorhandenem und Verschweigen als auf directem Lügen beruht. Wenn der Italiener z. B. der Frau nachrühmt, sie sei im Jahre blos 3mal krank, aber jedesmal vier Monate lang, so würde man ihr Unrecht thun, wenn man behauptete, sie lüge absichtlich fortwährendes Kranksein. Das thut sie nicht, aber sie ist ja thatsächlich 13mal im Jahre leidend, und außerdem bringt es ihr schwächlicher Körperbau mit sich, dass sie öfter unwohl ist; das lügt sie also nicht — aber sie muss es ja nicht immer gleich melden, dass sie wieder vollkommen gesund ist, und lässt es sich gefallen, dass man sie noch lange fort berücksichtigt und schont, obwohl es nicht mehr nöthig wäre. Wir wollen aber gelten lassen, dass die Frau im Laufe der Jahrtausende es sozusagen habituell nöthig hatte, sich durch Vergrößern ihrer kleinen Leiden vor dem rohen Manne zu schützen, und sich dergestalt nothgedrungen eine Waffe zu schmieden. Das ließ ihnen sogar Schopenhauer[1]) gelten: „Die Natur hat den Frauen nur ein Mittel gegeben, sich zu vertheidigen und zu schützen, die Verstellung; diese ist ihnen angeboren und ihre Verwendung so natürlich, wie für das Thier die Anwendung seiner Waffen; ja sie fühlt sich hiebei bis zu einem gewissen Grade im Recht.“

Mit dieser Verstellung haben wir freilich viel zu kämpfen; abgesehen von unterschiedlichen Leiden und Krankheiten, die dem Strafrichter vorgespielt werden, was wird da nicht Alles verstellt

[1]) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena“.

und geheuchelt: Unschuld und Liebe zu Kind, Gatten und Eltern, Schmerz ob eines Verlustes und Entrüstung wegen eines Vorwurfes, brechendes Herz ob einer Trennung, und Frömmigkeit — kurz, was nützen kann. Dass dies Alles dem Untersuchungsrichter große Schwierigkeiten macht, ist ja zweifellos, namentlich weil er Gefahr läuft, entweder hart zu sein oder getäuscht zu werden. Er kann sich aber seine Lage wesentlich erleichtern, wenn er sich auch hier vor Augen hält, dass bei der Verstellung sehr viel Unaufrichtigkeit und wenig Lüge vorliegt; ganz und vollständig gemacht wird etwas selten, es wird vergrößert, das Mindernde verschwiegen und sehr viel ausgenützt; wer daran festhält, entgeht mancher Irreführung.

Und nun erst die Thränen, die jedem Manne vorgeweint werden, und nicht zum wenigsten dem Strafrichter! Wir wollen nicht so hart sein, um mit dem Engländer zu sagen: „Eine Frau, die weint, ist ebenso zu erbarmen, wie eine Gans, die blosfüßig geht.“ Wir wollen nur vorsichtig mit einem anderen Sprichwort sein, das mit einer erstaunlichen Gleichmäßigkeit in Italien, Corsika, in Polen, Russland und Deutschland lebt: „Einem Pferde, das schwitzt, einem Juden, der schwört und einer Frau, die weint — traue nicht“ — d. h. es kann gut sein, aber wahrscheinlich ist es nicht. Mantegazza [1]) meint trocken: „Jeder Mann, der über die Dreißig hinaus ist, wird sich an Scenen bei Frauen erinnern, bei denen es schwierig zu entscheiden war, wie viel von den vergossenen Thränen wirklichen Schmerz bedeuten, wie viel willkürlich hervorgebracht waren.“ In dieser Andeutung, es sei bei den Thränen immer ein Gemenge von Dichtung und Wahrheit, wird auch das Richtige liegen. Man frage Frauen, die wirkliche Thränenvirtuosinnen sind, und lasse sich von ihnen aus sachlichem Interesse belehren (wenn Frauen sehen, dass sie im Ernste belehren können, sind sie recht oft wirklich ehrlich); man wird zu dem eigentlich nicht sehr überraschenden Satze kommen, dass es unmöglich ist, grundlos und sofort zu weinen; vom Stande aus sich sofort in den Thränenstrom zu stürzen, das kann außer dem kleinen Kinde Niemand und selbst die infantilste Frau nicht. Sie muss einen bestimmten Grund und eine gewisse Zeit haben, wobei sich allerdings bei fortgesetzter Uebung beides auf ein Minimum herabgewöhnt werden kann — sie lügt

[1]) Mantegazza, „Fisiologia del dolore“, Florenz 1880.

also auch hier eigentlich nicht. Die Geschichten in Romanen und Witzblättern, wo die Frau wegen eines verweigerten neuen Mantels unvermittelt bitterlich zu weinen anfängt, sind Fabel. In Wirklichkeit geht die Sache in einem solchen Falle so, dass sie sich kränkt, weil er ihr den Mantel verweigert hat; daran knüpft sie im Gedanken sofort, dass er ihr neulich auch ein Kleid und dann einmal ein Theater verweigert hat, dass er zu ähnlicher Zeit einmal unfreundlich war, und zu einem Fenster hinaufschielte, dass sie eigentlich eine bedauernswerte, unverstandene, grenzenlos unglückliche Frau sei und nach diesem crescendo, welches sich oft presto prestissimo abspielt, bricht auch schon der Thränenstrom los. Ein bisschen Grund, ein bisschen Zeit, ein bisschen Autosuggestion und ein bisschen Einbildung — so kann jede Frau immer weinen, und diese Thränen können uns immer kalt lassen. Hüte sich aber jeder strenge davor, die stillen Thränen wahren Schmerzes, namentlich die gekränkter Unschuld, damit zu verwechseln und sie harten Herzens nicht sehen zu wollen! Damit kann das größte Maß des Unglückes vollgemacht werden, denn diese Thränen sind wirklich Beweise für Unschuld — wenn sie nicht der Reue für die Schuld zu gelten haben. Ich habe einmal geglaubt, das sichere Kennzeichen für solche Thränen, die Unschuld beweisen, sei das vorausgehende Niederkämpfen, das Unterdrücken des Weinens, das dann mit elementarer Gewalt um so heftiger hervorbricht. Aber auch dieses Niederkämpfen ist oft Comödie.

Eine Frage, die interessant ist, die aber, Gottlob, den Strafrichter gar nichts angeht, ist die, ob Frauen Wort halten können. Wenn ein Criminalist eine Frau versprechen lässt, ja nicht durchzugehen, oder ja Niemandem von ihrer Aussage etwas zu erzählen oder was dergleichen Naivitäten mehr sind, so mag er das mit seinem Gewissen ausmachen — der Criminalist hat sich überhaupt nichts versprechen zu lassen, und „wer die Frau beim Wort und den Aal beim Schwanz nimmt, hat nichts," sagt man in Sicilien — erfahren kann man das anderswo auch.

Gehen wir noch einen Schritt weiter — und betrachten wir die Handlungen der Frau, so kommen wir zur Ueberzeugung, dass sie auch hier die scharfe Grenze zwischen Recht und Unrecht nicht kennt. Vielleicht sagen wir besser: Sie zieht die Grenze anders als wir sie ziehen, manchmal höher, meistens aber tiefer als der Mann, und an gewissen Stellen verliert die Frau das Verständnis dafür,

dass etwas entschieden unerlaubt ist, fast vollständig. Dies findet sich namentlich dort, wo in der That die Grenzen fließend sind, oder wo man sich über die Person des Beschädigten nicht leicht klar wird, weshalb es z. B. immer schwer fällt, einer Frau begreiflich zu machen, dass man den Staat, die Gemeinde oder sonst öffentliches Gut nicht so ohne Weiteres schädigen darf. Die ehrlichste und frömmste Frau wird sich nicht blos kein Gewissen daraus machen, eine kleine Zolldefraudation zu begehen, es bereitet ihr sogar großes Vergnügen, so etwas glücklich durchzuführen; ob es um ein paar Sechser Lebensmittel sind, die sie unversteuert über die Verzehrungssteuergrenze schmuggelt, oder ob sie eine Genferuhr von der Schweizer Reise oder etwas Seide aus Frankreich hereinbringt, das ist ganz gleichgiltig. „Es ist wunderbar," sagt der treffliche Menschenkenner Bogumil Goltz, [1]) „mit einer Frau an einer Grenze zu wohnen; drei Juden zusammen haben nicht so viel Talent und Frechheit im Schmuggeln, als ein Weib. Dieses ist die geborene Gelegenheitsmacherin, Defraudantin und Schmugglerin." Man würde meinen, dass die Frauen dies vielleicht als nervenreizenden Sport betreiben — und Nervenreiz brauchen sie ja bekanntlich mehr als die Männer — wenn sie ihren Fehler einsehen würden und wenn sie blos schmuggeln würden. Aber es ist geradezu interessant, wie viel Mühe es kostet, einer Frau zu beweisen, dass der Staat ein Recht habe, den Schmuggel zu verbieten, und dass man ihn da nicht schädigen dürfe. Die Antwort bleibt immer, wegen dieses Bisschen sei es nicht der Mühe wert, das verspüre Niemand. Hand in Hand mit dem eigenen Schmuggeln geht das Interesse für Schmuggler und Schmuggeleien, und Geschichten darüber lesen sie mit Vorliebe. Wir hatten einmal eine Magd, die aus dem Friaul, hart an der italienischen Grenze stammte, eine ehrliche, kreuzbrave Person. Ihr Vater war ein berüchtigter Schmuggler, der Kaffee und Seide als Anführer einer großen Bande über die Grenze brachte und sich dadurch ein bedeutendes Vermögen verschaffte, bis er Alles bei einem besonders großartigen Unternehmen verlor und schließlich von den Grenzjägern erschossen wurde. Hätte man nun das Mädchen sehen sollen, wenn sie die verwegenen Züge ihres Vaters schilderte, wie

---

[1]) Bogumil Goltz, „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen", Berlin, 2. Auflage, 1863.

interessant ihr das vorkam und mit welcher Begeisterung sie die Kühnheit des Unternehmens darstellte. Dass da ein Funken Unrecht dabei sei, kam ihr nie in den Sinn.

Aber beim Paschen allein bleibt die Frau nicht, sie hat für staatliche oder polizeiliche Einrichtungen, Vorschriften und Verbote einmal kein Verständnis. Mir kam es unzählige Male vor, und jeder Amtsgenosse kann dies bestätigen, dass die gebildetsten Frauen es nicht einsehen wollen, warum man nicht in einer öffentlichen Urkunde eine „kleine“ Aenderung vornehmen dürfe, dass man in einer fremden Stadt, weil man z. B. keine Besuche machen will, im Hotel keinen falschen Namen angeben darf, wie es die Polizei verbieten kann, dass man, noch dazu im „eigenen“ Hause, die Fegetücher auf die Vorübergehenden ausschüttelt, dass man unter Umständen den Hund an der Leine führen muss, und wie sonstige obrigkeitliche „Vexationen“ sonst noch lauten mögen.

Aber auch Privateigenthum ist im Kleinen vor der Frau nicht sicher. Man versuche es einmal, einer Frau begreiflich zu machen, dass man fremdes Eigenthum verletzt, wenn man auf dem Spaziergange Blumen pflückt, Beeren sammelt, sich eine Gerte abschneidet, Steine einsteckt u. s. w., es ist vergeblich. Viel ist ja nicht daran, und in der Regel hat der Eigenthümer nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, aber man muss es einsehen und zugestehen, dass er das Recht dazu habe. Deshalb sind die Frauen auch die streitbarsten Grenzverletzer; Jeder von uns weiß Geschichten von den raffiniertesten Plänen, wie Frauen das „Rainschinden“ betrieben haben. Oft gegen den ausdrücklichen Willen des Gatten weiß die Bäuerin durch langsames „Ueberpflügen“, durch geschicktes Mähen oder Graben dem Nachbar einige Handbreit Grund wegzunehmen. Ich kannte einmal eine schon betagte und sehr wohlhabende Witwe, die knapp an dem Bretterzaun des Hausgartens auf ihrem ausgedehnten Bauerngrunde eine Reihe von Schwarzpappeln gepflanzt hatte. Da dies zum Nachtheile des Gartens und auch sonst für eine so verständige Landwirthin ganz sinnlos schien, so suchte ich den Grund dieses Vorgehens zu erfahren; endlich gelang es mir, der Alten das Geständnis abzuringen, dass sie, und mit Recht, hoffte, die Schwarzpappeln, welche zwar langsam an Höhe, aber sehr rasch an Stammdicke zunehmen, würden den Zaun langsam aber sicher gegen den Nachbargrund schieben, so dass sie im Laufe von zwei Decennien etwa schuhbreit Land erobert habe! Solche Schlauheiten

findet man oft genug, und Niemand überzeugt die Frau, dass sie Unrecht thut.

Auch im eigenen Hause nehmen die Frauen Eigenthumsbegriffe nicht allzustrenge. „Frauen tragen dem Vater, Bruder, Mann unbedenklich Feder, Bleistift, Siegellack und Papier davon, ohne daran zu denken, das Benützte zurückzubringen.“ [1]) Wer nicht gerade ein Gelehrter ist, und dadurch seinem Schreibtisch ein gewisses sacrosanctes Wesen beizubringen vermochte, wird dies bestätigen, und Niemand wird behaupten, dass Unordnung der Grund dieses verruchten Vorgehens ist, denn dies thut die ordentlichste, netteste Frau, es ist mangelnder Rechtssinn. Wir sehen dies am besten darin, dass die Frau beim Spiele so gerne ein bisschen betrügt. Hartmann [2]) behauptet: „Die Frau ist Defraudantin und Fälscherin aus Passion und der Hauptreiz des Spieles besteht für sie im Bemogeln“ und Lombroso sagt, eine gebildete, erfahrene Frau hat ihm anvertraut, dass es Frauen immer sehr schwer wird, beim Spiele nicht zu betrügen Dies ist eine ganz allgemein bekannte Thatsache, jede Frau gibt es zu, und Croupiers in den Spielhöllen wissen viel Aergeres zu erzählen. Sie sagen, dass sie auf Frauen viel mehr achten müssen als auf Männer, da jene nicht nur häufiger, sondern auch besser mogeln als diese. Ja sogar bei den harmlosesten Spielen unserer Jugend, bei Croket und Lawn Tennis kann man zu seiner Belehrung sehen, welches unaussprechliche Behagen Mädchen und selbst ganz unerfahrene Backfischchen empfinden, wenn sie den männlichen Theil der Mitspielenden in geradezu frecher Weise „drankriegen“ können.

Das Belehrende liegt hier für uns nicht darin, dass wir in den Extremen der Frage, unter den Defraudanten, Falschspielern und Falschmünzern so viele Frauen finden, dass uns jede erfahrene Hausfrau bestätigt, wie gerade die geschicktesten und gewandtesten Dienstmädchen so oft die diebischesten sind, das Belehrende liegt darin, dass eben bei den kleinen Unehrlichkeiten die Grenzen so verwischt sind. Der Mangel an Unterscheidungsvermögen bei Kleinigkeiten erklärt uns vor allem, wie manche in sonst unbegreiflicher Weise zum Verbrechen kamen — es war der bekannte Weg von Stufe zu Stufe nach abwärts; alle die erwähnten kleinen Fehltritte

[1]) Bogumil Goltz a. a. O. ibid.

[2]) E. v. Hartmann, „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins“, Berlin 1879.

sind ja nach keiner Richtung hin abgegrenzt, ein „bis hieher und nicht weiter“ gibt es nicht, und wenn die gebildete Frau aus wohlhabendem Stande sonst nichts thut, als ein Paar Krametsvögel zu schwärzen, ihrem Mann einen Bleistift zu enttragen und beim Whist im Scherze zu mogeln, so liegt hieran nicht viel, und die Gelegenheit zu ernstem Fehltritt hat sie nicht; die ungebildete, vermögenslose Frau ist aber nicht anders construiert, und bei ihr kann aus dem sportmäßigen Betriebe eben so leicht Ernst werden, wie bei der besser situierten, wenn sich ihre Verhältnisse ändern. Unser Leben ist viel zu reich an Versuchungen, und unser Wille viel zu schwach, um in der Noth des Daseins nicht zu wanken, wenn nicht vom Anfange an auch das geringste Abweichen vom rechten Wege vermieden wurde. Hat der Strafrichter daher einen Zweifel, ob eine Frau ein großes Vermögensdelict begangen hat, so wird sein Erhebungsgebiet nicht hart um die That, sondern in jener Zeit gelegen sein, in welcher die Frau in anderen Verhältnissen war und sonst keine Gelegenheit zu Bösem hatte, als dass sie kleine Paschereien und sonstiges dummes Zeug getrieben hat. Ist diese Neigung aus früherer Zeit aber festzustellen, dann ist zum mindesten Mißtrauen bezüglich des großen Verbrechens gerechtfertigt.

Noch viel lehrreicher wird der Hang der Frauen zu solchen Teufeleien für den Strafrichter, wenn er es mit Zeuginnen zu thun hat. Im Allgemeinen wäre die Annahme nicht gerechtfertigt, dass man das zu entschuldigen bereit ist, dessen man sich selber schuldig fühlt — im Gegentheile, wir sind schlecht genug, um gerade dort strenge ins Gericht zu gehen, wo wir sagen sollten: „Herr sei mir armen Sünder gnädig.“ Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Wenn eine sonst ehrenhafte, anständige Frau kleine Lumpereien begeht, so betrachtet sie dieselben nicht als solche, sie ist sich des begangenen Fehlers gar nicht bewusst, und so wäre es unlogisch, wenn sie an Jemandem anderen etwas als Vitium verfolgt, was sie an sich nicht als solches erkannt hat. Nur deshalb sieht sie den Fehler beim Nächsten nicht und entschuldigt sein Vorgehen. Wenn wir aber forschend uns gerade um solche Dinge bei der Zeugin erkundigen, auf die wir richtiger Weise Gewicht legen, so verschweigt sie uns dieselben und führt uns irre. Was die Frau bei ihrer Magd Näscherei nennt, heißt im Strafgesetz Diebstahl, was sie als Henkelgeld bezeichnet, suchen wir unter dem Schlagwort Betrug oder Veruntreuung, und für den

Mann, den die Frau nachsichtig „den Dragoner“ nennt, fänden wir in vielen Fällen auch andere Bezeichnungen. Das Alles ist nicht christliche Nachsicht, sondern Verkennen des rechtlichen Verhältnisses, und mit diesem Verkennen müssen wir als Factor rechnen, wenn wir Zeuginnen vernehmen, selbstverständlich nicht blos, wenn es sich um Dienstboten handelt, sondern überhaupt wenn wir uns über die Schwäche eines Menschen orientieren wollen.

Von der Ehrlichkeit zur Treue ist nur ein Schritt. Manchmal liegen beide auch neben- und übereinander. Mit der Treue der Frauen hat der Strafrichter aber öfter zu thun, als es den Anschein hat; die Fragen wegen Ehebruch sind allerdings nur von sehr untergeordneter Bedeutung, aber die Treue oder Untreue einer Frau spielt sehr oft die wichtigste Rolle in Processen über alle nur erdenklichen Delicte, und die ganze Beweisfrage gestaltet sich anders, wenn Treue oder Untreue angenommen wird. Auch hier muss es nicht gerade Gattenmord sein, um was es sich dreht und wo allerdings viel bewiesen ist, wenn das Verhältnis zwischen der Frau und dem Beschuldigten sicher vorliegt, auch bei zweifelhaftem Selbstmord, bei Körperbeschädigungen, bei Diebstahl, Veruntreuung und Brandlegung, überall gestaltete sich die Sache anders, wenn eine Untreue der Frau nachgewiesen würde. Dass diese wichtige Grundlage einer ganzen Beweisführung aber so selten berücksichtigt wird, findet seine Erklärung darin, dass man vor Allem ihre Bedeutung verkennt, dass die Factoren, die da maßgebend sind, verborgen liegen und wenig zu Tage treten, und endlich, dass die Beweisführung in der Regel eine schwierige ist.

Im Allgemeinen ist die Meinung der Leute von der Treue der Frauen nicht allzugroß. Am weitesten geht Diderot,[1]) der behaupet, es gäbe keine so treue Frau, die nicht wenigstens durch den Gedanken aufgehört hätte, es zu sein. Allerdings ist damit nicht viel gesagt, denn im Gedanken haben wir Alle wohl manche Sünde begangen, aber wenn Diderot Recht hat, so ist mindestens die große Neigung der Frauen zu einer Untreue bezeichnet. Selbstverständlich trägt daran das rein sexuelle Moment die größte Schuld, aber wir würden den Frauen Unrecht thun, und selbst oft irren, wenn wir dieses Moment allein als maßgebend bezeichnen wollten — viel

[1]) Denis Diderot, „Correspondence littéraire, philosophique et critique“, Paris 1829.

schuld ist das unzähmbare Bedürfnis der Weiber nach Abwechslung. Ich weiß nicht, ob es in einer nennenswerten Anzahl von Fällen festzustellen möglich sein wird, ob eine Frau untreu wurde, trotzdem sie geringe sexuelle Bedürfnisse hat, aber dass es vorkommt, ist sicher, und dann muss man nach anderen Gründen für die Untreue suchen. Ich glaube, sie liegen in der genannten Sucht nach Abwechslung, und auf diese wird im gegebenen Criminalfalle Rücksicht zu nehmen sein. „Selbst gebildete Frauen," sagt Goltz,[1]) „vertragen nicht immer andauernd gleichmäßiges Glück und fühlen einen unbegreiflichen Antrieb zu Teufeleien und Narrheiten, durch die Abwechslung ins Leben kommt." Diese wichtige Wahrheit ist für uns um so bedeutender, als es dem Strafrichter viel leichter fallen wird, zu erheben, ob die Betreffende überhaupt oder wenigstens zur kritischen Zeit besonderen Hang zu besagten „Teufeleien" zeigte, als zu erheben, ob ihr der eigene Mann sexuell nicht genügte und was dergleichen Secretitäten sein mögen.

Hat die Frau aber einmal den Trieb zur Abwechslung, genügen ihr die harmlosen und erlaubten Abwechslungen, die sie sich schaffen kann, nicht mehr oder fehlen ihr diese, dann wird die Bewegung des Alltäglichen in bedenkliche Richtung verlegt. Dazu kommt noch ein gewisser Zug von Eitelkeit, der ganz eigenthümliche Folgerungen zu Stande bringen kann. Aus irgend einem Grunde hat die Frau denn doch geheiratet: Aus Liebe, wegen des Geldes, um unter die Haube zu kommen, weil es die Eltern wollten, aus Trotz und wie noch tausend andere Gründe heißen mögen. Nun kommen Augenblicke im Leben, in denen sie über „ihren" Grund zur Heirat nachdenkt, und diese Augenblicke wird zumeist der Mann veranlasst haben: Er war unartig, er verlangte zu viel, er verweigerte etwas, er vernachlässigte sie ein Bisschen — jetzt denkt sie über den „Grund" nach, aus dem sie geheiratet hat, und weil sie das gewiss nur in verletzter, unguter Stimmung thut, so hat dieses Nachdenken Erfolg in vermindernder Richtung — so kommen ihr Zweifel, ob denn die Liebe wohl so mächtig war, ob es des Geldes wegen wohl der Mühe wert war, ob sie nicht hätte warten, den Eltern doch Widerstand leisten und nicht so trotzig sein sollen? Und wenn sie das gethan und noch gewartet hätte, ob sie dann nicht einen Besseren gekriegt hätte? Ob sie es denn

[1]) Bogumil Goltz ibidem.

nicht besser verdient hätte? Und mit jedem Schritte, den sie sich emporhebt, drückt sie den Mann herunter. — „Einer Frau, der ihr Mann nicht das Höchste ist, der ist er gar nichts!“ Ist er aber „gar nichts“, dann verdient er auch keine besondere Rücksicht und verdient er diese nicht, dann ist auch ein klein Bisschen Untreue nicht gar so entsetzlich — das ist der unendlich häufige und so natürliche, glatte Weg zum Ehebruch und mit dem Ehebruch oft zu einer Kette von Verbrechen; — dass solches nicht noch viel tausendmal öfter geschieht, das hat nur einzig und allein seinen Grund darin, dass in diesen sogenannt schwachen Stunden, also gerade im richtigen Augenblick oft der Richtige nicht da war. Millionen Frauen, die sich ihrer Keuschheit rühmen und mit hoher Verachtung auf andere herabsehen, haben nur diesem Umstand ihre gerühmte Keuschheit zu danken — zur richtigen Zeit der richtige Mann, und sie hätten keinen Grund zum Hochmuth mehr gehabt. „Wenn Eine treu ist, so ist's bloße Caprice,“ sagt Corvin[1]) — o nein, Mangel an Gelegenheit zur rechten Zeit war's![2]) Wollt Ihr, junge Criminalisten, aber das Mittel wissen, wie man von der Frau erfährt, ob sie ihrem Manne treu ist, so gibt es ein Mittel, das so einfach und sicher ist, dass man es fast ein elendes Mittelchen nennen sollte — bringt sie darauf zu sprechen, ob sie von ihrem Manne vernachlässigt wird — jede Frau, die über Vernachlässigung durch ihren Mann klagt, ist eine Ehebrecherin oder mindestens auf dem Wege, eine zu werden, denn sie sucht den triftigsten, wirklich correcten Grund, um sich deshalb zu entschuldigen; wie weit sie aber auf dem sündhaften Wege vorgeschritten ist, das ist so leicht zu erkennen an dem Grade der Beschuldigungen, die sie gegen ihren Mann vorbringt.

Aber auch in anderem Sinne kann Untreue wichtig werden, als in dem des Ehebruches, die Untreue der Witwe und die der Braut. Die erstgenannte kann für uns wohl nur dann von Interesse sein, wenn wir einen Rückschluss zu machen haben, und da können wir zu groben Ungerechtigkeiten kommen, wenn wir aus dem Benehmen der Witwe auf ihres als Frau schließen wollten. Da liegt in der Regel keine Möglichkeit zu vergleichen vor. Es

[1]) O. v. Corvin, „Erinnerungen“, Amsterdam 1861.

[2]) Vergleiche noch das ganz ausgezeichnete Capitel „Flirtation und Coquetry“ in Henry Finck „Romantic love and personal Beauty“, London, Macmillan & Comp. 1887.

gibt ja zahlreiche Fälle, in welchen die Frau ihrem Manne übers Grab und bis an ihr Ende Liebe und Treue bewahrt hat, aber das sind fast immer betagtere Frauen, denen sich die Versuchung nicht mehr genaht hat; ist sie noch halbwegs jung, hübsch und vornehmlich reich, so vergisst sie ihn. Hat sie das aber gethan, hat sie nach der kürzesten Zeit wieder Liebe und Heirat geschlossen, sei es „um der armen Kinder willen", sei es, weil „es der Selige gewünscht hat", oder „weil der Neue dem Alten so sehr ähnlich sieht" oder wie die trefflichen Gründe sonst noch lauten mögen — so liegt darin noch nicht der allermindeste Anlass zur Annahme, sie habe ihren ersten Mann nicht geliebt, sei ihm untreu gewesen, habe ihn bestohlen und ermordet — das Verhältnis mag das wirklich beste gewesen sein — er ist todt, und ein todter Mann ist kein Mann.

Dass es wieder Fälle gibt, in welchen man aus der bald folgenden Heirat einer Witwe allerlei Schlüsse ziehen durfte und oft in der Person des zweiten Mannes den Mörder des ersten fand, ist bekannt genug; dass man sich gerade hier vor jeder Uebereilung hüten muss, ist selbstverständlich, aber wenn man Verdacht hegt, dass der erste Mann ermordet wurde, so darf die Person des zweiten nie außer Augen gelassen werden. Es ist scheinbar widersprechend, dass Einer, der weiß, dass die Frau ihren ersten Mann umgebracht hat, die Courage hat, sie zu heiraten — aber wenn er blos ihr Liebhaber sein wollte, musste ja der erste nicht beseitigt werden.

Das Gegenstück hiezu ist die anticipative Untreue, die vorliegt, wenn Eine Einen heiratet, um mit einem Dritten ungestört ein Verhältnis haben zu können; dass es hiebei selten gut ausgeht, wenn es sich um einen echten Fall des *dolus praemeditatus* der alten Juristen handelt, ist wohl begreiflich. Solche Ehen kommen besonders häufig unter der bäuerlichen Bevölkerung vor: Sie liebt z. B. den Sohn eines wohlhabenden Witwers — der Sohn besitzt nichts, oder der Vater lässt ihn nicht heiraten, so bethört sie flugs den Vater, heiratet ihn und lebt mit dem Sohn in doppelt unerlaubtem Verhältnis. Statt des Sohnes kann es auch der Knecht sein, und dass dann beide den Alten ausgiebig bestehlen, zumal wenn die zweite Frau wegen vorhandener Kinder erster Ehe nichts zu erwarten hat, das kennt jeder aus der Praxis. Wie dann die Varianten anders sein können, ob sie den Nachbar, Vetter, Haus-

freund u. s. w. meint und den Alten heiratet, das braucht nicht besonders aufgezählt werden — sorgsames Auge auf solche Verhältnisse zu haben, ist immer rathsam.

Die Untreue der Braut — nun, auf poetische Gebiete wollen wir uns nicht verirren; wie erbarmungslos manches Mädchen aus praktischen oder sonst unedlen Gründen den Geliebten verließ, das weiß Jeder, und was daraus für Folgen entstehen, ist Niemandem fremd. Sergi [1]) hat das genauer ausgeführt.

γ) Liebe, Hass und Freundschaft.

Wenn einer der bedeutendsten und edelsten Denker der Gegenwart, der Amerikaner Emerson, [2]) Recht hätte, wenn die Liebe nichts anderes wäre als „the Deification of persons", dann hätte sich der Criminalist wenig um diesen so seltsamen Paroxismus der menschlichen Seele zu kümmern; wir würden höchstens eine Schilderung, die eine Liebende von ihrem Geliebten gibt, der vielleicht eines Verbrechens beschuldigt ist, aus dem Vergötternden ins Menschliche übersetzen, im übrigen würden wir aber für unsere Zwecke nicht viel Verwertbares finden; jene Liebe, wie sie ihre Hohenpriester, namentlich Petrarca, Shakespeare, Schiller oder wieder Oswald Zimmermann und Hartmann schildern, finden wir in unseren Acten nicht; auch ganz besondere, große Eigenschaften, wie sie die Dichter beschreiben, müssen erst in andere, gewöhnlichere Formen gebracht werden, bis wir sie verstehen. Nehmen wir irgend ein Beispiel, sagen wir, den schon oft besprochenen Opfermuth, den Richard Wagner seinen Heldinnen (Elisabeth, Senta, Isolde, Brunhild) verleiht, so können wir nicht leugnen, dass uns Criminalisten solcher Sinn nicht ganz fremd vorkommt; wir finden in den untersten Volksclassen Frauen, die ihr ganzes Leben einem Manne geweiht haben, die ihm überall hin durch's größte Elend gefolgt sind, die ihn, wenn er erkrankt war, hungernd mit Heroismus gepflegt und erhalten haben, das sind Züge, die vielleicht bewunderungswürdiger sind als die Gestalten, die sich der Dichter dachte, aber anders sind sie, und zur Erklärung müssen wir andere Momente heranziehen als bei den Heldinnen. Welche diese Momente sind, können wir freilich nicht sagen, wir müssen mit den Ereignissen und

[1]) Sergi „Archivio di Psichologia", 1892, vol XIII.

[2]) R. W. Emerson, „Essays", Hannover 1858 (übersetzt v. Fabricius).

Kräften des täglichen Lebens aushelfen, und wo wir uns gar nicht anders aussehen, sagen wir mit de Stendahl:[1]) „pour comprendre cette passion . . il faut en parler comme d'une maladie"; reicht das auch nicht, so sagen wir endlich mit dem Italiener: „l'amore é un castigo di Dio".

Fragen wir aber, wann und wo für unsere Zwecke Dinge der Liebe wichtig sein sollen, so werden wir sagen, dass dies unendlichmal öfter der Fall ist, als es in unseren trockenen Acten erscheint, und dass wir ebenso oft die gröbsten Fehler begehen, weil wir diesen großen Factor nicht in Rechnung gezogen haben. Nicht darin zeigt sich der richtige Criminalist, dass er jeden Straffall in den betreffenden Paragraphenkasten presst, sondern darin, dass er die wirklichen Ereignisse des täglichen Lebens wahrnimmt und nach Wert und Gewicht in Rechnung zieht — „es muss die biologische Unterscheidung innerhalb der verbrecherischen Menschen nachgewiesen und einwandfrei festgestellt werden" (v. Liszt).

Wenn die Frau aus Eifersucht ein Verbrechen begeht, wenn sie sich trotz ihrer besseren Natur an einen Taugenichts verwirft, wenn sie im unbesiegbaren Hass gegen die Nebenbuhlerin handelt, wenn sie die unglaublichsten Misshandlungen erträgt, wenn sie hundert andere Dinge begangen hat, wer zieht ihre Liebe in Rechnung? Sie hat dies und jenes Verbrechen begangen, man verwilligt ihr mildernde Umstände und nun wird sie bestraft. Glaubt man genug gethan zu haben, wenn man dann und wann bei einem Eifersuchtsmord, bei einem Vitriolattentat die Frau durch die Geschworenen freisprechen ließ? Das sind die krassen Fälle, die mit Lärm in die Welt gehen und mit Spektakel abschließen, aber wer kümmert sich um die Liebe der Frau in den tausend und abertausend kleinen Fällen, wo Liebe und Liebe allein die Triebfeder und Paragraph so und soviel der Schluss war?

Studiert einmal die wahnwitzige Kraft der Eifersucht und dann fragt, wer schuld war am Verbrechen. „Wer nicht eifersüchtig ist, der liebt nicht," sagt der weise heilige Augustinus, und wenn Liebe und Eifersucht correlate Begriffe sind, so lässt sich auch eines aus dem anderen erschließen. Das Handelnde ist die Eifersucht, das zu Erweisende die Liebe, d. h. das Böse, das in die Welt gesetzt wurde, gieng zuletzt von der Eifersucht aus, diese werden wir

[1]) de Stendahl, „De l'amour", 1842.

aber viel seltener beweisen können, als ihr Correlat, die Liebe; in unzählbaren Sprichworten aller Völker kehrt immer der gleiche Gedanke wieder: „Liebe, Husten und Rauch lassen sich nicht verbergen," und aus Erfahrung wissen wir, wie selten es der Umgebung verborgen bleibt, wo die Liebe herrscht, und ebenfalls beinahe sprichwörtlich ist es geworden, dass alle Welt davon weiß, wenn eine Frau ein Verhältnis hat, nur der eigene Mann merkt es nicht.

Hat also die Frau in ihrer Eifersucht ein Verbrechen begangen, und handelt es sich um Beweise, so wäre es einfach naiv, zu fragen, ob sie von Eifersucht geplagt war, das erfährt man selten und nie verlässlich, aber ob sie ihn liebte, wie sie ihn liebte, das wissen Alle um sie herum — und ist dies festgestellt, so wissen wir auch, wie groß ihre Eifersucht war.

Charakteristisch ist die Richtung, welche die Frau der Aeußerung ihrer Eifersucht gibt. Ganz vorzüglich hat dies der alte Heusinger[1]) dargestellt: „Der Mann strebt nach ungekränktem alleinigem Besitz seiner Gattin, und ist daher von Natur aus eifersüchtig; die betrogene Frau wendet ihren ganzen Hass gegen die Nebenbuhlerin, die ihr den Mann raubte, und sie verzeiht diesem, wenn sie nur glaubt, sein Herz noch zu besitzen oder wiedergewonnen zu haben." Diese Behauptung klärt eine große Zahl von Vorgängen vollkommen auf, und wir würden grobe Fehler begehen, wenn wir deshalb, weil die Frau, vielleicht nach jahrelangen, allerheftigsten Eifersuchtsscenen wieder aufs beste mit dem Manne verkehrte, schlössen, dass überhaupt keine Eifersucht vorlag, oder dass sie der Nebenbuhlerin verziehen hat. Es mag sein, dass sie sich mit dem Manne versöhnte und der anderen wieder gut ist, dies ist ausnahmslos entweder nur scheinbar oder blos auf Zeit, und in dem ersten Augenblick, wo sie Grund zur Annahme hat, sie laufe wieder Gefahr, bricht die alte Eifersucht mit allen ihren Folgen wieder von Neuem los. Dem Manne wird sie auch dann nichts thun, die ganze Gewalt richtet sich gegen die Nebenbuhlerin. Der Schuldfall, bei dem Alles klar und verständlich zugeht, ist die hundertmal wiedergekommene Geschichte von den Attaquen der Verlassenen bei der Hochzeit ihres Ehemaligen: Immer reisst sie der Braut den Kranz und Schleier vom Kopfe, aber nie hört man,

[1]) Carl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physischen und psychischen Anthropologie", Eisenach 1829.

dass sie dem Bräutigam den Cylinder vom Haupte schlug — die Nebenbuhlerin ist die, die ihn ihr raubte und er besaß einmal ihr Herz — dies ist das Leitmotiv für alle Handlungen, die ein Weib aus Eifersucht begeht!

Ein anderes Moment der weiblichen Liebe, das uns oft Schwierigkeiten bietet, besteht in der Leidenschaft, mit der sich das Weib oft dem Manne hingibt. Zwei so verschiedene Schriftsteller, Kuno Fischer [1]) und George Sand, [2]) sagen mit fast denselben Worten dasselbe, Ersterer: „Was die Natur der Frau verlangt, ist volle Hingebung an den Mann," und Letztere: „Die Liebe ist eine freiwillige Sclaverei, nach der die Natur des Weibes sich sehnt." Hierin finden wir die Erklärung zu allen jenen Erscheinungen, wo der Willen des Weibes dem Manne gegenüber wie erstorben aussieht. Hängt die Frau einmal an einem Manne, dann geht sie aber auch überall hin mit, und begeht er die verabscheuungswürdigsten Verbrechen, so hilft sie ihm und ist auch hiebei seine treueste Gefährtin; wir thun dies freilich damit ab, dass wir urtheilen „Mitschuld am Verbrechen des . . . ." — dass die Frau aber ihrer Natur nach nicht anders konnte, dafür haben wir keine Gesetzesstelle. Deshalb ist es auch für uns leicht, den sonst vergeblich gesuchten Mitschuldigen für ein vom Manne begangenes Verbrechen zu finden; gibt es ein Weib, das ihn wirklich liebt, dann hat sie ihm auch beim Verbrechen geholfen.

In gleicher Weise erklären wir uns auch sonst räthselhafte Verhältnisse, in welchen Frauen oft durch unbegreiflich lange Zeit peinigende Misshandlungen von Seite des Mannes erduldet und bei ihm ausgehalten hat; wir suchen nach den abenteuerlichsten Motiven, Alles ist vergeblich, nichts als die echte Weibesliebe war's. Noch schwieriger wird es uns dies zu glauben, wenn das ganze körperliche und geistige Wesen des Mannes uns eine solche aufopfernde und ausdauernde Liebe nicht verständlich macht. Darüber, was die Männer den Frauen anziehlich macht, sind uns von allerlei Dichtern und Gelehrten, auch von schreibenden Frauenzimmern die unterschiedlichsten Belehrungen zu theil geworden — aber zu befriedigen vermag uns keine; nehmen wir irgend eine, z. B. die von Schopenhauer,[3]) vor: „Die Frauen geben wenig auf ein schönes

[1]) Kuno Fischer, „Geschichte der neueren Philosophie", Heidelberg 1865.
[2]) George Sand, „Lettres d'un voyageur", 2 Bände, Paris 1834.
[3]) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena".

Gesicht; was sie verführt, ist Kraft und Muth, intellectuelle Eigenschaften üben keinen unmittelbaren Einfluss auf sie, Dummheit ist durchaus kein Hindernis in Erlangung der Weibergunst, wohl aber höhere Intelligenz oder gar Genie.“ Was ist denn da Wahres daran? Wie reimt sich der erste und letzte Satz mit Rafael, Goethe, Byron! In dieser Richtung wird uns Niemand jemals Aufklärung geben, und so wichtig es für den Criminalisten wäre, zu wissen, wer die Frauen besonders anlockt, und womit dies geschieht, so wird dies immer Geheimnis bleiben, und wir werden uns mit dem allgemeinen Satz helfen müssen, Alles für möglich zu halten; wir müssen es glauben, wenn ein Scheusal von Mann die schönste Frau bethört, wir müssen es glauben, wenn ein Ideal von Mann abgelehnt wird. Gerade in dieser Richtung hat man wichtige Fehler gemacht; man hat irrthümlich angenommen, dass nur ein gemeinsames Verbrechen die Frau zwang, sich an einen in jeder Beziehung wertlosen Mann zu hängen, und man hat eben so irrig angenommen, eine Frau müsse von einem großen Verbrechen eines Mannes wissen, weil sie seine Bewerbungen zurückwies, trotzdem er auf's Höchste begehrenswert schien. Endlich, wenn wir aber sehen, dass eine Frau an einem Manne hängt, dann müssen wir Alles, aber wirklich Alles für möglich halten, was sie für ihn gethan hat, wir brauchen auch für das Aeußerste kein anderes Motiv, als die unendliche Frauenliebe, und die Begründung dafür finden wir darin, was die Liebe für die Frau ist; der hundertmal citierte Ausspruch der Madame de Staël: „Die Liebe ist für den Mann eine Episode im Leben, für die Frau das Leben selbst“ ist ebenso wahr, wie es unbegreiflich ist, wenn z. B. Ricard [1]) sagen kann: „Die Frauen treiben mit der Liebe ihr Spiel — sie geben sich dazu her, aber sie geben sich ihr nicht hin“ — das ist nur des Wortspiels halber gemacht, wir sprechen nicht von flüchtigen Neigungen und Liebeleien, sondern von jener großen und tiefen Liebe, die die Frau der untersten Volksclasse ebenso gut kennt, wie die hochgebildete, und diese Liebe ist die gewaltige: „Sie überwindet Alles, sie verzeiht Alles, sie duldet Alles“ — heißt es in der Schrift.

Nun noch eine Unerklärlichkeit: So sehr der Mann am Weibe die Jungfräulichkeit, das Unberührte verlangt und sich davon angezogen fühlt, so wenig interessiert die Frau vom Manne das Ent-

[1]) Ricard, „L'amour, les femmes u. s. w.“, Paris 1867.

sprechende. Nur das ganz junge, reine, unerfahrene Mädchen fühlt eine instinctive Abneigung gegen den eigentlichen Roué — dies sei im „Unbewussten" begründet, behauptet Hartmann,[1]) bei den übrigen Frauen ist es anders, und Rochebrune rechnet sogar aus, dass die Liebe des Weibes genau im Verhältnis zu der Zahl der Frauen stehe, die ihr Geliebter besessen habe. Das ist schwer zu verstehen, aber Thatsache ist es, dass Einer das leichteste Spiel hat, wenn er einmal im Geruche eines Löwen steht; vielleicht ist auch dies nur Eitelkeit und Neid der Weiber, denen es ein unerträglicher Gedanke ist, zu wissen, dass sich der Mann für so viele interessiert habe und für sie nicht — sie will nicht übersehen sein; wenigstens sagt auch Balzac, „Die Frauen möchten am liebsten den Mann gewinnen, der schon anderen gehört." Die unbegreifliche Leichtigkeit, mit der gewissen Männern Verführungen gelingen, und denen sich die Weiber geradezu an den Hals werfen, obwohl sie keinerlei begehrenswerte Eigenschaften haben, lässt sich nur auf diese Art erklären.

Dass es Freundschaft gibt zwischen Mann und Frau, ist nicht zu bezweifeln, und wenn es auch gewiss ist, dass solche Verhältnisse zu den Seltenheiten gehören, so ist man doch nicht berechtigt, jedesmal, wenn ein solches behauptet wird, spöttisch mit den Achseln zu zucken. „*De solo cum sola, non präsumitur oravisse pater noster*" haben die alten Juristen gesagt, und sie mögen schon recht haben, wenn sie damit meinen, dass sich sexuelle Interessen gerne geltend machen. Deshalb werden wir auch Freundschaft nur in wenigen, bestimmten Fällen als möglich annehmen, in welchen geschlechtliche Motive von selbst ausgeschlossen sind. Es lassen sich nur drei solche Fälle denken: Wenn das canonische Alter der Betreffenden sie über jeden Verdacht erhebt, wenn sich zwischen beiden von frühester Kindheit an durch irgend welche Zufälle ein wirklich vollkommen geschwisterliches Verhältnis ausgebildet hat und endlich, wenn beide so beschaffen sind, dass der berühmte Götterfunke zwischen beiden durchaus nicht springen will. Wir haben das Wesen der Liebe nicht zu untersuchen und wissen auch nicht, ob jene Gelehrten recht haben, die uns sagen, dass ganz bestimmte elektrische Spannungen zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes bewirken, dass sie einander lieben, aber

[1]) Dr. E. v. Hartmann, „Philosophie des Unbewussten", Berlin, Dunker, 1869.

die Erfahrung lehrt uns, dass so Aehnliches bestehen muss, weil wir oft sehen, dass zwei Personen wie von des Bösen Gewalt getrieben, sich gerade auf einander kapricieren. Wenn dies nun nicht der Fall ist, so kann es ja sein, dass sich zwischen den beiden ein Freundschaftsverhältnis entspinnt, ohne dass man weiter argwöhnen darf.

Dass solche Freundschaftsverhältnisse in Strafprocessen oft behauptet werden, weiß jeder, und ebenso bekannt ist es, dass solche Darstellungen nie geglaubt werden; Vorsicht ist gewiss geboten, denn selten genug werden sie sein, sie aber als kurzweg unmöglich zu bezeichnen, ist ebenso ungerecht, als gefährlich. Zuzugeben ist auch, dass die Feststellung eine immer schwierige ist; sie muss sich darauf beschränken, nach Thunlichkeit zu erheben, ob das sexuelle Moment auszuschließen ist; ist dies der Fall, so ist Freundschaft möglich, ist aber doch noch sexuelles Interesse denkbar, dann kann Freundschaft höchstens dem Namen nach bestanden haben.

Von Freundschaften unter Frauen hält man durchaus wenig; Lustspiele, Witzblätter und Scherzworte haben sich der Frage bemächtigt, und sattsam oft haben wir es gehört, dass die Nachricht vom ersten grauen Haar oder von der Untreue des Gatten immer von einer Freundin stammt, dass sich die Frauen putzen oder etwas Besseres haben wollen, lediglich um die Freundin zu ärgern. Am schärfsten waren Karr,[1]) der nachweisen wollte, dass die Freundschaft zwischen zwei Frauen immer nur ein Complott gegen eine Dritte sei (oft nachcitiert), und Diderot,[2]) der gewiss richtig sagt, es gäbe ein geheimes Band zwischen den Frauen, wie zwischen Priestern einer und derselben Religion: sie hassen einander, aber sie nehmen einander in Schutz. Dies sehen wir alle Tage bei der Vernehmung von Zeuginnen; selbstverständlich spielen da Neid, Missgunst, Eifersucht und Egoismus auf das Lebhafteste mit, und wohl dem, der im Stande ist, zu entnehmen, wie viel auf ihre Rechnung zu schreiben ist, aber von einem gewissen Punkte aus, halten die Frauen wieder zusammen. Dieser Punkt ist leicht zu finden, er ist dort gelegen, wo es sich um eine Verallgemeinerung weiblicher Eigenschaften handelt. Da ist nicht zu fehlen. So lange wir in einer Vernehmung bei einem bestimmten Vorgang

[1]) Alphonse Karr, „Sous les tilleuls", Paris 1832.

[2]) Denis Diderot, „Correspondence litteraire u. s. w.", Paris 1829.

bleiben und so lange die Zeugin kein Zusammenlegen ihrer Handlungen und Gesinnungen mit denen, von welchen wir sprechen, bemerkt, so lange lässt sie sich zum Theile von der Wahrheit, zum Theile von ihren Gesinnungen leiten, die sie für das fragliche weibliche Wesen hegt. Im selben Augenblick aber, in dem wir ausdrücklich oder stillschweigend auf allgemeine weibliche Eigenschaften hinweisen, oder wenn wir auf etwas zu sprechen kommen, dessen sich die Zeugin im Innern selbst schuldig weiß, oder wenn sie nur empfindet, dass es sich um etwas Allgemeinweibliches handelt, im selben Augenblick macht sie Front und vertheidigt oft dort, wo sie früher angegriffen hat. Hier dürfen wir es nicht bei dem bloßen Verwundern bewenden lassen, sondern müssen bei solchen Aenderungen vorerst forschen, ob wir „generell" geworden sind; können wir dies wahrnehmen, dann wissen wir auch, warum sich die Zeugin der Beschuldigten angenommen hat.

Wenn wir vom Hass der Weiber sprechen, so können wir uns auf Alles beziehen, was wir von der Liebe sagten. Liebe und Hass ist genau dasselbe, nur ist das eine positiv, das andere negativ. „Wenn dich eine Frau hasst, so hat sie dich geliebt, liebt dich oder wird dich lieben" — dies ist eine zuverlässige Regel für die vielen Fälle, in welchen uns der Hass eines Weibes Arbeit auf den Schreibtisch liefert. „*Aut amat mulier, aut odit, nil est tertium,*" und wenn sie hasst, so ist ihr Hass viel ärger als der des Mannes. „Der Hass des Weibes," sagt der heilige Gregorius, „ist ärger als der des Teufels, denn dieser agiert allein, das Weib nimmt aber noch den Teufel zu Hilfe", und Stolle [1]) meint, einem rachsüchtigen Weibe ist Alles zuzutrauen. Hiebei ist nicht zu vergessen, dass bei einem unedlen Weibe Hass, Zorn und Rache nur verschiedene Stadien desselben Gefühles sind: sie hasst, geräth in Zorn und sinnt auf Rache, das entwickelt sich ganz naturgemäß; dazu kommt noch, dass Niemand mehr Freude an der Rache findet als die Frauen (schon Juvenal), ja ich möchte sagen Rache und Rachsucht ist specifisch weiblich oder besser weibisch — bei dem echten, starken Mann findet sie sich überhaupt nicht. Dies hängt schon mit der größeren Sensibilität der Weiber zusammen, wodurch sie in Zorn, Wuth und Rache weiter gehen als die Männer. Lombroso hat dies des weitesten ausgeführt und belegt, und auch Mantegazza [2])

[1]) Ludw. Ferd. Stolle, „Die deutschen Pickwickier".

[2]) P. Mantegazza, „Fisiologia dell' odio", Mailand 1889

bringt zahlreiche Beispiele dafür, dass die Frau leichter in Wuthparoxismen geräth als der Mann. Für uns ist dies Alles von Wichtigkeit. Vor allem werden wir dann, wenn ein Verbrechen aus Rache vorliegt und wenn alle Anhaltspunkte für den Thäter fehlen, zuerst auf ein Weib (oder einen weibischen Mann) Verdacht haben; wir werden weiters, wenn es sich um ein geordnetes Weiterschließen handelt, den obigen Satz heranziehen und *amare* im Präteritum, Präsens und Futurum abwandeln und werden uns endlich nicht wundern, wenn der Erfolg der Rache vielleicht weit über das wirkliche oder eingebildete Verschulden hinausgeht und wenn vielleicht eine unverhältnismäßig lange Zeit verstrichen ist, bis es zur Verübung der Rache kam — *„nulla ira super iram mulieris"*.

Mit Zorn und Hass im unmittelbaren Zusammenhange steht der unleugbare Zug der Weiber zur Grausamkeit. Eine ungemein reiche Casuistik über Grausamkeit, welche Frauen begangen haben, sei es historisch, sei es actenmäßig, hat Lombroso im mehrfach citierten Werke gegeben. Die Mehrzahl derselben ist übrigens bekannt, und ebenso die so merkwürdig oft vorkommende Zusammenstellung von wirklicher Gutmüthigkeit mit wahrer Bestialität; vielleicht ist es auch richtig, wenn man die Grausamkeit als eine Art von Defension oder besser als eine Art der Aeußerung derselben auffasst, weil wir Grausamkeit und Schwäche anderwärts öfter gepaart finden, so bei Kindern, die sich manchmal ganz unbegreiflich grausam gegen Thiere, Idioten oder alte Leute gebahren, und bei blödsinnigen Leuten, die oft außerordentlich grausam, namentlich gegen ihresgleichen auftreten. Man kann dies in Alpenländern, wo viele Cretins vorkommen, häufig beobachten. In einem alten Stifte in Obersteiermark werden seit Menschengedenken eine Anzahl von Cretins verköstigt, und die Mönche wissen sehr gut, dass sie ja Keinen bevorzugen dürfen, um nicht den Zorn der Anderen rege zu machen. Trotzdem geschah es, dass einmal Einer dieser Unglücklichen von den Anderen in entsetzlicher Weise zu Tode gepeinigt wurde, weil sie meinten, sein Stück Brod sei größer gewesen. Kurze Zeit darauf geschah dasselbe mit einem anderen Cretin, weil er zwei Hosenknöpfe geschenkt bekam. Diese Fälle zeigen, wie mir scheint, dass Grausamkeit wirklich oft als Vertheidigungsmittel der Schwächeren benützt wird, also auch von den Frauen. Dazu kommt noch, dass manche Bedenken, die dem Manne gegen unrechtes Vorgehen aufsteigen, bei der Frau durch missverstandene oder

übel angebrachte, an sich gute Eigenschaften unterdrückt werden; ebenso, wie wir z. B. wissen, dass Sparsamkeit und wirtschaftliches Gebahren oft bis zur Unehrlichkeit führen kann, ebenso nehmen wir wahr, dass dieselben Eigenschaften zur Härte, z. B. gegen Dienstboten verleiten, ja man kennt genug Beispiele, in welchen „Wirtschaftlichkeit", Sorge für Mann und Kinder die Veranlassung waren, dass Frauen alte und lästige Verwandte, die im Hause ernährt werden sollten, zu beseitigen trachteten.

Die Erwägung solcher Vorkommnisse wird für uns nicht blos den Wert haben, dass wir manches, sonst ganz unentschuldbare Verbrechen in einem milderen Lichte auffassen und als naturgemäß entwickelt ansehen, sondern dass wir dabei auch Indicationen für den Thäter zu finden vermögen. Bei manchen Ueberlegungen wird es uns möglich werden, dann, wenn alle anderen ergebnislos verliefen, endlich eine Anzahl von weiblichen Eigenschaften heranzuziehen und einmal nachzusehen, ob sich die Härte oder Grausamkeit einer That nicht mit einer derselben vereinen und aus ihr erklären lässt. Die erwähnte hausmütterliche Sorge für Haus und Familie, Sparsamkeit, Geiz, Härte gegen Dienstboten, Grausamkeit gegen alte Eltern — es ist dies eine scheinbar seltsame Stufenleiter, die lückenhaft und schief gestellt aussieht, und doch ist sie im Leben oft vorhanden und auf die rechte Spur führend.

Aehnliche Gliederungen sind uns auch sonst nicht fremd; Jedermann kennt die Vorliebe des weiblichen Geschlechtes für Gerichtsverhandlungen, Referate über dieselben und öffentliche Hinrichtungen; als es die letzteren bei uns noch gab, schlossen die Zeitungsberichte über dieselben regelmäßig mit der Bemerkung, dass das „zarte" Geschlecht im Publicum weitaus am stärksten vertreten war, und der in solchen Fragen so viel erfahrene Temme [1]) sagt in Uebereinstimmung mit dieser bekannten Thatsache: Bei öffentlichen Hinrichtungen seien die Weiber niederer Classe, bei großen Gerichtsverhandlungen die Frauen höherer Gesellschaftsordnung am meisten vertreten, stets überwiege aber das weibliche Geschlecht. Auch hier geht die Stufenleiter von der Neugierde an, über die Sucht nach kräftigem Nervenreiz bis zur Gefühllosigkeit und unleugbaren Grausamkeit; diese Behauptungen mögen recht hart sein, aber sie sind wahr und für den Criminalisten wichtig genug.

---

[1]) Temme, „Deutsche Criminalnovellen", Leipzig 1858.

Es gäbe hier keinen Schlusspunkt, wenn wir uns nicht kurz gerade mit der letzten Aeußerung der Grausamkeit, dem Morde, befassen wollten, namentlich mit den specifisch weiblichen Arten des Mordes, dem Giftmord und dem Kindsmord. Selbstverständlich sind die abnormen psychischen Momente, namentlich bei letzterem Verbrechen, lediglich vom Gerichtsarzt zu beurtheilen; gleichwohl ist der Richter derjenige, der verhört und urtheilt, und so steht es ihm auch zu, sich über die psychischen Zustände zu orientieren und auf Alles Rücksicht zu nehmen, was ihm in der Beweisfrage Unterstützung bringen kann.

Dass der Giftmord vorwiegend von Frauen begangen wird, ist bekannt, und in jeder modernen gerichtlichen Medicin und verwandten Werken wird darüber gesprochen, es ist aber bezeichnend, dass schon in alter und in älterer Zeit dieser Umstand Aufmerksamkeit erregte; Livius, Sueton, Tacitus, dann Friedreich, [1]) Remer, [2]) Mühlberger, [3]) Gengler, [4]), Voget [5]) u. s. w. klagen unter Anführung zahlreicher Casuistik darüber, dass die Frauen sich erschreckend gerne mit dem Vergiften befassen, und auch die modernen, namentlich die italienischen Positivisten plagen sich im Zusammentragen von Giftmordsfällen durch Frauen. Ein zwar ganz veralteter, aber immer noch beachtenswerter Criminalist, Schaumann, [6]) jammert darüber, dass gerade in solchen Fällen die Frauen von Männern gerichtet werden, welche das weibliche Wesen nicht verstehen; wenigstens, so verlangt er, sollte man hiebei Weiber zu Rathe ziehen. Nun, soweit wird man kaum gehen müssen, und es dürfte genügen, wenn wir uns mit dem Absonderlichen des weiblichen Wesens genauer befassen und uns so Manches erklären; dass wir nicht nach unserer Schablone vorgehen dürfen, ist allerdings richtig, aber gerade in dieser Frage sind umschichtige Erwägungen und das Heranziehen von Absonderlichkeiten ganz überflüssig, wenn wir die alltäglichen Factoren in Betracht ziehen und mit ihnen rechnen wollen.

---

[1]) J. B. Friedreich, „System der gerichtl. Psychologie", Regensburg 1852
[2]) Remer, Lehrbuch der polizeil. gerichtlichen Chemie.
[3]) Mühlberger, „Das Verbrechen des Mordes", Stuttgart 1834.
[4]) Gengler, „Die strafrechtliche Lehre vom Verbrechen der Vergiftung", 1842.
[5]) Voget, „Lebensgeschichte der Giftmörderin G. M. Gottfried", Bremen 1831.
[6]) Schaumann, „Ideen zu einer Criminalpsychologie", Halle 1772.

Jedes Verbrechen wird dann begangen, wenn die Gründe für dessen Begehung jene, die dagegen sprechen, überwogen haben. Das gilt selbst für Affectverbrechen, da ein *pro* und *contra* sich trotz der blitzartigen Schnelligkeit des Thuns eingestellt haben müssen: Das *pro* hat sich gemeldet, das *contra* auch, das erstere hat gesiegt, und die That war begangen. Bei allen anderen Delicten dauert dieser Kampf immerhin so lange, dass er wenigstens deutlich beobachtet werden kann und in der Regel wird er bei schwereren Delicten auch längere Zeit und mehr Erwägungen in Anspruch nehmen. Mitunter wird wirklich das gute und böse Princip gegen einander kämpfen, in vielen Fällen gibt es aber im Menschen kein gutes Princip mehr, dann tritt an seine Stelle die Furcht vor Entdeckung und Strafe, die Erwägung, ob der Vortheil die aufzuwendende Mühe lohnt und ähnliches. Ist endlich das Verbrechen begangen, so haben wir den Beweis, dass die Gründe dazu die überwiegenden waren. Man braucht nicht im entferntesten die Willensfreiheit mit in Frage zu ziehen, man braucht nur anzunehmen, dass dann, wenn jemand ein Verbrechen begangen hat, für ihn die Gründe hiefür zwingende waren, die Sache hatte sich für ihn so gestaltet, dass er glaubte, das Verbrechen begehen zu müssen. Wir stellen uns also vor, dass ein Weib auf den Gedanken kam, Jemanden umbringen zu wollen; auch hier werden die *pro* und *contra* eine Weile erwogen und wenn die letzteren unterlegen sind, so ist die Sachlage so, dass sie meint, sie muss den Mord begehen; meinte sie das nicht, so unterließe sie ihn doch. Zu jedem Morde gehört aber Muth, Thatkraft und physische Stärke, nur beim Giftmord ist keines dieser Momente nothwendig, und da das Weib seiner Natur nach auch keines der drei besitzt, so kommt sie ganz von selbst zum Giftmord — daran ist weder etwas Absonderliches, noch etwas Auffallendes, es gibt sich von selbst aus den Jedermann bekannten Eigenschaften der Frau. Deshalb wird man auch hier im Zweifel bei einem vorliegenden Giftmord vorerst nach einer Frau und dann nach einem schwächlichen, weibischen Mann fragen.

Die Schwäche der Frau wird aber noch in einer zweiten Richtung für uns unterstützend wirken. Es liegt begrifflich nahe, dass alle Schwäche nach Anlehnung und Hilfe sucht, sei es physische, sei es moralische; bei letzterer nimmt sie im Nothfall auch vorlieb mit solcher Hilfe, die eigene, innere Ueberlegung zu bieten

vermag. Das sind einerseits Ausreden, andererseits eigene Ueberredungskunst; erstere sollen die Selbstvorwürfe, letztere die Furcht vor Entdeckung betäuben. Deshalb wird ein Weib sich regelmäßig nicht nur sich selbst, sondern auch Anderen gegenüber einzureden trachten, dass sie Gründe für ihr Vorgehen habe, und dies wird zu allermeist auf schlechte Behandlung hinausgehen, die vielleicht in geringem Maße vorhanden war, aber so lange herumgeredet und herumgedeutet wurde, bis sie die Form der Unerträglichkeit angenommen hat. Diesfalls lassen sich eine Menge von Feststellungen aus Aeußerungen der Verdächtigten zu ihrer Umgebung gewinnen, welche um so beweisender sind, wenn sie einen längeren Zeitraum umfassen, wenn es gelingt, sie chronologisch zu ordnen und wenn sich dann aus ihnen eine langsame und sichere Steigerung *usque ad ultimum* nachweisen lässt. Solche Arbeiten sind sehr mühsam, aber fast immer erfolgreich, wenn sie systematisch gemacht sind.

Die Ueberredungskünste, welche die Furcht vor Entdeckung unterdrücken sollen, sind anderer Art und immer Anlehnungen. In der Regel lauten sie ganz allgemein und dahin, dass dies schon oft ohne Gefahr geschehen sei, dass Alles klug vorbereitet sei u. s. w. Dies sind weniger gefährliche Umstände, bedenklich sind sie dann, wenn auf gewisse Anschauungen der Leute gerechnet wird, namentlich auf Aberglauben, gewisse Sitten und Annahmen. Sagen wir z. B. ein junges Weib wollte sich ihres alten Gatten entledigen, den sie nur um des Geldes willen geheiratet hat; unzählige Sprichworte gehen nun dahin, dass alte Männer, die junge Weiber heiraten, dies mit baldigem Tode büßen müssen; diese Volksanschauung mag ja wohl begründet sein, indem vollständige Aenderung der bisherigen Lebensweise, das Mitmachen von manchem Ungewohnten, die Aufregung, das sich auf das Aeußerste Zusammennehmen, dann Anstrengungen *in venere,* endlich vielleicht noch der Gebrauch von volksbekannten Roborantien u. s. w. leicht Schwächung und Erkrankung, endlich den Tod des alten Mannes herbeiführen können; in dieser Weise schließt das Volk aber nicht, sondern es nimmt einfach an: Wenn ein Alter eine Junge heiratet, so stirbt er bald, um die Gründe wird nicht gefragt, und so kann ein junges Weib leicht auf den Gedanken kommen, „wenn ich mit Gift nachhelfe, so wundert sich kein Mensch, Niemand findet darin etwas Verdächtiges, es ist ja nur geschehen, was nach allgemeiner

Annahme regelmäßig zu geschehen pflegt, der alte Mann starb, weil er mich geheiratet hat.“ Das sind Ueberlegungen, die eine ungebildete Person sehr leicht verführen und für sie gerade bestimmend werden können. Allerdings entziehen sich diese inneren Vorgänge der Beobachtung, aber ganz uncontrolierbar sind sie doch nicht, wenn man die Anschauungen des Volkes in gewisser Richtung kennt, wenn man die im fraglichen Falle maßgebende heranzuziehen weiß, und wenn man ihre Einschaltung in den Gedankengang der Verdächtigen durchzuführen vermag.

Noch weniger als in diesen Fällen hat der Strafrichter das psychische, weil psychopathische Moment zu untersuchen, wenn es sich um Kindsmord handelt; zu erwägen hat er es aber und deshalb soll er sich darüber nach Thunlichkeit unterrichten. Gelegenheit hiezu bietet ihm jede gerichtliche Medicin, Lehrbücher der forensen Psychopathologie und der Criminalpsychologie; ich möchte aber außerdem noch auf die reiche Casuistik früherer Zeit hinweisen, die zwar veraltete und unrichtige Auffassungen und Erklärungen besaß, die aber doch gut und oft unbefangen beobachtete und reiches Material geliefert hat. Urtheilen können wir ja modern; namentlich wichtig sind die von J. B. Friedreich,[1]) Wigand,[2]) Klein,[3]) Kluge,[4]) Burdach[5]) und Anderen citierten Fälle, welche beweisen, dass unzählige Male Frauen aus den besten Ständen sich bei Geburten so benahmen, dass gewiss Kindsmord angenommen worden wäre, wenn sich das Gleiche in der Person eines armen Mädchens ereignet hätte, oder dass sich die sanftesten und harmlosesten Geschöpfe zur Zeit der Geburt in wahre Bestien verwandeln, oder bei und kurz nach derselben einen unglaublichen Hass gegen Kind und Mann an den Tag legen. Ja Burdach und Marc erklären viele Kindsmorde einfach mit der Gepflogenheit mancher Thiere, die ihre Jungen sofort nach der Geburt auffressen. Solche und ähnliche Fälle legen uns die strenge Verpflichtung auf, in jedem Process ob Kindsmord den seelischen Zustand der Mutter vom Psychiater eingehend untersuchen zu lassen und sich bei Allem,

---

[1]) Friedreich loco cit.

[2]) Wigand, „Die Geburt des Menschen“, herausgegeben von Nägele, Berlin 1830.

[3]) Klein, „Ueber Irrthum bei Kindsmord“ in Harles Jahrbuch, 3. Band.

[4]) Kluge, Medicinische Zeitung, Nr. 22 ex 1833.

[5]) Burdach, „Gerichtsärztliche Arbeiten“, Stuttgart 1839.

was mit dem Falle in Verbindung steht, vom Standpunkte des Psychologen und des erbarmenden Menschen leiten zu lassen. Niemals wolle aber vergessen werden, dass es eine der allergefährlichsten Erwägungen war, die davon ausgieng: Der Gesetzgeber habe in allen modernen Gesetzen ohnehin schon den abnormen Seelenzustand der Gebärenden gebührend berücksichtigt und auf Kindsmord eine unvergleichlich niederere Strafe gesetzt, als auf gemeinen Mord, deshalb brauche man sich nicht weiter um ihre damalige Psyche zu kümmern. Diese Auffassung ist deshalb unheilvoll, weil man es mit dem *Minus* für abgethan glaubt, wo es sich um ein *Aut-Aut* handelt; man meint somit, der Gesetzgeber habe uns aller Mühe überhoben, weil er einen Schritt gemacht hat — die von ihm ins Auge gefassten Fälle sind in der Minderzahl, in der Mehrzahl haben wir noch immer erst neu zu erwägen und zu untersuchen. Die Lehre von der verminderten Zurechnungsfähigkeit will man nirgends mehr recht gelten lassen, nur beim Kindsmord lässt man sie durch ein Hinterpförtchen wieder hereinschlüpfen.

δ) Gemüth und Verwandtes.

Frau von Krüdener schreibt in einem Briefe [1]) an Bernardin de St. Pierre „Je voulais être sentie"; diese wenigen Worte der klugen Pietistin gestatten uns einen Blick auf die Bedeutung des Gefühlslebens der Frau; der Mann will verstanden, die Frau gefühlt werden. Mit diesem Gefühl ersetzt sie fast Alles, was der Mann durch Sinn für Gerechtigkeit zu leisten vermag, ja eine Menge von Eigenschaften, durch die sich die Frau bemerkbar macht, hängen mit ihrem Gemüthsleben mehr oder weniger zusammen: Mitleid, Aufopferung, Religion, Aberglaube — Alles das ruht auf dem hochentwickelten, mitunter krankhaft gestalteten Gemüthsleben. Was die Frauen an Wohlthätigkeit geleistet haben, davon weiß die Geschichte zu erzählen, und wenn wir ihre Thätigkeit als Krankenwärterinnen und Pflegerinnen betrachten, wenn wir uns erinnern, wie leicht es ist, Tausende von Frauenunterschriften für Bittschriften zu Gunsten Verurtheilter zusammenzubringen und wie viele Beispiele für ähnliche Gutmüthigkeiten uns

[1]) Charles Eynard, „Vie de Madame de Krüdener", Paris 1849.

das tägliche Leben zeigt, so müssen wir zur Ueberzeugung kommen, dass diese Bethätigungen einen integrierenden Theil des Gemüthslebens der Frau darstellen, und dass die Frauen dies alles vielleicht nur im dunklen Gefühle der eigenen Hilflosigkeit thun. Einerseits ist es ein fast unbewusster Egoismus, der dazu treibt, solche zu unterstützen, die sich in ähnlicher Lage befinden, und anderseits liegt es im Wesen der Frau, Alles, was sie beurtheilen soll, vorerst auf ihre eigene Person zu applicieren und darnach ihre Entscheidung zu fällen. Dass sie dies aber thut, hat seinen Grund im eminenten Uebergewicht des Gemüthes. Beiläufig hat dies Schopenhauer [1]) ausgedrückt: „Die Frauen sind wohl mitleidig, aber in Allem, was Gerechtigkeit, Redlichkeit und scrupulose Gewissenhaftigkeit anbetrifft, stehen sie hinter dem Manne zurück. Ungerechtigkeit ist der Hauptfehler des Weibes.“ Schopenhauer hätte beifügen sollen: Weil sie zu mitleidig sind, weil das Gemüth einen zu großen Raum in ihnen beansprucht, haben sie keinen Platz für Gerechtigkeit mehr übrig. In ähnlicher Weise gehen auch noch Andere zu weit: Virey [2]) behauptet: „Das Weib ist in Allem ungerecht, selbst in seinen besten Gefühlen, weil es Alles übertreibt.“ Anders erklärt Proudhon [3]) diese Inferiorität: „Das Gewissen der Frau ist um so viel schwächer als das des Mannes, als ihre Intelligenz geringer ist; ihre Moral ist von anderer Art, ihre Begriffe von Recht und Unrecht verschieden von denen des Mannes; sie stehen immer diesseits und jenseits der Gerechtigkeit und haben kein Verlangen nach jenem Ausgleich zwischen Rechten und Pflichten, der für den Mann zum qualvollen Bedürfnisse wird,“ und Spencer [4]) erklärt kurzweg: „Der weibliche Geist weist ein deutliches Manco auf in Betreff des Gerechtigkeitssinnes.“

Mit diesen Behauptungen ist nur dargethan, dass die Meinung, den Frauen fehle es an Gerechtigkeit, eine verbreitete ist, erklärt ist aber nichts damit; gehen wir aber auf das Obenerwähnte zurück, und suchen wir die Klarstellung im Uebergewichte des Gemüthslebens, so klärt sich nicht nur die Erscheinung an sich, sondern es lassen sich auch eine Menge von Thatsachen, die wir alle Tage sehen, richtig ordnen. Allerdings müssen wir wieder scheiden

[1]) A. v. Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena“.
[2]) J. J. Virey, „Das Weib u. s. w.“, Leipzig 1827.
[3]) Pierre Proudhon, „Solution du problème social“, Paris 1848.
[4]) Spencer, „Introduction to the study of sociology“.

zwischen dem Gemüth der hochstehenden, edlen Frau, dem des niedrigen, gemeinen Weibes und den unzähligen dazwischen liegenden Stufen, aber essentiell ist der Unterschied nicht. Das edle Gemüth der Frau vermag ebenso wenig gerecht zu sein, wie das der Anderen, aber was die Gerechtigkeit an sich missen lässt, das ersetzt das reiche Gemüth tausendfach, ja es trifft vielleicht in vielen Fällen das absolut Richtige besser, als der starr gerechte Sinn des Mannes, und im Urtheil der Frau wird das *summum jus* als *summa injuria* nie zum Vorschein kommen. Freilich werden wir oft irregeführt, wenn wir uns auf die Aussage der Frau verlassen, aber immer nur dann, wenn wir annehmen, dass unser strenge juristisches Urtheil das einzig richtige ist, und wenn wir es nicht wissen, wie die Frau urtheilt. Deshalb verwerten wir die Aussage der Frau überhaupt schwer und selten richtig; wir vergessen, dass fast jede Aussage der Frau noch mehr Urtheil in sich trägt, als die Aussagen der Männer, wir prüfen nicht, wie viel wirkliches Urtheil in demselben ist, und endlich, wir wägen dieses Urtheil mit anderen Gewichten, als es die Frau gethan hat. Am besten fahren wir deshalb dann, wenn wir Aussagen von Männern und Frauen neben einander haben, um das richtige Mittel zu finden, aber leicht ist diese Ausscheidung doch nicht, weil wir uns trotz aller Mühe in das Gemüthsleben der Frau nicht hineindenken können, und weil sie die objective Wahrheit keineswegs immer blos nach einer Seite hinzieht. Theoretisch könnte man ja meinen, dass ein edles, weiches Frauengemüth stets Alles besser und milder wiederspiegelt und entschuldigt oder verhüllt; dann wäre es leicht, und wir hätten uns bald den Gradmesser construiert, den wir anzulegen und an ihm abzulesen hätten. Das ist aber vielleicht nur in der Hälfte der Fälle so, in allen anderen hat sich die Frau von ihrem Gemüth zur Entrüstung hinreißen lassen, sie tritt sofort als strafende Rächerin auf, und so schlägt sie sich mit aller Energie auf jene Seite, die ihr als die Unterdrückte und unschuldig Verfolgte erscheint, gleichviel ob dies der Beschuldigte oder sein Gegner ist. Wohin sich aber die Zeugin von ihrem Gemüthsleben treiben ließ, das muss vor Allem sicher gestellt werden, bevor man ihren Spruch beurtheilt, und da reicht man mit Menschenkenntnis allein nicht aus, der angeblich rasche Blick täuscht zu oft; es erübrigt nichts anders, als sorgfältiges Studium der Frau, die uns als Zeugin gegenübersteht, namentlich dann,

wenn es sich um Wichtiges dreht. Da muss einfach Zeit geopfert werden, man kommt niemals zur Klarheit, wenn man direct *in medias res* steuert, denn dann mangelt jegliches Vergleichsobject, und ohne Relation ist eine Beurtheilung unmöglich oder doch unsicher. Wenn halbwegs thunlich, muss man zuerst oder später andere Dinge besprechen und sich sogar die Falschheit erlauben, um Sachen zu fragen, die man ohnehin weiß, um einen Maßstab zu bekommen, wie weit die Zeugin abirrt. Aber selbstverständlich weiß man auch da im günstigsten Falle nur das wie weit, immerhin aber noch nicht das wohin — im gewählten Vergleichsfalle hat sie zu milde geurtheilt, im eigentlichen Fall geht sie vielleicht zu strenge vor. Allerdings geht Alles nur bis zu einer gewissen Grenze und deshalb findet man mit einiger Uebung und viel gutem Willen schließlich auch die Richtung.

Fragen wir nun um das Gemüthsleben der einfachen, ungebildeten Frau, so werden wir sagen, im Grunde genommen ist es dasselbe, wie bei der höchststehenden, nur die Aeußerungen sind andere, und diese müssen wir allerdings beachten. In der Form tritt oft Rohheit auf, so dass es schwer wird, Gemüth in roher Form zu entdecken, aber was zu Tage tritt, ist nicht anders gemeint; es kann sich in Schelten und Flüchen äußern, aber es ist doch nur die Aeußerung des Gemüthes, so wie auch die Mutter das Kind schlägt, weil es gefallen ist und sich verletzt hat. Im Großen und Ganzen kann man sagen, die Aeußerungen des Gemüthslebens treten bei Ungebildeten noch mehr hervor wie bei Gebildeten, nur erkennt man sie als solche bei den Ersteren leichter.

Aber man merke: Das Gemüth in seiner Prävalenz ist so sehr Eigenthum des Weibes, dass es nur dort deutlich kenntlich wird, wo die Weiblichkeit selbst ausgeprägt ist — also immer schwächer bei männlich veranlagten Frauen und beim einzelnen Individuum dann am stärksten, wenn die Weiblichkeit in voller Entwicklung steht, sie wächst vom Kinde an, bleibt dann stationär, wenn das Weib in seine volle Entwicklung tritt, und nimmt ab, wenn sich im vorgeschrittenen Alter die Geschlechtsunterschiede zu verwischen beginnen: Der Greis und die Greisin kommen auch in dieser Richtung nahe zusammen.

s) Schwäche.

„Frailty ty name ist woman," sagt Shakespeare, und Corvin erklärt dies in reizender Weise: „Die Frauen beten alle Tage: ‚führe mich nicht in Versuchung' und setzen im Gedanken dazu: ‚denn sieh', lieber Gott, wenn Du es thust, dann kann ich nicht dafür'." Ja Kant[1]) betrachtet die weibliche Schwäche sogar als distinguierendes Kriterium: „Um den ganzen Menschen zu studieren, dürfen wir nur auf das weibliche Geschlecht unsere Aufmerksamkeit richten; denn da, wo die Kraft schwächer ist, ist das Werkzeug um so viel künstlicher," und erfahrene Criminalisten, wie z. B. Macé[2]) und Rykère,[3]) erklären wieder den bekannten Umstand, dass anonyme Briefe meistens von Frauen herrühren, nur aus ihrer Schwäche. Dass die Frauen psychisch schwächer sind als die Männer, müsste sich schon daraus ergeben, dass sie es auch physisch sind, und wenn wir es hundertmal erfahren, dass kleine, schwache Männer psychisch stärker sind als große und starke, so ist es doch naturgemäß, dass in der Regel die Resultierende eines stärkeren Körpers auch eine stärkere Seele ist. Die schwierige Frage geht nur dahin, worin sich die vielbesprochene Schwäche der Frau äußert. Die so oft belächelte Unterjochung von Männern durch ihre Frauen hat Voltaire einmal dahin zusammengefasst, dass Gott die Weiber überhaupt nur erschaffen habe, um die Männer zu zähmen, und Victor Hugo stellt den Mann nur als ihr Spielzeug hin („O diese erhabene Vorsehung! Sie gibt jedem sein Spielzeug: die Puppe dem Kind, das Kind dem Mann, den Mann der Frau und die Frau dem Teufel"). Das Volkssprichwort scheint auch der Stärke wenigstens der im Alter vorgeschrittenen Frauen viel zuzutrauen, denn in allen Varianten hören wir es: „Wo sich der Teufel nicht selbst hintraut, da schickt er ein altes Weib." Nicht zu unterschätzen sind auch die Erfahrungen, die wir über die Fähigkeit der Frauen, den Schmerz zu ertragen, täglich machen. Erfahrene Geburtshelfer versichern einstimmig, dass kein Mann das ertrüge, was jede Frau bei der regelmäßigen Geburt zu leiden hat; auch Chirurgen, wie Carle, Giordano, Bergesig, Montaigne,

[1]) Immanuel Kant's „Menschenkunde oder philosophische Anthropologie", herausgegeben von Fr. Ch. Starke, Leipzig 1831.

[2]) Macé, „La police parisienne". Un joli monde. Paris 1887.

[3]) Rykère, „La criminalité feminine", Belgique judiciaire, 1891.

Sergi, Richet, Thomas, und Zahnärzte, wie Martini und Meta, versichern Aehnliches, und der große und nebstbei so hochgebildete Chirurg Billroth soll gesagt haben, „er probiere neue Operationsmethoden zuerst an Frauen, die weniger wehleidig sind; denn sie sind, wie die Wilden, Wesen niederer Art und daher widerstandsfähiger als die Männer.“ Angesichts solcher Aeußerungen wird es uns fast um die Sicherheit der Behauptung bange, dass die Frauen durch Schwäche ausgezeichnet seien, und doch ist sie richtig, nur dürfen wir die vielberühmte Schwäche nicht dort suchen, wo man sie in der Regel zu finden glaubt, sondern lediglich in der von der unsrigen verschiedenen Art der weiblichen Verstandeskraft. Ueberall dort, wo der Verstand nicht in Rechnung kommt, wird sich die Frau in vielen Fällen stärker zeigen als der Mann — im Unglück ist die Frau gewöhnlich widerstandsfähiger als der Mann, im Pflegen von Kranken, im Ertragen von Schmerzen, bei der Erziehung von Kindern, beim Durchsetzen von etwas Gewolltem, beim Festhalten eines Planes und bei tausend ähnlichen Dingen beobachten wir ein entschiedenes Ueberlegensein zu Gunsten der Frau, und deshalb ist es gewiss nicht richtig, wenn wir behaupten hören, die Schwäche der Frau läge in ihrem Willen — denn alle diese Beispiele beziehen sich gerade auf den Willen. Ganz anders aber in allen Fragen des Verstandes. Handelt es sich darum, Jemanden zu überreden, so finden wir beim normal organisierten Manne, dass dies nur dann möglich ist, wenn man ihm mit einer logisch zusammengestellten Reihe von Gründen kommen kann; Logik besitzt der Verstand der Frau nicht, ja wir würden das, was wir als „echte Weiblichkeit“ an der Frau verehren, entschieden vermissen, wenn sie wirkliche Logik hätte. Weil sie ihrer aber entbehrt, ist sie mit Scheingründen, mit Beiläufigem und Glänzendem zu überreden, wenn es nur den Schein eines Beweises hat; wir finden, dass sie zu leicht nachgegeben hat und schieben es auf Schwäche des Willens, obgleich es nur andere Construction des Verstandes ist. Ganz so macht es die Frau, wenn sie selbst überlegt. Ein Schlagwort, ein blinkender Satz, eine beruhigende Ueberlegung genügt ihr statt eines ganzen Baues von Gründen, und so kommt sie zu Handlungen, die wir abermals als „schwach“ bezeichnen. Nehmen wir eine so recht und ganz weibliche Ueberlegung: „Das Herz schlägt ohnehin — warum soll es nicht für Jemanden schlagen?“ sagt die Frau und wirft sich irgend einem

Abenteurer an die Brust. „O wie schwach sind die Frauen," jammert die Welt, die davon hört und was war's? Mangelhafte Logik des Verstandes. Dass im ersten Satz der rein physiologische Herzschlag, im zweiten aber die übertragene Bedeutung für Liebe gemeint ist, dass deshalb, weil ein Herz schlägt, der Träger desselben sich gar nicht für Jemanden interessieren muss, und dass dieser Jemand nicht gerade jener Abenteurer sein muss — das erwägt sie nicht — ihr genügt das nette, klingende Sätzchen und ihr Verstand ist beruhigt. Solches kommt aber tausendmal vor, und wir sollen, wenn eine Verbrecherin vor uns steht, oder wenn wir mit einer Zeugin zu thun haben, niemals mit der Schwäche ihres Willens, sondern der Schwäche ihres Verstandes rechnen — dann werden wieder tausend Irrthümer vermieden werden.

Zur Willensschwäche der Frau rechnet man gewöhnlich auch ihre Geschwätzigkeit, die sie keine Geheimnisse bewahren lässt, und doch ist es auch wieder nur die andere Bauart ihres Verstandes, die da wirkt. Dies beweist schon die einzige, von Kant [1]) umständlich auseinandergesetzte Thatsache, dass Frauen sehr wohl die eigenen, aber nie die fremden Geheimnisse wahren können. Wäre dies nicht im Verstande gelegen, so würden sie den Schaden, den sie anrichten, zu bemessen vermögen. Dieser Umstand ist für uns von Bedeutung; Jeder von uns weiß es, und die Geschichte großer Processe lehrt es immer wieder, dass die begangene That, häufig sogar der Plan zu derselben in den meisten Fällen von Frauen ausgeplaudert werden. Am besten können uns in dieser Richtung geschickte und erfahrene Geheimpolizisten unterrichten, die sich zur Eruierung wichtiger Thatsachen ausnahmslos an Weiber und da selten ohne Erfolg wenden. Ich meine selbstverständlich nicht, dass der Strafrichter in ähnlicher Weise spionieren soll, aber zu seiner Richtschnur muss er es wissen, dass dann, wenn etwas schon verlautbart ist, und man wissen möchte, woher die Kunde stammt, immer zuerst nach Frauen zu sehen ist, dann wird man nicht fehlgehen.

Wichtig ist endlich noch die Ueberlegung, dass Geheimnisse, die von Frauen weitergetragen wurden, durch dieselben meistens mehr oder weniger entstellt werden. Seinen Grund hat dies darin, dass man ihnen eben, weil es sich um ein Geheimnis handelt, nicht

[1]) Immanuel Kant, loco cit.

Alles sagte, oder dass sie einen Theil erst dazu combinieren mussten, oder dass sie die Sache nicht richtig verstanden haben. Nimmt man nun wahr, dass an dem weiter erzählten Geheimnis entschieden nur ein Theil oder nur gewisse Umstände richtig sein können, so ist die Reconstruction mit fast vollständiger Sicherheit zu machen, wenn man sich wieder das mehr erwähnte Verstandesmanco der Frau vor Augen hält; man hat sich nur klar zu halten: „Was enthält die Sache Unlogisches?“ Und wenn man dies herausgefunden hat, „wie wäre sie logisch zu gestalten?“ Führt man das richtig durch, so hat man auch die Wahrheit. Was wird, wird logisch, nur der Mensch denkt unlogisch, zumal die Frau.

Fassen wir Alles zusammen, was wir über die Frau wissen, so können wir kurz sagen: „Die Frau ist nicht besser und nicht schlechter, nicht mehr und nicht weniger wert als der Mann, sie ist nur anders als er, und so wie Alles in der Natur für seinen Zweck richtig geschaffen ist, so ist es auch mit der Frau. Ihr Daseinszweck ist ein anderer, wie der des Mannes, und deswegen ist auch sie anders als er.

b) Die Kinder.

Das Sonderwesen, das sich im Kinde zeigt, erfordert genaue Berücksichtigung, sowohl wenn es als Zeuge auftritt, als wenn es als beschuldigt erscheint; eine gleiche Behandlung mit dem Erwachsenen wäre auf jeden Fall falsch. Es wäre auch ganz unrichtig, wenn man den Unterschied lediglich in der geringeren Entwicklung und Erfahrung, in den wenigen Kenntnissen, im engeren Blick suchen wollte, damit ist nur ein kleiner Theil der Unterschiede erklärt; das Schwergewicht liegt darin, dass das Kind durch die verschiedene Entwicklung seiner Organe, das verschiedene Verhältnis, in dem diese zu einander stehen, die verschiedene Art der Functionen in der That zu einem anderen Wesen wird als der Erwachsene. Wenn wir erwägen, wie anders der Körper eines Kindes gestaltet, wie anders die Bewegung des Kindes ist, wie anders seine Ernährung, wie anders fremde Einflüsse auf dasselbe wirken und wie anders seine körperlichen Leistungen sind, so ergibt es sich von selbst, dass auch sein geistiges Wesen etwas völlig Anderes

sein muss, als das des Erwachsenen. Mit einem gradativen Unterscheiden ist es daher nicht abgethan, wir müssen die essentiellen Unterschiede aufsuchen. Beobachtungen, die der Einzelne machen kann, reichen nicht aus, es müssen auch hier besondere Studien in der ziemlich reichhaltigen Literatur gemacht werden. Außer den Arbeiten über Kinderbeobachtung in den Werken von Locke, Cabanis, Erasmus, Darwin und Herbart und den besonderen Arbeiten von Perez, Grabs, Sigismund, Kussmaul (eigentlich nur über das erste Lebensalter, aber mit Perspectiven auf das spätere Kindesalter), Montaigne u. s. w. wären besonders zu nennen: Löbisch,[1]) Preyer,[2]) Vierordt,[3]) Ploss,[4]) Beneke,[5]) Wackernagel,[6]) Sully,[7]) Tracy,[8]) Shinn,[9]) Ferriani,[10]) Moreau,[11]) Semig,[12]) J. Mark Baldwin[13]) u. s. w.

1. Allgemeines.

Man braucht kein wirklicher Kinderkenner zu sein, um zu wissen, dass die Kinder in der Regel in Folge ihrer Unverdorbenheit aufrichtiger nnd ehrlicher sind als die Erwachsenen, dass sie im Allgemeinen ganz gut beobachten, interesseloser sind und daher beim Wiedergeben nicht so sehr Rücksichten walten lassen, dass sie aber in Folge ihrer Schwäche Einflüssen durch andere Personen mehr ausgesetzt sind. Abgesehen von absichtlich geübten Einflüssen wirkt auf jedes nur halbwegs veranlagte Kind mit großer Kraft das Moment der gewählten Vorbilder, die sehr stark beeinflußen können. Das hat Karl Gerock[14]) in seiner edlen Weise so anziehend ge-

[1]) J. Löbisch, „Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes", Wien 1851.

[2]) Preyer, „Die Seele des Kindes", Leipzig 1884.

[3]) Vierordt, „Physiologie des Kindesalters", Tübingen 1877.

[4]) H. Ploss, „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker", Berlin 1882.

[5]) Beneke, „Die Altersdispositionen", Marburg 1879.

[6]) Wackernagel, „Die Lebensalter", Basel 1862.

[7]) Dr. James Sully, „Unterhaltungen über die Kindheit", Leipzig 1897.

[8]) Tracy, „The psychology of Childhood", Boston 1894.

[9]) M. W. Shinn, „Notes on the development of a child", Berkeley 1894.

[10]) L. Ferriani, „Minorenni Delinquenti". Milano 1895. Deutsch von A. Ruhlmann, Berlin 1896.

[11]) Moreau, „De l'homicide chez les enfants", Paris 1882.

[12]) Hermann Semig (anonym erschienen), „Das Kind", Leipzig 1876.

[13]) James Mark Baldwin, „Mental development in the child u. s. w.", New-York 1895.

[14]) Karl Gerock, „Illusionen und Ideale", Stuttgart 1886.

schildert, und dieser Einfluss ist für uns von Bedeutung. Haben wir es mit einem Kinde als wichtigen Zeugen zu thun, so kommen wir gewiss nie auf das Richtige, wenn wir uns nicht darum kümmern, wer und was seine Ideale sind. Es ist ja richtig, dass jeder Mensch, der überhaupt noch Ideale hat, unter ihrem Einflusse steht, ebenso richtig ist es aber auch, dass Kinder, welche, wir werden am besten sagen, eine Schwärmerei haben, von dieser so durchdrungen sind, dass Alles, was sie denken und thun, davon Farbe, Ton und Bedeutung bekommt. Was der Gegenstand der Schwärmerei thut, ist gut, wie er es nicht macht, ist schlecht, was er hat, ist schön, und was er behauptet, ist richtig. Zahlreiche unerklärliche Behauptungen und Handlungen von Kindern erscheinen nur dadurch erklärlich, dass man auf jenes Ideal, wenn man es so nennen darf, zurückgeht und dann auf die Beleuchtung Rücksicht nimmt, die das Vorgehen des Kindes dadurch erhalten hat.

Im Allgemeinen kann man behaupten, dass Kinder einen gewissen Gerechtigkeitssinn haben, dass sie es entschieden unangenehm empfinden, wenn Jemand anders behandelt wird, als er es verdient, es ist aber dabei zu bedenken, dass das Kind wieder über die Frage, was Einer verdient, seine eigenen Ansichten hat, und dass wir in dieser Richtung selten von unserer Auffassung ausgehen dürfen. Ebenso ist es sicher, dass die Kinder deshalb, weil sie an wenig zu denken und für wenig zu sorgen haben, für Alles, was um sie her vorgeht, viel Interesse und ein gutes Gedächtnis haben; hiebei ist aber wieder zu beachten, dass natürlich auch das Interesse ein eigenartiges, vom Standpunkt des Kindes ausgehendes ist, und dass auch das Gedächtnis des Kindes wieder nur nach seinen bisherigen Erfahrungen construiert ist. Gewöhnlich können wir Alle nur das im Gedächtnisse hinterlegen, was ein schon vorhandenes Fach findet; das Neue, ganz Neue muss sich erst ein Fach bilden, und das geht immer schwierig. Wenn nun ein Kind etwas im Gedächtnis aufbewahrt, so wird es zuerst suchen, ob nicht ein schon vorhandenes Fach zur Aufbewahrung passt, und diese wird dann recht und schlecht vorgenommen, wie es eben geht. Dass dies oft übersehen wird, ist der Grund mancher falschen Auffassung dessen, was ein Kind sagt; man glaubt, es habe falsch aufgefasst, falsch wiedergegeben, während es nur nach seiner Art aufgefasst und wiedergegeben hat.

Charakteristisch und in vielen Fällen wichtig ist der einmal von Beneke [1]) hervorgehobene Umstand, dass Kinder selten eine richtige Wertschätzung des Lebens haben, und daher einem zweifellosen, nahe bevorstehenden Tode ohne viel Schrecken entgegensehen. Dies erklärt manchen ganz unglaublichen Zug scheinbaren Muthes oder klarer Beobachtung durch ein Kind, in Fällen, wo ein Erwachsener vor Schreck und Angst gar nichts sieht. Man begegnet daher häufig ganz mit Unrecht gewissen Angaben eines Kindes mit Achselzucken, weil man dem Kinde „den Muth" nicht zutraut. Es war aber gar nicht Muth.

Fragen wir um die Unterschiede beim Knaben und Mädchen, so wollen wir mit dem guten Beobachter Löbisch [2]) sagen, das Mädchen habe mehr Personengedächtnis, der Knabe mehr Sachgedächtnis; derselbe Autor sagt weiter: „Das schweigsamere, dem Gegenwärtigen hingegebene Mädchen zeigt sich gelehriger, als der trotzigere, wohl auch phantastischere Knabe, der überhaupt schwer fasst, weil er bestimmt ist, gründlicher zu sein und weiter fortzuschreiten im Wissen. Das Mädchen ist im Ganzen genommen mehr neugierig, der Knabe hingegen wissbegierig, was ihm nicht gelingt, wozu er keine Liebe, kein Talent spürt, wirft er widerwillig von sich. Wenn das Mädchen die Belehrung unbefangen auf Treu und Glauben hinnimmt, so wird der Knabe ohne einige Einsicht in das Wie und Warum, ohne eine Art von Beweis sich nicht leicht beruhigen. Der Knabe lebt sich täglich mehr in die Welt der Begriffsvorstellungen ein, während das Mädchen sich eine Classe von Gegenständen nicht als Classe, sondern als Einzeldinge denkt."

2. Kinder als Zeugen.

Ich habe mich einmal [3]) bemüht, den Wert der Aussagen von Kindern als Zeugen darzustellen. Ich habe damals behauptet, dass Kinder in gewisser Beziehung die besten Zeugen sind, weil Leidenschaften und Sonderinteressen auf sie noch nicht so einwirken wie auf Erwachsene, weiter, dass wir eher annehmen, die Kinder hätten zu wenig aufgefasst als zu viel, dass die Kinder sehr oft irgend

[1]) Dr. E. Beneke, „Pragmatische Psychologie", Berlin 1850.

[2]) J. E. Löbisch, „Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes", Wien 1851.

[3]) Dr. Hanns Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w.", Graz 1894.

einen Vorgang gar nicht verstehen, wohl aber instinctmäßig wahrnehmen, dass dabei etwas nicht in Ordnung ist und ihm daher Interesse entgegenbringen. Später erweitert sich der Horizont des Kindes, und der damals unverstandene, aber nicht vergessene Vorgang wird jetzt klar, freilich ist in vielen Fällen die Zusammenreimung keine ganz richtige, aber beiläufig stimmt die Rechnung doch.

Ich habe dort weiter ausgeführt, dass der der ersten Kindheit entwachsende Knabe, wofern er gutgeartet ist, überhaupt der beste Beobachter und Zeuge ist, den es gibt, der mit Interesse Alles verfolgt, was um ihn herum vorgeht, unbefangen combiniert und treu wiedergibt, während das gleichalterige Mädchen sehr oft eine unverlässliche, mitunter gefährliche Zeugin abgibt. Dies ist immer dann der Fall, wenn das Mädchen „auf der Stufenleiter von Begabung, Schwung, Träumerei, Romantik und Schwärmerei auf den Punkt einer Art von Weltschmerz verbunden mit Langeweile angelangt ist.“ Dies kommt schon sehr frühzeitig, früher als man gewöhnlich annimmt, vor, und wenn dann das Mädchen auch noch mehr oder minder mit ihrer eigenen Person in den Kreis der fraglichen Ereignisse einbezogen ist, dann sind wir vor den ärgsten Uebertreibungen niemals sicher; „der belanglose Diebstahl wird zu einem kleinen Raub, eine derbe Grobheit zu einem merkwürdigen Ueberfall, ein dummer Scherz zu einer interessanten Entführung und ein thörichtes Bubengeschwätz zu einem wichtigen Complott.“ Von solchen Irreführungen wissen wir alle zu erzählen und doch lassen wir uns alle Augenblicke in derselben Art wieder täuschen.

Hier und in anderen Fällen ist das einzige Mittel, sich zu sichern, darin gelegen, dass wir uns über den Horizont des betreffenden Kindes nach Möglichkeit klar stellen. Im Allgemeinen weiß man darüber eigentlich wenig, und deshalb sind die Bestrebungen sehr dankenswert, die jetzt namentlich von Volksschullehrern ausgehen, und die da Klarheit zu schaffen trachten. Wir wissen ja alle, dass wir z. B. Unterschiede zwischen Land- und Stadtkindern machen müssen, und werden uns nicht wundern, wenn ein Bauernkind noch nie eine Gasbeleuchtung, eine Eisenbahn oder Aehnliches gesehen hat. Seltsam kommt es uns aber vor, wenn wir erfahren, dass gerade die Stadtkinder die allergewöhnlichsten Dinge nicht wissen und gesehen haben.

Der amerikanische Arzt Stanley Hall hat in Boston Ermittelungen bei sechsjährigen Kindern vorgenommen, um zu untersuchen,

ob sie die Dinge, deren Namen ihnen geläufig waren, auch in Wirklichkeit kannten. Es ergab sich, dass von den Kindern 14% nie einen Stern gesehen hatten, 45% noch nicht auf dem Lande gewesen waren; dass die Milch von der Kuh kommt, war 20% der Kleinen unbekannt, ebenso 50%, dass man das Brennholz aus den Bäumen gewinnt; 13 bis 15% kannten keinen Unterschied zwischen den Farben grün, blau und gelb, und 4% hatten noch niemals ein Schwein kennen gelernt.

Karl Lange [1]) hat mit 500 Schülern aus 33 vogtländischen Schulen — also keineswegs in Großstädten — Versuche angestellt und anstellen lassen; es ergab sich, dass von den Stadtkindern 82% keinen Sonnenaufgang, 77% keinen Sonnenuntergang, 37% kein Kornfeld, 49% keinen Teich, 82% keine Eiche, 80% keine Lerche gesehen hatten; 37% waren noch nie im Wald, 52% auf keinem Berg und 72% wussten nicht, wie das Brod aus dem Getreide entsteht. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wie muss es da erst mit den bedauernswerten Kindern in den ganz großen Städten bestellt sein, weiters aber, was mögen wir von den Kindern zu hören kriegen, die solche Dinge nicht kennen, gleichwohl aber flott davon sprechen. Man sage nicht: „Das werden sie nicht thun" — machen doch wir es oft so. Wir haben noch nie einen lebenden Walfisch, oder einen Wüstensturm oder einen alten Germanen gesehen, wir sprechen aber doch davon ganz vertraut und eingehend, und versichern dabei doch niemals, dass wir das Alles aber niemals gesehen haben. Und so, wie wir vom alten Germanen, so sprechen die Kinder vom Wald, den sie nie gesehen haben, aber ihre Angaben sind ebenfalls so wenig wert, wie die unsrigen über das Aussehen des genannten Vorfahren.

Bezüglich der Sinnenauffassung haben Binet und Henri [2]) mit 7200 Kindern ähnliche Versuche gemacht, welche sie eine vorgezeichnete Linie in der Länge nachmachen oder aus einer Menge von Linien die gleich langen heraussuchen ließen. Namentlich das letztere gelang überraschend gut.

Ueberhaupt sind die Sinne der Kinder scharf und richtig entwickelt. Dass ganz kleine Kinder schlecht hören, ist bekannt und

---

[1]) Karl Lange, „Ueber Apperception", Plauen 1889.

[2]) A. Binet und V. Henri, „Le développement de la memoire visuelle chez les enfants", Rev. gen. des sciences V, Nr. 5.

wurde namentlich von Duttenhofer [1]) auch anatomisch nachgewiesen; dies betrifft aber eine so frühe Periode, dass sie uns nicht mehr interessiert. Bezüglich des Geruches hat allerdings Heusinger [2]) behauptet, er sei bei Kindern sehr stumpf und entwickle sich erst zur Zeit der Pubertät — spätere Beobachter, namentlich die, welche sich besonders mit dem Geruchssinn befasst haben (v. Vintschgau, Hack, Bernstein, Cloquet u. A.) wissen davon nichts zu berichten.

Was nun das Wiedergeben durch die Kinder anlangt, so liegen hier die allerwidersprechendsten Zeugnisse vor; nur um einige zu nennen: Kurzweg schlecht werden die Aussagen der Kinder von allerdings sonst erfahrenen Laien behandelt; Montaigne behauptet: „Alle Kinder lügen und sind starrköpfig," und ebenso Bourdin: „Alle Kinder lügen, besonders die Findlinge." Aber auch erfahrene Männer von Fach halten nicht viel von den Aussagen der Kinder; so sagt Maudsley, [3]) dass die Kinder gar oft Trugbilder haben, die ihnen zweifellos sichtbare Bilder vorzaubern, und auch unser großer Meister Mittermaier [4]) verwirft die Kinder als Zeugen „wegen Oberflächlichkeit und jugendlicher Phantasie". Friedreich [5]) stimmt ihm zu. Die Erfahrungen der Praxis können dies unmöglich bestätigen. Herder, der vielerfahrene, viel zu wenig gewürdigte, preist wiederholt die Kinder als geborene Physiognomisten und der alte Soden [6]) schätzt die Unbefangenheit der Kinder als Zeugen sehr hoch. Auch Löbisch (loco cit.) nimmt die Aussagen der Kinder in Schutz:

„Wenn ein Kind die Unwahrheit sagt, so lügt es noch nicht immer; es sagt, was ihm vor der Seele steht; ob dies objectiv wahr außer ihm existiert oder vielleicht halb nur in seinem Gedanken, das weiß das Kind selber nicht immer und kümmert sich auch meist wenig darum."

Das stimmt mit unseren Erfahrungen völlig überein, die uns auch lehren, dass jene Hälfte des Erzählten, die „nur in seinen

---

[1]) Dr. Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen", Nördlingen 1858.

[2]) Carl Friedrich Heusinger, „Grundriss der physischen und psychischen Anthropologie", Eisenach 1829.

[3]) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

[4]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise", Darmstadt 1834.

[5]) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie", Regensburg 1852.

[6]) A. Soden, „Geist der peinlichen Gesetzgebung".

Gedanken existiert", beinahe immer leicht herauszufinden ist. Dies ist so charakteristisch verschieden von dem, was wirklich gewesen ist, dass eine Verwechslung nicht leicht vorkommen kann.

Wir dürfen auch nicht vergessen, dass im Verständnis dessen, was das Kind wahrnimmt, Lücken entstehen müssen; wenn es einen Vorgang beobachtet, so ist ihm z. B. der erste Theil vollkommen verständlich, der zweite Theil ist ihm ganz neu und unbegreiflich, der dritte wieder fassbar, der vierte nicht und so fort. Ist das Kind nun halbwegs aufgeweckt, so wird es trachten, die so entstandenen Lücken durch Nachdenken und Combinieren auszufüllen — dass dann Manches bunt durch einander geht, ist begreiflich.

Diese Lücken und Ungenauigkeiten werden natürlich um so häufiger und größer, je weiter das Ereignis im Alter des Kindes zurückgreift. Das wirkliche Sich-erinnern-können geht sehr weit zurück. Preyer[1]) erzählt sicher verbürgte Fälle, in welchen Kinder mit 34, 32, 24, ja 18 Monaten zweifellos richtig Dinge erzählten, die sie erlebt haben, an die sie sich also erinnern. Wir Erwachsene erinnern uns an Erlebnisse aus so früher Zeit natürlich nicht mehr, weil wir sie längst vergessen haben, aber bald darauf erinnern sich auch sehr kleine Kinder an Erlebtes; in den allermeisten Fällen ist ein solches Zeugnis für uns ganz wertlos — wir können mit dem Kinde nicht sprechen, und sein Ideenkreis ist so klein, dass die gewöhnlichsten Erlebnisse nicht mehr hineinfallen. Aber denkbar ist eine solche Verwertung, namentlich wenn es sich nur um die Thatsache allein („bist du geschlagen worden? war Jemand da? wo stand der Mann?") oder um Agnoscierungen handelt. Ganz unverlässlich sind bei Kindern regelmäßig Zeitbestimmungen. Gestern und heute verwechseln kleine Kinder sehr leicht, und um zu unterscheiden zwischen vorgestern und vor einer Woche, oder gar einer Woche und einem Monate, ist schon sehr vorgeschrittene Intelligenz nothwendig.

Dass man in solchen Fällen immer und genau individualisieren muss, ist selbstverständlich. Das Wichtigste sind die Verhältnisse, unter welchen das Kind aufgewachsen ist, die Kreise, die es kennen gelernt hat; passt der fragliche Umstand in die vorhandenen Begriffe hinein, so wird ein recht unbegabtes Kind mehr und besser

[1]) W. Preyer, „Die Seele des Kindes", Leipzig 1890.

antworten, als ein sehr gescheidtes Kind, dem die maßgebenden Verhältnisse noch ganz fremd waren. Erst in zweiter Linie möchte ich die Intelligenz als maßgebend bezeichnen und hier für den vorliegenden Zweck die Unterscheidung nicht so machen, dass man die gescheidten Kinder von den dummen trennt, sondern dass man scheidet zwischen praktischen und unpraktischen Kindern. Hierin liegt ein ganz wesentlicher Unterschied. Es können sowohl begabte als unbegabte Kinder praktisch und unpraktisch sein. Ist ein Kind begabt und praktisch, so wird daraus ein in jeder Richtung leistungsfähiger Mensch, der sich überall zurecht findet und sich in jeder Lage zu helfen weiß. Ist das Kind begabt und unpraktisch, so kann in seiner Idealform ein Gelehrter daraus werden, wie man ihn sich gewöhnlich denkt. Ist das Kind unbegabt und praktisch, so wird es einen bescheidenen Platz richtig ausfüllen, ja unter Umständen, wenn es Glück und Hilfe findet, sogar sehr hohe Stellungen erreichen können. Ist es unbegabt und unpraktisch, nun dann wird eben einer jener armen Gesellen daraus, die es nirgends zu etwas bringen. In der Eigenschaft als Zeuge ist hauptsächlich die Frage wichtig, ob das Kind praktisch ist; ist es das, so wird es eine Menge sehen, beobachten, richtig auffassen und wiedergeben, was das unpraktische nicht bemerkt hat. Natürlich ist Alles um einige Grade besser, wenn das Kind begabt ist, aber ich wiederhole: Das unbegabteste praktische Kind ist als Zeuge mehr wert als das begabteste unpraktische.

Was man eigentlich unter einem praktischen Menschen zu verstehen hat, ist schwer zu sagen, es weiß es aber Jeder, und dass es solche auch schon unter ganz kleinen Kindern gibt, das hat auch Jeder gesehen, der sich je einmal um Kinder gekümmert hat.

3. Das Ueble im Kinde.

Es hat nie an Schriftstellern gefehlt, welche den Kindern eine große Menge von Fehlern zugeschrieben haben, ja, seit Lombroso ist es in gewissen Kreisen Sitte geworden, alle, auch die ärgsten Verbrechen schon in den Kindern wenigstens markiert zu finden. Behauptet man geborne Verbrecher, so muss es folgerichtig auch die Verbrecher unter den Kindern geben. Mit Nachdruck wird darauf hingewiesen, dass die grausamsten und unmenschlichsten Männer, wie Nero, Caracalla, Caligula, Ludwig XI., Carl IX.,

Ludwig XIII. u. s. w. schon in den ersten Jahren der Kindheit Spuren großer Grausamkeit zeigten; Perez erzählt Beispiele von Zorn- und Wuthanfällen bei Kindern, und Moreau[1]) bringt solche für das früh entwickelte Rachegefühl bei Kindern, Lafontaine sagte schon von den Kindern: „Dieses Alter kennt kein Erbarmen.“ Auch Nasse[2]) macht auf das Grausame und Wilde bei so vielen Kindern aufmerksam, was sich darin zeigt, dass sie grauenhafte Sachen gerne hören, dass ihre Geschichten damit enden, dass Alles caput sein muss, und dass die Grausamkeit gegen Thiere in seltenen Fällen auf Unkenntnis des verursachten Schmerzes zurückzuführen ist.

Aehnlich äußert sich auch ein moderner Franzose: „Es gibt,“ sagt Broussais,[3]) „kaum einen Knaben, der seine Ueberlegenheit an Kraft schwächeren Knaben gegenüber nicht missbrauchen würde. Das ist sein erster Impuls. Die Wehklagen seines Opfers halten ihn wohl momentan vor weiteren Misshandlungen zurück, wenn ihm die Heftigkeit nicht angeboren ist. Bei der ersten Gelegenheit aber, die sich ihm bietet, folgt er abermals seinem instinctiven Impuls.“

Ja sogar an die Macht der Erziehung will man nicht mehr glauben und lässt es geradezu zum Sprichwort werden: „Kinder und Völker merken sich nur die letzten Schläge.“ Besonders übel sieht man die Zeit um und besonders vor der Pubertätsentwicklung an, und nach dem Vorgange von Voisin[4]) und Friedreich[5]) wird von den Modernen die beginnende Mannbarkeit als die Ursache der absonderlichsten und bedenklichsten Triebe geschildert; als Esquirol die Monomanien erfunden hatte, so wurde eine ganze Literatur (Biermann, Landsberg, Masius u. s. w.), namentlich über die Pyromanie bei eben mannbar werdenden Mädchen, in die Welt gesetzt, ja Friedreich (loco cit.) behauptete sogar, dass fast alle Kinder zur Zeit der Entwicklung an Pyromanie leiden, und Grohmann[6]) setzte fest, dass scrophulose Kinder zu stehlen pflegen.

---

[1]) Moreau, „De l'homicide chez les enfants“, Paris 1882.

[2]) Nasse, „Zeitschrift für Beurtheilung und Heilung krankhafter Seelenzustände“, 1837, I. Bd., 2 Heft.

[3]) Broussais, „Irritation et folie“.

[4]) Voisin, „Des causes morales et physiques des Maladies mentales“, Paris 1826.

[5]) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie“, Regensburg 1852.

[6]) Grohmann in Nasse's Zeitschrift, 1823, 3. Heft.

Wenn wir diese und zahlreiche andere absprechende Urtheile (vergl. insbesondere die Literatur bei Ferriani [1]) einer näheren Prüfung unterziehen, so müssen wir zur Ueberzeugung kommen, dass man auch hier zu sehr generalisiert hat. Der Vorgang ist ganz begreiflich. Dass es bösartige Kinder gibt, bezweifelt ja Niemand, und es ist kein Zugeständnis an die Positivisten, wenn man der Ansicht ist, dass ein großer Theil der Verbrecher schon in früher Jugend nichts nutz gewesen ist, aber hier handelt es sich um den Gattungscharakter der Kindheit, und da ist es gewiss übertrieben, wenn man diesen im Allgemeinen tiefer setzt als den der Erwachsenen; wenn man fragt, zu was denn Erziehung und Bildung dann dienen sollen, wenn die Kinder ohnehin gut sind, so antworten wir, dass diese weitaus genügend geleistet haben, wenn sie im Punkte der Moral ein Gegengewicht gegen die verschlechternden Einflüsse des Lebens, der erwachenden Leidenschaften und der Umgebung zu bilden vermögen.

Stossen wir nun auf Kinder, die frühzeitig schlecht sind, so treten diese in unserem Beobachtungskreis besonders kräftig hervor, sie machen Aufsehen und Lärm, mehr als tausend wohlgeartete Kinder, und an einigen wenigen derartigen schlechten Exemplaren hält man dann fest. Das ist eine gewöhnliche Art, Dinge zu begutachten; was still und nicht auffallend vor sich geht, macht keinen Eindruck, wenn es auch in ungleich größerer Zahl auftritt, während vereinzelte, aber lärmende Fälle so viel Aufmerksamkeit beanspruchen, dass ihre Signatur der ganzen Gattung aufgeprägt wird. Es hat daher den Anschein, als ob man sich von doch mehr vereinzelten Fällen verleiten ließ, unrichtiger Weise einen Gattungscharakter abzuleiten. Auch sonst generalisiert man bei der Beurtheilung von Kindern viel zu sehr. „Hast du dies verstanden, so verstehst du jenes auch“ — dies hört man Kindern gegenüber so oft, und gewiss meistens mit Unrecht. Man stellt sich hiebei auf den Standpunkt des erfahrenen Mannes, dem „dies“ eben so oft vorgekommen ist, als „jenes“, und der so viel Erfahrung besitzt, dass das bisschen mehr Intellect, welches man für „jenes“ braucht, keinen Unterschied macht. Das Kind besitzt aber gerade das „bisschen Intellect mehr“ noch nicht, und das Eine ist ihm vorgekommen, das Andere nicht. Um ein übertriebenes Beispiel

[1] L. Ferriani, „Minorenni Delinquenti“, deutsch von Ruhlmann, Berlin 1896.

zu wählen: Das Kind weiß z. B. sehr gut, dass man nicht stehlen darf, dass Stehlen verächtlich, eine Sünde, ein Verbrechen ist, es weiß aber nicht, dass Hochverrath, Münzfälschung und Brandlegung verboten ist. Diese Grenzen können sich aber ganz nahe zusammenschieben: Es weiß, dass Stehlen verboten ist, hält es aber für erlaubt, von des Nachbars Obst zu naschen; es weiß, dass Lügen eine Sünde ist, es weiß aber nicht, dass gewisse Lügen ganz plötzlich gesetzlich strafbar sind und Betrug heißen. Wenn es also dem Oheim sagt, der Vater lasse um Geld bitten, weil er zufällig keines daheim hat, und wenn der kleine Schelm das herausgelogene Geld vernascht, so glaubt er vielleicht, es sei eine recht hässliche Lüge, dass er aber gerichtlich strafbar wurde, weiß er vielleicht wirklich nicht.

Ebenso ist es dem Kinde sehr schwer, zu subjectivisieren. Das Kind ist mehr Egoist als der Erwachsene; einerseits, weil es doch in vielfacher Beziehung von diesen bevorzugt und gehütet wird, anderseits, weil es der Natur der Sache nach für Niemanden zu sorgen hat und zu Grunde gienge, wenn es nicht von den Anderen versorgt würde. Die natürliche Folge davon ist die, dass es die Grenze nicht findet, wo es nicht mehr erlaubt bekommt, als die Anderen. Kraus[1]) sagt mit Recht: „Bei der Unterscheidung von Gut und Böse zeigt die unreife Jugend eine besondere Eigenthümlichkeit. Stellt man einem Individuum dieses Alters die Aufgabe, irgend eine Handlung ohne Beziehung zu irgend welchen Personen zu beurtheilen, so wird man nicht lange auf die richtige Lösung warten müssen. Steht aber die Handlung in irgend einer Beziehung zur Ichsphäre, zur Person des Gefragten, so ergibt sich eine auffallende Befangenheit, eine Schiefe des Urtheils, eine Unfähigkeit, sich auf den objectiven Standpunkt zu stellen."

Es ist deshalb ganz falsch, wenn man das Kind fragt: „Ja hast du denn nicht gewusst, dass man dies nicht thun darf?" Das Kind wird vielleicht antworten: „Ja, das habe ich gewusst" — es wagt aber nicht beizusetzen: „Man darf es nicht thun, aber ich darf es thun." Es ist gar nicht nothwendig, dass dies der verhätschelte Liebling sagt, dem man thörichter Weise alles hingehen ließ — jedes Kind hat in gewisser Beziehung eine bevorzugte Stellung — wie soll es wissen, wo da die Grenze ist? Die

[1]) Dr. A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens", Tübingen 1884.

Erwachsenen müssen arbeiten, das Kind darf spielen, die Mutter muss kochen, das Kind setzt sich zum gedeckten Tisch, die Mutter muss waschen, das Kind zieht die Kleider lediglich an, es bekommt bessere Bissen, es wird von den Anderen vor Kälte geschützt, man sieht ihm Manches nach, was ein Großer nicht thun oder sagen dürfte — jetzt auf einmal soll etwas Arges los sein, weil es von seinen herkömmlichen Rechten Gebrauch gemacht hat. Wer diesen künstlich, allerdings nothwendiger Weise, erzeugten Egoismus der Kinder im Auge behält, wird manches Delict eines Kindes milder beurtheilen.

Dazu darf endlich nicht übersehen werden, dass das Kind Manches thut, was es ganz einfach und blindlings nachgemacht hat. Man beachte einmal dies von allen Psychologen hervorgehobene Moment genauer, und man wird sehen, wie vieles, was das Kind thut, blos nachgeahmt ist. Freilich tritt auch hier bei einer gewissen Grenze Strafbarkeit ein, wenn aber das Kind nur Jemanden nachahmt, der ihm eine nachahmungswürdige Person sein soll, Eltern, Lehrer u. s. w., dann hat die Verantwortung allerdings ihr Ende.

Im Ganzen können wir sagen, dass uns Niemand den Beweis erbracht hat, die Kinder seien schlechter geartet als die Erwachsenen, die Erfahrung lehrt uns aber, dass Verstellung, berechnende Bosheit, tendenziöser Eigennutz und absichtliche Lüge bei Kindern unvergleichlich seltener sind, als bei Erwachsenen, und dass sie im Ganzen gut und willig beobachten, so dass wir Kinder, mit Ausnahme der eben mannbar werdenden Mädchen als gute, häufig als vorzügliche Zeugen ansehen können.

c) Das Greisenalter.

Es hat den Anschein, als ob die Eigenthümlichkeiten des höheren Alters bei unserer Arbeit zu wenig berücksichtigt würden. Man merkt auf die Unterschiede von Mann und Weib, von Kind und Erwachsenen, aber selten auf die, welche das Greisenalter von den übrigen Altersperioden trennt. Gleichwohl sind diese Eigenthümlichkeiten so wesentliche, dass ein Uebersehen derselben Nachtheile bringen kann. Wir wollen von jener Stufe des Greisenalters, in welcher der Mensch wieder zum Kinde wird absehen; dies ist ein Stadium, wo schon die Frage dringend wird, ob nicht

Altersblödsinn vorliegt, oder wo zum mindesten die Schwäche des Wahrnehmungs- oder Wiedergebungsvermögens so deutlich zum Vorschein kommt, dass ein Verkennen nicht recht denkbar ist.

Von Wichtigkeit ist nur das vorausgehende Stadium, in welchem eine wesentliche Herabsetzung der Geisteskräfte, bis zum Kindischwerden, noch nicht wahrnehmbar ist. Den Beginn dieses Stadiums wollen wir dort einsetzen, wo der deutlich wahrnehmbare Geschlechtsunterschied zu schwinden anfängt. Geradeso, wie wir die allererste Jugend dann für beendet ansehen, wenn der Unterschied von Knaben und Mädchen im ganzen Wesen hervortritt, ebenso können wir sagen, dass der wichtige Theil, der active, des Lebensprocesses abgelaufen ist, wenn dieser Unterschied sich zurückbildet. Es ist ganz eigenthümlich, wie zu einer gewissen Zeit das äußere Ansehen, die Haltung, die Stimme, das innere Wesen und der Charakter das typisch Männliche oder Weibliche allmälig verliert und sich zu nähern beginnt. Das ist der Anfang des Greisenalters, die Anzahl der Jahre, Intelligenz, Bildung und was sonst Unterscheidendes besteht, ist von viel weniger Bedeutung, und die nun eintretenden Sonderlichkeiten lassen sich leicht ableiten, wenn man das Wesen des Greisenalters ins Auge fasst. Die Arbeit des Lebens ist beendet, weil die Körperkräfte nicht mehr reichen, der Widerstand gegen die Feindlichkeiten desselben ist geringer geworden, aus demselben Grunde, der Muth ist verringert, die Sorge um das leibliche Wohl gesteigert, Alles geschieht langsamer und mühsamer, alles wegen der eingetretenen Schwäche, die von jetzt an die Signatur des ganzen Wesens bleibt. Deshalb hat Lombroso [1]) nicht unrecht, wenn er sagt, dass die charakteristischen Krankheiten des Greisenalters sich bei Frauen seltener finden, als bei Männern; die Erklärung liegt zweifellos darin, dass bei der von Natur aus schwächeren Frau der Umschwung in einen neuen Zustand von Schwäche nicht so gewaltsam ist, als beim Mann, der aus der Vollkraft des Mannesalters zum schwachen Greise wird. Die Einbuße ist eine so große, der Unterschied so bedeutend und schmerzlich, dass das Ergebnis eine Reihe von üblen Eigenschaften sein muss: Egoismus, Reizbarkeit, Einsilbigkeit, Grausamkeit u. s. w. Es ist bezeichnend genug, dass der Greis alle jenen unangenehmen

[1]) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte", Deutsch von Kurella, Hamburg 1894.

Charakterzüge annimmt, die wir an Eunuchen vermerken — sie resultieren aus dem Bewusstsein, Kraft verloren zu haben.

Deshalb entwickelt Kraus (loco cit.) auch hieraus die Verbrechen des Greisenalters: „Die reizbare Schwäche des Greises bringt ihn so sehr in Gefahr, Verbrecher zu werden. Der Reizbarkeit kommt die Langsamkeit und Einseitigkeit im Denken entgegen, er lässt sich von den Außendingen überraschen, er wird aus seinem Halbschlummer gerissen und handelt wie ein Schlaftrunkener..... Der Greis ist der Fanatiker der Ruhe, jede Störung seiner Ruhe ist ihm lästig. Daher aller Griesgram, alles Brutteln und Zanken, alle Murrköpfigkeit und Hadersucht des Greises, dessen einzige Devise ist: „Lasst mich in Ruhe."

Dieser „Schlaftrunkenheit" wird aber entschieden zu viel Wert beigelegt; so hat auch (der jüngere) Henry Holland [1]) behauptet, das Alter nähere sich überhaupt einem Traumzustand, weshalb man dann Traum und Wirklichkeit leicht verwechsle. Hiebei scheint man wohl nur die letzten Stadien des Greisenalters im Auge zu haben, wenn nämlich das Leben zu einer ganz schwachen, vegetativen Function geworden ist, in diesem Stadium werden aber wohl kaum mehr Verbrechen begangen.

Wir werden viel einfacher sagen: Die eingetretene Schwäche bildet im Greise die schon früher vorhandenen Eigenschaften in einer bestimmten Richtung so weit aus, dass sie zu Verbrechen werden können. Wenn z. B. der heilige Augustinus sagt: *„cum cuncta vitia in sene senescant, sola avaritia juvenescit"*, so ist nur der erste Theil des Satzes richtig — „alle Fehler entwickeln sich in Richtung der eintretenden Schwäche" aber die Habsucht wird nicht jung. Wir müssen annehmen, dass der alternde Mann früher sparsam war, er vergönnte aber sich und den Seinen etwas, weil er wusste, dass er im Stande sei, das in Abgang Kommende wieder zu ersetzen; jetzt ist er alt und schwach, er weiß, dass er nichts mehr leisten kann, dass also das Vorhandene an Geld und Gut das Einzige ist, von dem er seine Tage fristen kann; daher die große Furcht, dasselbe zu verlieren oder vermindern zu lassen, daher wird aus Sparsamkeit der Geiz, dann die Habsucht und auch Schlimmeres, was ihn zum Verbrecher macht.

---

[1]) Henry Holland, „Fragmentary papers on science and other subjects", 1875.

Ebenso ist es in der geschlechtlichen Sphäre: Zu schwach, um natürlichen Trieben bei Erwachsenen Geltung zu verschaffen, vergreift er sich an unreifen Mädchen, und die Furcht vor einem Menschen, dem er anders nicht mehr entgegentreten kann, macht ihn zum Giftmörder.

Drobisch [1]) findet das Aendern der Charaktere darin gegründet, dass aus dem Ich bestimmte Elemente in jedem Lebensalter ausscheiden; das ausscheidende Element im Greisenalter ist das der Kraft, und wenn wir dies festhalten, werden wir jede Erscheinung in diesem Alter erklären können.

Auch als Zeugen wollen greisenhafte Menschen besonders behandelt sein; genaues Studium solcher Leute und die nicht übermäßig reiche Literatur geben genügenden Aufschluss. Das Nöthigste enthält jedes Lehrbuch der Psychologie, besonders empfehlen möchte ich die Arbeiten von Carus [2]) und Metzger, [3]) die zwar alt, aber wegen ihrer reichen Casuistik nicht veraltet sind. In der Beurtheilung der einzelnen Fälle wird immer eine wesentliche Erleichterung geschaffen, wenn man festhält, dass die geistige Organisation im Greisenalter wesentlich vereinfacht und auf wenige Typen beschränkt wird; die Thätigkeit ist eine geringere, die Einflüsse und Bestrebungen enge zusammengebracht, die Gegenwart bringt wenig, wird aber auch weniger berücksichtigt, und so kommt es, dass die Gesammtauffassung stets durch eine Resultierende beeinflußt wird, die sich aus jenen Kräften zusammensetzt, die auf sein Leben gewirkt haben. Man wird bei aufmerksamer Beobachtung im Wesen der Greise nur zwei Typen finden, [4]) den des verbitterten, und den, dessen Urtheil ausklingt in einem „Tout comprendre, c'est tout pardonner". Das objective Hinstellen von Thatsachen will dem Greise sehr selten gelingen, er erzählt Alles mit gleichzeitiger Hinzufügung seines Urtheiles oder eigentlich Thatsache und Urtheil zusammen und immer in einer der beiden Typen. Welche es ist, das hängt weniger von der Gemüthsorganisation des Betreffenden, als von dem herben oder heiteren Lose ab, das er im Leben gezogen hatte. Ist er einer von der verbitterten

[1]) Moritz Drobisch, „Die moralische Statistik", Leipzig 1867.

[2]) Friedrich August Carus, „Psychologie", Leipzig 1823.

[3]) Metzger in Schneider's „Annalen der Staatsarzneikunde", 1840, 1 Heft.

[4]) Dr. Hans Gross, „Lehrbuch für den Ausforschungsdienst der Gendarmerie".

Sorte, so wird er einen vielleicht nicht harmlosen, aber nicht gar argen Vorgang, statt Thatsachen zu geben, so schildern, dass er über die Schlechtigkeit der Welt zu klagen beginnt, die es so weit gebracht hat, dass damals . . . dies und jenes geschah. Der versöhnende Greis beginnt mit den Worten: „Guter Gott, es war nicht so arg, die Leute sind jung und fröhlich und da hat eben Einer u. s. w.“ Dass derselbe Vorgang von Einem und vom Anderen grundverschieden dargestellt wird, ist selbstverständlich. Glücklicherweise ist der Greis leicht zu durchschauen, und nach den allerersten Worten weiß man, in welchem Lichte er die Sache darstellen wird. Das Schwierigste an der Beurtheilung einer Erzählung von Greisen ist das fortwährende Hereinspielen von Erinnerungen, die, unvergessen aufbewahrt, immer färbend und stimmend mitwirken. Die bekannte Thatsache, dass Greise längst Vergangenes besser merken, als eben erst Geschehenes, lässt sich dadurch erklären, dass das alte Gehirn nur das merkt, was es oft erfahren hat. Alte Erlebnisse wurden nun hundert und hundertmal in der Erinnerung wachgerufen und haben sich daher tief einprägen können, während das Neue nur wenige Male repetiert werden konnte und daher, bevor es vergessen wurde, nicht Zeit hatte, sich genügend tief einzuprägen.

Erzählt der Greis nun Jüngstvergangenes, so lebt gleichzeitig irgend etwas längstvergangenes Aehnliches wieder auf. Das Letztere hat aber, wenn nicht lebhaftere, so doch gleich starke Farben, so kommt es, dass dieses immer neben auftaucht, und so ist das Erzählte oft zur Hälfte Längstvergangenes. Wie diese alten Erinnerungen aus der Erzählung herauszufinden sind, weiß ich nicht, Schwierigkeiten bietet es immer, zumal in diesen Erinnerungen gewöhnlich eigene, oft böse Erlebnisse auferstehen — nicht mit Unrecht heißt es: „Nimm der Jugend etwas Leichtsinn, und Du nimmst dem Alter viel Erinnerung.“

d) Verschiedene Auffassung.

„Warum kann ich doch die Sachen nicht auch so sehen, wie andere Leute?“
Sancho Pansa.

Ich will an das eben Erwähnte anknüpfen, dass nämlich der Greis Thatsache und Urtheil vermengt anbringt. In gewissem Sinne thut das Jeder, und es ist, wie schon wiederholt erwähnt,

ganz thöricht, zu behaupten, dass wir von den Zeugen nur Thatsachen verlangen können; abgesehen davon, dass in den allermeisten angeblichen Sinneswahrnehmungen Schlüsse stecken, abgesehen hievon, liegt in jeder Darstellung fast ausnahmslos schon die Beurtheilung des Herganges, wenn sie nicht blos in wenigen, ganz trockenen Worten gegeben wird. Und selbst da kann im gewählten Ausdruck, im Ton, in der Geberde eine Begutachtung liegen, die genau zeigt, was der Zeuge von der Sache denkt. Nehmen wir als Beispiel einen ganz einfachen Vorgang: Zwei Betrunkene balgen auf der Straße — und lassen wir uns den Hergang von den einzelnen der vielen Zeugen mit dem Auftrage schildern, nur die Thatsache mitzutheilen. Sie werden dies thun, aber fast Alle mit einem einleitenden Worte: „Es war ein ganz gewöhnlicher Hergang" — „ein Hauptspass" — „ganz harmlos" — „geradezu eckelerregend" — „zu komisch" — „ein entsetzliches Stück Sittengeschichte" — „zu traurig" — „menschenunwürdig" — „fürchterlich gefährlich" „sehr interessant" — „eine wahre Studie für einen Breughel" — „geradeaus: fin de siecle" u. s. w. Ist es nun auch nur entfernt zu denken, dass die Leute, die denselben Vorgang so verschieden charakterisiert haben, „die bloße Thatsache" gleich schildern werden? Sie haben den Hergang schon nach ihrer Auffassung verschieden gesehen, der Eine hat dies nicht bemerkt, der Andere jenes, der Eine dies hervorgehoben, der Andere jenes, und trotzdem die Sache vielleicht ganz kurz gedauert hat, machte dies einen solchen Eindruck, dass Jeder ein vollkommen anderes Bild vor Augen hat und wiedergibt.

Eine treffliche Zusammenstellung für verschiedene Auffassung hat uns v. Volkmar [1]) gegeben: „Das eine Volk hört im Donner den Klang der Trompete, den Hufschlag der göttlichen Rosse, das Rasseln des Himmelsdrachen; ein Volk hört das Brüllen der Kuh, der Lette das Keifen des „Alten", ein anderes Volk hört die Heiligen des Himmels Kegel schieben und der Grönländer gar den Streit der verwünschten Weiber um ein getrocknetes Fell."

Und Voltaire sagte einmal in seiner unvergleichlichen Weise: „Wenn man den Teufel fragte, was schön ist, so wird er sagen: Le beau est une paire de cornes, quatre griffes et une queue" — wenn wir aber Jemanden als Zeugen fragen, ob etwas schön sei,

[1]) Wilhelm Volkmann v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

so glauben wir doch beiläufig, um eine Thatsache gefragt zu haben, und die Antwort wird ebenso verlässlich sein, wie dann, wenn wir Einen fragen, ob es irgendwo „nett und sauber" gewesen ist, der glaubt, „Ordnung gemacht zu haben, wenn er den Schmutz aus einer Ecke in die andere gekehrt hat".

Vergleichen wir die verschiedene Auffassung bei den Menschen im Allgemeinen, so müssen wir von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehen, die im Vereine mit der geistigen Wahrnehmung einen nicht unbedeutenden Unterschied ausmacht. Dass dieser Unterschied besteht, haben in exacter Form zuerst die Astronomen entdeckt, indem sie feststellten, dass zwei verschiedene Beobachter gleichzeitige Ereignisse (z. B. den Durchgang eines Sternes durch den Meridian) nicht gleichzeitig wahrnehmen; man nennt diese merkwürdige Erscheinung „die persönliche Gleichung". Ob hieran die verschieden rasche Wahrnehmung durch das Sinnesorgan oder die verschieden rasche Auffassung durch den Intellect oder beide zusammen die Schuld tragen, weiß man nicht, jedenfalls ist der festgestellte Unterschied (bis über $^1/_2$ Secunde) ein so wesentlicher, dass sich bei Ereignissen, die sich sehr rasch nach einander abspielen, für die einzelnen Beobachter vollkommen andere Bilder in der Auffassung ergeben können (vergl. oben Seite 253); wer richtiger aufgefasst hat, der rascher oder der langsamer Sehende, ist ebenso wenig sicher, wie der Umstand, welche Leute rascher und welche langsamer wahrnehmen, und da wir nicht im Stande sind, im einzelnen Falle dies mit besonderen Instrumenten zu prüfen, so müssen wir uns lediglich mit der Feststellung begnügen, dass wichtige, verschiedene Auffassungen vorkommen können, und dass dies z. B. im eben fraglichen Falle von ausschlaggebender Wichtigkeit sein kann (also bei Ereignissen, wo sich rasch aufeinanderfolgende Momente abgelöst haben, z. B. Raufereien, plötzlichen Angriffen, dann auch bei Fälschungen beim Spiele, Taschendiebstählen u. s. w.).

Der zunächst liegende, gröbere Unterschied in der Auffassung liegt in der verschiedenen Beobachtung. Schiel[1]) erklärt: „Nicht der ist Beobachter, der das Ding sieht, sondern der sieht, aus welchen Theilen es zusammengesetzt ist. Das Talent dazu ist selten. Der eine übersieht die Hälfte, weil er unaufmerksam ist

[1]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung", Braunschweig 1865.

oder auf falschen Punkt achtet, der andere hält seine Folgerungen für Gesehenes, ein anderer achtet auf die Art der Umstände und lässt ihre Quantität unbestimmt; ein anderer trennt, was zu vereinigen ist, oder vereinigt, was zu trennen wäre.“ Wenn man sich klar hält, welche wesentlichen Unterschiede durch diese Verschiedenheiten entstehen können, so muss man auch einsehen, woher die oft wesentlich von einander abweichenden Aussagen der Zeugen stammen. Wir werden auch sagen müssen, dass sich diese Unterschiede noch ungleich größer und wichtiger gestalten würden, wenn nicht die Zeugen meistens in der Lage wären, entweder sofort nach dem Ereignis oder später dasselbe zu besprechen und so ihre verschiedenen Auffassungen aneinander abzuschleifen und näher zu bringen. Deshalb machen wir oft die befremdliche Erfahrung, dass dann, wenn die Zeugen sich wirklich nicht besprechen konnten, auch keine Berichte durch Dritte hörten, auch nicht die Folgen der That zu Gesicht bekamen, woran sie ihre Auffassung corrigieren konnten, doch noch wesentliche Verschiedenheiten zu Tage traten. Wir helfen uns damit, dass wir einen Theil dieser Zeugen der Lüge zeihen oder annehmen, sie waren unaufmerksam oder mit Blindheit geschlagen, während nichts anderes vorlag als verschiedene, aber für alle Theile gerechtfertigte Auffassung.

Fast von gleicher Wichtigkeit sind Ansichten.

„Fiesco“ ruft aus: „Es ist schimpflich, eine volle Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde“ — und mit vollem Recht weist Exner[1]) darauf hin, dass z. B. Oedipus im Alterthum ganz anders aufgefasst wurde, als heute; damals fand man sein Geschick schauderhaft, heute meint man kühl, er könne ja für alles Erlebte nicht dafür.

Das sind beides Criminalfälle aus der Dichtung, welche die verschiedensten Ansichten hinstellt, ebenso verschieden fasst man heute dieselbe Handlung auf, und, was für uns wichtig ist, ebenso sieht man auch die Thatsachen verschieden, die diesen Handlungen zu Grunde liegen. Wir können uns aber auch Beispiele aus nächster Nähe holen; es ist bekannt und belustigend, dieselben Wolkenbildungen von verschiedenen Menschen beurtheilen zu lassen,

[1]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen“, Leipzig 1894.

nach dem, was sie darin sehen. In wenigen Minuten hört man: „Blumenkelche mit Blüthengeistern — bekneipte Studenten; brausendes Meer — ein Kameel mit einem Affen; kämpfende Riesen — einen Fliegenschwarm; einen Propheten mit wallendem Bart — einen Pfeifenkopf“ und so fort in der buntesten Reihe; wie Einer zufällig auffasst, was er für Ansichten vom Leben hat, was ihm nahe und vertraut liegt, das tritt hier zu Tage, und wenn auch das, was wir für gewöhnlich zu beobachten haben, nicht so kraus und luftig ist wie Wolkengebilde, so gibt es doch oft recht wirre Situationen anzusehen, und wenn dann die Beurtheilungen nicht so weit auseinandergehen, so sind sie immerhin um so viel anders, dass sie vollkommen verschiedene Darstellungen bieten. Ich gestehe, dass mir die Erinnerung an das Beispiel von der verschiedenen Wolkenbeurtheilung manche Zeugenaussagen, die ganz unvereinbar aussahen, zu erklären vermochte.

Stimmung, dieser ganz undefinierbare Factor, übt auch großen Einfluss auf die Auffassung, und mit Recht hat La Roche-Foucauld,[1]) der alte Kenner menschlicher Schwäche, behauptet: „Die Launen unserer Stimmung sind noch wunderlicher, als die des Schicksals.“

Was Stimmung ist, weiß Jeder. Jeder hat darunter gelitten und davon Nutzen gezogen, aber was sie ist, kann keiner recht sagen. Fischer[2]) stellt die Stimmung so dar: „Alle inneren Zustände und Zustandsänderungen unseres Organismus können, wenn sie sensible Nerven treffen, unter gewissen Bedingungen Empfindungen auslösen, wie beispielsweise die Functionen der Lungen, des Herzens, des Magens, der Eingeweide, der Muskeln u. s. w. Aber wir werden dieser innerkörperlichen Vorgänge, zumal, wenn sie in normaler Weise und ohne bedeutende Intensivität verlaufen, in der Regel nicht im einzelnen inne, sondern sie bewirken meistens eine zusammengesetzte Empfindung, die man gewöhnlich ‚Stimmung‘ nennt.“

Hiernach wäre Stimmung eine Art Vitalempfinden, die Resultierende aus dem momentan günstigeren oder ungünstigeren Functionieren unserer Organe. Immer und allein richtig ist dies gewiss

[1]) La Roche Foucauld, „Maximen und Reflexionen“, deutsch von Horlek, Leipzig.

[2]) Dr. Engelbert Lorenz Fischer, „Theorie der Gesichtswahrnehmung“, Mainz 1891.

nicht, da einzelne, scheinbar ganz unbedeutende Wirkungen auf unsere Sinne die Stimmung für längere Zeit schaffen und umändern können, ohne dass irgend welche Einwirkung auf die Organe und ihr Zusammenwirken ersichtlich wäre. Ich erinnere daran, wie blos schönes oder trübes Wetter die Stimmung beeinflußt, wie eine gute Cigarre der ganzen Stimmung sofort auf die Beine helfen kann, und wie wir oft den ganzen Tag in einer geradezu erfreuten oder aber ganz niedergeschlagenen Stimmung verharren können, bis wir entdecken, dass die ganze Schuld einem angenehmen oder bösen Traume der verwichenen Nacht zuzuschreiben ist. Besonders lehrreich war mir ein kleines Erlebnis, das mir auf einer Fahrt zu einer auswärtigen Amtshandlung zugestossen ist. Es handelte sich um eine ganz gewöhnliche Rauferei zwischen Bauernburschen, bei welcher Einer arg zugerichtet worden war, der nun zu vernehmen und ärztlich zu untersuchen war. Unterwegs, etwa in der Hälfte der langen Schlittenfahrt, mussten wir in einem Straßenwirtshause warten, da ich einen erhebenden Gendarm dahin bestellt hatte, und als wir, etwa nach einer Viertelstunde, weiterfuhren, überkam mich eine unsäglich traurige Stimmung, und namentlich die mir so gewohnte Rauferei kam mir so überaus traurig vor. Ich bemitleidete den verletzten Burschen, seine Eltern, seine Gegner, lauter mir total unbekannte Menschen, ich betrübte mich über die Rohheit der Menschen, über den Genuss geistiger Getränke, kurz über alles mögliche. Diese Stimmung war so auffallend, dass ich über ihren Grund zu forschen begann; ich fand ihn zuerst in der langweiligen Gegend, dann in der Schale heißen Kaffees, die ich im Gasthaus getrunken hatte, und die vielleicht vergiftet war, bis mir endlich auffiel, dass das Schellengeläute der Pferde in einem sehr betrüblichen Mollaccorde gestimmt war. Der Kutscher hatte zu Hause in der Eile vergessen, Glocken mitzunehmen und, um der Straßenpolizeiordnung zu entsprechen, hatte er sich erst im Gasthause ein Geläute ausgeborgt, und von diesem Augenblick datierte meine traurige Stimmung. Ich ließ das Geläute entfernen, und sofort freute ich mich an der schönen Natur.

Ich bin überzeugt, dass ich in der früheren Stimmung, als Zeuge über irgend einen Hergang vernommen, diesen gewiss ganz anders erzählt hätte, als in normaler Stimmung. Welchen Einfluss Musik — namentlich Tanzmusik, traurige und kriegerische Musik — auf die Stimmung haben kann, ist bekannt genug.

Uebrigens ist auch der unbewusste Einfluss äußerer Momente häufig von Einfluss. „Ist man sehr in Gedanken," bemerkt Fechner,[1]) „so merkt man weder Sonnenschein, noch Grün der Wiesen u. s. w., und doch ist man in ganz anderer Stimmung, als wenn man im finsteren Zimmer nachdenkt."

Von Bedeutung ist noch die Stimmung, die wir Gleichgiltigkeit nennen, und die besonders dann auftritt, wenn unser Ich durch kräftige Eindrücke sich am meisten mit sich selbst befasst: Schmerz, Trauer, Freude, wichtige Arbeit, Nachdenken, Krankheit u. s. w. In diesem Zustande unterschätzen wir die Bedeutung von Allem, was um uns hergeht; es wird Alles in Relation zu unserem persönlichen, augenblicklichen Zustand gebracht und unserem Egoismus entsprechend als mehr oder weniger gleichgiltig angesehen. Ob diese gleichgiltige Stimmung besteht zur Zeit der Wahrnehmung oder zur Zeit des Wiedergebens beim Verhöre, ist ganz gleichgiltig, jedenfalls wird die Sache ihrer Härten, ihrer Bedeutung und ihrer Wichtigkeit beraubt, es wird grau geschildert, was weiß und schwarz gewesen ist.

Es gibt aber noch eine andere ähnliche Stimmung, die sich dadurch auszeichnet, dass wir uns derselben nicht recht bewusst werden, ihr aber sehr stark unterworfen sind. Nach Lipps[2]) und Lotze[3]) bemerkt man bei allgemein nervöser Verstimmung, wie sie bei Hämorrhoidalbeschwerden so oft vorkommt, nicht selten bei vollkommener Unversehrtheit der Empfindungen und des Bewusstseins eine eigenthümliche Affectlosigkeit des Wahrgenommenen ... unsere ganze Existenz kommt uns wie eine fremde, uns wenig angehende, wie Fiction, nicht wie Ernst vor. Dass man sich in solcher Stimmung um das, was ringsum vorgeht, nur wenig und nur beiläufig kümmert, ist begreiflich; die Erlebnisse scheinen dann schattenhaft und oberflächlich, sie sind gleichgiltig und werden auch nur als solche wiedergegeben.

Dieser Zustand ist für unsere Arbeit insoferne geradezu gefährlich, weil ein gewissenhafter Zeuge wohl mittheilen wird, dass er z. B. zur Zeit der Beobachtung oder der Vernehmung krank

---

[1]) Gustav Theodor Fechner, „Elemente der Psychophysik", Leipzig 1889 (I. Theil).

[2]) Dr. Theodor Lipps, „Die Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.

[3]) Rudolf Hermann Lotze, „Medicinische Psychologie u. s. w.", Leipzig 1852.

oder bekümmert war, und deshalb nicht correct erzählt, aber eine solche „Affectlosigkeit" seines Zustandes erzählt er dem Richter gewiss nicht, er weiß von ihrem Vorhandensein wahrscheinlich gar nichts. — Mit diesen Stimmungen nahe verwandt sind gewisse Situationen, geistige und körperliche, welche uns zu einer vollkommen verschiedenen Auffassung bringen; „*Animo dolenti nihil oportet credere*" und „*amans iratus multa sibi mentitur*" ist nach 2000 Jahren auch noch buchstäblich wahr, und das Merkwürdigste daran ist nur der Umstand, dass dies Jedermann bekannt ist, dass die in solchen Worten liegende Wahrheit aber selten bei Vernehmungen zur Geltung gebracht wird. Der körperlich Leidende, der in seinen Gefühlen auf das schmerzhafteste Verletzte und der durch Kummer vollkommen Herabgekommene wird gerade so als Zeuge vernommen, wie jeder Andere, und selten fällt es Jemandem ein, den nothwendigen, wesentlich reducierenden Maßstab anzulegen. Auch in den gegentheiligen Fehler verfällt man öfters, indem man wieder heftige Leidenschaften, deren Zeit längst vorbei ist, so einflussreich ansieht, als ob sie heute noch glühten. Man weiß, dass Liebe und Hass in der Ferne schwinden, und dass längst erstorbene Liebe und längst verrauschter Hass allmälig in einem versöhnlichen, milden Empfinden ausklingen, welches trotz des so sehr verschiedenen Herkommens für beide Leidenschaften eine merkwürdige Aehnlichkeit hat. Weiß nur der Vernehmende, dass einmal eine heftige Leidenschaft, sei es Liebe, sei es Hass, bestanden hat, so sieht er sich enttäuscht, wenn er statt dessen volle Ruhe und objective Beurtheilung findet. Das scheint ihm unmöglich und er glaubt dem vielleicht ganz richtig schildernden Zeugen nichts oder das Wenige nur in anderer Färbung.

Noch merkwürdiger sind körperliche Situationen, welche eine verschiedene Auffassung bewirken. Es stellt dies keine Sinnestäuschungen dar, da keine Aenderung bei der Sinneswahrnehmung vorkommt, sondern es sind dies Verschiedenheiten, deren Entstehung nach der Sinneswahrnehmung, im eigentlichen Auffassungsvorgang zu suchen ist. Beispiele hiefür gibt es viele.

Herbart [1]) hat es, wie ich glaube, zuerst ausgesprochen, „dass Einem zuweilen ein Gedanke gefällt, wenn man liegt, der nicht

[1]) J. Herbart, „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie", Königsberg 1815—1850.

mehr gefällt, wenn man sich erhebt.“ Das ist seitdem wiederholt ausgesprochen und untersucht worden; es dürfte wohl mit der Verschiedenheit der Blutzufuhr zum Gehirn im liegenden und stehenden Zustande zusammenhängen und erklärt uns eine Reihe von Erscheinungen. Vor Allem hängt damit das Pläne-machen und Pläne-ausführen zusammen. Jeder kennt es, dass man oft im Bette liegend allerlei Pläne aufkommen lässt und sie gut heißt; sobald man sich erhebt, steigen Bedenken auf, und der Plan wird nach und nach wieder fallen gelassen. Das hat so lange wenig Bedeutung, als man nicht in der ersteren Situation irgend etwas unternommen hat, was für den damals gefassten Beschluss bindend werden kann; wenn also z. B. zwei, im Bette liegend, einen bestimmten Plan gefasst haben, worauf dann jeder sich vor dem anderen scheut, davon zurückzutreten. Wir hören dann öfter von Verbrechern, dass sie der gefasste Plan gereut habe: „Nun war er einmal beschlossen und wurde ausgeführt.“ Viele solche Erscheinungen, die uns meistens nicht recht glaubhaft erscheinen, sind auf diese Situationen zurückzuführen.

Aehnliches kommt vor, wenn z. B. ein Zeuge irgend einen wichtigen Vorgang überdenkt, während er im Bett liegt. Später einmal denkt er wieder daran und kommt zur Ueberzeugung, dass sich die ganze Sache eigentlich anders zutrug als so, wie er es neulich überdacht hat. Er kann nun leicht zur Ueberzeugung kommen, dass der Zeitpunkt, an welchem er jene Ueberlegung machte, dem Hergang näher war, weshalb die damalige Auffassung die richtigere gewesen sein muss. Er bleibt dann bei seiner Vernehmung auch bei dieser Auffassung, obgleich sie die weniger richtige war.

Etwas Aehnliches hat Helmholtz [1]) festgestellt:

„Die Farben einer Landschaft erscheinen viel glänzender und bestimmter, wenn man sie bei schiefer oder umgekehrter Lage des Kopfes betrachtet, als bei gewöhnlicher aufrechter Haltung. Bei letzterer suchen wir die Sachen als solche richtig zu beurtheilen und wissen, dass z. B. grüne Flächen in gewisser Entfernung etwas veränderten Farbenton haben; wir gewöhnen uns daran, von dieser Veränderung abzusehen und lernen, das veränderte Grün ferner Wiesen und Bäume doch mit der entsprechenden Farbe naher

[1]) A. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik“, Leipzig 1865.

Objecte zu identificieren. Außerdem sehen wir in veränderter Lage die Landschaft als plattes Bild, ja mitunter sehen wir dann die Wolken in richtiger Perspective und die Landschaft so platt, wie wir gewöhnlich die Wolken sehen."

Es ist selbstverständlich, dass kaum jemals ein Criminalfall vorkommen wird, bei welchem die saftigere Farbe oder die plattere Erscheinung einer Wiese irgend eine Rolle spielen wird; ebenso selbstverständlich ist es aber auch, dass derselbe Grund, welcher diese genannten Verschiedenheiten bewirken konnte, auch die Ursache von vielen anderen, noch nicht erforschten Verschiedenheiten abgeben kann, die für uns allerdings von Bedeutung sein können.

Dies ist namentlich dann möglich, wenn es auf das Vergleichen ankommt. Schiel [1]) legte viel Wert darauf, dass zwei verschieden lange Linien gleich lang erscheinen, wenn sie divergieren, während man sofort auf die verschiedene Länge kommt, wenn sie parallel laufen, neben einander nahe liegen und gleich anfangen. Er sagt, so sei es bei allen Vergleichen: Kann man die Juxtaposition zu Wege bringen, so kann man auch vergleichen, ist das nicht möglich, so vergleicht man auch schlecht. Auch hier handelt es sich nicht um eine Sinnestäuschung, sondern nur darum, dass man sich durch bequemere Situation Erleichterungen verschafft. Diese „Juxtaposition" ist oft wichtig; nicht aus praktischen Rücksichten, um leichter vergleichen zu können, sondern deshalb, weil wir wissen müssen, ob ein Zeuge die richtige Juxtaposition fand. War dies der Fall, so hat er gut verglichen, war es nicht so, dann ist seinem Vergleiche wenig Wert beizulegen. Ob er sie hatte oder nicht, ist bei näherem und sorgfältigem Eingehen auf die Sache meistens herauszubringen.

Eine bestimmte Situation zur Auffassung verleiht auch das besondere Interesse, welches man der ganzen Sache oder einem bestimmten Theil derselben entgegenbringt. Bonstetten [2]) gibt hiefür ein gutes Beispiel, indem er erzählt, eine seiner ältesten Erinnerungen sei die an seinen Großvater — er erinnert sich aber nicht an den ganzen alten Mann, sondern nur an einen grünen Aermel und eine runzlige Hand, die ein Chocoladetäfelchen reicht. Das Kind hatte also nur für das letztere ein Interesse und fasste also

[1]) J. Schiel, „Inductive Forschung".

[2]) Briefe von Bonstetten an Matthisson. Zürich 1827.

auch nur dieses und seine allernächste Umgebung, die Hand und den Aermel auf. Aehnliches können wir oft beobachten. In der ganzen großen Rauferei hat der Zeuge nur gesehen, was seinen Bruder angieng, von einem großen Haufen gestohlener Kostbarkeiten hat der Numismatiker blos ein Armband mit einer seltenen Münze hemerkt, von einer langen, staatsgefährlichen Rede hat der Zeuge nur das aufgefasst, was seinen Stand betroffen hat u. s. w. Ja dieselbe Sache erscheint ganz anders, wenn sie aus irgend einem Grunde kein Interesse oder aber ein erhöhtes bietet: „Eine Farbe nimmt sich ganz anders aus, wenn sie aus der Mode ist, eine Blume anders, wenn wir wissen, dass sie gemacht ist, in der Heimat scheint die Sonne heller, die selbstgezogene Frucht schmeckt besser u. s. w.“ (v. Volkmar [1]).

Aber auch sonst noch gibt es eine Menge von einzelnen Einwirkungen auf unsere Auffassung, und seitdem Purkynje [2]) vor mehr als 70 Jahren zuerst über die subjectiven Erscheinungen experimentierte und schrieb, wachsen die Beispiele ununterbrochen.

Ein wichtiges Moment bildet die verschiedene Bedeutung der Worte. Taylor [3]) hat, an einen Ausspruch von Lord Bacon anknüpfend, gesagt, die Worte sind für uns Marken für Begriffe geworden, und so sind einfache Worte zur Bezeichnung für ganz verwickelte juristische, mathematische, philosophische Begriffe geworden. Es ist begreiflich, dass dadurch Einer ganz etwas Anderes aussagt, wenn er andere „Marken“ hat als andere Leute. Aber selbst im Denken und Construieren, somit im Verarbeiten des Wahrgenommenen, ergeben sich andere Auffassungen, wenn Jemandem ein Ereignis mit anderen „Marken“ gegeben wird, als er sie versteht; der Unterschied ist vielleicht kein sehr großer, aber wenn mit dem anders gebrauchten Worte Ableitungen und Zusammensetzungen vorgenommen werden, dann multipliciert sich der Fehler und der Schluss ist etwas ganz Anderes, als wenn von einer anderen Bedeutung ausgegangen worden wäre. Besonders weit vom Wege kann man kommen, wenn man fremde Worte in die Construction einführt, und dabei, wenn auch nur um wenig von unserer Bedeutung desselben Wortes abweicht. Auch hier sei darauf hin-

[1]) Wilhelm v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“.

[2]) Joh. Ev. Purkynje, „Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne“, Berlin 1823—1825.

[3]) Taylor, „Anthropologie“, deutsch von Siebert, 1883.

gewiesen, dass der Sinn des fremden Wortes oft nicht mit der Bedeutung zusammenfällt, die es im Lexicon hat; daher ist es auch gefährlich, Aussprüche in fremden Sprachen zur Beweisführung zu gebrauchen, wenn es sich darum handelt, ganz strenge bei einer Bedeutung zu bleiben. Taine[1]) sagt richtig: „Liebe und amour, girl und jeune fille, Lied und chanson ist nicht dasselbe, obwohl man eines durch das andere übersetzt. Es wird auch darauf hingewiesen, dass namentlich Kinder sehr gerne den Begriff, den sie das erste Mal für ein Wort haben, in seiner Ausdehnung verändern und bald erweitern, bald verengern. So ist z. B. das Wort „Pipi" zuerst blos für das Huhn bestimmt, wird bald auf alle Vögel ausgedehnt, und ein Kind, dem man im Walde einen Fichtenbaum zeigte, sagte, „das ist kein Fichtenbaum, der ist nur zu Weihnacht".

Es wäre aber ganz falsch, wollte man dieses Vorgehen blos auf Kinder einschränken, dasselbe machen wir Alle, und das Festhalten der Bedeutungen kommt selten genug vor. Zu irgend einer Zeit, der Eine früher, der Andere später, hören wir ein Wort das erste Mal. Das Nächste, was wir nach dem Vernehmen eines Wortes thun, ist, damit einen Begriff zu verbinden. Dieses Verbinden wird aber selten ganz richtig sein, schon deshalb nicht, weil wir ja das Wort zum ersten Male gehört haben. Für die nächste Zeit richtet sich aber unsere ganze Auffassung von Darstellungen, in welchen dieses Wort vorkommt, lediglich darnach, was wir unter diesem Worte augenblicklich verstehen. Mit der Zeit werden wir, richtig oder unrichtig, eines Anderen belehrt, und so wechselt Wort und Bedeutung fortwährend, und wenn wir diesen Vorgang bei den einzelnen Menschen mit einander vergleichen, so kann ein Annähern in der Auffassung ebenso gut gedacht werden als ein Auseinanderkommen. Welche Missverständnisse sich daraus entwickeln können, braucht nicht besprochen zu werden, man darf aber vielleicht behaupten, dass manche Wandlung in der Auffassung von Recht und Sittlichkeit, die, auf große Zeiträume gespannt, sehr bedeutend sein kann, auf die Wandlung der Wortbedeutung, wenigstens zum Theile, zurückgeführt werden kann. Es ist ja richtig, dass „der Zeitmesser unserer Moral dann und wann nach der Normaluhr gerichtet werden muss" — aber manches Mal würde es genügen,

[1]) H. Taine, „Der Verstand", autorisierte Uebersetzung v. L. Siegfried. Bonn 1880.

wenn man nur die Bedeutung des Wortes, um das es sich handelt, corrigieren wollte. Der Streit über die wichtigsten Fragen, über Staatsgewalt, Ehre, Verantwortung, Freiheit u. s. w. wäre vielleicht in dem Augenblicke geschlichtet, in dem es gelänge, den Streitenden die gleiche Auffassung von dem betreffenden Worte beizubringen. — Schade, dass wir der Weisheit Aristoteles' nicht mehr folgen und bei sittlichen Wertbestimmungen das Urtheil des ἀνὴρ φρόνιμος καὶ σπουδαῖος anrufen. Auch Kant's Ethik kannte in dieser Richtung nicht viel mehr und Besseres.

Ein weites Feld gibt es in dieser Beziehung bei der Frage der Ehrenbeleidigungen. Es ist bekannt, dass der Deutsche reich an Worten ist, mit denen er dem Anderen seine Abneigung bezeigt, weiters aber auch, dass ein großer Theil dieser Worte an sich höchst harmloser Natur ist; aber der Eine versteht dies, der Andere jenes darunter, und schließlich kommen wir in den Ruf, dass die Deutschen die meisten Ehrenbeleidigungsklagen zur Welt bringen. Der mit Unrecht vergessene C. Weber [1]) sagte schon vor langer Zeit: „Wo der Franzose lacht und witzig wird, da sehen wir den Deutschen ergrimmen, grob werden, *injuriarum* belangen, und die Franzosen bezeichnen das Empfindlichwerden über Kleinigkeiten: faire querelle' d'Allemand."

So kommt es auch, dass sich vor Gericht mancher Streit ob Ehrenbeleidigung rasch beilegen lässt, wenn man den Leuten die Auffassung des Wortes klar macht. Mancher, der geklagt hatte, weil er „eine Creatur", „eine Person", „ein quadrilliertes Ding's übereinander" genannt wurde, gieng versöhnt von dannen, sobald er die Bedeutung des Wortes auseinandergesetzt bekommen hatte.

Zum Schlusse noch ein Wort über den Einfluss der Zeit auf die Auffassung. Nicht die Länge der verflossenen Zeit, sondern die Schätzung der Zeitspanne ist gemeint, die dann für einen Vorgang von Wichtigkeit ist. Herbart meinte einmal, „die Form der Wiederholung sei die Zeit", und wenn er da recht hat, so muss die Zeit, ihr langsames oder schnelleres Verstreichen auf die Auffassung dessen, was sich zugetragen hat, Einfluss nehmen. Es ist bekannt, dass Monotonie das Ablaufen der Zeit verlangsamt (Langeweile), und dass ereignisreiche Zeit rasch vergeht, aber in der Erinnerung

[1]) Carl Julius Weber, „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen", Stuttgart 1854.

lange erscheint, weil eine Menge von Ruhepunkten durchgedacht werden, überall muss man verweilen, wo sich in der Erinnerung etwas zugetragen hat, und so verlängert sich die Zeit. (Münsterberg.[1]) Aber ganz allgemein gilt das nicht. — Schon Aristoteles [2]) hat gewusst, dass ein bekannter Weg kürzer erscheint als ein unbekannter, was dem Angeführten widerspricht. Ebenso verfliegt auch eine Reihe von Tagen, die wir z. B. in ungestörter Ferienruhe auf dem Lande, ganz gleichmäßig, ohne jedes bemerkenswerte angenehme oder unangenehme Ereignis verleben, überraschend schnell. Dann, wenn sich irgend etwas Wichtiges in unserem Leben ereignet hat, und es folgt unmittelbar darauf eine ganz ruhige, ganz ereignislose Zeit, so erscheint diese (also von dem Wichtigen bis jetzt) sehr lang in der Erinnerung, obwohl ereignislose Zeit in der Gegenwart lang, in der Vergangenheit kurz erscheinen sollte. Diese und ähnliche Erscheinungen sind völlig unaufgeklärt, und selbst Vierordt[3]) konnte als das Ergebnis seiner umfangreichen Experimente über den Zeitsinn nur die allgemeine Feststellung bezeichnen, dass wir kleine Zeiten größer, große aber kleiner auffassen.

Hiezu kommt noch die merkwürdige Thatsache, dass die meisten Menschen über die Dauer kleiner Zeiträume, namentlich der so oft im Munde geführten Minute, absolut keine Vorstellung haben. Man nehme einmal die Uhr zur Hand und verlange von einer Versuchsperson, meinetwegen von einer ganz gebildeten, der man den Beginn einer Minute angegeben hat, sie solle schweigend sitzen bleiben und (ohne aber etwa zu zählen u. s. w.) angeben, wann die erste, die zweite, die fünfte Minute vergangen ist. Nach höchstens $1^1/_2$ Minuten wird die Versuchsperson die 5 Minuten als abgelaufen bezeichnen. Wie viele 100mal fragen wir aber Zeugen, wie viele Minuten dies und jenes gedauert hat. „Er hat mich 10 Minuten lang geohrfeigt“ — „ich wurde 5 Minuten unter Wasser gehalten“ — „zwischen Blitz und Knall vergieng mindestens eine Minute“ und was dergleichen Unsinn mehr ist, finden wir alle Augenblicke in Protocollen.

---

[1]) Dr. Hugo Münsterberg, „Beiträge zur experimentellen Psychologie“, Freiburg 1892.

[2]) Probl. V. 25 und XXX. 4.

[3]) Vierordt, „Der Zeitsinn“, Tübingen 1868.

Hier gibt es zur Richtigstellung zwei Mittel. Entweder lasse man die Zeitangabe in bekannterer Form geben, z. B. ein Vaterunser lang u. s. w., „von jetzt“ (Pause) „bis jetzt“ — oder man gebe dem Zeugen die Uhr in die Hand und lasse ihn den Secundenzeiger betrachten, dann wird er zugeben, dass die 10 Minuten, während er geohrfeigt worden sein will, höchstens $^1/_2$ Minute dauerten.

Viel schwieriger hat man's, wenn es sich um längere Zeiträume, Wochen, Monate, Jahre handelt, weil es da kein Mittel gibt, irgend eine Nachprüfung vorzunehmen. Das einzige, was die Erfahrung mit Bestimmtheit lehrt, ist der Umstand, dass solche Zeitangaben nur dann sicher sind, wenn sie durch ganz bestimmte Ereignisse fixiert werden. Wenn also Jemand sagt, das Ereignis A fand 4—5 Tage vor dem Ereignisse B statt, so kann man ihm nur glauben, wenn er z. B. beisetzt: „Denn als A stattfand, haben wir gerade begonnen, das Korn zu schneiden, und als B eintrat, führten wir es ein, und dazwischen liegen 4—5 Tage.“ Kann er ähnliche Angaben nicht machen, so verlasse man sich nie darauf, denn es können Dinge vorgekommen sein, die seine Auffassung über die Zeitdauer so beeinflußt haben, dass er ganz falsch beurtheilt hat.

Gerade in diesen Fällen ereignet es sich oft, dass mangelhafte Feststellungen im Laufe längerer Erhebungen plötzlich zu Fixpunkten werden und dann, wenn diese falsch sind, Irrungen verursachen. Nehmen wir an, ein Zeuge habe einmal, vielleicht nur so nebenhin, angegeben, das habe sich vor 4 Jahren zugetragen. Viel später muss dann einmal eine Zeitbestimmung vorgenommen werden, das Ereignis wird nach der obigen flüchtigen Angabe auf 1893 festgesetzt, und nun werden die wichtigsten Momente lustig darauflos herausargumentiert.

Wie immer in solchen Fällen, prüfe man vorerst an sich selbst, wie unsicher und unrichtig man solche Zeitbestimmungen vornimmt und je nach der verschiedenen Auffassung weit über- oder unterschätzt. Vom Zeugen kann man annehmen, dass er im fraglichen Falle besser aufgefasst hat, mit demselben Rechte kann man aber auch voraussetzen, dass es ihm viel schlimmer ergangen ist. Kurz, die Auffassung von Zeiträumen kann nie vorsichtig genug behandelt werden.

e) Natur und Cultur.

Die Unterscheidung der Menschen nach ihrer „Natur und Cultur" rührt von Schopenhauer her; ich weiß nicht, wo er sie zuerst gebraucht, wohl aber weiß ich, dass diese Fassung durch keine andere zu ersetzen ist. Natur ist körperliche und geistige Beschaffenheit und Veranlagung im weitesten Umfang, Cultur ist Erziehung, Umgebung, Studien, Angelerntes und Erlebtes, ebenfalls Alles im weitesten Umfang. Beides zusammen stellt den Menschen dar, was er ist, was er kann und was er will, und mit der Scheidung der Menschen nach ihrer Natur und Cultur ist ihre Eintheilung nach ihrem ganzen Wesen vorgenommen. Welchen Einfluss die Natur eines Menschen, also das, womit er auf die Welt gekommen ist, auf ihn hat, das wissen wir oder streben wenigstens darnach, es kennen zu lernen, was aber die Cultur aus ihm in strafrechtlicher Beziehung macht, das ist uns noch völlig fremd; von den Stimmen, welche die Civilisation als die Alles versöhnende und gut machende Göttin preisen, bis zu jenen, die nur in der Rückkehr zur Einfachheit und Natur das Heil der Menschheit finden, sehen wir alle Zwischenvorschläge, Verbindungen und Unterscheidungen vertreten.

1. Wirkung der Cultur.

Die Frage, welche Wirkung die Cultur auf den Menschen haben kann, ist für den Criminalisten in der Richtung wichtig, ob durch dieselbe Moral, Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe gehoben wird, da er oft Verhältnisse, Handlungen und Aussagen rücksichtlich ihres Wertes mit einander zu vergleichen hat, die sich nur durch die Cultur derjenigen unterscheiden, bei denen sie vorliegen oder von denen sie ausgehen. In dieser Richtung ist die Frage aber von der äußersten Wichtigkeit.

Das Belehrendste, was in dieser Hinsicht geschrieben wurde, dürften die Arbeiten von Tarde[1]) und von Oelzelt-Newin[2]) sein, aber auch die älteren Arbeiten sind von Wert. Leibnitz sagte schon: „Ueberlasst mir die Erziehung und in einem Jahrhundert

[1]) G. Tarde, „La philosophie pénale" (Bibliothéque de criminalogie), Lyon 1890.

[2]) Anton Oelzelt-Newin, „Kosmodicee", Leipzig und Wien 1897.

ist Europa umgestaltet.“ Cartesius, Locke, Helvetius treiben den Wert der Erziehung bis zum Alleräußersten, namentlich der Letztere [1]) kommt bis zu ganz unhaltbaren Ansichten. Sie finden ihren Gegensatz z. B. in Carlyle, [2]) der bei der Besprechung des Tagebuches eines Mönches aus dem 12. Jahrhundert ausruft: „Die Civilisation ist eine Hülle, unter der die wilde Menschennatur ewig mit höllischem Feuer fortbrennen mag.“ Die Modernen schlagen den Mittelweg ein, und es muthet einen recht wahrscheinlich an, wenn Ribot [3]) sagt: „Erziehung wirkt an den beiden Enden der Menschheit am wenigsten: wenig und nur vorübergehend beim Idioten, viel beim mittelmäßigen Menschen, gar nicht beim Genie“ — nur möchte ich da den Kreis der Idioten und Genies recht groß, den der Mittelmäßigen ganz eng gezogen sehen, und wir Criminalisten möchten Adolf Wagner [4]) Recht geben, der nachweist, dass die Hebung der intellectuellen Bildung allein nach statistischem Materiale nicht von bemerkenswerten Folgen in Betreff der Bewegung der Verbrechen gewesen ist. Das ist einmal eine statistische Feststellung, die mit den Erfahrungen des Praktikers vollkommen stimmt, und gerade wir, die wir Gelegenheit hatten, Beobachtungen vom criminalistischen Standpunkte während der Zeit des „Aufschwunges des Volksunterrichtes“ zu machen, wissen nichts günstiges davon zu berichten. Wenn die allgemeine Behauptung, dass durch die gesteigerte Volksbildung die eigentlichen Rohheitsdelicte, namentlich Raufereien, Sachbeschädigungen u. s. w., abgenommen und die gewisse Kenntnisse erfordernden Delicte, wie Betrug, Veruntreuungen u. s. w., zugenommen haben, auf Wahrheit beruht, dann haben wir einen schlimmen Tausch gemacht; für die psychologische Wertbestimmung eines Verbrechers ist doch das Delict allein nicht maßgebend, immer fragt es sich, welchen Schaden der Betreffende durch die That an seinem Wesen erlitten hat. Wenn also ein Bauernbursche in überschäumender, wenn auch noch so roher Kraft, eine Anzahl von Stuhlbeinen auf den Köpfen seiner Nächsten abgeschlagen oder die Zäune, meinetwegen eines ganzen

---

[1]) Claude Helvetius, „De l'esprit“, 3. discours, Paris 1758, 1843, 1880.

[2]) Thomas Carlyle, „The past and the present“, London 1843.

[3]) Th. Ribot, „Die Erblichkeit“, deutsch von O. Hotzen, Leipzig 1876.

[4]) Adolf Wagner, „Statistisch-anthropologische Untersuchung der Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen“, Hamburg 1864.

Dorfes demoliert hat, so kann er gleichwohl der ehrenhafteste Bursche sein und später ein allgemein geachteter Mann werden. Gerade die besten und brauchbarsten Landbürgermeister haben aus ihrer Jugendzeit Abstrafungen wegen Raufereien, Sachbeschädigungen, Widerstand gegen die Obrigkeit und Aehnliches zu verzeichnen.

Hat einer aber einmal betrogen oder unterschlagen, so ist die Ehre unrettbar verloren, und er bleibt und ist ein Lump sein Leben lang. Haben wir also statt Verbrechern der erstgenannten Gattung solche der letzteren eingetauscht, so ist die Perspective eine böse.

Aehnliche Erfahrungen machen wir auch mit den Einzelnen. Das Hauptkennzeichen des etwas cultivierten Menschen, der also nicht blos lesen und schreiben kann, sondern auch einigen Gebrauch davon zu machen weiß, ist eine ausgesprochene Unzufriedenheit mit seiner Existenz, deren Vorhandensein allerdings leicht zu erklären ist. Hat er das Bedürfnis zu lesen einmal bekommen, so ist die kurzbemessene Zeit nicht ausreichend, um dies Bedürfnis zu stillen, und hätte er auch mehr Zeit frei, so ist es immerhin mit Ueberwindung verbunden, einen Band Gedichte weglegen und dann Schweine füttern oder Ställe reinigen zu müssen. Außerdem lernt der in einfachen Verhältnissen lebende Mensch durch die Lectüre eine Menge von Bedürfnissen kennen, die er nicht befriedigen kann, die er aber bekommen hat, und wir Criminalisten wissen von täglichen Beispielen zu erzählen, wie Eingriffe in fremdes Gut nur dadurch zu erklären sind, dass Einer durch das Lesen Dinge kennen lernte, die er sich beschaffen wollte, aber auf redliche Weise nicht beschaffen konnte.

Allerdings kennt z. B. das österr. Recht den „mildernden Umstand“ der „vernachlässigten Erziehung“, es ist aber gewiss noch nie einem denkenden Criminalisten eingefallen, von Einem zu glauben, dass er eher der Versuchung zu stehlen und zu betrügen verfallen ist, weil er nicht lesen und schreiben konnte. Wie oft sind wir aber in der Lage, mit irgend einem alten Bauern als Zeugen zu verkehren, der so recht das Bild vollkommener Ehrenhaftigkeit darstellt, der absolut verlässlich ist und der soviel Lebensklugheit zu Tage bringt, dass es für den Gebildetsten Gewinn ist, mit ihm zu sprechen. Aber die schwarze Kunst des Lesens und Schreibens ist ihm sein Leben lang fremd geblieben, und von „vernachlässigter Erziehung“ wird bei ihm kein Mensch reden.

Wir wollen uns nicht auf fremdes Gebiet verirren, aber das sei gesagt, dass wir, mögen sich die Verhältnisse wie immer gestalten, stets Leute für einfache, harte Arbeit haben werden müssen, und diese unzufrieden zu machen, dadurch, dass man ihnen Unerreichbares zeigt, ist eine Gewissensfrage — jedenfalls wollen wir es als zweifellos hinstellen, dass wir mangelhafte oder fehlende Geistesbildung absolut nie für sich allein als einen Grund hinstellen dürfen, dem Betreffenden weniger zu glauben oder ihn für irgend ein Verbrechen geneigter zu halten als einen Andern. Das große Wort Ihering's:[1]) „Das Bestehen und die Wohlfahrt der Gesellschaft ist der Zweck aller sittlichen Normen," hat mit der Geistesbildung nichts zu thun, und sittliche Normen brauchen nicht blos aus dem Buche gelesen zu werden; — die Fehler, die der Erziehung zur Last liegen: Verzärtelung, Ueberstrenge, Vernachlässigung und in ihrer übeln Richtung noch Faulheit, Lüge und Diebstahl (Kraus[2]) sind aber Zugaben, die wir schwer genug in den Kauf nehmen.

Niemandem wird es beifallen, Verwilderung und Erziehungslosigkeit des Volkes zu wünschen, und wenn wir den Wert der Verstandesbildung sehr gering veranschlagen, so bleibt uns noch die sittliche Erziehung, und wie unendlich hoch diese einzuschätzen ist, das lässt sich in Vergleichszahlen nicht ausdrücken. Wir wollen die Frage ganz allgemein anfassen und vorerst als Ziel der Bildung, z. B. mit Bruchmann,[3]) die Fähigkeit bezeichnen, an dem Empfinden, Wissen und Wollen eines anderen Geistes theilzunehmen. Es wäre dieser Ausspruch vielleicht dadurch zu ergänzen, dass man beifügt, „in richtiger, entsprechender, eingehender u. s. w. Weise," denn ein blos äußeres, beiläufiges und verkehrtes Theilnehmen genügt selbstverständlich nicht; mit Recht hat deshalb Adolf Wagner[4]) gesagt: „Der Dienstbote weiß beiläufig von dem Herrn, wie er sich räuspert und wie er spuckt, bleibt aber innerlich roher als der eigentlich Arbeitende; es beweist den

---

[1]) Rudolf von Ihering, „Der Zweck im Recht", Leipzig 1883.

[2]) Dr. A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens", Tübingen und Leipzig 1884.

[3]) K. Bruchmann in der Recension von Karl Lange's „Ueber Apperception", Plauen 1889, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Band XIX.

[4]) Adolf Wagner, „Statistisch-anthropologische Untersuchungen u. s. w.", Hamburg 1864.

alten Satz, dass die Schattenseiten der Bildung und Civilisation am meisten bei blos äußerlicher Berührung mit letzterem hervortreten."

Wenn wir aber ein „richtiges Theilnehmen" in Rechnung setzen, dann ergibt es sich von selbst, dass ein Theilnehmen nur an dem Begreiflichen statthaben kann, dann müssen wir sowohl die Gebiete der eigentlichen Verstandesbildung, als auch die der wissenschaftlichen Moral grundsätzlich ausnehmen, und es erübrigt uns nur mehr das der Religion, als der dem Volke zugänglichen Moral.

Goethe sagt irgendwo: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens mit dem Glauben." Dieser Conflict soll hier nicht erörtert werden, es wollte nur zum Ausdrucke kommen, dass die einzige Bildung, auf die sich der Criminalist wirklich und immer verlassen darf, die der echten Religion ist. Der wirklich, nicht heuchelnde Religiöse ist verlässlich als Zeuge, und gestattet, wenn er als Beschuldigter erscheint, zum mindesten die Annahme, dass er unschuldig ist. Das Schwierige liegt in dieser Richtung nur darin, festzustellen, ob wir es mit Heuchelei, Scheinreligion oder wirklichem, tiefreligiösem Gefühl zu thun haben; ist das letztere festgestellt, dann haben wir gewiss sicheren Boden.

Ueber dieses Thema hat z. B. Oettingen [1]) Zusammenstellungen bezüglich der Autoren gemacht, welche statistische Belege zu bringen suchen; dass die Bildung bessernd wirkt, haben Quetelet,[2]) Dufau,[3]) Porter,[4]) Corne [5]) behauptet; das Gegentheil beweisen Guerry [6]) („L'instruction est un instrument, dont on peut faire bon ou mauvais usage"), und Mayhew [7]) (mit Bezug auf Cooke

[1]) Alex. von Oettingen, „Die Moralstatistik u. s. w.", Erlangen 1882.

[2]) Quetelet, „Sur l'homme et le d'évelopment de ses facultés", Paris 1835.

[3]) Dufau, „De la méthode d'observation u. s. w.", 1866.

[4]) Porter, „Progress of nations", 1836.

[5]) A. Corne, „Essai sur la criminalité" (Journal des Economistes 1868).

[6]) Guerry, „Essay sur la statistique morale de la France" und „Statistique Morale de l'Angelterre comp. avec la statistique morale de la France", Paris 1864.

[7]) Mayhew, „The criminal prisons of London", 1856.

Taylor: „Reading and writing is no more knowledge than a knife, a fork and a good dinner“); Rümelin [1]) schlägt den Mittelweg ein.

Von statistischen Daten seien nur zwei angeführt: In Russland [2]) können nur 10% lesen und schreiben, und doch konnten von 36368 verurtheilten Personen nicht weniger als 26944 lesen und schreiben. In Schottland war in den Siebziger-Jahren der Procentsatz der Verbrecher so vertheilt: 21% ganz ungebildete, 52·7% halbgebildete, 26·3% gut gebildete.

2. Anschauungen Ungebildeter.

„Sich mittheilen ist Natur, Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung;“ hiemit hat uns Goethe [3]) gesagt, wo der Mangel an Bildung anfängt, und wer diesfalls beobachtet, muss wahrnehmen, dass in der That der Ungebildete dadurch gekennzeichnet ist, dass er nicht so zu nehmen vermag, wie es geboten wurde. Hiemit ist nicht gemeint, dass ungebildete Naturen blos das ihnen Gesagte nicht so aufnehmen können, wie es geboten wurde, sondern auch das sonst Wahrgenommene können sie nicht in seiner Einfachheit aufnehmen und wiedergeben, so wie es sich ihnen dargeboten hat. Das ist das Alpha und das Omega von Allem, was bei der Vernehmung einfacher Menschen zu beachten ist; wer dies festhält, wird es recht machen, wer es übersieht, irrt jeden Augenblick.

Dies haben Denker aus den verschiedensten Wissensgebieten von jeher wahrgenommen.

John Stuart Mill [4]) sagt z. B.: „Die Unfähigkeit, zwischen Wahrnehmung und Folgerung zu unterscheiden, ist bekannt genug. Sie ist am ärgsten, wenn der Unwissende versucht, eine Naturerscheinung (im weitesten Sinn) zu beschreiben.“

Duglas Stewart [5]) sagt: „Der Dorfapotheker wird selten den einfachsten Fall beschreiben, ohne sofort Terminologien zu brauchen,

---

[1]) G. Rümelin, „Reden und Aufsätze“, Tübingen 1875, Freiburg 1881.

[2]) Bericht des russischen Justizministeriums v. Jahre 1872 in „Westnik Jewropi“, October 1873.

[3]) Sprüche in Prosa V.

[4]) J. Schiel, „Die Methode der inductiven Forschung“, hauptsächlich nach J. St. Mill, Braunschweig 1865.

[5]) Duglas Stewart, „Elements of the Philosophy of Mind.“

wo jedes Wort Theorie ist; die einfache und wahre Darstellung der Erscheinungen zeigt den Geist, der zum Schwierigsten, zur getreuen Interpretation der Natur, gelangt ist."

Darin liegt eine ganze Menge von Wahrheit und namentlich auch der Grund, warum wir oft einen allzu verwickelten Vorgang annehmen, obwohl er an sich ganz einfach ist; man hat ihn uns eben so compliciert dargestellt, weil man einfach zu erzählen nicht vermochte.

Aehnlich sagt Kant: [1]) „Die Zeugnisse gemeiner Leute können oft aufrichtig gemeint sein, aber sie sind doch oft nicht zuverlässig; denn weil sie nicht gewohnt sind, ihre Aufmerksamkeit lange auf etwas zu richten, so verwechseln sie das, was sie selbst denken, mit dem, was sie hören, und daher ist ihnen nicht zu glauben, ob sie gleich schwören."

In seiner feinen Weise sagt Hume: [2]) „Die meisten Menschen neigen von Natur zu absprechenden und entschiedenen Aussprüchen; sie sehen die Gegenstände nur von einer Seite, denken nicht an die Gegengründe und erfassen so die ihnen zusagenden Grundsätze mit Heftigkeit und ohne Nachsicht auf die, welche anderer Ansicht sind."

Wenn hiemit auch scheinbar nicht dasselbe ausgedrückt ist, so kommt es doch auf dasselbe hinaus, denn wer „die Gegenstände nur von einer Seite sieht", der sieht sie nicht so, wie sie sich ihm bieten, und wer nicht an Gegengründe denken will, der hat die Sachen schon mit seinen Gründen, also subjectiv, gefärbt und wieder nicht so angesehen, wie sie sich bieten.

Auch Stricker [3]) behauptet dasselbe: „Das sind die seltensten Menschen, die Ereignisse beschreiben können, ohne ihre Ursachenvorstellungen mit einfließen zu lassen."

Hiezu gehört auch die eigenthümliche Art ungebildeter Leute, zu definieren; Lazarus [4]) meint, dieselben gehen nicht auf das Concrete (also so wie sich die Sache ihnen bietet), sondern womöglich erzählen sie etwas Abstractes. Das beste Beispiel hiefür ist die

---

[1]) Im. Kant's „Menschenkunde", herausgegeben von Starke, Leipzig 1831.

[2]) David Hume (übersetzt von J. H. v. Kirchmann), „Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes", Heidelberg 1888.

[3]) Dr. S. Stricker, „Studien über die Association der Vorstellungen", Wien 1883.

[4]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele", Berlin 1856.

bekannte Kasernhofdefinition: „Honneur ist dasjenige vor demjenigen, dem es zukommt.“

Aber auch, wer nicht das Ganze, wie es sich bietet, sondern nur das Auffallendste und zunächst Liegende aufnimmt, begeht den jetzt immer besprochenen Fehler. Unser Meister Mittermaier[1]) hat das natürlich längst gewusst: „Der leichtsinnige, nur zufällig dazugekommene Zeuge fasst nur die nächsten sich darbietenden Merkmale auf“ — und: „Es ist eine bekannte Thatsache, dass ungebildete Leute nur auf das merken, was sie zuletzt gefragt werden.“ Namentlich das Letztere ist ein ebenso merkwürdiger als wichtiger Umstand. Wenn man Einen ungeschickter Weise in einem Athem frägt, ob er den A ermordet, den B beraubt und dem C eine Birne gestohlen hat — so wird er vielleicht ganz ruhig erklären: „Nein, die Birne habe ich nicht gestohlen.“ Ueber die zwei anderen Vorwürfe äußert er sich gar nicht. Dieses Moment benützen mitunter Vertheidiger und herrschen z. B. einem wichtigen Belastungszeugen zu: „Können sie behaupten, gesehen zu haben, wie der Angeklagte in das Zimmer trat, sich überall umsah, sich dem Schranke näherte und dann die Uhr zu sich steckte?“ Der ungebildete Zeuge sagt dann trocken: „Nein, das kann ich nicht behaupten“ — obwohl er Alles sah, nur das Letzte, das die Uhr zu sich stecken, hat er nicht gesehen, verneint aber Alles, weil er nur auf das zuletzt Gesagte gemerkt hat.

Auf diese Eigenthümlichkeit kann nicht genug geachtet werden, was um so leichter ist, als man nur bei sich und bei Anderen niemals dulden darf, dass mehrere Fragen nach einander gestellt werden, ohne erst die einzelnen Antworten abzuwarten; überhaupt stellt sich auch hier wieder die alte Regel in den Vordergrund, Fragen stets in der möglichst einfachen und klaren Form zu stellen; man braucht nie zu fürchten, dadurch banal und simpel zu werden, einfache Fragen werden stets dankbar aufgenommen und besser beantwortet, als wenn sie gekünstelt vorgebracht werden.

Aus demselben Grunde, weil ungebildete Leute nichts so nehmen, wie es geboten wird, haben sie Gerechtigkeitsliebe nur deswegen, weil sie besorgen, selbst ungerecht behandelt zu werden, deshalb können schwache Menschen nicht aufrichtig sein (La Roche-

---

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.“, Darmstadt 1834.

Foucauld,[1]) und deshalb verstehen die meisten ungebildeten Menschen unter Pflicht das, was Andere thun sollten: geboten wird die Pflicht als dasjenige, was Alle thun sollen, bequemer ist es aber, dies nur von Anderen zu fordern, und so wird es auch nur im letzteren Sinne aufgefasst.

Vielleicht ist die Erklärung für diese Vorgänge sehr einfach zu finden. Bulwer sagt in irgend einem Roman (beiläufig): „Ich habe bemerkt, dass der unterscheidende Zug von Menschen, die an gute Gesellschaft gewöhnt sind, eine kalte unerschütterliche Ruhe ist (a calm imperturbable quiet)."

Dass man sich durch Bildung und gute Gesellschaft Ruhe angewöhnt, ist ja gewiss, und dass man mit dieser richtiger anschaut und richtiger aufnimmt, ist auch nicht zu verwundern.

Zu der Auffassung der Ungebildeten gehört noch eine Reihe mehr anecdotenhafter, aber deshalb nicht minder wichtiger Züge. Es ist z. B. ein eigenthümlicher, oft wiederkehrender Denkvorgang, wenn man Rettungskähne, Löscheimer und sonstiges Geräthe, welches man im Nothfall sehr rasch braucht, durch Kette und Vorhängeschloss fürsorglich verwahrt. Das kann nur ein Ungebildeter thun, dem sich der Gedanke, für die plötzlich eintretende Noth gesorgt zu haben, nicht als solcher geltend macht, sondern der diesen Gedanken durch die Sorge, bestohlen werden zu können, verdrängen lässt.

Warum müssen Ungebildete Alles, was man ihnen zeigt oder was sie sonst als neu entdecken, eingehend betasten? Kinder beriechen solche Dinge sogar, während der Gebildete sich mit dem Betrachten begnügt. Das „On est prié de ne pas toucher les objects" hat seinen sehr triftigen Grund! Ich glaube, dass man nicht arg fehl geht, wenn man die Bildungsstufe eines Menschen vorläufig darnach taxiert, ob er vorgezeigte Dinge anfasst oder nicht, jedenfalls darf dies mit als Beurtheilungsmittel angewendet werden. Wo der Grund hievon liegt, das wird schwer zu sagen sein, jedenfalls nicht darin, dass der Ungebildete die Sache gründlicher ansehen will als der Gebildete, und dass er deshalb noch andere Sinne zur genaueren Untersuchung heranzieht. Vielleicht sieht der Gebildete mehr, weil er geübter im sorgsamen Ansehen ist, weshalb der Ungebildete wirklich noch mehr thun muss, als blos schauen. Viel-

[1]) La Roche Foucauld, „Maximen und Reflexionen".

leicht ist der Hergang aber auch so, dass der Ungebildete auch wieder die Sache nicht so auffasst, wie sie geboten wird, und wenn sie sich ihm als Gegenstand A darstellt oder wenn sie ihm als A bezeichnet wird, so wehrt er sich vorerst, sie als A aufzunehmen, und muss sich erst durch eingehendes Betasten davon überzeugen, dass er wirklich ein A vor sich hat.

Vielleicht sollen aber auch hier die „Associationsbahnen" des genialen Meynert helfen!

Dass es Sache der Uebung und des gebildeten Schauens ist, über die Plastik eines Gegenstandes klar zu werden, das beweisen mannigfache Beobachtungen, darunter auch die, dass Ungebildete sich mit Abbildungen so schwer zurechtfinden. Die geringere Uebung, die sie diesfalls haben, erklärt diese Erscheinung keineswegs zur Genüge. Die alte, aber instructive Geschichte von der Bäuerin, die ihren lesenden Sohn fragte: „Sag einmal, was lest Ihr denn: Das Schwarze oder das Weiße?" — diese alte Geschichte kann man so oft erleben, wenn man ganz Ungebildeten Abbildungen, Photographien u. s. w. vorzeigt. Ich habe lange nicht wahrgenommen, dass sie sehr häufig den Hintergrund als das Darzustellende ansehen; sagen wir, man zeigt einem ganz Ungebildeten ein Brustbild, so kann es vorkommen, dass er die oberen Umrisse von Schultern und Kopf für die unteren Conturen des Hintergrundes, der etwas darstellen soll, ansieht, und wenn diese Conturen z. B. die eines Hundes ganz beiläufig aufweisen, so sieht der Mann „einen weißen Hund". Das kommt öfter vor, als wir glauben und daher das übergeringe Vertrauen, welches man Agnoscierungen auf Grund von Photographien entgegenbringen soll.

Ich möchte statt zahlreicher hieher gehöriger Erlebnisse das jenes Photographen erzählen, der ein Dutzend durchmarschierender junger Dragoner photographierte, und zwar die Adressen der betreffenden Eltern, aber nicht die Nummerierung aufbewahrt hatte. Er sandte daher auf's Gerathewohl den 12 Eltern je einen beliebigen Dragoner und bemerkte, wenn „etwa" eine Verwechslung vorgefallen sei, möge man ihn verständigen. Kein einziges Elternpaar beschwerte sich darüber, dass es nicht das Bild des eigenen Sprösslings bekommen hatte, jedes hatte einen Dragoner bekommen und scheint mit der Richtigkeit des Bildes ganz zufrieden gewesen zu sein.

Kurz, Agnoscierung nach Photographien ist namentlich bei Ungebildeten vollkommen wertlos. Wann werden wir bertillonisieren!

In anderer Richtung haben aufgefasste Abbildungen für Ungebildete, ebenso für Kinder eine eigene Bedeutung, indem sie ganz unausrottbare Vorstellungen, namentlich in Bezug auf Größenverhältnisse, erzeugen. Jeder Mensch erinnert sich keines Buches so lebhaft, als wie seines ersten Bilderbuches, und was darin zu sehen war, das bleibt wenigstens im Unterbewusstsein für's ganze Leben richtig, wenn wir uns auch überzeugt haben, dass es ebenfalls irrende Menschen waren, die unser erstes Bilderbuch geschaffen haben. Und wenn nun in diesem — wie es leider so oft der Fall ist — die Größenverhältnisse falsch angegeben waren, und z. B. auf derselben Seite ein Pferd und ein Rennthier gezeichnet sind, und das letztere größer erscheint als das erstere, so bleibt das Rennthier in der Vorstellung für unser ganzes Leben größer als ein Pferd. Allerdings wissen wir später genau, wie hoch ein Rennthier ist, aber wenn wir es zum zehnten Male in einem Museum oder Thiergarten sehen, ist der erste, geistig noch nicht controlierte Eindruck der, dass das Thier „ganz unrichtig klein sei, es muss ja viel größer als ein Pferd sein".

Später, wenn wir keine Kinder mehr sind, unterliegen zwar nicht die Gebildeten, wohl aber die Ungebildeten solchen Täuschungen, und sehr viele falsche Berichte, die wir von Zeugen bekommen, beruhen auf Vorstellungen, die auf Abbildungen gebaut wurden. Ist dies bewusst geschehen, so ist es möglich, auf die Fehlerquelle zu kommen, geschah es aber unbewusst, dann ist nur durch Combinieren und umständliches Fragen der Grund zu entdecken.

Wie weit endlich auf das Allgemeinempfinden bei Ungebildeten die Thatsache einwirkt, dass sie nichts so nehmen, wie es geboten wird, beweisen zwei höchst charakteristische Erzählungen.

Der vielerfahrene W. Henry Earl Lytton[1]) weiß von einem Diener zu berichten, den sein Herr geprügelt hatte und dem man antrug, ihm bei der Behörde Schutz zu schaffen; dies wies er entrüstet zurück, da sein Herr in viel zu vornehmer Stellung sei, als dass ihm ein Gesetz etwas anhaben könne.

[1]) William Henry Lytton Earl Bulwer, „France, social, literary, political", London 1883.

Und Gutberlet[1]) erzählt die Geschichte vom Polizeidirector Serafini in Ravenna, der gehört hatte, ein berüchtigter Mörder habe gedroht, ihn zu erschießen. Serafini lässt ihn kommen, gibt ihm eine geladene Pistole und fordert ihn auf, ihn zu erschießen. Der Mörder erbleicht, und Serafini jagt ihn mit Ohrfeigen davon.

3. Einseitige Bildung.

Nur mit wenigen Worten sei auf die beträchtliche Gefahr hingewiesen, der wir durch einseitig gebildete Menschen ausgesetzt werden, wenn dieselben als wichtige Zeugen auftreten. Haben wir ganz ungebildete Leute vor uns, so warnen sie uns durch ihre Eigenart selbst, haben die Zeugen aber eine gewisse Bildung wenigstens in einer Richtung, so besticht uns das häufig wenigstens so weit, dass wir auch in anderen Gebieten Bildung voraussetzen und so irre geführt werden.

Was man eigentlich — den Kenntnissen nach — einen Gebildeten nennt, weiß Niemand recht zu sagen. Dass wir ein gewisses Maß von Wissen verlangen, ist zweifellos, wir wissen aber nicht, wie groß dieses Maß sein muss, noch weniger aber, über welche Gebiete es sich erstrecken muss. Es ist merkwürdig, dass man in unserem Jahrhundert, welches sich mehr als vielleicht alle anderen zusammen mit den Naturwissenschaften befasste, Kenntnisse in denselben gar nicht zum Begriffe der Bildung verlangt. Einige Unwissenheit in der Geschichte, das Nichtkennen der Klassiker oder gar erst einiger moderner Romane, das Nichtbesuchen des Theaters und der Gemäldeausstellungen, Vernachlässigen des Französischen und Englischen u. s. w. zieht dem Unglücklichen sofort den Mangel von „jeglicher Bildung“ zu. Ist er aber über das Genannte informiert und verräth er in naivster Weise die unglaublichste Unwissenheit in Zoologie, Botanik, Physik, Chemie, Astronomie u. s. w., so bleibt er gleichwohl „ein gebildeter Mensch“. Dieser Widerspruch ist nicht zu erklären, aber er besteht einmal, und deshalb kann auch Niemand sagen, was man unter einem „einseitig gebildeten Menschen“ versteht. Wie weit aber die Einseitigkeit in dieser Hinsicht reicht, darüber bestehen unzählige Beispiele. Nur zwei seien erwähnt. Linné's eigenhändige Aufzeichnungen

[1]) Dr. Constantin Gutberlet, „Die Willensfreiheit und ihre Gegner“, Fulda 1893.

mit Zusätzen von Afzelius (Berlin 1826) beweisen, dass er trotz seines unglaublichen botanischen Wissens und Gedächtnisses sonst geradezu gar nichts, nicht einmal eine fremde Sprache kannte; er war drei Jahre in Holland, verstand aber die ihm doch nicht fremdliegende Sprache gar nicht. — Von dem ersten Chemiker zu Beginn unseres Jahrhunderts, Sir Humphry Davy, wird erzählt, [1]) dass er beim Besuche des Louvre in Paris die auserlesene Arbeit der Rahmen und das prächtige Materiale bewunderte, aus dem die berühmtesten griechischen Statuen gemacht waren.

Solche Anecdoten sind aber nicht blos reichlich zu lesen, jeder von uns erlebt sie oft genug, und die Frage ist nur dahin zu richten, wie solchen Leuten zu begegnen ist, wenn sie als Zeugen auftreten. Nicht schwer ist es, wenn sie offen sagen, dass sie über das heute fragliche Gebiet nicht unterrichtet sind. Sagen wir, wir hätten einen Philologen über etwas zu fragen, wo so viel naturwissenschaftliche Kenntnisse zur klaren Auffassung nöthig wären, als man von einem allgemein gebildeten Menschen voraussetzen darf. Erklärt er aufrichtig, dass er Alles vergessen habe, was er diesfalls auf dem Gymnasium gelernt hat, nun, dann behandelt man ihn in dieser Richtung zwanglos als „ungebildeten" Menschen. Ist er aber nicht so ehrlich, das sofort zu gestehen, so erübrigt nichts Anderes, als ihm seinen Standpunkt durch Fragen klar zu machen und auch dann entsprechend vorzugehen. Hier Schonung gegen den Einen eintreten zu lassen, wäre gewissenlos gegen den Anderen.

Eine ähnliche Stellung hat man gegenüber von Autodidacten und Dilettanten, welche beinahe immer das Maß der aufgewendeten Mühe zur Erwerbung ihrer Kenntnisse als das Maß des Wertes derselben ansehen und daher ihr Wissen und Können wesentlich überschätzen; es ist daher stets aufzumerken, dass sie nicht mehr behaupten, als sie nach der Menge ihres Wissens behaupten sollten. Wer Autodidact oder Dilettant ist, das ist an der Art, wie er seine Kenntnisse vorbringt, leicht zu kennen. Der Autodidact ist am Ende doch der Parvenu des Wissens, und gerade so wie der Parvenu überhaupt sich beinahe nie verleugnet, so ist's auch mit dem Autodidacten.

Noch einer Eigenschaft sei gedacht, die häufig vorkommt und die darin besteht, dass Leute, die in einer Richtung Ausgezeichnetes

[1]) Ayrton, „The life of Sir Humphry Davy", 1831.

leisten und darin als maßgebend gelten, nicht darin, sondern in irgend einer ganz nebensächlichen und stümperhaft betriebenen Kleinigkeit ihren Stolz finden (Friedrich der Große mit seinem miserablen Flötenspiel u. s. w.; Beneke[1]) führt zahlreiche Beispiele an). Bei solchen Leuten kann man leicht irregehen; man kennt ihre ausgezeichnete Qualität in einer Richtung und aus Achtung für dieselbe nimmt man unwillkürlich Alles für bedeutend und richtig an, was sie sagen; handelt es sich dann zufällig um des Betreffenden Steckenpferd, so streicht man manches lediglich kühn Behauptete für baar ein.

4. Hang.

Ob sich wissenschaftlich feststellen lässt, was man unter Hang versteht, ob die Grenzen dieses Begriffes fixiert werden können und ob er Ergebnis der Natur, der Cultur oder beider zusammen ist, muss als unsicher bezeichnet werden. (Vergl. hierüber namentlich Jodl.[2]) Es soll hier auch nicht von den einzelnen Arten des Hanges (zum Trinken, zum Spiele, zum Stehlen u. s. w.) gesprochen werden, denn insofern wäre es so ziemlich das Letzte und Schwierigste unserer modernen Fragen, wir wollen sie nur allgemein und kurz berühren. „Der Baum und der Mensch fällt dahin, wohin er neigt", und wenn wir bei den unzähligen Gefallenen, mit denen uns der Beruf zusammenbringt, stets untersuchen wollten, wohin er geneigt hat, so würde uns die Qualification und Beurtheilung der That weniger Schwierigkeiten bereiten. Allerdings ist Hang einerseits und Gelegenheit, Bedürfnis, Veranlagung im Allgemeinen anderseits schwer von einander zu trennen: Das tiefsinnige Wort Alfieri's: „Poter mal far, grande è al mal fare invito" — es ist eine große Verführung, Böses zu thun, wenn man es thun kann — schafft uns mehr Klarheit als langathmige Erörterungen. Das Können mag daher oft die Gelegenheitsursache zur Entwicklung einer bösen Richtung sein, und das öftere Gelingen führt vielleicht so weit, dass das Vorhandensein von Hang angenommen wird.

Ebenso ist es richtig, wenn Maudsley[3]) sagt: „Einmal vorhanden gewesene Gefühle hinterlassen ihre unbewussten Residua,

[1]) Dr. F. Beneke, „Pragmatische Psychologie", Berlin 1850.
[2]) Fr. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie", Stuttgart 1896.
[3]) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

indem sie die Gesammtheit des Charakters modificieren, und selbst das sittliche Gefühl als die Resultate einzelner Lebenserfahrungen ausbilden.“ Dass in dieser Weise sich ein „Hang“ oder etwas Hangähnliches entwickeln kann, ist gewiss, da wir einen Hang auch erwerben können — allerdings nur, wenn gewisse Vorbedingungen vorhanden waren. Dies sehen wir deutlich an den Vagabunden. Es wird vielleicht zugegeben, dass die Handhabung des Vagabundengesetzes zu den psychologisch interessantesten Thätigkeiten des Strafrichters gehört. Schon das Unterscheiden des echten, rechten Landstreichers von dem armen Teufel, der trotz des besten Willens vielleicht lange keine Arbeit bekam, erfordert das zu Rathe-halten allen psychologischen Könnens — da gibt es keine gesetzliche Vorschrift, das muss aus tausend Kleinigkeiten ersehen werden. Ebenso interessant sind die Ergebnisse des Verfahrens, namentlich gewisse statistische Ergebnisse. Man wird im Laufe einer längeren Thätigkeit wahrnehmen, dass sich unter den echten Landfahrern beinahe nie ein Mensch findet, dessen Beruf ein schwer angestrengter, härteste Arbeit erfordernder ist; Bauern, Schmiede, Zimmerleute, Brunnengraber, Bergleute sind nicht zu finden. Die größte Zahl stellen jene Gewerbe, die keine wirklich harte Arbeit erfordern und deren Thätigkeit keine gleichmäßige ist: Bäcker, Müller, Kellner sind daher am stärksten vertreten; Erstere haben ziemlich gleichmäßige Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe, Letztere haben einmal viel, einmal wenig zu thun, ohne dass sich eine Gleichmäßigkeit ergibt. Wir würden nun fehl gehen, wenn wir schlössen: Weil die Ersteren harte Arbeit und gleichmäßige Vertheilung von Thätigkeit und Ruhe haben, werden sie keine Landstreicher, und weil die Letzteren weniger harte Arbeit und weniger gleichmäßige Vertheilung haben, verfallen sie der Vagabondage. Die Sache ist vielmehr so: Weil die Ersteren von Natur aus den Hang und das Bedürfnis nach schwerer Arbeit und Gleichmäßigkeit haben, also keinen Hang zur Landstreicherei besitzen, haben sie sich den harten Beruf gewählt, und weil die Letzteren Hang zu leichterer, unregelmäßiger Thätigkeit fühlten, also schon den Hang zur Vagabondage besaßen, haben sie jene Berufsarten gewählt.

Dass man ähnliche Feststellungen noch in verschiedenen anderen Richtungen wird vornehmen können, scheint nicht unmöglich, und ist es mit Hilfe einer auf psychologischen Grundlagen auf-

gebauten Statistik durchgeführt, dann könnte dies für unsere Beurtheilungen oder wenigstens für vorläufige Annahmen von großer Wichtigkeit werden. Das würde dann in unsere Arbeit Parallelschlüsse einzuführen gestatten, indem wir aus der Berufswahl, aus der Art, seiner Arbeit vorzustehen, aus dem Umgang, der Wahl der Frau, den bevorzugten Vergnügungen u. s. w. erst einmal rückschließen würden auf den diesem Allen etwa zu Grunde liegenden Hang und dann erst versuchen könnten, die fragliche That mit diesem Hang in Einklang zu bringen; es ist schwer, das Verhältnis von Hang und Charakter zu bestimmen, und jedenfalls würde es nur beiläufig stimmen, wenn man Alles zusammen, wozu ein Mensch, angeboren und anerlernt, einen Hang besitzt, seinen Charakter nennte, gewiss aber ist „ein Charakter von guter oder schlechter Art erst dann vorhanden, wenn seine Maximen in allem Wollen und Handeln der betreffenden Person sich thatsächlich Geltung verschaffen." (Drobisch.[1])

Auf dem „thatsächlich" liegt der Ton, das Thatsächliche lässt sich feststellen und diese Feststellungen sind verwertbar.

5. Sonstige Unterschiede.

Die uralte Unterscheidung der Menschen nach dem Temperamente ist unzulänglich; so oft davon gesprochen wird, pflegt man für jedes der vier Temperamente eine Reihe von Kennzeichen anzuführen, man versäumt aber niemals beizusetzen, dass sich alle diese Zeichen niemals vorfinden. Leute nach diesen vier Kategorien gibt es also strenge genommen nicht, und hiemit hat die Unterscheidung schon keinen brauchbaren Wert. Benützt man aber nur die Bedeutung, welche dem Temperamente im allgemeinsten Sinn beigelegt wird, dann ist der umständliche Apparat, der mit dieser Unterscheidung verbunden ist, ganz überflüssig. Nennt man cholerisch jeden thatkräftigen, sanguinisch jeden heiteren, phlegmatisch jeden bedächtigen und melancholisch jeden traurigen Menschen, so hat man nur für einige der tausend Adjectiva noch einen technisch klingenden Ausdruck dazu genommen. Diese vier Formen sind aber nicht die einzigen, die es gibt, und abgesehen von unzähligen Zwischen- und Uebergangsformen, gibt es auch noch ebensoviele, die in keine dieser Kategorien hineinpassen.

[1]) Moritz W. Drobisch, „Die moralische Statistik u. s. w.", Leipzig 1867.

Außerdem ändert sich namentlich das nicht klar ausgesprochene Temperament nach Gesundheit, Alter, Erlebnissen und anderen Zwischenfällen, so dass die Unterscheidung nicht einmal durch die Constanz der Erscheinung berechtigt wird. Sie ist aber nicht gleichgiltig, weil die hergebrachte Form derselben eine gewisse Autorität erzeugt, und weil man mit jeder der vier Kategorien eine Reihe von Erscheinungen verbindet und sie als zweifellos voraussetzt, obwohl diese keineswegs damit verbunden sein müssen. Wenn z. B. Machiavelli behauptet, „die Welt gehört den Phlegmatischen," so hat er gewiss nicht jenen Erscheinungscomplex gemeint, den man gewöhnlich als das Charakteristische des phlegmatischen Temperaments bezeichnet, er wollte lediglich zum Ausdrucke bringen, dass mit der Ueberstürzung im gewöhnlichen Leben ebensowenig zu erreichen sei, wie in der großen Politik, es wolle Alles überlegt und wiederholt geprüft sein, bevor man an die Durchführung schreitet, dann kommt man langsam, aber sicher vorwärts. Hätte er gesagt: „Dem Vorsichtigen oder dem Ueberlegenden oder dem Bedächtigen gehört die Welt," so wäre dasselbe erreicht gewesen.

Wollen wir aber Klarheit haben über Natur und Cultur eines Menschen, so hilft uns die Frage nach seinem Temperament gar nichts. Ueber Temperament wären nachzusehen die Arbeiten von Höffding,[1]) Ruemelin [2]) und Höfler [3]) (hier auch die Literatur angegeben).

Fassen wir irgend etwas Anderes heraus, was zur Beurtheilung der Menschen benutzt wurde. „Am Lachen erkennt man den Menschen," heißt es im Sprichwort, und Grillparzer hat sich einmal gelegentlich der Besprechung des Publicums im alten Wiener Burgtheater feinsinnig geäußert, wenn man wissen wolle, wo im Theater die Gebildetsten und die weniger Gebildeten sitzen, so brauche man nur darauf zu merken, *über was* gelacht wird, *wie* gelacht wird und *wo zuerst* gelacht wird (d. h. wo man zuerst einen feinen Witz begriffen hat).

Schopenhauer macht die unvergleichliche Unterscheidung: „Der Verständige findet Alles lächerlich, der Vernünftige gar nichts," und

---

[1]) Harald Höffding, „Die Psychologie in Umrissen", deutsch, Leipzig 1892.
[2]) Ruemelin, „Ueber die Temperamente".
[3]) Alois Höfler, „Psychologie", Wien 1897.

Erdmann[1]) sagt: „Dass etwas ärgerlich oder lächerlich ist, besagt ja nicht, was und wie der Gegenstand ist, sondern viel mehr, wie sein Beobachter beschaffen ist.“

Wer aber als Criminalist auf das Lachen seiner Leute aufmerkt, der hat sich viele Arbeit erspart. Das verlegene, blöde Lächeln des schlecht beobachtenden Zeugen, das schmerzliche Lächeln des unschuldig Angeklagten oder des überwiesenen Reuigen, das höhnische Lachen des schadenfrohen Zeugen, das boshafte des belastenden Mitschuldigen, das glückliche, schwache Lächeln des Unschuldigen, der Beweise brachte, und unzählige andere Formen des Lachens sind nach dem Wesen des Betreffenden so unendlich verschieden, und so beweisend, dass es kaum etwas gibt, was an Wert damit verglichen werden kann. Dazu kommt noch, dass Verstellung beim Lachen nicht leicht vorkommt, am wenigsten im Momente, wo der Betreffende zu lachen aufhört — da kommt die wahre Bedeutung des Lachens fast ausnahmslos zum Vorschein.

Von gleicher Wichtigkeit sind gewisse Veränderungen, welche sich im Laufe von oft ganz kurzer Zeit bei den Leuten ergeben können. Wenn wir schon im gewöhnlichen Leben oft beobachten, dass sich Leute ohne auffallenden Grund so verändern, dass wir kaum glauben, denselben Menschen vor uns zu haben, so verzehnfacht sich dies bei den so energischen Wirkungen der auf Jemandem lastenden Schuld, nun gar der Haft. Vor genau 100 Jahren hat der alte Hippel[2]) gesagt: „Die Einsamkeit hat die größten Männer, die größten Narren und die größten Bösewichter erzeugt.“ Welche Wirkung muss erst die gezwungene Einsamkeit, die Haft, haben? Wir leben ja, Gottlob, nicht mehr in der Zeit, die monate- und jahrelange Haften in den einfachsten Untersuchungen kannte, aber es genügen unter Umständen schon wenige Tage einer Haft, um einen Menschen völlig zu ändern. Verbitterung und Wildheit lässt sich ebenso durch die Haft erzeugen, wie Einkehr und Weichheit, und wer sich seine „Inquisiten“ nicht so oft ansieht und mit ihnen verkehrt, als möglich, der thut seine Pflicht nicht; ich meine gewiss nicht, dass man dies zu dem Zwecke thun soll, um vielleicht später von einem „mürbe Gewordenen“ ein Geständnis zu erhaschen, nein, nur um eine richtige und gerechte Auffassung

[1]) Dr. Erdmann, „Ueber die Dummheit“, Berlin 1866.

[2]) Hippel's, „Tagesdenkzedul“, mitgetheilt in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1797.

des Falles zu bekommen. Jeder erfahrene Criminalist wird zugeben, dass er den ganzen Hergang, besonders aber die Motive des Thäters nach dem ersten Verhöre des Beschuldigten ganz anders auffasste, als bei den später wiederholten und ebenso, dass die spätere Auffassung meistens die richtigere war. Wenn wir absehen von den bösen Fällen, in welchen der Untersuchungshäftling von den Mitgefangenen unterrichtet und noch mehr verdorben wird, so möchte ich mich fast zu der Behauptung versteigen, dass die Haft meistens den richtigeren Menschen, so wie er eigentlich ist, zum Vorschein kommen lässt. Die fremde Umgebung, das Herauskommen aus den alten Verhältnissen und die Möglichkeit zu einer Einkehr in sich selbst wirken — ich wiederhole, wenn nicht andere schlechte Einflüsse widerstreben — in der Regel klärend auf die Leute, und so hat der Criminalist häufig die Empfindung, dass er den Verhafteten erst beim letzten Verhöre eigentlich habe kennen gelernt.

Hiezu kommt noch, dass sich der körperliche Zustand und die Gesundheit des Verhafteten fast immer ändert. Die neue Lebensweise, Kost und Umgebung, der Mangel an Bewegung, der moralische Einfluss, das wirkt unbedingt auf den Körper und, leider müssen wir es gestehen, auf die Gesundheit. Es gibt allerdings Fälle, in welchen sich bei Leuten, die ein wüstes, unregelmäßiges Leben führten, bei Trinkern und solchen, welche sich übermäßig plagen und sorgen mussten, die Gesundheit in Folge der Haft, wo alle diese Einwirkungen weggefallen sind, oft sogar auffallend gebessert hat. Das sind aber Ausnahmen und in der Regel leidet das körperliche Befinden sehr wesentlich, glücklicherweise selten dauernd. Wie sehr aber solche Wirkungen auf das psychische Wesen wirken, ist bekannt. Bain [1]) führt das so aus: „Ein körperliches Missgeschick gibt häufig den Anlass zu einer vollkommenen Aenderung der sittlichen Natur: Gesundheit erhält den Atheisten in der Finsternis."

Der letzte Satz, den Bain citiert, gibt zu denken und erklärt es uns, wie manche Geständnisse, durch die oft spät ein Unschuldiger gerettet wurde, entstanden sind.

Es darf auch nicht vergessen werden, dass die Zeit — und für den Eingesperrten ist die Haft potencierte Zeit — manchen

---

[1]) Alexander Bain, „Geist und Körper", Leipzig 1874.

Ausgleich in Extremen bewirkt. Ebenso, wie nach La Roche Foucauld vollendete Tapferkeit und vollendete Feigheit sehr selten vorkommt, so weiß auch der Criminalist, dass auch vollendete Schlechtigkeit ebenso selten ist, wie vollendete Tugend. Mit der letzteren haben wir nichts zu thun, aber auch die erstere stellt sich uns um so seltener vor, je länger wir mit schlechten Menschen zu thun haben, und was wir vor Jahren als den Gipfel der Schlechtigkeit angesehen haben, das betrachten wir heute als das Ergebnis von Noth, Elend, Schwäche, Dummheit, Leichtsinn und einfach als echt menschliche Armseligkeit. Und was sich da uns auf Jahre der Erfahrung ausgedehnt hat, das finden wir oft auch in ganz kurzer Zeit zusammengedrängt und abgelaufen. Heute erscheint uns der Eingelieferte als der ärgste Bösewicht, in wenigen Tagen haben wir uns beruhigt und den Fall von anderen Seiten kennen gelernt, der Verhaftete lässt seine wahre Natur und Cultur mehr zum Vorschein kommen, und die ganze Auffassung ist anders.

Oft habe ich an die simple Geschichte gedacht, nach welcher Carl XII. plötzlich in Dresden eingeritten war, worauf die Stadtväter für den folgenden Tag eine außerordentliche Sitzung einberiefen, um, wie der Schwedenkönig meinte, zu berathen, was sie gestern hätten thun sollen. Das macht jeder verhörte Beschuldigte. Während er die Amtsstube verlässt, überlegt er schon, was er hätte anders sagen sollen, und die Ueberlegung wiederholt er bis zum nächsten Verhöre. Daher die so oft scheinbar ganz unerklärlich verschiedenen Aussagen, daher auch die Verpflichtung zu oftmaligen Verhören.

Wie wichtig endlich die eigene Cultur und Natur des Criminalisten selbst ist, das hat uns Mittermaier [1]) mit einem einzigen, einfachen Beispiele ins volle Licht gesetzt: „Wenn ein Mädchen für den Geliebten und gegen den Bruder aussagt, wird bei der Beurtheilung der Frage, welche Stimme mächtiger ist (ob also die Aussage wahr ist), der Richter nicht leicht den Maßstab von sich selbst, von seinen Lebensansichten entlehnen?“

Hiebei ertappt man sich oft. Man überlegt einen schwierigen psychologischen Fall nach allen Seiten und hat plötzlich, ohne sich vollkommen Rechenschaft darüber zu geben, woher und womit,

---

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.“, Darmstadt 1834.

die Lösung gefunden: „So und nicht anders muss es gewesen sein, deshalb hat er so und so gehandelt, das war für ihn der Grund, das wollte er u. s. w.“

Würde man aber einen solchen bestimmten Schluss genauer untersuchen, so käme man, vielleicht in den meisten Fällen, zur Ueberzeugung: „Ich habe nur so von ihm geschlossen, weil ich so gehandelt, gedacht und gewollt hätte.“

Das Interpolieren seiner eigenen Natur und Cultur statt der des Zeugen oder Beschuldigten ist eine der größten Gefahren, die es bei dem Schließen des Richters geben kann.

6. Verstand und Dummheit.

Von den drei Feinden, mit denen der Criminalist zu kämpfen hat: die Schlechtigkeit, die Unwahrheit und die Dummheit, ist die letztgenannte nicht der geringste. Vor der Dummheit ist er nirgends sicher, sie tritt ihm entgegen als Eigenschaft der Menschheit im Allgemeinen, in ihren Vorurtheilen, Voreingenommenheiten, in ihrem Eigensinn und hochfahrenden Wesen, er hat mit ihr zu kämpfen in den Zeugen, in untergeordneten Leuten und ebenso oft in der Starrheit, Zopfigkeit und dem lächerlichen Eigendünkel seiner Vorgesetzten; sie tritt ihm hindernd entgegen in den Köpfen seiner Collegen, oft der Beschuldigten und nicht am seltensten im eigenen Kopfe. Die größte Dummheit wäre es, zu glauben, man mache selbst keine; die gescheidtesten Leute machen die größten Dummheiten und am weitesten kommt der vorwärts, der sich die lange Reihe selbstgemachter Dummheiten wiederholt und ehrlich vor Augen hält und an ihnen lernt. Man kann sich damit trösten, dass es Anderen auch nicht besser gieng, dass jede Dummheit Lernmaterial darstellt und dass es einmal so in der Welt ist: „Jede Dummheit findet Einen, der sie macht.“

Die Dummheit ist eine Eigenschaft für sich, sie verhält sich zum Verstande nicht wie Kälte zur Wärme; Kälte ist Abwesenheit von Wärme, aber Dummheit ist nicht Abwesenheit von Verstand, aber beide sind Eigenschaften, welche dieselbe Richtung haben wollen; deshalb ist es nie möglich, von Verstand oder Dummheit allein zu reden, wer das Eine behandelt, spricht auch über das Andere, aber es wäre verfehlt, beide als eine fortgesetzte Reihe anzusehen, an deren einem Ende sich der Verstand und am anderen

die Dummheit befindet; der Uebergang ist nicht nur ein allmäliger, sondern es greifen merkwürdiger Weise an manchen Stellen beide in einander über, vermengen und überdecken sich. Es kann daher so oft Manches gleichzeitig verständig und dumm, in der einen Richtung das eine, in der nächsten das andere sein, und es ist nicht unrichtig, wenn man mitunter von gescheidten Dummheiten und von gescheidten Handlungen spricht, die herzlich dumm sind.

Die Wichtigkeit der Dummheit ergibt sich selbstverständlich nicht blos daraus, dass unabsehbare Folgen aus derselben entstehen können, sondern auch daraus, dass die Dummheit keineswegs immer leicht entdeckt werden kann; vor Allem ist es gewiss richtig, dass die Dummen meistens doch noch klüger aussehen als sie sind, und dass man in der Regel eines eingehenderen Verkehres mit einem Menschen bedarf, um die ganze Unergründlichkeit seiner Dummheit wahrzunehmen; so lange verkehren wir aber auch mit den für unsere Arbeit wichtigsten Menschen selten, um da Klarheit zu bekommen; „es gibt Leute, die man bei der ersten Begegnung für dumm hält, bei näherer Bekanntschaft sind sie es aber wirklich.“ Wenn man aber auch dahinter gekommen ist, dass ein Mensch dumm ist und in wie hohem Grade er es ist, so weiß man aber doch noch immer nicht, wie er seine Dummheiten macht, und es gehört sehr viel Klugheit dazu, um dies voll und ganz zu begreifen. Dazu kommt noch, dass in der That sehr oft eine unglaubliche Menge von Mühe, Nachgrübeln und Schlauheit aufgewendet wird, um eine große Dummheit zu begehen. Jeder von uns kennt gewiss eine Anzahl von Criminalfällen, die lange ungeklärt blieben, blos weil irgend ein wichtiger Vorgang in denselben nur durch eine so maßlose Dummheit erklärt werden konnte, dass Niemand an diese glauben wollte. Erst als Einer Klugheit genug hatte, an die Reellität auch einer solchen Dummheit zu glauben, klärte sich Alles leicht und einfach. Das gilt namentlich von der viel besprochenen „einen großen Dummheit“, die der Thäter fast bei jedem großen Verbrechen begeht. „Das sei unmöglich“, hatte man angenommen, und so war auch die Lösung unmöglich. Zu vergessen ist nie, dass gerade kluge Leute auf Dummheiten nicht eingehen wollen; so wie dem Reinen Alles rein ist, und wie der Philosoph Alles vom philosophischen Standpunkt erklären will, so möchte der Kluge auch Alles mit der Klugheit vereinen, und oft wird es ihm ganz unverständlich, die Aufklärung lediglich vom Standpunkt der reinen

Dummheit aus vorzunehmen. Es ist daher gerade für den Klugen nothwendig, sich über das Wesen derselben möglichst genau zu unterrichten.

Es gibt vielleicht wenige Bücher auf der Erde, die so viel Gescheidtes enthalten als das Büchlein „Ueber die Dummheit" von Erdmann[1]) — ich will versuchen, das für uns Criminalisten Wichtigste aus demselben für uns zu verwerten.

Erdmann geht von einem ganz kleinen Erlebnis aus. Er sei einmal früh auf den Hamburger Bahnhof gekommen, wo sich im Wartesaal lediglich eine Familie mit vielen Kindern befand, aus deren Gesprächen zu entnehmen war, dass es auf einen Besuch des Großvaters in Kyritz abgesehen sei. Der Bahnhof füllte sich immer mehr mit Leuten, was der kleinste Knabe jener Familie mit immer ängstlicher werdendem Gesichte bemerkte. Als der Wartesaal stark gefüllt war, platzte der Junge endlich heraus: „Ja, was wollen denn die vielen Leute alle beim Großvater in Kyritz?" Der psychologische Vorgang in dem Kinde war der, dass es annahm, weil es selbst nach Kyritz fahre, könnten alle anderen Menschen, die sich da versammelt hatten, auch keine andere Absicht haben. Diese Beschränktheit der Anschauungen, das Generalisieren des eigenen, kleinen Standpunktes auf die anderen Menschen, wie es hier beim Kinde vorlag, ist nach Erdmann das Wesen der Dummheit, wenn es bei Erwachsenen in ähnlicher Form auftritt. Wie weit man da gehen kann, ohne dumm zu erscheinen, wird an einem anderen, ebenfalls ausgezeichneten Beispiele gezeigt. Wenn ein Fremder in Paris (also zu Zeiten Erdmann's in den Sechziger-Jahren) von den alten Bäumen auf einer Avenue spricht, so darf ihm allerdings der Pariser antworten: „Sie sind also auch nicht mit Haussmann einverstanden?" — weil damals jeder Mensch von der baumtödtenden Verschönerungssucht des Pariser Präfecten, Baron Haussmann, Kenntnis hatte. Wenn man aber in einem kleinen Dorfe die Bäume auf dem Kirchplatz lobt und der einheimische Bauer antwortet: „Also wissen Sie auch, dass unser Schulze die Bäume umhauen lassen will?" so ist das dumm, weil der Bauer doch nicht annehmen sollte, dass die Gedanken seines Dorfschulzen der großen Welt bekannt sein können.

Denkt man sich nun die Zahl der Gesichtspunkte immer kleiner, den Horizont immer enger, so kommt man auf einen Punkt,

[1]) Dr. J. Erdmann, „Ueber die Dummheit", Berlin 1866.

wo der Umkreis der Ideen mit ihrem Centrum zusammenfällt, das ist die Kerngestalt der Dummheit: der Idiot. Dummheit ist der Geisteszustand, wobei Einer Alles nur nach sich beurtheilt.

Dies lässt sich wieder am besten an einem Bilde zeigen: Wenn man in einem Zimmer herumgeht und die Sachen ansieht, merkt man bald, wie sich die Gegenstände nach geändertem Augenpunkte verschieben und anders aussehen — wer blos durch das Schlüsselloch schaut, erfährt das nicht, da sieht Alles gleich aus. Der ganz Einfältige ist der, dem das eigene Ich das einzige Schlüsselloch ist, durch das er in den geschmückten Saal schaut, den wir die Welt nennen.

Deshalb hat auch der beschränkte Mensch, l'homme borné, der die Narrowness of mind hat, nur eine geringe Anzahl von Ideen und Gesichtspunkten, und darum ist sein Gesichtskreis so beschränkt und enge; je mehr sich der Gesichtskreis verengt, desto dümmer ist der Mensch.

Dummheit und Egoismus ist Privilegium des Kindes — wir alle werden dumm und roh geboren, erst das Leben witzigt uns und schleift uns ab — der Process geht langsam vor sich, und so bleibt bei Jedem mehr oder minder Ungelecktes übrig.

Distinguieren heißt gescheidt sein — confundieren dumm sein. Was deshalb beim Verkehr mit beschränkten Menschen zuerst in die Augen fällt, ist die Unbedingtheit und Allgemeinheit ihrer Aussprüche, wodurch sie so schneidend und absprechend werden... Das Generalisieren des Dummen wird dann mit Unrecht Uebertreiben genannt: wenn er „immer“ sagt, würde der Gescheidte zwei- bis dreimal sagen. — Der Dumme fällt den anderen in die Rede, weil er sich vordrängt, als den allein Berechtigten.

Ja, Schleiermacher erklärt es als höchst unziemlich, eine Gemüthsstimmung zu unterbrechen. Besonders charakterisierend für den Einfältigen ist es aber, dass er sein Ich stets vorzubringen trachtet. „Das thue ich stets“ — „Bei mir ist das sehr eigenthümlich, ich...“ — „So etwas mache ich ganz anders“ — ja bei hochgradiger Dummheit tritt sogar eine gewisse Gewaltthätigkeit hervor, mit der der Betreffende sein „Ich“ hervordrängt. Ist von der Erreichung des Nordpols die Rede, so sagt er: „Ich war zwar nicht auf dem Nordpol, aber in Kuckuksweiler war ich“, und wird von einer großen Erfindung gesprochen, so versichert er, das habe

er nicht erfunden, aber Besen binden könne er, und dabei tadelt er mit Vorliebe, und je einfältiger Einer ist, desto mehr tadelt er.

Allerdings muss in diesen Bestimmungen genau unterschieden und die Dummheit nicht mit verwandten Begriffen verwechselt werden, ohne dass man aber gar zu genaue Fixierungen vornehmen darf. Kraus [1]) unterscheidet z. B. genau zwischen dem Einfältigen, Dummkopf, Schwachkopf, Begriffsstützigen u. s. w., und theilt jedem unterscheidende Merkmale zu; ich halte dies nicht für zulässig, da die Begriffe für diese Ausdrücke allzusehr wechseln; wir nennen heute ganz andere Leute Dummköpfe, als es Wieland's Zeit gethan hat, in Norddeutschland ist ein Einfältiger etwas Anderes als im Süden, und selbst, wenn man am selben Orte und zur selben Zeit durch verschiedene Leute diese Begriffsbestimmungen vornehmen ließe, so käme bei Jedem etwas Anderes heraus. Bleiben wir z. B. bei A. Kraus, der die größte Lücke in der Begriffssphäre des Dummkopfes im Causalitätsverhältnis findet, weil diesen der ursächliche Zusammenhang der Dinge, das Verhältnis von Ursache und Wirkung am wenigsten beschäftigt, so können wir dasselbe vom Schwachsinnigen, Unbegabten, Einfaltspinsel ebenso behaupten — das wechselt zu sehr.

Selbstverständlich ist es richtig, wenn Kant [2]) lehrt: „Da dumme Leute gemeiniglich aufgeblasen sind, und Hochmuth erniedrigt zu werden verdient, so muss das Wort Dummheit auf einen aufgeblasenen Einfältigen und nicht auf einen guten, ehrlichen Einfältigen, sondern auf einen eingebildeten Narren angewendet werden.“ Aber hier unterscheidet Kant nicht zwischen „Dummheit“ und „Einfalt“, sondern zwischen „Aufgeblasenheit“ und „gutmüthiger Ehrlichkeit“, wobei er die erstere als ein nothwendiges Attribut der Dummheit erklärt.

Eine eigenthümliche Unterscheidung nimmt Jessen [3]) vor, indem er meint, Vergesslichkeit finde man bei Einfältigen, denen es an Schärfe der Aufmerksamkeit fehlt, aber nicht bei Dummen, die nur beschränktes Gesichtsfeld haben. Ob das richtig ist, wird

[1]) Dr. A. Kraus, „Die Psychologie des Verbrechens“, Tübingen 1884.

[2]) Im. Kant, „Menschenkunde“, herausgegeben von Starke, Leipzig 1831.

[3]) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie“, Berlin 1855.

schwer zu sagen sein. Hoffbauer unterscheidet die Dummheit und Einfalt als Mangel an Ausbreitung oder an Intensivität der Aufmerksamkeit.

Ebenso schwer ist die Feststellung, was wir naiv nennen und wie es vom Dummen abzugrenzen ist. Dass sich beide Begriffe nirgends decken, ist zweifellos, die Berührung findet sich dort, wo man unsicher ist, ob etwas dumm oder naiv ist; der wirklich Dumme ist nie naiv, denn zur Dummheit gehört immer eine gewisse Denkfaulheit und die kommt bei der Naivität nie vor; die Schwierigkeit liegt vornehmlich in der Unterscheidung zwischen echter Naivität und der erkünstelten, welcher sich so viele Leute, und wenn sie es verstehen, mit größtem Erfolge bedienen; wer dies thun will, muss sich so dumm stellen, dass der wirklich Einfältige vermeint, gescheidter zu sein; wenn das gelingt, dann hat der erstere gewonnenes Spiel, er hat aber nicht wirklich Dummheit, sondern Naivität simuliert; Kant (loco cit.) nennt Naivität „ein Betragen, wo man nicht Acht darauf hat, ob man von anderen beurtheilt wird." Das ist nicht mehr der heutige Begriff derselben, er kann es zu Kant's Zeiten gewesen sein, die der Einführung des Wortes (durch Gellert) aus dem Lateinischen *(nativus)* und dem Französischen (naif) nahe stand. Auch Schiller [1]) fasst den Begriff noch beiläufig so auf. Heute dürfte man Naivität vielleicht das kritiklose Verhalten gegen die umgebenden Verhältnisse nennen, und die Wichtigkeit der Naivität für unser Fach ist vielleicht darin begründet, dass — pardon — viele von uns sich ihrer befleißen. Natürlichkeit, Offenherzigkeit, liebenswürdige Einfalt, Unbefangenheit und wie die Efflorescenzen der Naivität sonst heißen mögen, sind ja entzückende Eigenschaften bei Kindern und Mädchen — aber den Strafrichter kleiden sie nicht gut. Es ist naiv, wenn man die plumpsten Verabredungen von Beschuldigten oder Zeugen ehrlich hinnimmt, es ist naiv, wenn man keine Ahnung davon hat, wie die Inquisiten mit einander correspondieren, es ist naiv, wenn man Verbrecher vor seinen eigenen Ohren mit einander in der Gaunersprache conversieren lässt, es ist noch naiver, wenn man einen Verbrecher cordial im Gauneridiom anspricht, es ist naiv, wenn man die allereinfachsten Gaunerpraktiken nicht kennt, es ist überhaupt naiv, wenn man glaubt, als Criminalist mit seinen

[1]) „Ueber naive und sentimentalische Dichtung".

Gesetzestafeln und deren Auslegungen und Erklärungen sein Auslangen zu finden, es ist naiv, wenn man dem Verbrecher durch breit zur Schau getragene Schlauheit imponieren will und es ist am allernaivsten, wenn man die Naivität des Verbrechers nicht erkennt.

Halte Jeder von uns Einkehr in sich selbst, erkenne er, wie oft er naiv war, aus Unkenntnis der Wichtigkeit scheinbar unbedeutender Umstände. „Die größte Klugheit," sagte La Roche Foucauld, „besteht darin, den Wert der Dinge zu kennen." Dabei würde man aber vollkommen falsch vorgehen, wenn man immer direct nur das herausbringen wollte, was sich gerade hinter einem naiven Moment zu verbergen scheint: „Der Wille denkt nicht, aber er muss die Aufmerksamkeit des Geistes auf die Erkenntnis richten; er kann nicht irgend ein bestimmtes Erkenntnisresultat wollen; er kann nur wollen, dass der Geist unbefangen forsche." (Dorner.[1])

Will man aber diesen guten Willen in der richtigen Weise anwenden, dann muss vorerst die Forschung dahin gerichtet werden, festzustellen, wie viel Verstand und wie viel Dummheit man seinem Gegenüber — sei dies nun ein Beschuldigter oder Zeuge oder sonst wer — zuzumessen hat. Ich habe einmal ausgeführt, dass man einen großen Fehler begeht, wenn man namentlich den Beschuldigten für dümmer hält, als man selbst ist, dass man aber auch nicht verpflichtet ist, ihn für verständiger zu halten. Für den ersten Augenblick, d. h. für so lange, bis man sich nicht eines Besseren überzeugen konnte, thut man am besten, ihn für gerade so klug zu halten, als man selbst ist. So begeht man zwar fast immer einen Fehler, er ist aber sehr selten so bedeutend, dass er Schaden zufügen kann. Macht man es anders, so erräth man dann und wann zufällig das Richtige, in allen anderen Fällen begeht man aber sehr große Fehler.

Am wichtigsten für uns ist der Verstand unseres Gegenüber in der Form, die man Klugheit nennt — mit ihr hilft uns der Zeuge, mit ihr betrügt und entkommt uns der Beschuldigte. Kant behauptet, ein Mensch sei gescheidt, wenn er praktische Urtheilskraft besitzt; Dorner (loco cit.) unterscheidet: „Gewisse Individuen sind intuitiv besonders beanlagt, andere für empirische Forschung, und wieder andere für speculative Synthese. Bei den ersten über-

[1]) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen", Berlin 1887.

wiegt die Fähigkeit der Hingabe an das Object, die scharfe Beobachtung, die Zergliederung des Beobachteten, woran sich erst die Synthese anschließt, bei den letzteren die Fähigkeit der Combination, der Auffindung großer Zusammenhänge."

In einem originellen, immer noch lesenswerten Buche von Dirksen [1]) findet sich eine oft klärende Zusammenstellung: „Der witzige Kopf erfindet, der scharfsinnige entdeckt, der tiefsinnige erforscht; der erste combiniert, der zweite zergliedert, der dritte begründet. Witz blendet, Scharfsinn klärt auf, Tiefsinn erleuchtet. Witz überredet, Scharfsinn belehrt, Tiefsinn überzeugt."

In einzelnen Fällen fasst man einen Menschen voll und plötzlich auf, wenn man sich der, ich weiß nicht wo, vorkommenden Worte erinnert: „Es gibt zweierlei Schweiger: die einen schweigen aus Dummheit, die anderen aus Klugheit; gescheidt sind sie Beide." Irgendwo bei Kant heißt es: „Der Witzige ist frei und keck, der Urtheilsfähige (Judiciöse) unschlüssig und bedenklich."

Für uns nicht verwertbar, aber eine solide, exacte Grundlage bietend ist die Erklärung von Exner: [2]) „Je reicher das ganze Erregungsgebiet der Rindenfasern ist, und was damit zusammenhängt, je sicherer die Beziehungen desselben zu anderweitigen associativ verbundenen Rindenerregungen zum Ausdrucke gelangen, desto gescheidter ist ein Mensch."

In gewisser Beziehung helfen uns auch einzelne Hinweise. Wenn z. B. Hering [3]) darauf hinweist: „Die Einseitigkeit ist die Mutter der Virtuosität. Die Arbeit der Spinne ist bewunderungswert, aber sonst kann sie nichts. Der Mensch greift zu Bogen und Pfeil, wenn seinem Netze die Beute fehlt, die Spinne aber verhungert" — so haben wir damit den Unterschied zwischen mechanischer Geschicklichkeit und bewusster Klugheit vollständig gegeben.

Ebenso haben zahlreiche *salse dicta*, die im Munde Aller sind, klärenden Wert; z. B.: „Der Thor thut nie, was er sagt, der Weise sagt nie, was er thut." — „Man kann schlauer sein als ein Anderer, aber nie schlauer als alle Anderen." — „Dumm-

[1]) Dirksen, „Die Lehre von den Köpfen", Altona 1833.

[2]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf zu einer Erklärung u. s. w.", Leipzig und Wien 1894.

[3]) Ewald Hering, „Ueber das Gedächtnis als eine allgemeine Function der organischen Materie", Wien 1876.

heit ist stets Natur, Klugheit oft Kunstproduct.“ — „Auf den Zufall bauen ist Thorheit, den Zufall benutzen ist Klugheit.“ — „Es gibt Thorheiten, die nur ein Weiser begehen kann.“ — „Wie der Mensch vom Affen verschieden ist, so ist's die Klugheit von der List.“ — „Narren sagen, was die Klugen denken.“ — „Der Verstand fehlt, die Dummheit ist unfehlbar“ u. s. w.

Diese und unzählige andere Aussprüche helfen uns in einzelnen Fällen vortrefflich vorwärts, nur geben sie uns kein allgemeines Kennzeichen dessen, was Klugheit thut; ein solches Kennzeichen vom pragmatischen Standpunkte aus, darüber, ob etwas klug oder nicht klug gehandelt war, ohne dass wir erst den belehrenden Erfolg abwarten müssen, gäbe vielleicht der Satz: „Klug sein heißt, einen augenblicklichen kleinen Vortheil einem späteren, größeren Vortheil opfern können.“ Der Satz scheint zuerst zu enge gefasst zu sein, er passt aber bei näherer Untersuchung für alle Fälle: Wer klug ist, der lebt mäßig und opfert den kleinen Vortheil augenblicklichen Sinnesgenusses dem großen Vortheil erhaltener Gesundheit; er ist sparsam und opfert die augenblicklichen kleinen Genüsse dem Vortheile eines sorgenfreien Alters; er ist vorsichtig in seinen Speculationen und opfert momentane, zweifelhafte, daher kleine Erfolge dem großen späteren Erfolge sicheren Gewinnes; er ist schweigsam und opfert den kleinen Vortheil, im Augenblicke in allen möglichen Dingen unterrichtet zu scheinen, dem späteren großen Vortheil, daraus keine Unannehmlichkeiten zu haben; er begeht keine strafbaren Handlungen und opfert so die kleinen momentan zu erzielenden Vortheile für den späteren großen Vortheil, nicht bestraft zu werden — so könnte man bei sämmtlichen existierenden klugen Handlungen die Analyse in der gleichen Form machen, man fände, dass es nichts Kluges gibt, was sich nicht in der gedachten Form und nur in ihr lösen ließe.

Zu benützen ist diese Feststellung in allen den zahlreichen Fällen, in welchen es sich darum handelt, eine That oder, was noch wichtiger ist, die Theilerscheinungen der That darauf zu prüfen, ob sie von einer bestimmten Person herrühren. Ist aus den zweifellosen Handlungen mit Hilfe jener Analyse constatiert, welcher Grad von Klugheit dem Betreffenden zuzutrauen ist, dann ist es nicht schwierig, auch die fragliche Handlung in der gleichen Weise zu prüfen und mit dem früher gewonnenen Ergebnis zu vergleichen.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, dass wiederholt Fälle beobachtet worden sein wollen, in welchen sehr dumme Leute, Idioten und Verrückte, durch Schreck, Angst, dann durch Kopfverletzungen oder heftige Schläge auf den Kopf, endlich kurz vor ihrem Tode für kurze Zeit ganz vernünftig geworden sind. Wir Criminalisten haben aber oft gerade mit Leuten in den genannten Situationen zu thun, und wenn wir dann von solchen Leuten ganz gescheidte Antworten bekommen, trotzdem sie von ihrer Umgebung stets als dumm, blödsinnig, geistesschwach u. s. w. bezeichnet wurden, so ist das von ihnen Gesagte niemals kurzweg von der Hand zu weisen, sondern sorgfältig zu verzeichnen und allenfalls nach zu-Rathe-Ziehung der Psychiater zu verwerten.

Siehe hierüber Dr. du Prel [1]) und die von ihm angeführte Literatur, Brierre de Brismont,[2]) Burdach,[3]) Fechner,[4]) du Prel,[5]) Haller,[6]) Moore,[7]) Bering,[8]) Krause,[9]) Friedreich,[10]) Maudsley[11]) u. s. w.

Hieher gehört noch die auffällige Erscheinung, dass wir so oft dummen Menschen begegnen, die nie etwas Dummes machen. Es ist nicht richtig, dass dieselben einfach falsch beurtheilt werden und vielleicht blos dumm aussehen, sie sind es wirklich, aber es helfen ihnen gewisse Momente im geeigneten Momente hinaus. Vor Allem sind sie nicht so dumm, um sich selbst zu betrügen, sie haben also doch eine gewisse Vorstellung ihrer Schwäche und lassen sich in Dinge nicht ein, die ihnen zu hoch liegen; weiters müssen sie ein gewisses Glück in ihren Unternehmungen haben; „Eigensinn ist die Energie der Dummen" pflegt man zu sagen, und wenn sie nun zufällig den Eigensinn in die richtige Lage eingesetzt

---

[1]) Dr. Carl du Prel, „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften", Leipzig 1890.

[2]) Brierre de Brismont, „Des Hallucinations".

[3]) Carl Friedrich Burdach, „Bau und Leben des Gehirnes u. s. w."

[4]) Gustav Theodor Fechner, „Zend-Avesta".

[5]) du Prel, „Monistische Seelenlehre".

[6]) Haller, „Elem. physiol.".

[7]) Moore, „Die Macht der Seele".

[8]) Bering in Nasse's Zeitschrift, 1840, I.

[9]) Krause, „Vorlesungen über psychologische Anthropologie".

[10]) Friedreich, „Handbuch der allgemeinen Pathologie der psychischen Krankheiten".

[11]) Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

haben, so geht die Sache abermals gut aus. Dann sehen sie oft die Gefahr nicht und bleiben frei von dem auch dem Geschicktesten gefährlichen Schwindel; „der Narr stolpert über den Abgrund, in den der Weise regelrecht hineinfällt," sagt Scheffel vom blöden Bruder Heribald, und wenn man mit Recht die Routine als das Surrogat des Talentes zu bezeichnen pflegt, so muss man auch annehmen, dass Gewohnheit und Uebung auch den Dümmsten so weit bringen kann, dass ihm eine gewisse Routine oftmals glücklich hilft.

Wenn nun nach Esser[1]) die Dummheit nach der Denkweise verfährt: „Dinge, die in einigen Punkten gleich sind, sind überall gleich, und die in einigen Punkten ungleich sind, sind in allen ungleich" — so kann sie doch nur dann fehlen, wenn es sich gerade um solche Schlüsse handelt; kommen dem Dummen aber in den wichtigen Verhältnissen seines Lebens solche nicht unter, so entbehrt er der Gelegenheit, die ihm eigentlich entsprechenden Dummheiten zu machen. Ebenso geht es ihm mit seinen Interessen. Wirkliche Wissbegierde hat kein dummer Mensch, bei ihm wird diese durch Neugierde ersetzt und diese kann Niemand mit Sicherheit von Wissbegierde unterscheiden. Hat der Dumme also auch da Glück, so balanciert er vorwärts, zeigt Interessen, und Niemand beweist ihm, dass dies nur blöde Neugierde ist. — Nur vor Einem muss der Dumme sich hüten: Er darf nicht in Action kommen. „Die Dummheit in Action," sagt Erdmann, von dem wir ausgegangen sind, „ist Rohheit" — wahre Rohheit ist immer dumm und nie zu verkennen.

So kommt man zu dem so seltsamen Schlusse, dass wir Criminalisten auch hier, wie in anderen Fällen, den Menschen nicht als das nehmen dürfen, was er überhaupt ist, sondern als das, was er im besonderen Falle ist. Der schlechteste Mensch kann etwas absolut Gutes gethan haben, der größte Lügner kann heute die Wahrheit reden, und der Thor kann heute weise handeln, der Mensch als solcher berührt uns nicht, wichtig ist uns die augenblickliche Kundgebung desselben. Sein übriges Wesen ist nur Beurtheilungsmateriale.

---

[1]) Dr. W. Esser, „Psychologie", Münster 1854.

2. Besondere Einflüsse.

a) Gewohnheit.

Die Beobachtung dessen, was ein Mensch gewohnt ist, kann für uns in mehrfacher Richtung von Bedeutung sein. Vor Allem müssen wir uns darüber klar werden, wie weit uns selbst bei unserem Denken und Thun die Gewohnheit beeinflußt, dann ist es wichtig, bei Beurtheilung von Zeugenaussagen zu wissen, ob und inwieweit der Zeuge gewohnheitsmäßig vorgegangen ist, so dass wir dann Manches für möglich halten können, was uns sonst unwahrscheinlich vorgekommen wäre und endlich können wir uns vielleicht manche Verantwortung eines Beschuldigten mit Hilfe der Berücksichtigung von Gewohnheiten zurecht legen, namentlich, wenn es sich um Handlungen dreht, die im Rausch, in der Schlaftrunkenheit, Zerstreutheit u. s. w. entstanden sein sollen.

Die größte Bedeutung hat der Gewohnheit Hume[1]) beigelegt, dessen ganzes System eigentlich auf die Gewohnheit als Erklärungsursache hinausläuft. In den bedeutsamen Worten:

„Was ist das Wesen aller unserer Schlüsse in Bezug auf Thatsachen? — Beziehung von Ursache und Wirkung!

Was ist die Grundlage aller Beweise und Schlüsse betreffs dieser Beziehung? — Erfahrung!

Was ist die Grundlage von allen Schlüssen aus der Erfahrung? — Gewohnheit“

liegt Hume's ganzes Glaubensbekenntnis, und deshalb nennt er auch die Gewohnheit den großen Führer im Leben. In der That ist es befremdend, wie oft wir einen ganz dunkeln Vorgang plötzlich erklären können, wenn wir nur fragen, ob es nicht etwa lediglich Gewohnheit war, die das Ganze geleitet hat. Ja sogar Alles, was wir Mode, Sitte, Annahme nennen, ist schließlich nichts Anderes als Gewohnheit, oder wenigstens durch Gewohnheit zu erklären. Alle Kleidermoden, Gebräuche, Neuerungen erregen so lange Kopfschütteln, bis man sie gewohnt wird, und Sitte und Moral müssen sich der eisernen Gewohnheit fügen; was hätte meine Großmutter von einer Dame gesagt, die lustig auf dem Bicycle durch die Straßen reitet, wie bekreuzigt sich der deutsche Bürger,

---

[1]) David Hume, „Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes“, deutsch von Kirchmann, Heidelberg 1888.

der ein französisches Seebad sieht, und wenn wir den Begriff eines Eliteballes nicht kennten, was würden wir Alle sagen, wenn man uns erzählte, irgendwo kommen des Abends die Männer mit halbnackten Weibern zusammen, Erstere packen die Letzteren in kräftiger Umarmung, reissen sie herum, rasen und toben bei entsetzlichem Lärm im Saale so lange herum, bis sie keuchend und schweißtriefend ihr tolles Verfahren aufgeben müssen. Nur weil wir es gewohnt sind, geben wir uns zufrieden. Um sich diesfalls über die Macht der Gewohnheit klar zu werden, genügt der bekannte Scherz, dass man auf einem Balle sich fest die Ohren zuhält und die Tanzenden betrachtet. Sobald man die Musik nicht mehr hört, vermeint man, sich unter Irrsinnigen zu befinden. Ja, man braucht nicht einmal ein an sich wirklich tolles Treiben zu wählen; Helmholtz [1]) fordert dazu auf, ferne gehende Menschen durch ein astronomisches (also verkehrt zeigendes) Fernrohr anzusehen: Welch' seltsames Hüpfen und Wiegen des Körpers die Gehenden hervorbringen. Solche Beispiele gibt es genug, und kommen wir bei gewissen Vorgängen mit der Frage, ob erlaubt oder nicht erlaubt — so ist die Gewohnheit in das Gebiet der Moral übertragen; die Jagd auf harmlose, unschädliche Thiere, Vivisection, Mensuren, Production halsbrecherischer Künste, Ballett und zahllose Dinge würden uns choking, unbegreiflich, entsetzlich vorkommen, wenn wir sie nicht gewohnt wären. Das Bedenkliche liegt nun darin, dass wir Criminalisten oft Verhältnisse beurtheilen, die wir nicht kennen. Was der Bauer, der Arbeiter, der Handwerker thut und treibt, das kennen wir nur oberflächlich, seine Gewohnheiten aber in der Regel gar nicht, und wenn wir einem Menschen dieser Classe irgend ein Vorgehen als höchst verwerflich bezeichnen: eine Balgerei, Beschimpfung, Misshandlung von Frau und Kindern u. s. w., so begegnen wir oft nur einem verduzten Gesicht — er ist die Sache nicht anders gewohnt, und mit der Strafe erziehen wir ihn auch nicht.

Das sind aber alles Fragen ganz allgemeiner Natur, deren Lösung dem Strafrichter nicht zukommt, der aber wohl durch richtige Fassung derselben viel zur Milderung der krassesten Widersprüche beitragen kann. Näher liegt ihm aber die richtige Beurtheilung von Aussagen bei Berücksichtigung des Gewohnheits-

[1]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik", Leipzig 1865.

mäßigen (vergl. p. 323), da wir manche Behauptungen erst als ganz wahrscheinlich aufnehmen werden, wenn uns der Aussagende nachweist, dass er „gewohnheitsmäßig" gehandelt hat. Die Grenze zwischen Geschicklichkeit und Gewohnheit ist nicht strenge zu ziehen, und wir werden vielleicht recht sagen, wenn wir behaupten, dass eine Geschicklichkeit erst vorliegt, wenn wir die betreffende Manipulation gewöhnt sind, und Gewohnheit liegt erst vor, wenn wir eine gewisse Geschicklichkeit erlangt haben. Geschicklichkeit im Allgemeinen, ist die Fähigkeit, sich rasch etwas anzugewöhnen. Allerdings muss man da unterscheiden: „Die Gewohnheit macht die Handlungen leicht, die Angewohnheit nothwendig." (Kant.)

Wir sehen dies bei körperlichen Uebungen am besten: Reiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Radfahren, alles Dinge, bei welchen man nicht sagen kann, wo Geschicklichkeit und Gewohnheit zu trennen ist, wir alle begreifen nicht, wie wir und andere Ungeübte das nicht sofort machen konnten, und können wir es, so macht man alle diese Uebungen, ohne daran zu denken, fast halbschlafend. Das ist dann nicht geschickt, sondern gewohnt, d. h. einen Theil der Verrichtungen besorgt der Körper selbst, ohne eine specielle Leitung vom Geiste zu erhalten.

Wir finden es ganz unbegreiflich, wie viele Thiere, Spuren u. s. w. der Jäger in Feld und Wald sieht, wie viele Pflanzen der Botaniker und Steine der Mineralog, wie viele Motive der Maler, merkwürdige Erscheinungen der Physiker und Gebrechen der Arzt bemerkt, die dem Ungewohnten sämmtlich entgehen (Lipps [1]). Wenn z. B. Forster [2]) vom bekannten Capitän Cook erzählt, dass er stets aus dem Gewirre von Tauen, Seilen und Stricken auf den ersten Blick die Leine fand, die angezogen werden musste, so war dies Gewohnheit, und wenn dann eine Landratte solches von sich behaupten wollte, so zweifeln wir mit Recht, dem geübten Seemann lassen wir es gelten. Wir erleben dasselbe auch an uns selbst; haben wir einmal z. B. eine recht complicierte Krystallfigur richtig erfasst, so begreifen wir nicht, wie wir sie früher nicht verstehen konnten (Helmholtz); ebenso ist es mit einer undeutlichen Zeichnung, mit einem neuen Weg, irgend einer körperlichen Thätigkeit u. s. w. Ein Mann, der es nicht gelernt hätte, wäre den ganzen

[1]) Dr. Th. Lipps, „Die Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.
[2]) Georg Forster, „Kleine Schriften I. Theil".

Tag mit An- und Ausziehen beschäftigt (Maudsley), und wie schwer es ist, nur einfach zu gehen, was wir ja ganz unbewusst thun, bestätigt der Mechaniker, der eine gehende Figur construieren will.

Dass Gewohnheit gleichmäßig auf verschiedene Leute wirkt, das wird natürlich nicht behauptet. Am meisten äußern sich da die vorhandenen Dispositionen; nicht wie man das Wort im gemeinen Leben auffasst, sondern wie z. B. Lipps [1]) sie als jene Zustände beschreibt, die auf die Wiedererzeugung von bestandenen Vorstellungen gerichtet sind. Man muss also annehmen, dass die durch die Vorstellung a erzeugte Neigung Vorstellungen a', a'', a''' ermöglicht. Nach diesen Dispositionen können sich also auch die Gewohnheiten entwickeln, wobei uns allerdings die Kenntnis, unter welchen Bedingungen dies geschieht und geschehen kann, vollkommen mangelt. Wir werden allerdings annehmen, dass sich der berühmte Geschichtsforscher X das Schnapstrinken und die alte Stiftsdame, Gräfin Y, das Opiumrauchen nicht angewöhnen wird — aber hiebei schließen wir doch nur aus den gegebenen Verhältnissen und nicht aus der Person. Deshalb ist es auch schwierig, mit Bestimmtheit zu behaupten, dass Jemand diese und jene Gewohnheit nicht haben könne, so dass, wenn Jemand eine Gewohnheit behauptet und dieser Umstand von Wichtigkeit ist, dies erst einmal erprobt werden muss. Eine gewisse Präsumption für die Richtigkeit der Angabe spricht allerdings, wenn z. B. der geübte Arzt behauptet, er zähle die Pulsschläge für die Minute auch ohne Uhr, oder wenn der Badwärter die Temperatur des Wassers auf einen halben Grad und der Kaufmann das Gewicht der Waare auf einige Gramm genau schätzt, oder wenn der alte Bankbeamte sagt, er greife stets 10 Geldstücke aus dem Sack (Vierordt [2]) — aber wenn es angeht, wird man die Behauptung doch gerne überprüfen. Schwieriger ist es dann, wenn ein solches Nachprüfen nicht möglich ist.

Es behauptet z. B. Jemand, er sei zerstreut gewesen und habe nicht aufgepasst, was zwei Leute neben ihm gesprochen haben; plötzlich habe er begonnen, aufzumerken und habe nun trotzdem im Geiste Alles recapitulieren können, was die Zwei gesprochen haben (Fechner [3]); oder ein Musiker, der fast ganz taub ist, be-

[1]) Dr. Th. Lipps loco cit.

[2]) Dr. Karl Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen", Tübingen 1868.

[3]) Gustav Theodor Fechner, „Elemente der Psychophysik", Leipzig 1889.

hauptet, an Musik so gewöhnt zu sein, dass er trotz seiner Taubheit im Orchester den leisesten falschen Ton höre (dies berichtet z. B Beneke[1]) vom Musiker Naumann); oder endlich, es werden ganz unbedeutende, kaum controlierbare Gewohnheiten angegeben, die zufällig in einer Strafsache Bedeutung erhalten haben. So wurde einmal eine Brandlegung von einem Nachbarn beobachtet, der die That aber nur vom Fenster aus sehen konnte, wenn er sich weit herausgebeugt hatte. Auf die Frage, was er denn in der kalten Winternacht zum Fenster hinaus zu sehen hatte, antwortete er, dass er die Gewohnheit habe, täglich unmittelbar vor dem Schlafengehen zum Fenster hinauszuspucken! Ein Anderer, der im Schlafe von einem eingedrungenen Diebe überrascht wurde, hatte denselben angeblich mit einer großen Bürste ziemlich schwer verletzt, „weil er diese gerade in der Hand gehabt habe." Auf die Frage, wie er denn im Schlafe gerade die Bürste in die Hand gekriegt habe, behauptete er, er habe die Gewohnheit, mit einer Bürste in der Hand zu Bette zu gehen, sonst könne er nicht einschlafen.

Solche „Gewohnheiten" sind um so schwieriger auf ihre Wahrheit zu proben, als sich meistens gerade einsame Menschen, alte Junggesellen und alte Jungfrauen derlei curiose Dinge angewöhnen, so dass man selten Jemanden finden kann, der dies bestätigt. — Uebrigens kennt Jeder von uns an sich und seinen Bekannten Gewohnheiten, die, wenn man sie erzählte, kaum recht wahrscheinlich aussähen, und die man als vorhanden, im Bedarffalle sehr schwer beweisen könnte.

Welchen Einfluss aber die Gewohnheit bei recht gleichgiltigen Dingen ausübt, lässt sich durch zahlreiche Beispiele belegen. Ich wiederhole das Beispiel Kant's, der, um die Gewöhnung auf gewisse Zahlen darzuthun, richtig sagt: „Wenn Jemand seinem Arzte 9 Ducaten senden würde, so müsste dieser glauben, der Bediente habe einen unterschlagen." Schenke einer Braut den schönsten Wäschtrousseau, aber von Allem nur 11 Stück, so weint sie, schenke ihr aber von Allem 13 Stück, so schmeisst sie bestimmt je eines davon weg.

Wenn man diese tiefgewurzelten Gewohnheiten als Factoren ins Auge fasst, so darf man vielleicht behaupten, dass sie bestimmend und umgestaltend auf Körper und Geist gewirkt haben müssen.

---

[1]) Dr. Eduard Beneke, „Pragmatische Psychologie", Berlin 1850.

Erwägt man, dass wir z. B. seit unvordenklicher Zeit alle Medicamente in ganz bestimmten Theilungen bekamen, z. B. alle Stunden, alle zwei Stunden, und wenn uns der Arzt verordnete, ein Pulver alle 77 Minuten zu nehmen, so würden wir eben so erstaunt dreinsehen, wie der Apotheker, der im Recept geschrieben fände: $^1/_7$ Gramm, $2^1/_9$ Decigramm u. s. w.: Man nimmt doch stets $^1/_2$, 1, 2 Gramm, 0·5, 0 05, 0·001 Decigramm u. s. w. Wer sagt uns aber, dass unserem Körper gerade die abgezirkelten Größen an Zeit und Gewicht entsprechen?

Ebenso im Unterricht, der privat und öffentlich doch nur nach Stunden gegeben wird. Freilich wäre es sehr unbequem, wenn Privatlehrer und Professoren etwa je 52 Minuten unterrichten würden, welche Schwierigkeit mag es aber unserem Geiste im Laufe der Jahrhunderte gekostet haben, sich gerade an die 60 Minuten Unterricht zu gewöhnen!

Aber das hatte lange Zeit zu wirken, und nun „beziehen die Kinder wie die Völker das Neue auf das Alte, so dass das Alte, namentlich, wenn es sprachlich fixiert ist, zum Organ des Geistes wird, um das Neue zu bewältigen; ja das Alte wird sprachlich oft festgehalten, obgleich es veraltet ist.“ (Lange.[1]) Eigenthümlich ist noch der psychische Vorgang, den Uphues[2]) „Gedankenbeugung durch das Vorhandensein eines Nebengedankens“ nennt; als Beispiel führt er die bekannte Redensart an „Unvorbereitet, wie ich mich habe“, wobei der Sprechende sagen wollte, dass er sich auf die Rede nicht vorbereitet habe, da er sich aber in der That vorbereitet hat, so gleiten beide Darlegungen in Eins zusammen. Dieses gewohnheitsmäßige Mitlaufen des wahren Gedankens ist für uns von großer Wichtigkeit, und wer darauf merkt, wird oft Gelegenheit haben, das Gesagte durch das Gedachte corrigieren zu können. Es hat dieser Vorgang Aehnlichkeit mit dem oben (pag. 53) besprochenen, bei welchem eine Geste, im Widerspruch mit dem Gesagten, die Wahrheit ausdrückt. Wir hören sehr oft: „Ich habe es aus Noth genommen, weil es gerade da lag“ — er behauptet also Nothdiebstahl und macht ihn gleichzeitig zum Gelegenheitsdiebstahl; oder „Wir hatten uns nicht verabredet, eher“ — er behauptet also keine Verabredung, und erklärt durch das nachgesetzte „eher“,

[1]) Karl Lange, „Ueber Apperception“, Plauen 1889.

[2]) Goswin K. Uphues, „Ueber die Erinnerung“, Leipzig 1889.

dass er eigentlich nur behaupten kann, dass die Verabredung nicht schon vor sehr langer Zeit geschehen ist; oder: „Als wir so auf dem Boden lagen, wehrte ich mich und schlug hinunter" — er behauptet Nothwehr, gibt aber zu, dass der Andere unter ihm war.

So häufig solche „Gedankenbeugungen" vorkommen und so wichtig sie sind (namentlich bei Zeugen, die übertreiben oder sonst nicht ganz bei der Wahrheit bleiben), so selten werden sie beachtet, weil sie ein ganz genaues Aufmerken auf jedes Wort erfordern und das erfordert Zeit, und „Unsere Zeit hat keine Zeit."

Ueber Gewohnheit siehe außer den entsprechenden Capiteln in jeder Psychologie Ruemelin [1]) und Radestock. [2])

b) Vererbung.

So wichtig die Frage der Vererbung bei unseren psychologischen Beurtheilungen auch wäre, so wenig möglich ist es, sie lediglich für uns zu construieren. Die Frage der Vererbung erörtern, hieße, sämmtliche Lehren Darwin's und seiner Schüler auf der einen Seite, und die Lombroso's und seiner Leute auf der anderen Seite, und außerdem die ganze besondere Literatur über Erben und Vererben verwerten.

Wie die Frage vom criminalpsychologischen Standpunkte aus zu fassen ist, darüber sind die Acten noch lange nicht geschlossen; dass die ungegründeten, abenteuerlichen und willkürlichen Behauptungen der Lombrosoleute namentlich durch die Bemühungen deutscher Forscher widerlegt sind, das weiß Jeder, wenn uns auch Lombroso noch auf dem letzten Criminal-Anthropologencongress in Genf zugerufen hat: „Die deutschen und österreichischen Gelehrten glauben meine Lehren nicht — das macht aber nichts, die Neucaledonier glauben sie auch nicht!" Seither sind auch die Leute anderer Nationen gegen Lombroso aufgetreten, wie Debierre in Lille, Sernoff in Moskau, dann Taine, Drill, Marchand und Andere, und so sind wir allerdings über die trostlosen Lehren der italienischen Positivisten hinausgekommen. Aber die Frage der Vererbung ist deshalb noch nicht todtgeleugnet, und das will man auch gar nicht thun. Am deutlichsten hat das der Bericht [3]) gezeigt, den A. L.

[1]) Gustav Ruemelin, „Ueber das Wesen der Gewohnheit", Freiburg 1881.

[2]) Paul Radestock, „Die Gewöhnung u. s. w.", Berlin 1882.

[3]) St. Petersburger Zeitung vom 1. und 13. März 1897, Nr. 60.

Marchand über die von ihm mit N. A. Koslow gepflogenen Erhebungen in den Asylen für Verbrecherkinder in der Petersburger anthropologischen Gesellschaft erstattet hat (Jänner 1897) — und zwischen Buckle,[1]) der die Vererbung von Tugenden und Lastern ganz leugnet, bis zu den jüngst verflossenen ganz modernen Lehren finden sich eine Menge Zwischenansichten, und bei einer derselben wird wohl das Wahre liegen.

Wer es ernst mit seinem Berufe als Criminalist meint, muss sich auch mit der Literatur dieser Frage befassen; ich nenne die Arbeiten von G. Darwin,[2]) Ch. Darwin,[3]) Weismann,[4]) Ribot,[5]) Lucas,[6]) Wiedemeister,[7]) Häckel,[8]) Schuster,[9]) Locher-Wild,[10]) Legrand du Saulle,[11]) Bollinger,[12]) Galton,[13]) Cohen,[14]) Hering,[15]) Martinak,[16]) Reich,[17]) Haacke,[18]) Lexis,[19]) Tarde,[20]) Baldwin,[21]) Lucas,[22]) u. s. w.

---

[1]) Henry Thomas Buckle, „History of civilisation in England", 7. Auflage, 1878.

[2]) G. Darwin, „Bedeutung von Ehen Blutsverwandter", deutsch von van der Velde, 1876.

[3]) Ch. Darwin, „Gesammelte Werke", deutsch von Carus, Stuttgart 1875 und 1888.

[4]) Weismann, „Ueber die Vererbung", Jena 1883, und „Ueber die Vererbung von Verletzungen", Jena 1889.

[5]) Th. Ribot, „Die Erblichkeit", deutsch von Dr. Hotzer, Leipzig 1876.

[6]) Lucas, „Traité de l'hérédité naturelle", Paris 1847 und 1850.

[7]) Wiedemeister, „Der Cäsarenwahnsinn", Hannover 1875.

[8]) Häckel, „Perigenesis der Plastidule", Berlin 1876.

[9]) P. Schuster, „Gibt es unbewusste und vererbte Vorstellungen?" Leipzig 1879.

[10]) Locher-Wild, „Ueber Familienanlage und Erblichkeit", Zürich 1874.

[11]) Henri Legrand du Saulle, „La folie héréditaire", 1873.

[12]) Bollinger, „Ueber die Vererbung von Krankheiten", Stuttgart 1882.

[13]) Galton, „Hereditary genius", London, 2. Auflage, 1892.

[14]) Cohen, „Befruchtung und Vererbung", Nördlingen 1875.

[15]) Hering, „Ueber das Gedächtnis als u. s. w.", Wien 1870.

[16]) Martinak, „Einige Ansichten über Vererbung moralischer Eigenschaften", Verhandlungen der Wiener Philologenversammlung, Leipzig 1893.

[17]) Reich, „Die Erblichkeit der Gebrechen", Neuwied 1882.

[18]) Haacke, „Gestaltung und Vererbung", Leipzig 1893.

[19]) W. Lexis, „Theorie der Massenerscheinungen u. s. w.", Freiburg 1877.

[20]) G. Tarde, „Le Rôle social de l'imitation".

[21]) James Marc Baldwin, „Imitation", „Mind." Neue Folge, 3. Band.

[22]) Prosper Lucas, „Traité philos. et physiol. de l'hérédité naturelle", Paris 1847 und 1850.

Allerdings lehrt uns auch ein gründliches Studium dieser Bücher nicht, wie weit wir in der Annahme von Vererbung gehen dürfen. An Darwin's Lehre glaubt heute doch jeder Gebildete, und die neuen Theorien, die sich von ihr emancipieren wollen, schieben sie nur beim großen Thor hinaus, um sie wieder beim Hinterthürchen hereinzubitten; Darwinismus ist aber nach Paul du Bois-Reymond [1]) nur das Princip der erblichen Erhaltung der Abweichung des Kindes von den Eltern, die wirklichen Vererbungen sind Jedermann bekannt, und für die Vererbung bestimmter Eigenschaften werden zahlreiche Beispiele gebracht; Selbstmord sei vererblich nach Ribot,[2]) die Stehlsucht nach Despine,[3]) starker Geschlechtstrieb nach Lucas [4]) und Morel; [5]) Handschrift nach Darwin [6]) u. s. w. Jeder von uns weiß von seinen Bekannten, wie sich Gesichtszüge, Gestalt, Gewohnheiten, geistige Eigenschaften, besondere Geschicklichkeiten (namentlich Ort und Zeitsinn, Augenmaß, Orientierungsgabe), Interessen, Krankheiten u. s. w. vererben — selbst „Ideen haben ihre Ahnen, wie die Menschen", an den Thieren nehmen wir wahr, wie sich Instincte, Fähigkeiten, selbst Angelerntes fort und fort vererben — und an den geborenen, also durch Vererbung belasteten Verbrecher wollen wir nicht glauben?

Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer.

Ein Studium der Werke von Darwin, Wallace, Herbert Spencer, Häckel, Lamarck, Fritz Müller, Huxley, O. Schmidt, Weismann und ihrer unzähligen Schüler zeigt uns zur Zweifellosigkeit, dass Keiner von ihnen behauptet, es erbten sich große Veränderungen, die in einem Individuum aufgetreten sind, auf die Nachkommen sofort weiter, ja, dies wird sogar als eine Unmöglichkeit hingestellt.

Das bis zu Darwin allgemein angenommene Linné-Cuvier'sche Gesetz der Artbeständigkeit verlangte, dass sich an den einmal angenommenen Eigenschaften einer bestimmten Art von Lebewesen

---

[1]) Paul du Bois-Reymond, „Ueber die Grundlagen der Erkenntnis in den exacten Wissenschaften", Tübingen 1890.

[2]) Th. Ribot loco cit.

[3]) Dr. Despine, „Psychologie naturelle".

[4]) Lucas loco cit.

[5]) Aug. Morel, „Traité des Dégénérances physiques u. s. w.", 1857.

[6]) Ch. Darwin, „Variation of animals u. s. w.", 1867, deutsch von Carus, Stuttgart 1873. (Vergleiche „Comptes rendues de l'Acad. des sciences", 1847.)

auch in langen Zeiträumen nichts mehr ändere, während eines der Darwin'schen Gesetze dahin geht, dass kleine Verschiedenheiten fortvererbt, aber durch entsprechende Zuchtwahl im Laufe vieler Zeugungen verstärkt werden und endlich auch große Verschiedenheiten erzeugen können.

Es wird nun von Niemandem widersprochen, dass der wirkliche Verbrecher eine Verschiedenheit von der Mehrzahl anderer Menschen — um das suspecte Wort Normalmensch nicht zu gebrauchen — sein muss. Dass diese Verschiedenheit aber eine große und wesentliche ist, geht aus dem Umstand hervor, dass eine Gewohnheit, eine einzige Eigenschaft, eine fehlerhafte Neigung u. s. w. noch keinen Verbrecher macht. Wenn Einer ein Dieb ist, wird man doch nicht behaupten, der Mann sei sonst so geartet, wie die anständigen Leute, er habe nur zufällig den kleinen Hang zum Stehlen; man weiß, dass außer der Neigung zum Stehlen noch die Scheu vor ehrlicher Arbeit, der Mangel an moralischer Kraft, die Gleichgiltigkeit gegen den Verlust der Ehre bei Entdeckung, das Fehlen echter Religiosität — kurz eine solche Zahl von sehr wesentlichen Eigenschaften dazu treten muss, um den Menschen zum Dieb zu machen, dass eine vollständige, tiefgreifende Aenderung seines ganzen Wesens vor sich gegangen sein muss.

So große Aenderungen im Individuum erben sich aber niemals auf einmal fort, nur einzelne Eigenschaften können sich vererben, diese machen aber noch keinen Verbrecher aus, und deshalb muss der Sohn des Verbrechers nicht wieder ein Verbrecher sein.

Damit ist freilich nicht gesagt, dass es nicht vorkommen kann, dass sich durch Generationen und Generationen eine Eigenschaft nach der anderen dazu vererbt, bis es wirklich zu einer Art von Verbrechern gekommen ist, das ist aber fast ebenso selten, wie wir bei Thieren neue Arten entstehen sehen — Racen werden oft gezüchtet, Arten entstehen sehr selten.

c) Die Voreingenommenheit.

Durch Jahre hindurch bin ich mit meinem nächsten Freunde allwöchentlich an einem Hause vorbeigekommen, in welchem, Winters am Fenster, Sommers auf dem Balkon, eine ältere Dame der vornehmsten Aristokratie saß und eifrig las. Wir ärgerten uns jahrelang regelmäßig darüber, dass sie so viele schöne Zeit

mit dem Lesen nichtsnutziger französischer Romane todtschlage. Einmal fand ich auf einem großen Friedhofe im Vorübergehen ein seltsames Grabmal: Inmitten sorgfältigst gehaltener Blumenculturen liegt ein großer, unbehauener Steinblock, nur auf einer Seite angeschliffen, darauf Name und Todestag des Gatten jener Dame und darunter der Schlussvers des uralten Volksliedes: „Dich hab' ich geliebt, dich lieb ich noch heut' und werde dich lieben in Ewigkeit."

Es gibt wenig, was den Menschen so sicher kennzeichnet, als das Grabmal, das er einem Anderen setzt, und so war es mir auch im Augenblick klar: Die Frau, die im Stande ist, einen so hochpoetischen Gedanken zu fassen, wie ihn jenes Grabmal darstellt, ist nicht im Stande, nichtsnutzige Romane zu lesen. Ich erkundigte mich und erfuhr, dass sie ihren Gatten, mit dem sie in denkbarst glücklicher Ehe gelebt hatte, durch plötzlichen Tod verloren hat, und seitdem lebt sie, ganz allein stehend, nur dem Wohlthun und ganz ernstem Studium naturwissenschaftlicher Werke. Das waren also die „nichtsnutzigen französischen Romane".

Diese kleine Geschichte ist mir seitdem in criminalistischer Hinsicht viele Male zum Nutzen geworden; oft und oft habe ich mich gefragt, ob es hier nicht wieder „nichtsnutzige französische Romane" seien, an die ich glaubte, und oft erfahre ich bei genauerer Prüfung, dass die Annahme wieder ein Irrthum war: Weitgehende Schlüsse ruhten einzig und allein auf einer Voreingenommenheit, einer vorgefassten Meinung, einem Vorurtheil, und diese sind vielleicht die ärgsten Feinde der Criminalisten. Man glaube ja nicht, dass die Gefahr keine so große ist, da die Voreingenommenheit wenigstens in den meisten Fällen blos bei Einem vorherrscht, und ein Criminalfall doch immer von Mehreren behandelt werde. Das beweist aber nichts. Wenn der elegante Schulreiter im Circus die subtilsten Kunststücke der Dressur vorgeführt hat, dann grüßt er und nimmt graciös den Cylinder ab — das Publicum merkt erst jetzt, dass es etwas Merkwürdiges zu sehen bekommen hatte und applaudiert lebhaft, nicht weil es die Schwierigkeit des zuletzt Vorgeführten begriff, sondern weil der Reiter gegrüßt hat. So geschieht es uns beim besten Willen auch; der Eine hat den Fall in der Hand, er führt ihn vor und wenn er zur rechten Zeit „voilà" sagt, so sagen die Anderen Ja und Amen dazu; ist er von einer Voreingenommenheit geleitet worden, so ist dies hintendrein nicht

mehr wahrzunehmen, und wenn wir auch bei Allen den besten Willen annehmen, so muss doch zugegeben werden, dass oft die Ueberzeugung, die Einer, wenn auch auf unbewusst falscher Grundlage gewonnen hat, ihn und die Anderen derart durchdringt, dass Niemand mehr das Herkommen kennt.

Friedrich Notter sagte einmal:[1] „Nicht keine Vorurtheile zu haben bezeichnet den gesunden, kräftigen Geist, sondern die Kraft, die Vorurtheile ablegen zu können, sobald man sich von ihrer Nichtigkeit überzeugt hat."

Freilich, diese Ueberzeugung ist schwer zu bekommen, denn wenn man etwas als Vorurtheil erkannt hat, dann ist es keines mehr.

Ich habe seinerzeit[2] im Capitel „von der vorgefassten Meinung" auf die Gefahren hingewiesen, in die der Untersuchungsrichter durch dieselbe gerathen kann, und namentlich darzuthun versucht, wie sogar eine falsche örtliche Vorstellung zur Voreingenommenheit für eine bestimmte Sachlage führen kann, weiters, wie stark der Einfluss der ersten Anzeige ist, da wir uns leicht von dieser ersten Nachricht einnehmen lassen und immer erst zum mindesten Zeit brauchen, um uns zu überzeugen, dass die Sache auch ganz anders sein kann, als wie wir sie zuerst geschildert bekamen. Daher bergen die falschen Anzeigen stets eine Gefahr, und es kostet uns immer einige Mühe, uns zu überzeugen, dass es sich um ein fingiertes Verbrechen handelt, oder etwas, was als „Unfall" u. s. w. angezeigt wurde, ein Verbrechen verbergen solle. Das weiß der gemeine Mann sehr gut, und nach einer Rauferei, nach widersprechenden Zeugenaussagen u. s. w. eilen gewöhnlich beide Parteien, um vor der anderen die Anzeige zu erstatten. Wer zuerst anzeigt, ist immer in der günstigeren Lage, man hat die Sache zuerst von ihm schildern gehört, ist für diese Auffassung eingenommen und hat erst Mühe, sich zur gegentheiligen Meinung zu bequemen.

Aber nicht nur mit der Voreingenommenheit in uns selbst, sondern auch mit ihr in Allen, mit denen wir zu thun haben, müssen wir rechnen: Zeugen, Beschuldigte, Sachverständige, Geschworene, Untergebene, Gleichgestellte und Vorgesetzte. Mit Nach-

[1] v. Günther, „Gedenkschrift über Morike und Notter".

[2] Dr. Hanns Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w."

druck hat Volkmar [1]) auf die brutale Gewalt der Voreingenommenheit hingewiesen: Je mehr wir bereits wissen, um so mehr erscheint uns neu, wo aber die appercipierenden Massen starr und compact sind, da hört die innere An- und Umbildung und mit ihr eigentlich alle neue Erfahrung auf, und es kommen die Köpfe zum Vorschein, die nichts zu lernen und nichts zu vergessen haben. Unbestimmtheit in den appercipierenden Massen hat flache Geläufigkeit der Apperception zur Folge. Köpfe mit unklaren Vorstellungskreisen stossen sich wenig an die besonderen Eigenthümlichkeiten des Gegebenen und finden, was sie im Sinne haben, überall.

In der Einseitigkeit der Apperception ist oft eine Verfälschung der Auffassung enthalten. (Vorurtheile, Standpunkte, Grundsätze, Erfahrung, Hypothesen, Theorien u. s. w. haben da genug gethan.)

Am meisten wirkt da wieder der Egoismus mit, so dass die Menschen sehr geneigt sind, ihre eigenen Erlebnisse, Ansichten und Grundsätze den Anderen zu unterschieben und sich hiernach für den neuen Fall ein ganzes System aus Voreingenommenheit und Vorurtheilen aufzubauen. Besonders gefährlich sind da ähnliche Erfahrungen, die Jemand gemacht hat und die ihn dann zur felsenfesten Ueberzeugung veranlassen, dass es diesmal auch so sein müsse. Hat nun gar Jemand in diesem Falle seinerzeit eine active Rolle gespielt, so muss auch jetzt so gehandelt werden, wie damals: Alles, was so gemacht wird, wie er es damals gemacht hat, ist richtig, Alles, was anders ausgeführt wird, ist schon deshalb falsch, wenn auch der heutige Fall mit dem damaligen nur eine ganz äußerliche und nur scheinbare Aehnlichkeit aufweist.

Ebenso liegt es im Wesen des Egoismus, dass sich die Leute — und da meine ich auch die besten und festesten Charaktere mit — so leicht durch Entgegenkommen bestechen lassen.

„Die Zuneigung der meisten Menschen wird durch nichts leichter und in höherem Grade gewonnen, als durch wirkliche oder als Schein angenommene Anhänglichkeit und Interesse, die man ihnen bezeigt.“ (Beneke. [2]) Wird das halbwegs geschickt angestellt, so widerstehen wenige, und die Voreingenommenheit ist fertig. Wie viele sind denn frei von Vorurtheilen gegen hässliche, missgestaltete, rothhaarige, schielende, stotternde Menschen, und wer

[1]) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie“, Cöthen 1875.

[2]) Dr. E. Beneke, „Pragmatische Psychologie“, Berlin 1850.

hat kein Vorurtheil für schöne, liebenswürdige Menschen? Auch dem Gerechtesten kostet es Mühe, erst einmal auf den Weg zu klimmen, auf dem er dem Betreffenden geradeaus entgegen zu kommen hat, ohne gegen oder für ihn eingenommen zu sein, wenn die Natur durch seine Ausstattung hiezu aufgefordert hat.

Fast ebenso viel macht das Benehmen und Zufälligkeiten aus. Nehmen wir an, ein Criminalist habe den ganzen Vormittag angestrengt gearbeitet, es ist weit über die Zeit spät geworden, und er hätte gerade heute gewünscht, aus irgend einem Grunde zur rechten Zeit zu Hause zu sein, und wie er den Hut auf dem Kopf hat, kommt Einer und verlangt die Aufnahme einer Anzeige, etwa wegen eines vor mehreren Jahren abgelegten, angeblich falschen Eides. Jahre hat der Mensch vergehen lassen und just heute muss die Anzeige gemacht werden; er ist von weit her gekommen, fortschicken kann man ihn nicht, die Sache sieht unwahrscheinlich aus auch, der Mann drückt sich schwerfällig und ungeschickt aus; endlich protocolliert man, es stellt sich heraus, dass man ihn falsch verstanden hat, und außerdem bringt er zahlreiche belanglose Zusätze vor, kurz er spannt die Geduld auf das Aeußerste an — ich möchte den Criminalisten kennen, der in einem solchen Falle nicht eine lebhafte Voreingenommenheit gegen diesen Anzeiger bekömmt.

Das ist so natürlich und im Wesen des Menschen gelegen, dass man da ein Vorurtheil Niemandem ernstlich übel nehmen kann; wohl aber kann man verlangen, dass dies nur vorübergehend sein darf, und dass später, wenn sich die Stimmung gelegt hat, Alles wieder durch scrupulöseste Gewissenhaftigkeit gut zu machen gesucht wird, was man damals vielleicht gefehlt hat.

Alle einzelnen Formen und Gründe der Voreingenommenheit zu besprechen, ist weder nöthig noch auch möglich; unbedingt festzuhalten ist nur, dass man jedesmal ängstlich darnach forsche, ob man sich nicht etwa einer Voreingenommenheit schuldig gemacht habe, wenn irgend welche Anzeichen auch nur entfernt und beiläufig dafür sprechen. Als fast äußerste Grenze dessen, was noch möglicherweise ein Vorurtheil erwecken könnte, seien als Beispiel die Namen aufgeführt. Es klingt fast lächerlich, wenn man behauptet, dass man durch den Klang eines Namens pro oder contra voreingenommen werden könnte. Und doch ist es so. Wer will leugnen, dass er für Jemanden gewonnen wurde, der den Vornamen eines geliebten Wesens trägt, und wer hat nicht schon Aehnliches

gehört, wie: „Ich kann den Kerl schon wegen seines Taufnamens nicht leiden."

Ich erinnere mich lebhaft an zwei Fälle aus der Praxis; in einem waren Patriz Siebenpfundtner und Emmerenzia Hinterkofler wegen Betruges angezeigt worden, und mein erster Gedanke war, dass man mit so ehrenfesten Namen doch unmöglich einen Betrug verüben könnte. Der Gegenfall war der, dass eine mit „Arthur Filgrè" unterzeichnete Eingabe mit Behauptungen über irgend ein an ihm begangenes Verbrechen eingelaufen war. Ich dachte zuerst lediglich „wird die ganze Anzeige ebenso windig sein, wie der Name des Anzeigers." Endlich weiß ich, dass Einer eine angesuchte Stelle als Privatsecretär eines hohen Herrn nicht bekam, weil er laut seines schriftlichen, mit besten Zeugnissen belegten Gesuches „Kilian Kräutl" hieß. „Wie kann an einem Menschen etwas daran sein, wenn er einen so dummen Namen hat," hieß es damals.

Wie wichtig für uns kurzsichtige Erdenwürmer etwas so Gleichgiltiges wie der Name sein kann, das wissen unsere Dichter recht gut, und gerade die besten und feinsten unter ihnen, wie Gottfried Keller, Storm, Scheffel u. s. w., sind in der Wahl und Zusammenstellung der Namen in ihren Erzählungen äußerst vorsichtig. Nicht der allergeringste Theil in den Wirkungen ihrer Werke liegt im so gelungen ausgesuchten Klange der Namen ihrer Personen. Und nicht mit Unrecht dürfte man sagen: „Bismarck hätte unmöglich das werden können, was er wurde, wenn er Maier geheißen hätte."

d) Nachahmungstrieb und Masse.

Das Bestehen des Nachahmungstriebes und seine Wirkung auf die Masse hat man schon lange gekannt, man hat ihn an Thieren, Kindern, Weibern und auch an Männern studiert und hat diesen Trieb als eine Grunderscheinung des Intellects und als die alleinige Möglichkeit alles Lernens erkannt. Später hat man seine Wirkung auf Volksmassen beobachtet, und Napoleon sagte „Les crimes collectifs n'engagent personnes." Weber[1]) kannte die „contagion moral", und darüber, dass der Selbstmord „contagiös" wirke, war man schon lange klar; Baer[2]) wies dies namentlich in Gefängnissen nach und

[1]) Carl Julius Weber, „Deutschland", Stuttgart 1834.

[2]) A. Baer, „Die Gefängnisse u. s. w." 1871.

nannte es einen „imitatorischen Zug", und Mazarik [1]) sagt mit Recht: „Hat sich einmal Einer von der Vendomesäule herabgestürzt, so machen es sicher Einige nach." Derartige Beobachtungen werden häufig gemacht. Ein alter Wächter auf einem Aussichtsthurm erklärte einmal, er könne nicht genug aufpassen: Zwei haben sich schon da herabgestürzt: „Jetzt kommt's in die Mode." Merkwürdig ist die bekannte Thatsache, dass sich Selbstmörder auf Bäumen erhängen, auf denen sich schon einmal Einer aufgehängt hat.

Ebenso häufig ist auch das Wiederholen von Verbrechen, wenn einmal eines in einer besonderen Art verübt wurde, und da wieder besonders die Art des Kindsmordes; hat Eine ihr Kind erwürgt, so machen es 10 Andere nach, hat Eine sich auf das Neugeborene daraufgesetzt oder es dadurch erstickt, dass sie es fest an den Busen drückte u. s. w. — gewiss finden sich Andere, die es ebenso machen. Ja, der hochbedeutende criminalistische Denker Tarde [2]) erklärt das Verbrechen überhaupt fast nur aus dem Gesetze der Nachahmung. — Wo sich aber die Imitation und die Zahlengesetze der Statistik berühren, das weiß heute noch Niemand, und gewiss liegen gerade hier die für uns allerschwersten Fragen. Wenn mehrere in der gleichen Weise morden, so nennen wir das „Imitation der Fälle" — wenn aber eine bestimmte Krankheitsform in einem Spitale jahrelang nicht zur Beobachtung kam und dann plötzlich in mehreren Fällen auftritt, so heißt das „Duplicität der Fälle." Den Spitalsärzten ist diese Erscheinung so wohlbekannt, dass sie auf den zweiten Fall einer seltenen Krankheit mit Bestimmtheit rechnen, wenn nur einmal ein Fall vorgekommen ist. Solche Fälle kommen oft aus ganz verschiedenen Gegenden, betreffen auch z. B. seltsame Knochenbrüche u. s. w., so dass kein Mensch von Nachahmung reden kann. — Wie unterscheidet man dann Imitation und Duplicität im einzelnen Fall? — Wo ist ihre Grenze? — Wo berühren, wo decken, wo mengen sie sich?

Wie wir die Fragen der Nachahmung criminalpolitisch verwerten könnten, ob und inwieweit etwas Entschuldigendes darin liegt, wenn die Imitation den größten Theil des Antriebes ausgemacht hat, das sind Fragen, die gewiss noch sehr lange nicht

[1]) Dr. Th. G. Mazarik, „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung u. s. w.", Wien 1881.

[2]) G. Tarde, „Les lois de l'imitation", und „La philosophie pénale", Lyon und Paris 1890.

gelöst werden können. Aber symptomatischen und diagnostischen Wert haben sie in hervorragendem Maße. Zum mindesten werden wir manchmal die einzige Möglichkeit einer Erklärung für ein Verbrechen oder für die Art, wie es verübt wurde, finden können, wenn wir dahin sehen, von woher eine Anregung zu einer Nachahmung gekommen sein kann; besonders bei jugendlichen Personen und bei Weibern wird man vielmals irgend ein Vorbild finden, nach welchem vorgegangen wurde, so dass wenigstens das sonst ganz unerklärliche und überflüssige Beiwerk (unnöthige Grausamkeit, Zerstörung, umständliche Vorbereitungen u. s. w.) verstanden werden kann.

Selbst eine Spur des Thäters kann unter Umständen gefunden werden, wenn man das Vorbild kennt und dann weiterforscht, wer nach diesem Vorbilde gehandelt haben könnte. — Vielleicht gibt es auch in unserem Gebiete „Duplicität der Fälle!"

Merkwürdig ist das Moment des Thuns in der großen Masse. Vor Allem sind hier die ganz großen Unglücksfälle belehrend, bei welchen fast jeder einzelne von diesem Unglück Betroffene nicht blos ganz sinnlos, sondern, objectiv genommen, auch verbrecherisch gegen die Anderen handelt, indem er diese seiner eigenen Rettung opfert. Hieher gehören vor Allem die vielen Brückenübergänge flüchtender Truppen (Elbe, Elster, Berezina u. s. w.), bei welchen namentlich die Reiter sinnlos auf die eigenen Waffenbrüder einhieben, um durchzukommen; dann die bekannten großen Unfälle, z. B. bei der Trauung Ludwig XVI., wo durch ein Gedränge 1200 Menschen zu Grunde giengen; ebenso die Brände bei der Trauung Napoleons, im Wiener Ringtheater 1881, das furchtbare Gedränge auf dem Chodinkafelde bei Moskau im Mai 1896, wo über 1400 Menschen ertreten und erdrückt wurden u. s. w.; überall konnte man da Schreckensscenen durch das sinnlose Dreinschlagen der entsetzten Menschen beobachten. Unvergleichlich einfach und richtig sagt der steierische Volksdichter und Psycholog Rosegger: „Einer ist ein Mensch, Einige sind Leute, Viele sind Viecher." Damit ist viel erklärt.

Im oben citierten (zweiten) Buche von Tarde sagt er: „In der Menge thun die ruhigsten Leute das Unsinnigste," und auf dem Congress für criminalistische Anthropologie 1892 sagte er: „Die Masse ist nie frontal, kaum occipital, höchstens spinal; sie hat immer etwas Kindisches, Pueriles, fast Feminines." Auf demselben

Congress bewiesen er, dann Garnier und Dekterew, wie oft der Pöbel von Geisteskranken und Betrunkenen zu allen möglichen Excessen gereizt wurde. Lombroso, Laschi, Maxime du Camp, Faldello, Michellet, Diderot, Legouve, Bain, Taine erzählen viele Beispiele von Grausamkeiten, die der Pöbel bei Aufständen in ganz sinn- und zweckloser Weise verübte.

Vergleiche hiezu die Arbeiten von Lexis,[1]) Ferri,[2]) Despine,[3]) Martin,[4]) Pugliese,[5]) Hobbes,[6]) Bordier,[7]) du Camp,[8]) Sergi,[9]) Tocqueville,[10]) Charles Lacretelle,[11]) Sterne,[12]) Holtzendorff[13]) und in erster Linie das hochwichtige Werk von Scipio Sighele,[14]) welches die Frage vom wissenschaftlichen Standpunkt auffasst und auf das Belehrendste durchführt.

Aber endlich ist „die Seele der Masse", die sie jetzt erfunden haben, doch nichts Anderes, als der Makroanthropos Schopenhauer's, und im besonderen Falle festzustellen, wie viel Verschulden den Anthropos und wie viel den Makroanthropos trifft, das wird unsere wichtige Aufgabe sein.

e) Leidenschaft und Affect.

Für unsere Arbeit ist das Studium von Leidenschaft und Affect von Wichtigkeit, weil dieselben beim Zeugen und bei uns selbst verwirrend in die Kreise der Beobachtung eingreifen, weil

---

[1]) Lexis, „Zur Theorie der Massenerscheinungen u. s. w.", Freiburg 1877.

[2]) E. Ferri, „Das Verbrechen als sociale Erscheinung", deutsch, Leipzig 1897.

[3]) Despine, „De la contagion moral", Paris 1870.

[4]) A. Martin, „Psychoses infectieuses", Ann. de Psychiatr. et d'hypnot. December 1893.

[5]) Pugliese, „Il delitto collettivo", Turin 1887.

[6]) Th. Hobbes, „De cive", Paris 1642, Amsterdam 1647, deutsch, Leipzig 1873.

[7]) A. Bordier, „La vie des sociétés", Paris 1888.

[8]) du Camp, „Les convulsions de Paris", 1881.

[9]) Sergi, „Psicosi epidemiche", Mailand 1889.

[10]) Tocqueville, „La democratie en Amerique", Band I.

[11]) Charles Lacretelle, „Histoire du dix-huitième siecle".

[12]) C. Sterne, „Die Krone der Schöpfung", Teschen 1884.

[13]) v. Holtzendorff, „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe", 1875.

[14]) Scipio Sighele, „Psychologie des Auflaufes und der Massenverbrechen", deutsch von H. Kurella, Dresden und Leipzig 1897.

sie beim Beschuldigten oft die That erzeugt oder beeinflußt haben, und weil sie endlich auch im Momente der Vernehmung oft von erheblicher Wirkung sind. Das Wesen von Affect und Leidenschaft, ihre Definition, ihre Wirkung, ihre physikalische und physiologische Erklärung ist in jeder Psychologie besprochen; besonders ausführlich von Hume,[1]) Carus,[2]) Friedreich,[3]) Darwin,[4]) Piderit[5]) u. s. w.; auch einzelne Affecte haben ihre besonderen Bearbeiter gefunden, wie Mosso,[6]) Laehr,[7]) u. s. w.; citierbar ist ja auch Mantegazza.[8])

Wie aber das über die Affecte und Leidenschaften Festgestellte für unsere Zwecke zu verwenden ist, darüber ist wenig gesagt worden und lässt sich auch wenig sagen. Was im Affect gethan wurde, das ist als solches von Jedem zu erkennen, diesfalls ist also keine Arbeit zu leisten; was wir zu thun haben, besteht nur darin, dass wir stets die Reduction dahin vornehmen, was ohne den Affect geschehen wäre — in einem einzigen Falle ist allerdings noch etwas zu thun, nämlich uns selbst gegenüber den Affect und die Leidenschaft zurückzudämmen. Es ist gewiss nicht zu leugnen, dass gerade die „Temperamentvollsten" unter uns die Besten sind, denn mit Phlegma und Melancholie führt man keine Untersuchungen durch, und deshalb sind es die Lebhaften und Leidenschaftlichen, die am meisten leisten, aber auch unter ihren Eigenschaften am meisten leiden. Niemand wird es in Abrede stellen, dass es sehr schwer ist, einem frech leugnenden Verbrecher gegenüber, oder dann, wenn es sich um ein recht grausames, unmenschliches oder wüstes Verbrechen handelt, volle Ruhe zu bewahren, aber Leichtes bringt uns unser Beruf überhaupt nicht, und so muss auch diese Schwierigkeit überwunden werden. Jeder von uns, gewiss Jeder hat beschämende Erinnerungen an Vorfälle, wo er sich, vielleicht

---

[1]) D. Hume, „Ueber die Leidenschaften".

[2]) F. Carus, „Psychologie", herausgegeben von Ferdinand Hand, Leipzig 1823.

[3]) J. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie", Regensburg 1852.

[4]) Ch. Darwin, „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen u. s. w.", Stuttgart 1885.

[5]) Theodor Piderit, „Mimik und Physiognomik", Detmold 1886.

[6]) Mosso, „Die Furcht", deutsch von W. Frieger, Leipzig 1889.

[7]) Dr. H. Laehr, „Die Angst" im Jännerheft 1893 der „Berliner Klinik".

[8]) Paolo Mantegazza, „Fisiologia del dolore", „Le estasi umane", „Physiologie des Hasses", „Physiologie der Liebe", „La fisiologia del piacere" u. s. w.

in der berechtigtsten Weise von einer Leidenschaft hinreissen ließ — solche Erinnerungen muss er sich für die Zukunft ersparen. Freilich hat der bekannte „temperamentvolle“ Graf Gideon Raday seinerzeit in kürzester Frist einen wegen seiner unzähligen Raubanfälle berüchtigten ungarischen Comitat von allen Räubern dadurch befreit, dass er in jeder Gemeinde, wo ein Raub geschah, kurzweg den Bürgermeister aufhängen ließ, aber so viel „Temperament“ kann man nicht überall haben, und man erinnert sich vielleicht der peinlichen Lage, in die ein bekannt ausgezeichneter Vorsitzender bei einem Aufsehen erregenden Mordprocess in Wien gerathen ist, als er mit allerdings begreiflicher Leidenschaftlichkeit gegen den Angeklagten vorgieng und sich von diesem wirkliche Zurechtweisungen gefallen lassen musste.

Das einzige Mittel, welches diesfalls zu rathen wäre, ist ein recht selbstverständliches: Man hüte sich vor der allerersten Ausschreitung; sobald ein Wort gefallen ist, welches, sagen wir einfach, nicht salonfähig ist, kann man sich als verloren betrachten, dann ist der Stein im Rollen, und wie weit man dann kommt, das hängt von der Natur und Cultur des Betreffenden ab. „Ein Schimpfwort kommt selten allein“, und ist auch hier ein ungehöriges Wort gefallen, so hat man die Einhaltung der richtigen Grenze nie mehr in der Hand; es weiß übrigens auch der Verbrecher, und gerade der raffinierteste am besten, dass Jemand, der sich recht ausgescholten hat, nicht mehr zu fürchten ist (Beneke [1]); mit Recht sprach deshalb Bulwer den nach ihm viele Male citierten Satz aus: Die Pressfreiheit sei „the safety-valve of the passions of every party“. Hat sich Einer ausgetobt, so wird er dann naturgemäß ruhig und gutmüthig, er hat aber außerdem, fast instinctmäßig das Bedürfnis, es in irgend einer Weise wieder gut zu machen, was er durch „Zuweitgehen“ gefehlt hat. Es tritt dann eine wieder übertriebene Gutmüthigkeit und Nachsicht zu Tage und gerade darauf haben es viele Verbrecher abgesehen, indem sie den Vernehmenden absichtlich reizen, bis sie sich eine Flut von harten Redensarten, Grobheiten und Beschimpfungen ertrotzt haben, weil sie wissen, dass dies dann durch besondere Nachsicht wieder gutgemacht werden wird.

Viele Schwierigkeiten bieten uns die Affecte der Zeugen, namentlich jener, welche durch die That geschädigt wurden, und

[1]) Dr. Ed. Beneke, „Pragmatische Psychologie“, Berlin 1850.

jener, die etwa eine grausame, entsetzliche That gesehen haben und sich noch heute deswegen in einer gewissen Erregung befinden. Dieser Umstand war es auch, der erfahrene Leute vor der unbedingten Verlässlichkeit der Aussage des Beschädigten warnen ließ. So sagt Mittermaier,[1]) der Privatbetheiligte sei nie ruhiger Stimmung; Leidenschaft, Aerger, Zorn, persönliches Interesse u. s. w. spiegelt Schaden vor oder vergrößert ihn. Davon hat übrigens schon sehr eingehend und psychologisch correct die alte C. C. C. (art. 25, Nr. 6) gehandelt, und jeder nur halbwegs erfahrene Criminalist kennt genug Fälle, in welchen der Beschädigte in der angedeuteten Weise vorgegangen ist. Wir reden hier natürlich nicht von jenen Fällen, in welchen eine Verletzung berechnend vergrößert oder ganz erdichtet wurde, um daraus Capital zu schlagen, sondern von jenen, in welchen der Verletzte aus Zorn, Wuth, Aerger, Schmerz dem Thäter oft ganz Unsinniges andichtet, nur um ihn recht zu Strafe zu bringen. Dabei machen wir häufig die auffallende Beobachtung, dass dies verhältnismäßig selten dort vorkommt, wo ein ganz großer Schade entstanden ist; der, dem ein Auge ausgeschlagen wurde, der Vater einer vergewaltigten Tochter, der, dessen ganzes Hab und Gut einer Brandlegung zum Opfer fiel, steht oft dem Thäter gegenüber merkwürdig ruhig da; er klagt ihn nicht besonders an, er übertreibt nicht, er beschimpft ihn nicht. Viel ärger macht es dagegen der, dem z. B. einige Obstbäume beschädigt wurden, dem man muthwilliger Weise einen Zaun umgerissen hat, dem ein beschimpfendes Pamphlet auf die Hausthüre geklebt wurde, und am ärgsten der, an dem ein Jagdfrevel begangen wurde; hat man diesem aber gar zur Schonzeit eine trächtige Rehgais gemordet oder ein Geläge Rebhuhneier ausgenommen und gekocht, dann ist die grausamste Strafe für den Thäter zu schonend und die unerhörteste Summe an Schadenersatz zu gering.

Aus naheliegenden Gründen kommt es auch oft vor, dass sich Beschädigter und Beschuldigter im Zustande wirklichen Hasses gegenüber stehen; deswegen, weil Einer dem Anderen einmal ein Loch in den Kopf geschlagen oder ihn bestohlen hat, braucht dies allerdings nicht der Fall zu sein, häufig ist aber der Gegenstand des Processes erst das Ergebnis langen und tiefgreifenden Hasses,

---

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.", Darmstadt 1834.

und dass dieser Alles entstellt, ist bekannt genug. Es ist deshalb unbedingt nöthig, das Vorliegen desselben festzustellen, was nicht immer leicht ist. Man hat behauptet, dass man nur dort wirklich hasst, wo man doch noch, wenn auch nur etwas Achtung empfindet. Ich glaube, dass dies zu viel gesagt ist und möchte lieber sagen, dass sich Hass nur zwischen Gleichgestellten, wenigstens in einer bestimmten Richtung Gleichgestellten entwickeln kann. Im Allgemeinen wird der König nicht den Musketier hassen können, wenn sie aber in Liebe zum selben Mädchen entbrannt wären, dann wird Hass auftreten können, denn in der Liebe sind sie gleichgestellt. Ebenso wird es der hochgestellten Dame nicht einfallen, ihre Zofe zu hassen; hat sie sich aber auf ihre prächtigen Haare viel eingebildet und nimmt sie wahr, dass sie darin von der Zofe übertroffen wird, dann hasst sie diese — im Punkte des Haarschmuckes gibt es keinen Rangunterschied.

Ueberhaupt ist aber festzuhalten, dass der wirkliche, echte Hass nur drei Quellen hat: Schmerz, Eifersucht oder Liebe. Entweder hat der Gehasste dem Anderen irgend einen großen, unverwindlichen Schmerz zugefügt, oder sie eifern um irgend etwas Wichtiges, oder der Hass war, ist oder wird Liebe. Nach Esser [1]) gibt es noch eine Quelle des Hasses, die dann zum Vorschein kommt, wenn wir Jemandem etwas gethan haben. Dass dies Hass oder mindestens eine Hass-ähnliche Leidenschaft erzeugen könnte, mag sein, es dürfte dies aber in den meisten Fällen ein Gefühl tiefer Beschämung und Reue sein, welches nur gewisse Erscheinungen mit dem Hass gemeinschaftlich hat. Wäre es aber wirklich solcher, dann ist es schließlich doch nichts Anderes als Hass aus zugefügtem Schmerz. Jedenfalls ist aber Hass nicht leicht zu verbergen und wird vom halbwegs erfahrenen Criminalisten nur ausnahmsweise übersehen; viel, unvergleichlich viel schwerer ist die Entdeckung von Neid, der unversöhnlicher [2]) ist als Hass, nicht so explosiv, aber tief greifender wirkt als dieser und eine ungleich größere Verbreitung besitzt. Zu wirklichem Hass, also zu einer ausgesprochenen Leidenschaft gehört doch immerhin, sagen wir Temperament, er kann uns unter Umständen sogar nicht unsympathisch berühren, aber elenden Neid bringt jeder Schuft zu

[1]) Dr. W. Esser, „Psychologie", Münster 1854.
[2]) La Roche Foucauld, „Maximen und Reflexionen".

Wege. Vielleicht durch keine andere Leidenschaft wurden so viele Existenzen gefährdet und zu Grunde gerichtet, so viele Leistungen erstickt, so viel Bedeutendes unmöglich gemacht, so unendlich viele Menschen elend falsch beurtheilt. Dazu die übergrosse Verbreitung des Neides und die armselig leichte Kunst, ihn zu verbergen, fürwahr, die Gefahr des Neides kann nicht hoch genug geschätzt werden. Für uns ist sie um so größer, als wir uns die Leute nicht leicht loben lassen; was wir mit Zeugen u s. w. besprechen, sind zumeist belastende Momente, und hiebei kommt Neid nie leicht zu Tage.

Wenn Einer noch so sehr gegen einen Anderen loszieht, so können wir immer annehmen, dass er die Wahrheit spreche oder schlimmsten Falles, dass er die Sache falsch aufgefasst hat, dass er übel unterrichtet wurde u. s. w. — daran denken wir selten, dass ihm Alles das der Neid dictiert hat. Auf diese Vermuthung kommen wir beinahe immer erst, wenn Einer den Anderen loben soll. Da kommt ein eigenthümlich vorsichtiger, zögernder, einschränkender Zug zum Vorschein, so dass auch der nur etwas Erfahrene sofort auf den Gedanken kommt: „Den hält der Neid zurück.“ Auch hier zeigt sich die schon oft besprochene Thatsache, dass zum echten Neid eine gewisse gleiche Stellung nothwendig ist; man citiert das Beispiel, dass der kleine Krämer wohl seinen etwas glücklicheren Concurrenten, nicht aber den großen Kaufherrn beneidet, dessen Schiffe die ganze Welt befahren. Das Gefühl, welches der gemeine Soldat gegen den Generalen, der kleine Bauer gegen den Großgrundbesitzer hat, ist kein rechter Neid; es ist Wunsch, es auch zu haben, Aerger, dass es der Andere um so viel besser hat u. s. w., aber Neid ist es deshalb nicht, weil ihm jene Werkthätigkeit fehlt, die wir eigentlich zum Begriffe des Neides verlangen. Wir sprechen von diesem gewöhnlich erst, wenn gegen den Beneideten irgend etwas unternommen wird, wenn der Beneidende intriguiert, ihm Schwierigkeiten bereitet, übel von ihm spricht u. s. w. Dass dies richtig ist, beweist der Umstand, dass man das blos Empfundene ganz leicht eingesteht: „Wie beneide ich den um diese Reise, um seine unerschütterliche Gesundheit, seinen schönen Wagen“ u. s. w., so gesteht man nur harmlose Empfindungen. Niemand gesteht es aber: „Ich habe aus Neid gegen ihn böse gesprochen, dies und jenes unternommen“ — das ist erst der echte Neid als Leidenschaft.

Dieser ist aber für das Ergebnis unserer Arbeiten deshalb so gefährlich, weil er uns über so viele Menschen falsche Bilder gibt. Wollen wir uns über Jemanden überhaupt oder über ein besonderes Thun oder Lassen unterrichten, so fragen wir selbstverständlich Leute, die darüber Auskunft geben können, also Berufsgenossen oder sonst ihm in seinem Wesen und Wirken Nahestehende, da ja Andere über den Gegenstand der Frage nicht unterrichtet sind. Gerade unter diesen herrscht aber am ersten Neid, und der Bericht wird von ihm beeinflußt. Das ist eben eine jener mangelhaften Einrichtungen in der Welt, die sich überall bemerkbar macht; fragt man Unbeeinflußte, so erfährt man nichts, weil diese von der Sache nichts verstehen, fragt man Fachleute, so spricht aus ihnen entweder Neid oder sonst ein selbstisches Interesse. Aufmerksam machen kann uns stets nur die geschilderte, zögernde, reservierte Art des Antwortens — die bleibt gleich von den niedrigsten bis zu den höchsten Ständen, sie ist bezeichnend und wertvoll, weil sie uns von den ärgsten Missgriffen bewahren kann. — Ich wiederhole: So wie im Leben, so ist auch im Strafverfahren keine Leidenschaft so gefährlich und irreführend wie der Neid.

Im Allgemeinen, als Quelle von Verbrechen, lässt sich über Leidenschaften nichts sagen, was immer giltig und was auch nicht ohnehin bekannt wäre. Festzuhalten ist, dass der Affect (Volkmar [1]) in der Regel drei Perioden durchmacht: „Die erste charakterisiert sich durch die allgemeine oder theilweise Zurückstauung der älteren Vorstellungen, in der zweiten nützt die neue Vorstellung ihre dominierende Stellung den älteren gegenüber negativ oder positiv aus, der Affect culminiert, in der dritten stellt sich die gewaltsam gestörte Gemüthsruhe wieder her."

Hiezu kommen bei den meisten Affecten auch noch die physischen Erscheinungen, die jedermann kennt. Einzelne sind genau studiert, so namentlich die für uns wichtige Angst durch Kierkegaard [2]) und Laehr. [3]) „Die Athmung bei Angst ist unregelmäßig, oft die Inspiration unterbrochen, auf eine Reihe flacher Athemzüge folgt ein oder mehrere tiefe; Inspiration ist oft kurz, Exspiration verlängert, eine oder andere tönend, seufzend; alle diese Erscheinungen sind nur eine Folge der Steigerung der Respirations-

[1]) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

[2]) Sören Aaby Kierkegaard, „Der Begriff der Angst", deutsch, Leipzig 1890.

[3]) Dr. Hanns Laehr, „Die Angst", Berliner Klinik, Jännerheft 1893.

veränderungen. Durch die Unregelmäßigkeit derselben tritt dann Husten ein, dann Sprachstörungen, die auf unregelmäßiger Action der Kehlkopfmuskeln, theils auf Beschleunigung der Exspiration beruht; im Stadium der abklingenden Angst kommt oft auch Gähnen vor, und im Verlaufe des ganzen Affectes beobachtet man auch Pupillenerweiterung (in Folge der Contraction der glatten Muskulatur)." Diese Beschreibung stellt uns auf das Genaueste jenes trübe Bild vor, welches wir bei Verhören so oft vor uns haben, wenn dem Leugnenden ein zwingender Verdachtsgrund nach dem anderen vorgeführt wird, wenn er dem Agnoscierungszeugen gegenübersteht, oder wenn sonst ein entscheidendes Moment bevorsteht — immer und jedesmal ein mitleidenerregender Anblick, auch wenn ihn der Verworfenste darbietet.

Das Merkwürdige und keineswegs Erklärbare liegt dabei darin, dass diese Erscheinungen beim Unschuldigen nicht vorzukommen scheinen. Man sollte meinen, dass die Angst, überführt zu werden, beim Schuldigen und beim Unschuldigen gleich sein sollte, gleichwohl finden wir beim Letzteren allerdings den Ausdruck des Schreckens, des Zornes, der Wuth, der Entrüstung, aber nicht den der eigentlichen Angst. Ich wiederhole, dass dies aber nur empirisch begründet ist, so dass es noch eingehender Beobachtungen bedarf, bevor es gestattet wäre, daraus Folgerungen zu ziehen, d. h. Jemanden für schuldig zu halten, blos weil alle Symptome der Angst, wenn auch noch so deutlich ausgesprochen vorlagen.

Zu vergessen ist bei solchen Zuständen nie, dass auch hier die allgemeine Regel gilt, dass sich Leidenschaften und Affecte oft in ihr Gegenspiel verwandeln; aus Geiz wird Verschwendung (und umgekehrt), aus Liebe wird Hass, und Mancher wird aus übergroßer, zur Verzweiflung getriebener Furcht geradezu kühn. Ebenso kann es vorkommen, dass sich sehr erhebliche Angst in eine erstarrende Kälte verwandelt; dann äußert sich keines der typischen Zeichen der Angst, sie verräth sich aber eben so sicher durch die eisige Gleichgiltigkeit, an der, wenigstens scheinbar, alle andringenden Momente abprallen.

Ebenso wie Umwandlung von Leidenschaften vorkommt, treten auch mitunter verschiedene von ihnen in significanter Weise zusammen, so Schreck oder Furcht mit ausgelassener Heiterkeit und Wollust mit Grausamkeit; die letztere Verbindung ist für uns von

der größten Wichtigkeit, weil sie oft Schwierigkeiten in der Construction von Verbrechen mit einem Schlage beseitigt.

„Dass Wohllust und Grausamkeit in der Wurzel eng verbunden sind, wusste man stets. Selbst den Entzückungen schwärmerischer und leidenschaftlicher Liebe ist ein gewisser grausamer Zug nicht selten beigemengt. Frauen sind im Allgemeinen grausamer als Männer" (Eulenburg [1]). Man behauptet, in der Liebe sei die Frau dem Manne stets um eine Begierde voraus; wenn das wahr ist, so ist hiemit vielleicht allein die ebengenannte Behauptung von der größeren Grausamkeit der Frau genügend erklärt.

In gewisser Weise steht der Zusammenhang zwischen Wohllust und Grausamkeit auch mit jener Unersättlichkeit in Verbindung, die mit vielen Leidenschaften zugleich auftritt. Diese Unersättlichkeit ist am besten bei Leidenschaften zu beobachten, die mit Geld und Gut zu thun haben, namentlich dann, wenn es sich um die sinnliche Wahrnehmung des Geldes handelt; mit Recht spricht man von der „bestrickenden, dämonischen" Gewalt des Goldes, von der Wohllust, „im Gelde wühlen" zu können, von dem „unwiderstehlichen Klingen der Münzen" u. s. w., und mit demselben Rechte sagt man, das Geld habe auf gewisse dadurch gekennzeichnete Menschen dieselbe Wirkung, wie Blut auf die Raubthiere. Wir alle kennen zahlreiche Beispiele, wo bis dahin ganz anständige Menschen nur durch den Anblick einer großen Summe Geldes zu schweren Verbrechen verleitet wurden. Eine Erhebung in der Richtung auf diesen Umstand kann auf Spuren, sogar die der Person des Thäters führen.

f) Ehre.

Immanuel Kant [2]) sagt: „Die Ehre des Mannes besteht darin, was die Leute denken, des Frauenzimmers aber, was sie sprechen." Lazarus [3]) meint: „Ehre und Ehrgefühl ist eine Erweiterung des Selbstgefühles in Anderen und durch sie. Dass ich auch im Vorstellungskreise eines Anderen und nicht blos in meinem eigenen Existenz habe, dass meine Handlungen nicht nur von mir, sondern auch von Anderen gedacht und geschätzt werden, ist das Wesen

[1]) Prof Dr. Albert Eulenburg, „Sexuale Neuropathie", Leipzig 1895.

[2]) Im. Kant, „Menschenkunde u. s. w." herausgegeben von Starke, Leipzig 1831.

[3]) Dr. M. Lazarus, „Das Leben der Seele", Berlin 1856.

der Ehre.“ Und Falstaff resumiert: „Ehre ist ein gemalter Schild beim Leichenzuge!“ Sie haben Recht und auch nicht, Ehre ist einfach die Stellung, die Einer vor sich und der Welt einnimmt, und so darf man auch von der Ehre des Spitzbuben sprechen. Wer diese als Criminalist nicht gelten lassen will, begeht nicht nur häufig Ungerechtigkeiten, sondern auch Fehler bei der Arbeit und findet dann nicht den Schlüssel zu ihm unentwirrbaren Vorkommnissen.

Einer der Allerschlechtesten von den vielen Schlechten, mit denen mich mein Beruf zusammenbrachte, ein Mensch, der so viele der allerniedrigsten Lumpereien begieng, dass er dadurch seine ehrenwerten Eltern zu gemeinsamen Selbstmord brachte, hat nach seiner letzten Verurtheilung zu vieljähriger Kerkerstrafe wörtlich erklärt: „Ich melde kein Rechtsmittel gegen das Urtheil, ich bitte aber um die Gewährung der dreitägigen Bedenkzeit, damit ich noch eine Reihe von Abschiedsbriefen schreiben kann, die ich nicht als Sträfling schreibe.“ Also auch in der Brust dieses ganz Verworfenen leuchtete noch der Abglanz dessen, was andere Menschen Ehre nennen! Aehnliches findet sich oft, und daher sind auch die Rathschläge häufig, wie man auftauchende gute Regungen des zu Vernehmenden rasch benützen kann. Sogar auf Leibnitz [1]) wird sich bezogen. Ich möchte nicht dazu rathen, solche „gute Regungen“ etwa dazu zu benützen, um Geständnisse, Bezeichnung von Mitschuldigen u. s. w. zu erlangen. Im Interesse der guten Sache möchte dies ja sicher gelegen sein; aber man hält leicht eine „weiche Stimmung“ für eine „gute Regung“, und erstere darf man vielleicht nicht ausnützen, wenn auch vermeintlich in bester Absicht. Weiter aber wird bei niedrig stehenden Menschen eine Regung, die wirklich eine bessere gewesen sein mag, kaum lange andauern und in Kurzem wieder jenen Regungen Platz machen, die für gewöhnlich in schlechten Menschen hausen. Dann bereut er sicher das, zu was er sich in der „besseren Regung“ hat bewegen lassen, und flucht dem, der sie ausgenützt hat. Das wollen wir aber nicht.

Fast drollig nimmt es sich oft aus, wenn man wahrnimmt, in welchen Punkten mancher Verbrecher seine „Ehre“ sucht; mit derselben findet es der Räuber unvereinbar, für einen Dieb, der Einbrecher, für einen Taschendieb gehalten zu werden. Keiner

[1]) Leibnitz, „Nouveaux essais“, II. opp. philos.

will „ein Pfuscherstück“ gemacht haben, die meisten wären an ihrer „Ehre“ tief gekränkt, wenn ihnen bewiesen werden kann, dass sie einen Mitschuldigen verrathen, bei der Beutetheilung bemogelt oder sonst gegen Kameraden unredlich gehandelt hätten, ja einer geberdete sich untröstlich darüber, dass es „in die Zeitung gekommen sei“, er habe dummer Weise bei einem Einbruch gerade das große Baargeld übersehen.

Dass mitunter Verbrechen lediglich deshalb verübt werden, um eine gewisse „Berühmtheit“ zu erlangen, ist sicher — jeder Herostrat hofft, seinen Theopompos zu finden.

g) Aberglauben.

Ueber dieses hieher gehörige Capitel, dessen Wichtigkeit auch heute noch nicht hoch genug angeschlagen werden kann, habe ich das mir Bekannte in meinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ gebracht, weshalb ich auf dasselbe (besonders mit der Erweiterung des fraglichen Capitels in der in Arbeit befindlichen 3. Auflage) verweise.

3. Unrichtigkeiten.

a) Sinnestäuschungen.

1. Allgemeines.

Das ganze Material, auf Grund dessen Recht gesprochen wird, muss vorerst durch die Sinne von Menschen gegangen sein, durch die von behördlichen Organen, von Zeugen, von Beschuldigten, und deshalb hängt auch ein großer Theil der Richtigkeit des gesetzlichen Vorganges von der Richtigkeit des sinnlich Wahrgenommenen ab. Im Großen und Ganzen dürfen wir sagen, dass die Nachrichten, welche wir von unseren Sinnen erhalten und auf die wir die weitgehendsten Schlüsse bauen, verlässliche sind, so dass wir keinen Grund haben, mit übertriebener Vorsicht Allem zu begegnen, was wir auf Grund von Sinneswahrnehmungen als bestehend annehmen, aber ausnahmslos richtig sind dieselben denn doch nicht, und wenn wir einmal genauer zusehen, von welchen Täuschungen unserer Sinne man im Allgemeinen Kenntnis hat, so muss es uns in der That Wunder nehmen, dass dadurch nicht größere Verwirrungen in unseren Feststellungen angerichtet werden.

Befasst hat man sich mit Sinnestäuschungen seit jeher, und seitdem Heraklit „der Dunkle“ kurzweg erklärt hatte, unsere Sinne seien eigentlich nichts als Lügenschmiede, haben die Psychologen und sonstige Beobachter unseres Wesens, Stück für Stück einzelne Sinnestäuschungen entdeckt und bekannt gemacht. Das Schicksal solcher Mittheilungen war ein verschiedenes; einzelne hat man zu Spielereien benützt (wie z. B. die bekannte, zuerst von Helmholtz angeregte Frage, wie hoch ein neben die Wand auf den Boden gestellter Cylinderhut an derselben hinaufreicht), andere dienten wieder zu schwierigen und eingehenden wissenschaftlichen Erörterungen, wieder andere wurden abwechselnd in beiden Richtungen verwendet, ja es ist eigentlich merkwürdig, dass gerade die bekanntesten und von Kindern zu Spielen verwendeten Sinnestäuschungen oft bis heute den tiefsinnigsten und gelehrtesten Erklärungsversuchen Widerstand geleistet haben.

Die meisten Sinnestäuschungen sind überraschend, daher unterhaltend und die Aufmerksamkeit der Leute anregend; sie sind somit allgemein bekannt geworden, und da sich auch über jede von ihnen etwas sagen lässt, so übt man an ihnen gerne seine Kunst, zu erklären, aber ihre Wirkung auf andere Erscheinungen und ihre Folgen im praktischen Leben sind selten studiert worden. Das hat nun zweifachen Grund. Erstens bewegen sie sich, wenigstens scheinbar, doch nur im Kleinen, und es wird selten erwogen, welche große Folgen es denn haben soll, wenn z. B. eine auf dem Papier gezeichnete Linie länger oder geneigter aussieht als sie eigentlich ist. Zweitens meint man, dass die Wirkung der Sinnestäuschungen nicht leicht im praktischen Leben zu Tage treten kann. Merkt man, so wird calculiert, die erfolgte Täuschung, so ist sie unschädlich gemacht und kann keine Wirkung mehr äußern; merkt man sie aber nicht, und es treten dann im weiteren Verlaufe Folgen ein, so ist es nicht möglich, sie auf die Ursache zurückzuführen, weil man diese nicht als solche erkannt hat und weil meistens so viele Zwischenglieder eingeschoben wurden, dass eine richtige Rückleitung nicht mehr durchgeführt werden kann.

Beide Gründe erklären aber nur, dass auf die Sinnestäuschung so selten Rücksicht genommen wird, sie beweisen aber nicht, dass dies mit Recht geschieht. Vor Allem ist es richtig, dass es seine ganz bedeutenden Schwierigkeiten bietet, Experimente, die einstweilen nur im Kleineren gemacht wurden, auf die Verhältnisse im

Großen anzuwenden. Man ist da von der Voraussetzung ausgegangen, dass sich die Verhältnisse so gestalten würden, wie sie dem Naturforscher liegen, der allerdings weiß, dass eine Mischung, die in der winzigen Eprouvette gewisse Erscheinungen zeigt, dasselbe bietet, wenn sie auch im Großen erzeugt wird. So genau lassen sich aber die Umstände bei anderen Erscheinungen nicht abwägen, und so sind auch überhaupt die wertvollen und hochbedeutenden Ergebnisse der modernen Psychophysik für praktische Fragen bis heute eigentlich unproductiv geblieben. Alle ihre Experimente und Feststellungen haben sich im kleinen Raume des Studierzimmers oder Laboratoriums vollzogen, und wie sich die Dinge gestalten würden, wenn man statt des leisen Schalles, den das fallende Kügelchen erzeugt, einen Flintenschuss beobachtet, oder wenn man statt der zwei Kreidestriche auf der Tafel einen Schienenstrang ansieht — das wissen wir vorläufig noch nicht.

Selbstverständlich fällt es Niemandem ein, daraus der ganzen Disciplin der Psychophysik einen Vorwurf zu machen oder den Wert ihrer Forschungen angreifen zu wollen; ihre Experimente mussten zuerst im engen Rahmen gemacht werden, weil sie gerade hiedurch ob des geringeren Apparates und somit der geringeren Fehlerquellen sichere Ergebnisse versprechen und auch deshalb, weil man so leichter und rascher viele Versuche machen und deshalb eher Sicheres finden konnte. Hat man erst einmal da festen Boden gewonnen, so wird man auch noch die Versuche im Großen machen, die erst für uns praktischen Wert haben. Ist das geschehen, so wird man auch daran gehen, mit den gewonnenen Resultaten die Sinnestäuschungen zu studieren und ihre Wirkung im Großen festzustellen. Hiemit entfällt dann der zweite genannte Grund, warum man sich bei uns, wenigstens bis jetzt, wenig um die Sinnestäuschung kümmert. — Dass Zeugen nicht dahinter kommen, wie ihre Beobachtung unter dem Einflusse einer Sinnestäuschung gelitten hat, ist richtig, wenigstens hat man noch nie gehört, dass ein Zeuge mit der Nachricht gekommen ist, er habe in Folge einer Sinnestäuschung falsch beobachtet. Eben deshalb ist es Sache des Criminalisten, das Vorhandensein einer Sinnestäuschung zu entdecken und aufzuklären, dann werden eine Menge von „ganz unerklärlichen und räthselhaften Erscheinungen“ verschwinden und sich in einfachster und natürlichster Weise verstehen lassen. Freilich gibt es da viele Schwierigkeiten, da man zwar über die

Sinnestäuschungen viel beobachtet und geschrieben, dies aber nicht für uns gemacht hat; die Nutzanwendung muss erst durchgeführt werden. Der Weg hiefür ist ein doppelter. Auf dem einen fassen wir die Erscheinungen auf, wie sie uns in unserer Arbeit geboten werden, und suchen, rückwärts schreitend, festzustellen, ob und welche Sinnestäuschung irgend eine absonderliche oder sonst unklare Thatsache verursacht haben kann. Dieser Weg kann natürlich ausschließend in der Praxis eingeschlagen werden, er ist schwierig und mühsam, da Schritt für Schritt und mit der größten Vorsicht gegangen werden muss; mangels genügenden Vergleichsmateriales ist dieser Weg, einstweilen wenigstens, auch unsicher.

Der andere Weg ist der theoretische, der in dieser Richtung als der vorbereitende bezeichnet werden muss; auf diesem hätten wir so vorzugehen, dass wir uns vor Allem darüber klar werden, was man überhaupt über Sinnestäuschung weiß und welche Beispiele verbürgter Natur darüber bekannt sind. Von dem so gefundenen, sehr ausgedehnten Materiale fällt für unsere engeren Zwecke der größte Theil weg, einerseits Alles, was krankhafter Natur ist, und was wir als *noli me tangere* ausschließlich dem Gerichtsarzt überlassen. Nur flüchtig hätten wir uns da auf den Grenzgebieten aufzuhalten, wo die krankhafte Natur der Sache nicht deutlich ausgesprochen ist. Hier haben wir uns so viel Klarheit zu verschaffen, dass wir überhaupt nur erkennen, dass der Arzt zu fragen ist.

Andererseits ist aus dem wissenschaftlich festgestellten Materiale auch wieder Alles auszuscheiden, von dem schon im Voraus zu sehen ist, dass es Gebiete betrifft, welche mit dem unsrigen nichts zu thun haben können. Allerdings wird von diesen dermalen unberührt gelassenen Fällen später mit wachsender Erkenntnis wieder eine große Menge hereingenommen werden, wenn man wahrnimmt, dass auch solche Erscheinungen in ähnlicher oder wenigstens beiläufiger Form in unserem Gebiete auftreten können. Wenn wir einstweilen bei sorgfältiger und mühsamer Prüfung der Fragen zu viel bei Seite legen, weil wir meinen, keinen criminalistischen Fall zu kennen, in welchem eine Verwertung eintreten könnte, so liegt nichts daran — wir haben mit dem Uebrigbleibenden noch weitaus genug, nach und nach ziehen wir auch vom Ausgeschiedenen Manches in den Kreis der Betrachtung. — Zu leugnen ist es nicht, dass wir häufig allgemeine Beobachtungen kennen

lernen, bei welchen wir den ungezweifelten Eindruck erhalten, dass sie bei einer Zeugenbeobachtung oder sonst in einem Straffall Belehrung bieten könnten, ohne dass wir aber diese Fälle genau zu bezeichnen vermöchten. Hiebei erübrigt nichts Anderes, als diese Möglichkeit festzustellen und zu warten, bis später einmal die Anwendung auf ein besonderes Ereignis durchführbar ist.

Eine bestimmte Erleichterung verschaffen wir uns bei dieser organisierenden Arbeit, wenn wir schon im Allgemeinen gewisse Unterscheidungen vornehmen. Die scheinbar wichtigste gienge dahin, die normalen Sinnestäuschungen von den krankhaften zu trennen, wie aber schon erwähnt, bringt dies deshalb wesentliche Schwierigkeiten, weil das Grenzgebiet zu groß ist, wo sich Normales und Krankhaftes berührt, und weil namentlich eine Menge von körperlichen Zuständen das Entstehen solcher Sinnestäuschungen wenn nicht möglich macht, so doch begünstigt, die weder normal noch krankhaft genannt werden können; hieher gehören z. B. ein etwas überladener Magen, Blutandrang zum Kopfe in Folge unpassender Lage, durchwachte Nächte, geistige oder körperliche Ueberanstrengung. Alles das sind keine krankhaften Zustände, aber für gewöhnlich sind wir nicht in solchen Lagen, sie sind also nicht normal. Steigern wir dieselben und sagen wir z. B., der überladene Magen habe sich zu einer leichten Indigestion, der verstärkte Blutandrang zu Congestionen u. s. w. gestaltet, so sind wir dem krankhaften Zustande schon recht nahe, die Grenze können wir aber nicht bestimmen.

Eine andere Frage ist die, wo denn die Sinnestäuschung beginnt, wie wir sie also vom richtigen Aufnehmen trennen können.

„Dass man Sinnestäuschungen von richtigen Sinneseindrücken unterscheiden kann, beruht auf der gleichmäßigen Construction der Sinnesorgane bei dem Menschen. Denn an sich könnte man, wenn man bei den Empfindungen für sich stehen bleibt, kaum angeben, warum die eine Empfindung eine richtige, die andere eine Täuschung sein sollte.“ So sagt Dorner,[1]) ohne uns aber dabei die Grenze zwischen richtig und Täuschung anzugeben.

Die „gleichmäßige Construction der Sinnesorgane“ löst die Frage auch nicht, denn es gibt genug Sinnestäuschungen, denen unter gleichen Verhältnissen alle Menschen unterliegen, so dass

[1]) A. Dorner, „Das menschliche Erkennen“, Berlin 1887.

das Urtheil der Mehrheit nicht maßgebend sein kann. Ebenso kann die Controle eines Sinnes durch den anderen allein zur Unterscheidung nicht genügen; in manchen Fällen ist es allerdings möglich, z. B. den Gesichtssinn durch den Tastsinn oder das Gehör durch das Gesicht überprüfen zu lassen, das geht aber nicht immer an. Vielleicht thun wir am einfachsten, wenn wir sagen, ein Sinneseindruck ist dann richtig, er entspricht dann der Wirklichkeit, wenn er, unter verschiedenen Verhältnissen, also in verschiedenen Lagen, mit verschiedenen Sinnen, mit verschiedenen Mitteln, von verschiedenen Menschen beobachtet, immer gleich bleibt. Ein Sinneseindruck beruht aber auf Täuschung, wenn er nur unter besonderen Verhältnissen so, unter allen anderen aber anders wirkt. Wo man aber überhaupt mit dem Worte Sinnestäuschung beginnt, ist schwer zu sagen; dass entfernte Gegenstände kleiner aussehen als sie sind, dass die Schienenstränge oder Straßenzüge zusammenzulaufen scheinen, sind eigentlich wirkliche Sinnestäuschungen, man nennt sie aber nicht so, sondern „Gesetze der Perspective", so dass zum Begriffe der Sinnestäuschung eine gewisse Seltenheit oder Seltsamkeit des Auftretens zu gehören scheint.

Eine weitere Unterscheidung habe ich [1]) seinerzeit durchgeführt; ich halte sie für wichtig und will sie hier kurz wiederholen; sie besteht im Unterschiede zwischen den eigentlichen Sinnestäuschungen und jenen falschen Auffassungen, wo durch einen falschen Schluss der Fehler eingeschaltet wurde. Bei den ersteren hat der aufnehmende Sinn wirklich falsch gemeldet; wenn der Augapfel seitlich gedrückt wird und man Alles doppelt sieht, oder wenn zwei auf eine nervenärmere Hautpartie aufgedrückte Zirkelspitzen nur einfach gefühlt werden, so war der betreffende Sinnenapparat wirklich nicht in der Verfassung, welche zu einer richtigen Weitermeldung nöthig ist.

Wenn ich aber eine Landschaft durch ein rothes Glas ansehe und dann glauben wollte, die Landschaft sei wirklich roth, so lag der Fehler nur im Schließen, weil ich in meiner concludierenden Auffassung die färbende Wirkung des Glases nicht berücksichtigt habe; ebenso, wenn ich vor einem Regen die Berge näher glaube als sie sind, wenn ich den halb ins Wasser getauchten Stab wirklich für geknickt halte, so habe ich lediglich die Wirkung der

[1]) Dr. Hans Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter", 2. Auflage.

Lichtbrechung vergessen. Mein Sinn ist da niemals getäuscht worden, sondern ich habe nur falsche Schlüsse gemacht. Dass dies richtig ist, beweist schon der Umstand, dass der schräg ins Wasser getauchte Stab auch auf dem Bilde geknickt aussehen würde, wenn wir ihn photographieren wollten.

Besonders deutlich wird das bei den sogenannten Erwartungserscheinungen, die man auch Sinnestäuschungen nennen will. Wenn Jemand in der Kirche irgend einen dumpfen, schwachen Ton hört, so wird er gewiss glauben, es beginne die Orgel zu klingen, weil es eben nahe liegt, dies anzunehmen; oder wenn man einen Eisenbahnzug ansieht und aus allen Zeichen entnehmen kann, dass er sofort abfahren wird, so gibt man sich leicht der Täuschung hin, dass er schon fährt (Sully [1]). Wie soll denn da der Sinn getäuscht worden sein? Das Ohr hat lediglich einen Ton gehört, das Auge einen Eisenbahnzug gesehen, und dies und nichts Anderes hat es gemeldet; die Qualification des Eindruckes vorzunehmen, ist nicht Sache des Sinneswerkzeuges, und wenn sich dann die Phantasie dreinmengt und einen falschen Schluss bewirkt hat, so ist das keine Sinnestäuschung.

Noch viel deutlicher wird die Unrichtigkeit der Bezeichnung gewisser Vorgänge als Sinnestäuschung, wenn sich der in Mitte liegende Schlussfehler geradezu ziffermäßig nachweisen lässt. Wenn ich z. B. vom Fenster aus in größerer Entfernung einen Mann mit einer Axt einen Pfahl einrammen sehe, so sehe ich das Niederfallen der Axt natürlich viel früher, als ich den Schlag höre. Zufällig kann die Entfernung nun genau so groß sein, dass ich den Schall des zweiten Schlages gerade in dem Momente höre, in welchem ich das Niederfallen des dritten Schlages sehe. Ich nehme also trotz der größeren Entfernung die Licht- und Schallerscheinung zugleich wahr, geradeso, als ob ich in unmittelbarer Nähe stünde.

Zuerst werde ich wahrscheinlich über diese physikalische Anomalie staunen, und dann, wenn ich auf meinen einfachen Schlussfehler gekommen bin, werde ich Jemandem erzählen, was für eine merkwürdige „Sinnestäuschung“ ich heute hatte, obwohl gewiss keiner meiner Sinne getäuscht hat oder getäuscht wurde.

---

[1]) James Sully, „Die Illusionen“ (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, LXII. Band), Leipzig 1888.

Schopenhauer[1]) machte auf die übrigens bekannte Thatsache aufmerksam, dass man, nach kurzem Schlummer erwacht, alle Localisationen verdreht auffasst und dann nicht weiß, was vorne, was hinten, was rechts und was links ist. Wollte man dies als „Sinnestäuschung" bezeichnen, so wäre auch das wieder falsch, da wir in diesen Fällen lediglich nicht vollkommen wach und genügend orientiert sind, um uns die Lage, in der wir uns befinden, klar zu machen.

Ganz anders steht die Sache, wenn wir einen ungewohnten Sinneneindruck nicht richtig schätzen. „Eine leichte Binde an ungewohnter Stelle des Körpers wird als schwere Last empfunden; nach dem Verluste eines Zahnes fühlen wir eine riesige Höhle im Munde, und welch' unsinnige Vorstellung von dem, was vorgeht, haben wir, wenn ein Drillbohrer am Zahne arbeitet." (Sully loco cit.) In allen diesen Fällen haben die Sinne einen neuen Eindruck bekommen, den sie noch nicht richtig schätzen können, weshalb sie dann eine falsche Meldung erstatten. Hieher gehören im Grunde genommen alle unrichtig taxierten neuen Eindrücke, wenn wir z. B. aus dem Dunkeln kommen und eine mäßige Helligkeit für sehr grell halten, wenn wir im Winter einen Keller sehr warm finden, den wir im Sommer für eisig kalt erklären, wenn wir, das erste Mal auf einem Pferde sitzend, uns thurmhoch in den Lüften glauben u. s. w.

Ob aber etwas wirklich Sinnestäuschung ist oder nicht, hat namentlich für uns Bedeutung, da wir zum Zwecke der Feststellung, ob eine Aussage auf Täuschung beruht oder nicht, doch bestimmte Prüfungen vornehmen müssen, und ob sich diese auf den Intellect eines Menschen beziehen oder auf einen seiner Sinne, dies macht einen großen Unterschied. Schon für die erste, ganz oberflächliche Prüfung ist dies von Wichtigkeit, da wir vielleicht den Sinnen eines Menschen ganz gut trauen, nicht aber seinem Intellect und umgekehrt.

Ueber die Wichtigkeit der Sinnestäuschungen im Strafverfahren zu sprechen, dürfte überflüssig sein — auf der Richtigkeit des weiterüberlieferten Wahrgenommenen beruht fast ausschließlich die Richtigkeit des Urtheils, und wer sich nur erst über das Wesen der Sinnestäuschungen im Allgemeinen und ihre Häufigkeit klar ist, der

[1]) Arthur Schopenhauer, „Ueber das Geistersehen" in „Parerga und Paralipomena", Berlin 1851, 7. Aufl. 1891.

weiß auch ihre Bedeutung im Strafverfahren zu würdigen. Was da in lange- und halbvergangener Zeit gesündigt wurde, indem man sich um solche Fragen gar nicht gekümmert hat, das mag ins maßlose gehen. Es war nicht etwa zur Zeit der Theresiana, sondern viel, viel später, als man einem Manne, der trotz vollständiger Finsternis den erkannt haben wollte, der ihm einen Faustschlag auf das Auge versetzt hatte, vollkommen glaubte, blos weil man annahm, dass der Faustschlag auf das Auge so stark war, dass der Verletzte „Funken sprühen" sah, bei „deren Schein" er den Anderen erkennen konnte! (Helmholtz und Meyer); und doch hat schon Aristoteles (de sensu et sensili Cap. II) gewusst, dass dies nur scheinbar ist: θλιβομένου γὰρ καὶ κινουμένου τοῦ ὀφθαλμοῦ φαίνεται πῦρ ἐκλάμπον. (Aubert. [1]) Dass man solche Dinge glaubte, war die Folge der Lehre Reichenbach's, [2]) nach welchem auch Duttenhofer [3]) noch behauptete, dass mancher Menschen Augen leuchten.

Zur Orientierung über die Sinnestäuschungen im Allgemeinen wären zu empfehlen die Arbeiten von Hoppe,[4]) Mayer,[5]) Hagen,[6]) Sully,[7]) Lazarus,[8]) Leubuscher,[9]) Krafft-Ebing,[10]) Martius,[11]) Brierre de Boismont,[12]) Thiery,[13]) Duttenhofer,[14]) Bernstein,[15]) Parish,[16]) Müller,[17]) Cramer; [18]) dann die zerstreuten Arbeiten in jedem

[1]) Dr. H. Aubert, „Physiologie der Netzhaut", Berlin 1865.

[2]) v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch".

[3]) Dr. Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen", Nördlingen 1858.

[4]) Dr. J. J. Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen", Würzburg 1888.

[5]) Dr. A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen, Hallucinationen und Illusionen", Wien 1869.

[6]) Hagen, „Die Sinnestäuschungen", Leipzig 1837.

[7]) J. Sully, „Die Illusionen", Internationale wissenschaftliche Bibliothek, LXII Bd., Leipzig 1888.

[8]) Dr. M. Lazarus, „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen", Berlin 1867.

[9]) Dr. Leubuscher, „Entstehung von Sinnestäuschungen", Berlin 1852.

[10]) v. Krafft-Ebing in Friedreich's Blättern 1864, 2. Heft (mit Angabe der älteren Literatur).

[11]) Martius, „Die scheinbare Größe der Gegenstände", Philosophische Studien, Bd. 5.

[12]) A. Brierre de Boismont, „Des Hallucinations", Paris 1852.

[13]) A. Thiery, „Ueber geometrisch optische Täuschungen".

[14]) Dr. Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen", Nördlingen 1858.

[15]) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen", Leipzig 1875.

[16]) Edmund Parish, „Ueber Trugwahrnehmung", Leipzig 1894.

[17]) F. C. Müller, „Psychopathologie des Bewusstseins", Leipzig 1889.

[18]) Dr. A. Cramer, „Gerichtliche Psychiatrie", Jena 1897.

Lehrbuch der Physik und Physiologie u. s. w. Vergleiche auch die später noch weiters citierte Literatur.

Der Münchner Psychologe Th. Lipps hat eine größere Schrift angekündigt:[1]) „Aesthetischer Eindruck und optische Täuschung"; ich bedaure lebhaft, dass ich diese Arbeit des ausgezeichneten Philosophen, dessen Psychologie auf dem sicheren Boden der unmittelbaren Erfahrung ruht, noch nicht benützen konnte.

Ueber die so überaus verbreiteten Sinnestäuschungen in Folge des Morphinismus vergl. Smidt[2]).

2. Gesichtstäuschungen.

Um sich über die Bedeutung der Gesichtstäuschungen klar zu werden, scheint es am zweckmäßigsten, sich vorerst mit gewissen Zeichnungen zu befassen, welche ganz seltsame, irrige Vorstellungen erwecken. Sie sind deshalb wichtig, weil die Täuschung, beziehungsweise die Möglichkeit verschiedener Auffassung für jeden Beobachter erkennbar ist, und weil trotzdem Jeder sofort mit einem Stückchen Papier und dergleichen sich den Beweis der falschen Auffassung herstellen kann. Wenn wir damit nichts Anderes beweisen können, als dass unter den einfachsten Verhältnissen wirklich grobe Irrungen vorkommen können, so ist für unsere Arbeit schon viel bewiesen, denn das „untrügliche Zeugnis unserer Sinne" stellt sich dann doch als einer Ueberprüfung bedürftig dar; mit dem „Ich habe es doch selbst gesehen" ist nichts bewiesen, denn wenn man sich in einem Punkte irren kann, so kann dies in anderen ebensogut geschehen.

Im Allgemeinen werden wir mit Lotze[3]) sagen: Die Lage der Linien ist nicht ohne Einfluss auf ihre Größenschätzung; senkrechte Dimensionen werden für etwas größer gehalten, als sie sind. Von zwei im Kreuz gestellten Linien erscheint die verticale größer, obwohl sie gleich lang sind; ein Oblongum, das auf seiner etwas größeren Seite ruht, halten wir leicht für ein Quadrat; stellen wir es auf die kürzere Seite, so erscheint es nun viel mehr oblong als es ist. Theilen wir einen Quadranten in gleiche Winkel, so halten wir die der Horizontalen näheren für größer, so dass wir

[1]) Ebbinghaus-König'sche Zeitschrift für Psychologie, Bd. XII.

[2]) Dr. Smidt, „Morphinismuspsychosen", Archiv für Psychiatrie, XVII Bd.

[3]) Dr. Rud. Herm. Lotze, „Medicinische Psychologie", Leipzig 1852.

bei Beurtheilung von Böschungen bei Abhängen leicht Winkel von 45° zu sehen glauben, wo deren kaum von 30° vorhanden sind. Auch die Gewohnheit thut hier sehr viel; man wird sich kaum bewusst sein, dass in dem Buchstaben S die obere Wölbung einen bedeutend kleineren Radius hat als die untere; das umgekehrte S — S — lässt dies sogleich erkennen.

Hierher gehören noch manche Falschschätzungen; Abhänge, Dächer u. s. w. sehen von weitem so steil aus, dass man es für unmöglich erklärt, sich darauf ohne besondere Hilfsmittel fortbewegen zu können; der darauf herumkriecht, findet aber die Neigung gar nicht so bedeutend. Daher die Nothwendigkeit, Jeden, der ein Besteigen einer geneigten Fläche für unmöglich erklärt, erst einmal zu fragen, ob er selbst dort war oder, ob er die Neigung nur von ferne betrachtet hat.

Unterschätzt werden aber schwache Krümmungen; Exner[1]) macht mit Recht darauf aufmerksam, dass er bei einem Rundgang um die Rotunde im Wiener Prater immer viel früher am Ausgangspunkte anlangte, als er erwartet hat; daher die so häufigen falschen Schätzungen bei Weg- und Distanzangaben, sobald schwache Krümmungen vorliegen, daher auch die merkwürdige Erscheinung, dass man regelmäßig, wenn man Nachts in einem Walde irre geht, sich in einem auffallend kleinen Kreise herumbewegt und dann natürlich nicht vom Fleck kommt. Man hat oft beobachtet, dass Leute, die aus irgend einem Grunde in einen Wald geflohen sind, z. B. um einer Rauferei, einer Misshandlung, einem räuberischen Ueberfalle, einer Nothzüchtigung u. s. w. zu entgehen, sich bei anbrechendem Tage trotz der Flucht ganz nahe vom Thatort befunden haben, so dass man an die Ernstlichkeit der Flucht nicht glauben wollte. Trotzdem kann die Behauptung auch dann wahr sein, wenn sich der Betreffende unter Tags in dem ihm bekannten Walde ganz gut zurecht gefunden hätte. Der Betreffende hat einfach die von ihm gemachten Krümmungen unterschätzt und glaubte geradeaus oder doch wenigstens in sehr flachem Bogen zu gehen, so dass er hoffen musste, vorwärts und aus dem Walde zu kommen, während er stark gekrümmte Bogen und diese stets in derselben Richtung machte, so dass er nur im Kreise herumgieng.

---

[1]) Dr. Sigm. Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung u. s. w.“, Wien und Leipzig 1894.

Eine Unterstützung findet diese Täuschung durch die von August Kundt und Hermann Aubert abgesondert beobachtete Thatsache, dass das linke Auge die links liegenden Gegenstände zu klein sieht, während das rechte Auge die rechte Seite unterschätzt; dies wird ziffermäßig mit 0·3—0·7% angegeben, also Größen, die in der Natur Erhebliches ausmachen können und im Dunkeln namentlich dann mitwirken, wenn es sich um Krümmungen handelt, die mit dem der Innenseite zugewendeten Auge naturgemäß intensiver betrachtet werden.

Am ärgsten werden solche Confusionen, wenn noch Schätzungen dazukommen; so lange der Berichtende noch weiß, dass er nur „geschätzt" hat, ist die Gefahr nicht allzugroß, da man doch wenigstens meistens weiß, was man von Schätzungen zu halten hat; in der Regel betrachtet der Berichtende seine Auffassung gar nicht als Schätzung, sondern als sicheres Wissen, er sagt nicht: „Ich schätze dies so und so" — sondern „Es ist so".

Aubert[1]) erzählt, der Astronom Förster ließ eine Anzahl von gebildeten Männern, Aerzte u. s. w., den scheinbaren Durchmesser des Mondes zeichnen; der Eine machte ihn mit 1", Einer mit 8", Andere noch mehr; richtig wäre gewesen $1^1/_2$"' auf 12" Entfernung.

Bekannt ist es, dass ein unmöbliertes Zimmer so viel kleiner aussieht, als ein möbliertes, eine beschneite Wiese viel kleiner als eine bunt bewachsene (Lotze loco cit.); wir wundern uns regelmäßig, wenn auf einem scheinbar ganz kleinen Bauplatz ein riesiger Neubau Platz findet, oder wenn ein Grundstück zu einzelnen Baugründen parcelliert wird; sind diese abgeplankt, so staunen wir, wie viel solche Plätze auf der Fläche Raum bekamen.

Noch größer sind die Täuschungen, wenn wir aufwärts blicken; offenbar sind wir Schätzungen in verticaler Richtung weniger gewohnt als solche in horizontaler Richtung. Schon Reid[2]) hat erwähnt, dass ein Gegenstand auf der Zinne des Daches viel kleiner erscheint, als wenn er in gleicher Entfernung in der Ebene stünde. Dies kann man vornehmlich beobachten, wenn irgend eine Figur, die man jahrelang auf einem Hause zu sehen gewohnt war, einmal herabgebracht wird; in doppelter horizontaler Entfernung als

[1]) Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut", Breslau 1865.

[2]) Thomas Reid, „An inquiry into the human mind etc.", Edinburg 1765.

die Haushöhe beträgt, sieht die Figur doch noch größer aus als früher.

Dass der Grund dieser Täuschung in der mangelnden Uebung liegt, beweist der Umstand, dass Kinder in der Höhenschätzung Irrthümer begehen, die Erwachsenen ganz unbegreiflich sind. Helmholtz [1]) erzählt, er habe als Kind von seiner Mutter verlangt, dass sie ihm die niedlichen Püppchen von der Galerie eines hohen Thurmes herabreichen möge. — Ich erinnere mich noch ganz gut, dass ich als Kind von fünf Jahren meinem Kameraden den Vorschlag machte, mich bei den Fußgelenken festzuhalten, damit ich vom Fenster der im zweiten Stockwerke gelegenen Wohnung einen Hampelmann herauflangen könne, der uns in den Hof hinabgefallen war; ich hatte also die Höhe etwa um das Zwölffache unterschätzt.

Gewisse Anhaltspunkte für Unter- und Ueberschätzungen haben wir namentlich dann, wenn irgend ein Gegenstand in der Nähe des zu beurtheilenden Objectes sich befindet, dessen Größe wir zu kennen glauben und den wir dann gewissermaßen als Maßstab benützen. v. Volkmar [2]) gibt als Grund dafür, dass die Bäume und Bauwerke auf den sogenannten heroischen Landschaften eine solch' ideale Größe erhalten, die künstlich verkleinerte Staffage an. Ich weiß, dass auf mich wenige Bilder einen solch' dämonischen Eindruck gemacht haben als eine riesige Landschaft — fast eine halbe Wand einnehmend — so etwa im Styl von Claude Lorrain, auf welcher im Vordergrunde in einem Hohlweg ein Türke, auf einem Schimmel reitend, zu sehen war; Reiter und Pferd waren wenige Zoll hoch, und dadurch gewann die ohnehin große Landschaft eine überwältigende Mächtigkeit; ich hatte das Bild als Student gesehen und wüsste heute noch alle Einzelheiten anzugeben. Ohne den winzigen Türken wäre es einfach ein großes Bild ohne besondere Wirkung geblieben.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass die Größenverhältnisse der Dinge um uns herum in Folge der Perspective ganz abenteuerliche sind, so dass wir dies gar nicht mehr beachten. „Es wird mir schwer," sagt Lipps,[3]) „zu glauben, dass der Ofen, der in der Ecke des Zimmers steht, von mir nicht größer gesehen wird, als meine Hand,

[1]) Helmholtz, „Ueber das Sehen der Menschen", Populärer wissenschaftlicher Vortrag 1855.

[2]) v. Volkmar, „Lehrbuch der Psychologie", Cöthen 1875.

[3]) Dr. Theodor Lipps, „Die Grundthatsachen des Seelenlebens", Bonn 1883.

wenn ich sie einen Fuß vom Auge halte, oder der Mond nicht größer als ein Stecknadelkopf, den ich aus etwas größerer Nähe betrachte . . . Wir müssen eben nicht vergessen, wie wir zu vergleichen pflegen. Ich vergleiche Hand und Ofen und denke die Hand selbst direct am Ofen.“ Man versuche nur einmal, diesem Gedanken nachzugehen, um wahrzunehmen, wie viel Richtiges darin steckt. Wie groß der Ofen und eine Hand ist, das weiß man, sehr oft vergleicht man aber Dinge, deren Größe unbekannt oder wenigstens nicht so geläufig ist.

Ad vocem der hier und oben von Förster citierten scheinbaren Größe des Mondes möchte ich noch erwähnen, dass ein so bedeutender Denker wie Thomas Reid meinte, der Mond scheint uns mit freiem Auge betrachtet etwa „tellergroß“ (!), durch eine Röhre oder die hohle Hand angesehen aber thalergroß. So sehr sich Reid — zu unserer wesentlichen Belehrung — in der Größenschätzung des Mondes geirrt hat, so sehr hat er eine wichtige Thatsache damit festgestellt, dass er auf die Größenunterschiede hinwies, die bei Beobachtung durch eine kleine Oeffnung entstehen. Solche Betrachtungen, sagen wir z. B. durch ein Schlüsselloch, spielen in Straffällen nicht selten eine Rolle: Man versuche einmal, durch ein Schlüsselloch zu sehen und die erblickten, bekannten oder noch besser unbekannten Gegenstände nach ihrer Größe abzuschätzen; um wie viel zu gering die Angaben ausfallen, ist erstaunlich.

Bei allen diesen Erscheinungen, die sich im Freien und auf größere Entfernung darbieten, ist die Luftperspective von großer Bedeutung. So nennt man nach Helmholtz[1]) „die Trübung und Farbenveränderung des Bildes ferner Objecte, die durch die unvollkommene Durchsichtigkeit der (nach der Entfernung) verschieden dicken Luftschichten erzeugt wird.“ Ihr Einfluss ist sehr groß, wir kennen ihn an dem verschiedenen Aussehen ferner Gegenstände, der verschiedenen Farbe entfernter Berge, der Größe des Mondes am Horizont und sehr deutlich an den Schwierigkeiten, welche die Luftperspective den Malern bietet; viele Bilder dürfen ihren Erfolg oder ihre Ablehnung lediglich der geschickteren oder verunglückten Behandlung der Luftperspective zuschreiben. Ist die Wirkung aber im kleinen Raume eines Bildes schon so bedeutend, so ist es auch einzusehen, wie leicht sie Täuschungen in der Natur hervorrufen

[1]) H. Helmholtz, „Lehrbuch der physiologischen Optik“, Leipzig 1865.

kann, besonders wenn man Extreme, wie sie oft vorkommen, heranzieht, und wenn Jemand eine Beobachtung in einer ihm nicht sehr gut bekannten Gegend gemacht hat. War er daselbst z. B. mehrere Male stets bei sehr unreiner, wenig durchsichtiger Perspective und zur Zeit der nun wichtigen Beobachtung bei besonders klarer Luft, so sind die Angaben nicht nur über Entfernung, sondern auch über Größenverhältnisse, Farben und gegenseitige Lage vollkommen unverlässlich.

Eine Erklärung für viele Sinnestäuschungen erhofft man mit Recht von den sogenannten Täuschungslinien, welche in wissenschaftlichen Behandlungen nach einigen Vorläufern vorerst Zöllner [1]) gebracht hat und die vielfach von Kundt,[2]) Hering,[3]) Müller-Lyer,[4]) Brentano,[5]) Delboeuf,[6]) Helmholtz,[7]) Plateau und Oppell,[8]) Hoppe,[9]) Necker,[10]) Auerbach,[11]) Mach,[12]) Lipps,[13]) Burmester,[14]) Heymanns[15]) und Anderen besprochen und gedeutet wurden.

[1]) Zöllner in Poggendorf's Annalen der Physik, Band 110, pag. 500, Band 114, pag. 587 und Band 117, pag. 477.

[2]) Kundt in Poggendorf's Annalen der Physik, Band 120, pag. 138.

[3]) E. Hering in Poggendorf's Annalen der Physik, 1861, pag. 70 und Ergänzungsband I, pag. 1. — „Zur Lehre vom Ortssinne der Netzhaut", Leipzig 1861 (dort citiert die Mittheilungen von Dr. Weisske).

[4]) F. C. Müller-Lyer, „Optische Urtheilstäuschungen" in du Bois-Reymond's Archiv, 1889, pag. 263.

[5]) Fz. Brentano in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane", Band III und VI, 1892 — „Zur Lehre von den optischen Täuschungen".

[6]) Delboeuf, „Bull. de l'Akadem. roy. de Belgique", 3. Serie, Vol. XXIV, 1892, und „Sur une nouvelle illusion d'optique" und „Revue scientifique" tome LI.

[7]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik", Leipzig 1865.

[8]) Plateau und Oppell, Poggendorf's Annalen, Band 80, pag. 287 und Band 99, pag. 540.

[9]) Professor Dr. Hoppe, „Archiv für die gesammte Physiologie", 43. Band.

[10]) Necker's Rhomboëder Edinburgh Philosoph. Journal 1832, Band I, pag. 334 und Poggendorf's Annalen, Band 27, pag. 502.

[11]) F. Auerbach in der Ebbinghaus-König'schen Zeitschrift, Band 7.

[12]) Dr. E. Mach, „Beobachtungen über monoculare Stereoskopie" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Band 58, gleichzeitig mit Rollmann).

[13]) Dr. Th. Lipps in der Ebbinghaus-König'schen Zeitschrift, Band 5.

[14]) Burmester in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane" XII.

[15]) Heymanns ebenda IX und XI.

Die eigentlichen Zöllner'schen Linien bestehen darin, dass in der That vollkommen parallele Linien durch anlaufende oder sich kreuzende Linien als nicht parallel erscheinen.

Es sind also in Figur 1 und Figur 2 die beiden horizontalen Linien thatsächlich parallel, wie man entweder durch Anlegen eines Lineals oder dadurch wahrnehmen kann, dass man sich über die Zeichnung neigt, so dass man die Augen senkrecht darüber stellt.

Fig. 1.

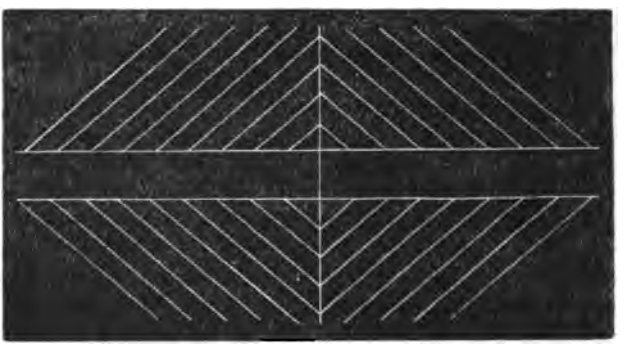

Fig. 2.

Sieht man dieselbe aber von der Seite, von vorne oder hinten an, so sind in Figur 1 die horizontalen Linien in der Mitte ausgebaucht, bei Figur 2 aber an derselben Stelle einander genähert.

Noch auffallender ist die Täuschung bei Fig. 3, wo die Ausbauchung eine sehr deutliche ist. Die Stärke der Linien, ihre Länge, ihr Verhältnis zu einander, die Regelmäßigkeit der Zeichnung bei den strahlenförmigen Linien macht in der Täuschung keinen Unterschied aus.

Dagegen müssen bei Fig. 4, die sich mit ihren Erscheinungen überhaupt schwer den übrigen anpassen lässt, die schrägen Quer-

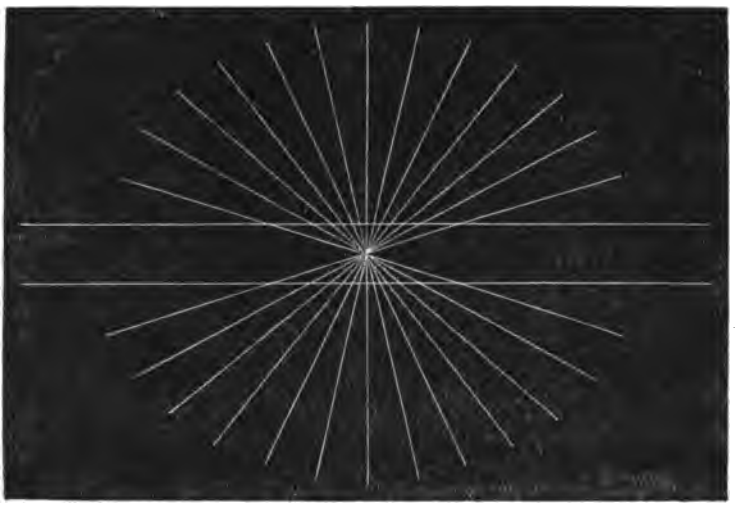

Fig. 3.

striche bedeutend dicker sein, als die ganz parallelen Horizontalstriche, damit die letzteren nicht parallel erscheinen sollen.

Dass hier die Neigung der die Parallelität der Linien störenden Hilfslinien, also die entstehenden Winkel das Maßgebende sind, beweisen die einfachen Delboeuf'schen Winkelproben, wo in Fig. 5 die Entfernung von *a* nach *b* gerade so groß ist, als die von *b* nach *c*, und wo gleichwohl die erstere bedeutend kleiner aussieht als die letztere.

Fig. 4.

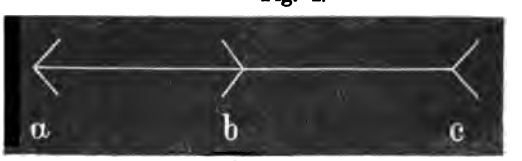

Fig. 5.

Noch täuschender ist es bei Fig. 6, wo die erstere Linie mit dem Winkel nach einwärts ungleich kürzer aussieht, als die zweite

mit den Winkeln nach auswärts. (Die Literatur über die sechs verschiedenen Erklärungsversuche über diese einzige Figur siehe bei Höfler. [1])

Die Erklärung dieser seltsamen Erscheinungen, von denen es gewiss noch unzählige andere, zufällig noch nicht aufgefundene gibt, ist von Allen, die darüber geschrieben haben, versucht worden; eine befriedigende Lösung haben sie nicht gegeben. Eine solche wäre für uns keinesfalls gleichgiltig, denn hätten wir die Erklärung für diese Erscheinungen, so vermöchten wir zu generalisieren, und dürften wir das, so könnten wir auch die Nutzanwendung für praktische Fälle construieren. Darüber kann nicht der mindeste Zweifel herrschen, dass Erscheinungen, welche wir auf einem Stückchen Papier mit wenigen Strichen hervorrufen können, auch im Großen vorkommen und daselbst ihre vergrößerten Wirkungen äußern müssen. Das Wo und Wie ist uns noch ganz fremd. Wir können uns allerdings denken, dass das Phänomen, wie es Fig. 1 u. 2 zeigen, sich im Großen z. B. dann ergibt, wenn Feldergrenzen an eine Straße mit parallelen Seiten schräge anlaufen, wodurch dann die Straße an der betreffenden Stelle aus- oder eingebuchtet erscheint. Wahrscheinlich haben wir so etwas halb unbewusst schon öfter gesehen, wir haben der Sache aber weiter keinen Wert beigelegt: einerseits, weil es wirklich gleichgiltig war, ob die Straße regelmäßig oder unregelmäßig angelegt war, anderseits, weil wir selbst dann, wenn wir die krumme Form der Straßenseiten wahrnahmen, höchstens dachten, dass eben die Straße da nicht ganz gerade sei.

Fig. 6.

Ebenso dürften wir Winkelerscheinungen, wie sie Fig. 5 und 6 zeigen, wiederholt in Gassen gesehen haben, wo Häuser oder Häuserfronten im Winkel angebaut waren; dann sah eben die fragliche Zeile länger oder kürzer aus, wir hatten keinen Anlass und keinen Anhaltspunkt dafür, die Linie richtig einzuschätzen, und so haben wir irgend eine Feststellung gar nicht vornehmen können. Wir haben die Länge falsch eingeschätzt, wenn es zu einer Beurtheilung kam, aber weiter geschah nichts. Es ist ja auch sehr wahrscheinlich, dass wir eine wirkliche oder gedachte Linie auf der Giebelseite

[1]) Al. Höfler, „Psychologie", Wien 1897.

eines Hauses, die also an dem First des Daches ausliefe und so von den letzten Dachsparren winkelförmig eingeschlossen wird, für zu kurz, also das Haus von dieser Seite für zu niedrig halten — das hatte aber bis jetzt keinen praktischen Wert.

Gleichwohl lässt sich die Bedeutung dieser Täuschungslinien für unsere Zwecke nicht in Abrede stellen; das Wichtigste daran ist die gewonnene Belehrung, dass wir uns in der That so arg täuschen können, so zwar, dass wir auf unser Augenmaß in so einfachen Dingen ein Jurament ablegen wollten und uns doch geirrt haben; hiemit hat die Sicherheit unserer Beurtheilungen nach dem Sinnenmaß eine Lücke erhalten, und wir haben nicht den mindesten Anhaltspunkt dafür, zu sagen, wie groß diese Lücke ist. Es wurde schon erwähnt, dass wir ja nur jene wenigen Beispiele kennen, die Zöllner, Delboeuf u. A. wahrscheinlich zufällig entdeckt haben, empirisch und absichtlich lassen sich solche Dinge nicht finden. Es ist daher die Annahme zulässig, dass solche Täuschungen in großer Menge und auch auf ausgedehnten Dimensionen existieren. Man weiß z. B., dass Thompson seine bekannte „optische Rädertäuschung" (sechs im Kreise angeordnete Kreise, mit einem Kreise in der Mitte, von denen jeder krumme Radien besitzt, die sich einzeln drehen, wenn man die ganze Zeichnung im Kreise dreht) durch Zufall entdeckte, als ihm geometrische Ornamentzeichnungen eines Schülers in die Hände fielen; wenn man sich gerade mit solchen optischen Täuschungen befasst, so kann man beinahe bei jedem zweiten Muster von Damenstoffen (namentlich auf den kuriosen sogenannten Perkailkleidern) und ebenso auf Tapeten- und Möbelmustern die merkwürdigsten Täuschungen sehen, die allerdings meistens zu compliciert sind, um sich beschreiben zu lassen.

Im Laufe der Zeit werden gewiss eine Menge solcher Täuschungen bekannt werden, es wird auch nicht an Erklärungen fehlen, und dann kann abstrahiert werden, wie das Gewonnene auf bestimmte, praktische Fälle anzuwenden wäre.

Leichter ist die Application schon bei den sogenannten Umkehrungen des Gesehenen. Der einfachste Fall ist der von Hoppe (loco cit.) genannte, durch Fig. 7 veranschaulichte, wo man ganz nach Belieben die mittlere Verticallinie tiefer oder höher als die beiden anderen Verticalen sehen kann; im ersten Falle hat man eine Rinne, im zweiten ein Dach vor sich.

Aehnliche Verhältnisse ergeben sich bei dem sogenannten Plateau'schen Drahtgerüste eines Würfels (Fig. 8), von dem Mach und gleichzeitig Rollman zeigten, dass man die Ecke *a* beliebig convex oder concav sehen kann, je nachdem man sich die von *a* abwärts gehende Kante vor oder hinter der Grundfläche denken will.

Fig. 7.

Noch deutlicher wird die Erscheinung, wenn man im Necker'schen Rhomboëder die Hilfslinie *x y* zieht: dann kann man abwechselnd *x* oder *y* uns näher sehen und dadurch die ganze Figur in andere Lage bringen (Fig. 9). Hat man das einmal zu Wege gebracht, so gelingt es willkürlich so oft man will (vergl. Aubert. [1])

Für diese Feststellungen kennt man schon praktische Beispiele. Helmholtz [2]) citiert als wichtig Sinsteden's Beobachtung. [3]) Er sah an einem Abende gegen hellen Hintergrund eine Windmühle ganz silhouettenartig abgehoben. Nun schienen die Flügel einmal nach rechts, einmal nach links zu gehen — offenbar, weil er nicht den Körper der Mühle ausnahm und ebensogut annehmen konnte, er sieht sie von vorne, als von hinten: in einem Falle giengen die Flügel nach rechts, im anderen nach links.

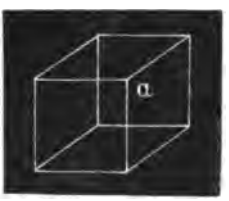

Fig. 8.

Ein ganz analoger Fall ist der von Bernstein [4]) citierte. Wenn (Fig. 10) das Kreuz aus den dünnen Linien die an einer Wetterfahne angebrachte Windrose, die starken Linien aber die Wetterfahne selbst bedeuten, so kann es bei entsprechender Beleuchtung für ein von *N* sehendes Auge nicht möglich zu unterscheiden sein, ob die Wetterfahne nach *NO* oder nach *SW* steht; es fehlt der Anhaltspunkt zur Beurtheilung des Fixpunktes; was man bestimmt sagen kann, ist nur, dass

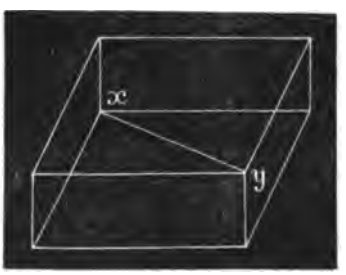

Fig. 9.

[1]) Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut", Breslau 1865.
[2]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik", Leipzig 1865.
[3]) Poggendorf's Annalen der Physik, Bd. 111, pg. 336 ff. und pg. 638 ff.
[4]) Julius Bernstein, „Die fünf Sinne des Menschen", Leipzig 1875.

die Wetterfahne zwischen *NO* und *SW* steht; dass sich ihr Angelpunkt an der Kreuzung der beiden Linien befindet, das weiß man auch, wohin aber ihre Spitze zeigt, lässt sich in einiger Entfernung nicht mehr sagen.

Beide citierten Fälle können gewiss in einem Strafprocess von Bedeutung sein, denn wenn man einmal eine fixe Vorstellung von einer bestimmten Anordnung gewonnen hat, so lässt man sie nicht mehr los, zweifelt auch gar nicht an ihrer Richtigkeit und schwört schließlich auf diese. Handelt es sich dann um die Angabe, ob z. B. die Mühle nach rechts oder links gieng, oder was für ein Wind damals gieng, so wird der Beobachter kaum einmal in hundert Fällen in Rechnung ziehen, ob eine optische Täuschung vorliegt oder nicht, in allen anderen Fällen versichert er einfach, dass es so war, wie er es gesehen zu haben glaubt; ob er zufällig das Richtige erwischt hat, ist rein Glückssache.

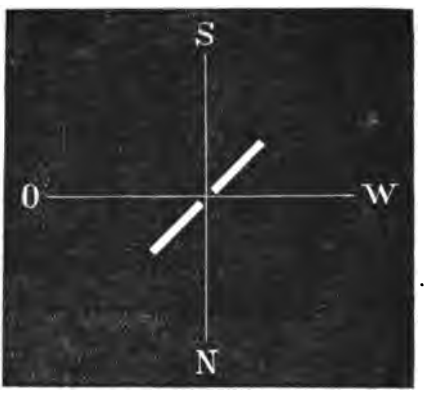

Fig. 10.

Nun kommen aber zu diesen Täuschungen noch alle jene, die mit der Bewegung zusammenhängen oder durch sie erst erzeugt werden. Vierordt[1]) sagt: In Bewegung befindliche Körper sehen wir nur unter bestimmten Bedingungen in ihrer wirklichen Form; mit zunehmender Geschwindigkeit erblicken wir sie scheinbar verkürzt in der Richtung der Bewegung, mit abnehmender Geschwindigkeit dagegen erscheinen sie breiter als sie wirklich sind. Einen schnell fahrenden Eisenbahnzug halten wir bei einer langen Reihe von Wagen in unmittelbarer Nähe für kürzer, von hintereinander marschierenden Menschen überschätzen wir die Länge der Reihe. Am stärksten ist die Täuschung, wenn wir durch einen ruhenden schmalen Spalt schauen.[2]) Dasselbe findet dann statt, wenn wir uns rasch an Körpern vorbeibewegen, weshalb uns Körper nahe

[1]) Dr. Karl Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen", Tübingen 1868.

[2]) Erklärungen von Zöllner, Poggendorf's Annalen, Bd. 117, pg. 477, und Helmholtz, Physiologische Optik.

am Geleise beim raschen Vorbeifahren sehr kurz erscheinen.[1]) Helmholtz ergänzt: „Vom Eisenbahnzug aus erscheinen uns die Gegenstände leicht zu nahe und deshalb kleiner als sie sind.“

Allerdings reicht in solchen Fällen die Sinnentäuschung allein nicht aus, und es muss die Ergänzung zur Erklärung auf rein psychischem Wege, durch Heranziehung von Schlussfolgerungen gesucht werden; diese sind meistens ziemlich compliciert. Wir wissen z. B., dass Gegenstände, welche uns in der Nacht, besonders in trüben, nebeligen Nächten unerwartet erscheinen, von uns ins Ungeheuerliche vergrößert werden. Der Vorgang hiebei ist ein verhältnismäßig langwieriger. Sagen wir, ich sehe in nebeliger Nacht ganz unerwartet nahe vor mir ein Pferd, dessen Umrisse mir in Folge der trüben Atmosphäre ganz undeutlich erscheinen. Ich weiß nun aus Erfahrung, dass Gegenstände, welche mit undeutlichen Umrissen erscheinen, in der Regel weit entfernt zu sein pflegen. Ich weiß weiters, dass Gegenstände, die weit entfernt sind, viel kleiner erscheinen, ich muss daher annehmen, dass das Pferd, welches mir trotz der eingebildeten Entfernung noch in natürlicher Größe erscheint, von ungeheuren Formen sein muss. Der Gedankengang ist also: Ich sehe das Pferd undeutlich, folglich ist es weit entfernt, es ist trotz der Ferne von natürlicher Größe, wie ungeheuer muss es sein, wenn es mir nahe kommt?

Selbstverständlich geschehen diese Schlüsse weder langsam, noch bewusst; sie geschehen blitzartig und ohne Ueberlegung, ohne deshalb aber die Sicherheit des momentanen Urtheils zu beeinflußen, und hinterdrein hat es oft die größten Schwierigkeiten, wenn man den Vorgang und den in demselben begangenen Fehler entdecken will.

Findet aber der Beobachtende selbst in dem Hergange eine nicht erklärliche Lücke, so wird ihm die Sache unheimlich, weil unerklärlich, und hiemit ist auch der Begriff des Unheimlichen gegeben, welches bei unseren Zeugenvernehmungen oft eine große Rolle spielt. Wenn ich daher — natürlich unter sonst nicht angenehmen Verhältnissen — ein Pferd laufen sehe, ohne die Hufe klappern zu hören, wenn ich Bäume sich bewegen sehe und keinen Sturm fühle, oder wenn ich einem Menschen begegne, der trotz Mondschein keinen Schatten hat — so ist mir alles dies unheim-

[1]) Dove in Poggendorf's Annalen, Bd. 71, pg. 118.

lich, weil in dem logischen Hergang der Sache etwas fehlt; welche Wirkung es auf den psychischen Zustand eines Menschen hat, wenn ihm etwas unheimlich wurde, das wissen wir zur Genüge; von dem Moment an, als es Jemandem unheimlich wurde, ist keine einzige Wahrnehmung mehr verlässlich, ja, es ist zweifelhaft, ob dasjenige wahr ist, was er erlebt haben will, bevor es ihm unheimlich wurde. Dazu kommt, dass die wenigsten Menschen eingestehen wollen, dass es ihnen unheimlich zu Muthe war — vielleicht wissen sie es auch nicht.[1]) So haben wir also die verhängnisvolle Wechselwirkung zwischen Sinnestäuschung und „unheimlichem Empfinden"; Eines verursacht oft das Andere, Dieses vergrößert Jenes und so zurück, bis die Sache in das vollkommen Unkenntliche verzerrt und verändert wurde; dann stehen wir vor einem der vielen „ganz unerklärlichen Vorfälle", die uns von den glaubwürdigsten Leuten versichert werden.

Wollen wir uns diese Erscheinungen noch verstärken, so brauchen wir uns nur dazu leicht abnormale Fälle zu denken. Es wurde schon eingangs erwähnt, dass es viele Vorgänge dieser Art gibt, die abnormal, aber noch nicht krankhaft sind, und weiters, dass oft entschieden krankhafte Fälle auftreten, die sich aber nicht als solche ankündigen, wenigstens nicht so, dass der Richter sofort nach dem Arzte ruft. Dies ist um so verfänglicher, als es oft so zu sagen ganz locale Erkrankungen gibt, die sonst nicht das mindeste Auffallende — wenigstens für den Laien — zeigen, der also keinen Anlass hat, Sachverständige zu fragen. Wenn wir alle wirklichen Erkrankungen, die mit optischen Täuschungen verbunden sind, als uns nicht betreffend bei Seite lassen, so finden wir noch genug Beispiele. So ist es z. B. in jedem medicinischen Lehrbuche zu lesen, dass Morphinisten, besonders aber Cocaïnisten sehr zu optischen Täuschungen neigen und oft geradezu von ihnen geplagt werden. Der Arzt kennt solche Excedenten besonders im vorgeschrittenen Stadium auf den ersten Blick; der Laie verfügt aber nicht über die Kenntnisse, um sofort die Diagnose auf Morphinismus oder Cocaïnismus zu stellen. Er wird vielleicht den Eindruck gewinnen, es mit einem kranken, sehr nervösen Menschen zu thun zu haben, aber dass dieser ein Leiden hat, welches ihn

[1]) Dr. Hanns Gross, „Lehrbuch für den Ausforschungsdienst der Gendarmerie".

zu optischen Täuschungen besonders geneigt macht, das weiß er gewiss nicht, fragt deshalb auch nicht, und der Zeuge selbst sagt es unaufgefordert sicher auch nicht; es wird kaum Jemand von einem Zeugen gehört haben: „Meine Angaben sind durchwegs unverlässlich — denn ich bin Morphinist oder Cocaïnist u. s. w.“

Einer der hervorragendsten Augenärzte der älteren Schule, Carl Gustav Himly, hat zuerst die später immer wieder bestätigte Beobachtung gemacht, dass krankhafte Reizbarkeit der Netzhaut jede Farbe um eine Stufe höher erscheinen lässt: beleuchtetes Schwarz für Blau, Blau für Violett, Violett für Roth, Roth für Gelb. Torpor der Netzhaut dämpft diese Farben in entgegengesetzter Richtung. (Rüte.[1])

Dietz[2]) erzählt von Farbentäuschungen in Folge von ganz unbedeutenden Gastricismen, Foderè[3]) von gar nicht besonders stark Hysterischen, die mitunter Alles umgekehrt sehen, und Hoppe[4]) sagt: „Wenn die Anordnung der Netzhautzapfen durch kleine entzündliche Herde in der Netzhaut eine Verschiebung erleidet, so erfährt der Entwurf der Zeichnung im optischen Wahrnehmungscentrum eine Veränderung, so dass kleiner-Sehen, verunstaltet- oder verschoben-Sehen eintritt.“ Begreiflicherweise kann der Criminalist weder leichte Gastricismen, noch schwache Hysterie, noch entzündliche Herde an der Netzhaut bei seinen Zeugen wahrnehmen, und doch können falsche Beobachtungen, wie die geschilderten, von bedeutender Wirkung in den Feststellungen einer Strafsache sein.

Fehlen solche abnormale Erscheinungen, so sind die Gründe der optischen Täuschungen anderer Art. Im Allgemeinen sagt Aubert:[5]) „Gesichtstäuschungen finden statt, wenn eine Unterbrechung im Verkehr zwischen der Netzhaut, den Bewegungen und dem Tastsinn stattfindet, oder wenn wir verhindert sind, die Veränderung des Netzhautbildes auf Bewegungen unseres Körpers oder unserer Augen zu reducieren. Wir reducieren fortwährend unbewusst die Veränderungen der Netzhautbilder so auf die Be-

---

[1]) Rüte, „Lehrbuch der Ophthalmologie“.

[2]) Dietz, „Ueber die Quelle der Sinnestäuschungen“ in Friedreich's „Magazin für Seelenkunde“, Heft VIII.

[3]) Foderè, „Traité du délire appliqué à la medicine, à la morale et la legislation“, tome I.

[4]) Dr. J. J. Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen“, Würzburg 1888.

[5]) Dr. Hermann Aubert, „Physiologie der Netzhaut“, Breslau 1865.

wegungen des Körpers, dass die Einheit der Vorstellung von Object und Lage erhalten ist.“ Solcher Bewegungen wurde schon früher gedacht, hier wären noch andere Formen zu erwähnen. So ist es zweifellos, dass uns die Bewegung eines Körpers rascher erscheint, wenn wir ihn mit ruhendem Blick betrachten, als wenn wir ihn mit dem Blick verfolgen (Fleischl [1]); der Unterschied kann ein so nennenswerter sein, dass es sich immer der Mühe lohnt, zu fragen, in welcher der genannten Arten geschaut wurde, wenn die Feststellung der Schnelligkeit in einem bestimmten Falle von Bedeutung ist.

Fechner [2]) hat die alte Thatsache, dass die Gegenstände am Boden zu laufen scheinen, wenn man rasch fährt, eingehenden Erörterungen unterzogen, da die Erklärung mit den Unterschieden in der Bewegung wohl nicht ausreicht. Man vergleiche hiezu den Umstand, dass dann, wenn man von einer niedrigen Brücke senkrecht hinab in rasch fließendes Wasser sieht, die Brücke plötzlich schnell stromaufwärts zu schwimmen scheint — das Wasser scheint aber deshalb nicht stille zu stehen. Hier wirkt offenbar noch etwas uns nicht Bekanntes mit, und wirkt es da, so kann es in vielen anderen Erscheinungen Einfluss haben, ohne dass wir es beachten und die Folgen kennen.

Hieher gehört auch die befremdliche Erscheinung, dass uns vom Bahnzuge aus die Gegenstände leicht zu nahe und deshalb kleiner erscheinen als sie sind (Helmholtz. [3]) Vielleicht ist die Sache aber umgekehrt: die Gegenstände erscheinen kleiner, d. h. wenigstens kürzer (weil wir so rasch vorbeikommen), und da wir gewohnt sind, die Verkleinerung von Gegenständen auf ihre Entfernung zu schieben, so taxieren wir die letztere falsch. Jedenfalls ist so viel sicher, dass wir regelmäßig, wenn wir selbst uns rasch bewegen, in Bezug auf Größe, Entfernung und wohl auch Farbe falsch urtheilen. Das letztere wird vielleicht daher kommen, dass sich beim raschen Vorbeikommen Farben (besonders in öfter wiederholten feinen Strichen) mengen können; es kann dann aus Grün und Roth ein deutliches Weiß und aus Blau und Gelb Grün werden. Ich meine, dass alle diese Täuschungen mit der Verbreitung des

[1]) v. Fleischl, Sitzungsbericht der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. 86, Abtheilung 3.

[2]) Gust. Theod. Fechner, „Elemente der Psychophysik“, Leipzig 1889.

[3]) H. Helmholtz, „Handbuch der physiologischen Optik“, Leipzig 1865.

Radfahrens sehr zunehmen werden, da vom dahinfliegenden Rade aus häufig Beobachtungen gemacht werden und sich daher die Täuschungen sehr stark mehren müssen.

Ueber die Bewegungsdifferenzen sagt interessant Stricker:[1] „Wenn ich auf dem Rücken liege und im gleichmäßig blauen Himmel einen Vogel fliegen sehe, so erkenne ich doch die Bewegung, obwohl ich kein Vergleichsobject habe. Mit den verschiedenen Punkten der Netzhaut, die getroffen werden, erklärt sich's nicht, denn wenn der Vogel ruht und ich drehe das Auge, so weiß ich doch, dass er sich nicht bewegt." Die letzte Argumentation ist nicht richtig. Wenn der Vogel auf einem Ast sitzt, so weiß ich freilich trotz aller Kopfbewegungen meinerseits, dass er ruht, aber nur deshalb, weil ich die ruhende Stellung des Vogels wahrnehme und sattsam kenne. Wenn ich aber, wie Stricker, auf dem Rücken liege und ober mir einen Vogel jener Falkenarten sehe, die oft minutenlang unbeweglich im Aether stehen („schwimmen" sagen die Jäger), und wenn ich dann den Kopf bewege, so weiß ich allerdings nicht, wann sich der Vogel in Bewegung setzt. Wir haben also hier keineswegs eine Ausnahme von der allgemeinen Regel und können noch immer sagen, wir sprechen dann von optisch wahrgenommener Bewegung, wenn die von einem Körper ausgehenden Strahlen nach und nach verschiedene Stellen unserer Netzhaut treffen. Da dies nun sowohl dann geschieht, wenn wir uns bewegen, als auch dann, wenn sich der Gegenstand bewegt, so ergibt sich die Möglichkeit, dass wir nicht zu sagen vermögen, auf welcher Seite die Bewegung stattgefunden hat.

Dass Phantasievorstellungen bei der Bewegung auch etwas mitthun können, ist bekannt. Wenn ich ruhig im Walde sitze und in einiger Entfernung von mir z. B. einen Stein, ein Stück Holz, ein Häufchen trockener Blätter u. s. w. sehe und einen solchen Gegenstand durch irgend eine Täuschung für einen zusammengerollten Igel halte, so kann es geschehen, dass ich mit der Zeit dies so fest glaube, dass ich sehe, wie sich der vermeintliche Igel aufrollt, Pfoten hervorstreckt und andere Bewegungen macht. Ich erinnere mich der ersten gerichtlichen Section, die ich als Schriftführer mitmachte; es war im strengsten Winter und durch ein Versäumnis war die Verständigung vom Eintreffen der Commission

[1] Dr. S. Stricker, „Studien über die Sprachvorstellung", Wien 1880.

nach dem Dorfe in der Nähe der Hauptstadt nicht eingelangt. So fanden wir die Leiche holzhart gefroren, es wurde rasch der Ofen der Todtenkammer geheizt, und der Todtengräber lehnte die steife Leiche neben den Ofen, um das Aufthauen zu befördern, während wir einen Localaugenschein aufnahmen. Nach einiger Zeit wurde ich vom Untersuchungsrichter beauftragt, nachzusehen, wie es mit der Leiche stünde, und ich fand dieselbe zu meinem Entsetzen neben dem Ofen zusammengekauert sitzen; sie war aufgethaut und zusammengesunken. Während der nun folgenden Obduction sah ich nun auf das Deutlichste die Leiche allerlei Bewegungen machen, und selbst nach der Section, während des Dictierens des Protokolles, sah ich durch die noch immer nicht beruhigte Phantasie, so oft ich hinblickte, wie die Leiche eine Hand oder einen Fuß bewegte.

Auch Farbenveränderungen kann man mit Hilfe der Phantasie wahrnehmen; vor Kurzem sah ich auf meinem Schreibtisch, der rechts neben einem Fenster steht, mit vollster Deutlichkeit einen großen, hochrunden Wassertropfen, an dessen linker Seite, sich ganz klar die Scheiben des Fensters spiegelten (Figur 11). Das Ganze war etwa einen Meter von meinem Auge entfernt. Während der Arbeit sah ich öfter hin, bis mir einfiel, wie denn dahin ein so großer Wassertropfen gekommen sein konnte. Stundenlang war ich unbeweglich am Schreibtisch gesessen, ich hätte es bemerken müssen, wenn er dorthin getropft wäre. Ich näherte mich absichtlich nicht und glaubte, es ausdenken zu können, wie die Sache entstanden sei; umsonst; erst nach langer Zeit untersuchte ich den Wassertropfen, es war ein längst vollkommen trockener Tintenklecks, auf dessen linker Seite einige Stäubchen weißer Cigarrenasche lagen. Diese hatte ich für das Spiegelbild des Fensters gehalten und daran sofort die Vorstellung des glänzenden Wassertropfens geknüpft — die tiefschwarze Farbe des Kleckses hatte ich vollkommen übersehen. Als Zeuge vernommen, hätte ich es beschworen, dass ich einen Wassertropfen gesehen habe, selbst wenn ich gewusst hätte, dass die Sache sehr wichtig ist.

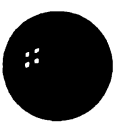

Fig. 11.

In manchen Fällen gelingt es, die Phantasie zu meistern, aber nur, wenn man weiß, dass das Vorgespiegelte nicht so sein kann, wie man es optisch wahrnimmt. Jedermann kennt die Erscheinung, nach welcher man auf größere Entfernung einen halbverdeckten

Gegenstand oder mehrere zufällig gruppierte Dinge für Gott weiß was hält. So sah ich einmal vom Schreibtisch aus auf meinem Rauchtisch eine durch einen Brief halb verdeckte große Schneiderscheere liegen; sie blieb es trotz wiederholten genauen Hinsehens. Erst als ich mir einschärfte, dass in meinem Zimmer sich unmöglich eine Schneiderscheere aufhalten könne, löste sich der Spuk: Einige Aschenschalen, der untere Rand des Feuerzeuges, die Metallfassung zweier Cigarrentaschen, Alles das halb durch einen Brief verdeckt und im ungewissen Scheine der durch einen Baum einfallenden Strahlen der untergehenden Sonne boten den Anblick der Schneiderscheere. Gäbe es eine solche im Hause oder hätte ich statt dieser etwas Anderes, im Hause Mögliches zu sehen geglaubt, so hätte ich nicht weiter geforscht und hätte abermals geschworen, das Ding gesehen zu haben. Bezeichnend ist es noch, dass ich vom Augenblicke an, als ich die ganze Erscheinung verstand, den Eindruck der Schneiderscheere trotz aller Mühe nicht mehr herstellen konnte. Wie oft mag solches in Strafprocessen vorkommen!

Von der größten Wichtigkeit für unser richtiges und getäuschtes Sehen ist noch das sogenannte Captivieren unseres Anschauungsvermögens. Vor Allem müssen wir, um richtig zu sehen, den wahrzunehmenden Gegenstand voll ins Auge fassen; ein seitliches Ansehen gibt uns nur ein ganz beiläufiges Bild und lässt der Phantasie ganz freien Spielraum. Allgemein bekannt ist die Bemerkung Lotze's:[1] „Wer, in Gedanken versunken, einen Punkt am gegenüberliegenden Dache fixiert, kann leicht eine Fliege, deren undeutliches Bild er seitlich erhält, für einen großen Vogel halten."

Ebenso bekannt ist die Beobachtung von Cornelius:[2] „Die Schrift eines Buches erscheint merklich kleiner, wenn man vor oder über derselben in gewisser Entfernung die Spitze eines Bleistiftes scharf fixiert."

Damit stimmt auch Helmholtz:[3] „Man stelle sich so, dass man zur Seite um etwa 90° vom Fixationspunkt entfernt eine weiße Thür in dunkler Wand hat und beachte, wie hoch diese im indirecten Schauen ist. Schaut man dann direct hin, so ist sie viel niederer."

---

[1]) Dr. R. H. Lotze, „Medicinische Psychologie", Leipzig 1852.

[2]) C. S. Cornelius, „Zur Theorie des Sehens", Halle 1864.

[3]) Helmholtz loco cit.

Das sind Alles Beispiele, in welchen das unrichtige indirecte Schauen durch späteres directes Schauen corrigiert wurde, es ist aber gewiss, dass dieses Corrigieren in den seltensten Fällen geschieht, weil wir doch nur dann zum Zwecke der Correctur genauer hinsehen, wenn es der Mühe wert ist; wie oft ist dies aber der Fall? Wir haben seitlich, d. h. indirect etwas wahrgenommen, es ist nicht weiter interessant, wir sehen nicht direct hin, und wenn die Sache später von Bedeutung wird, d. h. den Gegenstand eines Strafprocesses bildet, dann vermeinen wir, es doch genau gesehen zu haben und versichern unsere vermeintliche Wahrnehmung; so wird dann oft, um auf Lotze's Beispiel zurückzugreifen, „ein großer Vogel aus einer Fliege".

Nun wirken aber auch eine Menge von Zufälligkeiten mit, um die Täuschung zu vervollständigen. Bleiben wir nochmals bei dem Beispiele Lotze's und nehmen wir an, dass damals, als ich die seitlich wahrgenommene Fliege für einen großen Vogel hielt, gerade wirklich der Schrei eines Raubvogels laut wurde, so appliciere ich den Schrei auf das Gesehene und bin dann vollständig überzeugt, einen Raubvogel gesehen zu haben. Das kann sich häufen und so können ganze Reihen von Sinnentäuschungen hervorkommen. Ich citiere, des Zusammenhanges wegen, aus meinem „Handbuche für Untersuchungsrichter" das Beispiel vom Theaterdecorationsmaler, der uns mit wenigen, aber charakteristischen Klecksen die schönsten Bilder vorzaubert. Dies macht er in der Art, dass er z. B. gerade das herausgreift, was uns an einer Rosenlaube charakteristisch erscheint, und wenn dies auch nur eine begrenzte Anzahl von Farbenklecksen ist, so werden wir — allerdings unter Mithilfe von Beleuchtung, Entfernung und Phantasie — wirklich eine schöne Rosenlaube sehen. Für uns Criminalisten wäre es nun wichtig, wenn uns der Theatermaler bestimmte Regeln sagen könnte, nach denen er vorgeht, wenn er also z. B. erklären könnte, er setze nur die höchsten Lichter, tiefsten Schatten und grellsten Farben auf. Solche Regeln hat der Theatermaler bis heute aber noch nicht, er geht rein erfahrungsgemäß vor und beweist diesen Umstand namentlich dadurch, dass er begangene Fehler nicht verbessern kann. Macht also z. B. die Rosenlaube nicht den richtigen Eindruck, so versucht er gar nicht, sie auszubessern, da dies immer vergeblich wäre, er macht sie einfach ganz neu. Daraus können wir aber auch entnehmen, dass nicht alle Leute dieselben Charakteristica er-

fordern, um einen Gegenstand als solchen zu erkennen, und wenn wir die Decoration mit der Rosenlaube ganz allein auf die Bühne stellten, so würde wahrscheinlich nur ein Theil des Publicums dieselbe als richtig gemalt bezeichnen; ein anderer Theil erkennt sie vielleicht gar nicht. Sind aber am Abend sämmtliche nöthigen Decorationen auf der Bühne, so wird das gesammte Publicum die Rosenlaube sehr schön finden. Dies beruht darauf, dass der menschliche Sinn unter Umständen „eingeleitet" werden kann. In unserem Falle mit den Theaterdecorationen werden wir also annehmen, dass der Maler bei einem Theil des Publicums die für dieselbe nöthigen Charakteristica der Rosenlaube, bei einem anderen die einer Burg, bei einem drittten die eines Waldes und bei einem vierten die des Hintergrundes typisch erwischt hat. Ist aber für Jemanden nur ein Theil der Decoration richtig dargestellt, so ist sein Sinn schon „eingeleitet", also für die Richtigkeit der Darstellung captiviert, und es gleitet die Vorstellung von der richtigen Darstellung von dem einen Gegenstande auf den anderen im Wege des Schließens hinüber; es wird also in unserem Fall derjenige, für welchen der Maler die von ihm gewünschten Charakteristica der Burg richtig getroffen hat, bald auch die Rosenlaube, den Wald, den Hintergrund richtig dargestellt finden. Dieser geistige Vorgang tritt so recht deutlich bei jenen optischen Darstellungen hervor, welche in letzter Zeit häufig dem Publicum gezeigt wurden (Schlacht bei Gravelotte, die Reise des österreichischen Kronprinzen in Aegypten u. s. w.). Der Hauptkunstgriff bei diesen Darstellungen besteht darin, dass im Vordergrund wirkliche Gegenstände angebracht sind, (Steine, Baumstämme, Räder u. s. w.), die sich dann unvermerkt an das gemalte Bild anschließen. Der Sinn des Beschauers bleibt an den plastischen Gegenständen hängen, überzeugt sich von deren Körperlichkeit und überträgt dann die Vorstellung von dieser Plastik auf das nur Gemalte, so dass ihm dann das ganze Bild als plastisch erscheint.

Dass hier nicht allein die Beleuchtung und die aufgeregte Phantasie wirkt, das beweisen jene Kunststücke, mit welchen man namentlich zu Anfang dieses Jahrhunderts gerne große Parks verzierte. So erzählt Weber[1]) ganz entzückt von einer Allee in Schwetzingen (Würtemberg), an deren Ende auf einer einwärts

[1]) C. J. Weber, „Deutschland", Stuttgart 1834.

gebogenen, grell beleuchteten Mauer eine schöne Landschaft mit Bergen und Wasserfällen gemalt war. Jedermann habe die Täuschung für Wahrheit gehalten, weil eben das Auge captiviert und richtig eingeleitet war; freilich muss der Künstler in allen diesen Fragen psychologisch richtig vorgegangen sein, und mit gewissen, sagen wir Schwächen unseres Anschauens und Denkens gerechnet haben. Exner[1]) weist trefflich auf den einfachen Umstand hin, dass wir nicht einsehen wollen, dass etwas unter gewissen Bedingungen ein Ende haben soll; zeichnen wir eine gerade Linie und bedecken ein Ende derselben mit einem Blatt Papier, so staunt jeder darüber, dass die Linie nicht länger ist, wenn das Blatt Papier entfernt wird.

Selbstverständlich wird für unsere Strafsachen alle künstliche und fast alle absichtliche derartige Täuschung außer Betracht kommen, wie sie vom Theaterdecorations- und Dioramamaler durchgeführt wird; ich wüsste mir wenigstens keinen Fall zu denken, in welchen eine derartige Täuschung wirksam werden könnte, wohl aber können wir uns vorstellen, dass in unzähligen Fällen solche Täuschungen zufällig und unbeabsichtigt eintreten. Wir können dies namentlich dann gut beobachten, wenn wir eine Gegend oder besser einzelne Objecte aus einer solchen, ein Haus, einen Waldrand, eine Wegkreuzung u. s. w. einmal flüchtig und nach kurzer Zeit genauer ansehen. Wir staunen dann oft darüber, wie grundfalsch wir die Situation das erste Mal aufgefasst haben. Ein Theil hievon mag allerdings auf Gedächtnisfehler zurückzuführen sein, diese spielen aber dann keine oder eine geringe Rolle, wenn die Zeit kurz war, und wenn wir uns erinnern können, dass die falsche Auffassung sofort eingetreten war, als wir die fragliche Situation wahrgenommen hatten. Der eigentliche Grund der falschen Auffassung kann dann einzig darin gefunden werden, dass wir bei der ersten flüchtigen Besichtigung uns unrichtig „einleiten" ließen und dann zu ganz ähnlichen Täuschungen gelangten, wie bei den Theaterdecorationen. So ist es möglich, dass man z. B. eine Bretterwand, auf der irgend etwas Moosgrünes lag, für einen bemoosten Felsen hält, und dieser leitet dann den Sinn so weit ein, dass man eine ganze steile Felsenwand zu sehen glaubt; gewisse Schatten können z. B. ein kleines Fenster eines Wirtschafts-

[1]) Sigmund Exner, „Allgemeine Denkfehler" (Vortrag auf dem Naturforschertage in Köln), „Deutsche Rundschau", Bd. 58 ex 1889.

gebäudes so vergrößern, dass man es so groß wie das eines Wohnzimmers sieht; hat man aber ein Fenster so groß gesehen, so glaubt man alle von derselben Form und ist überzeugt, statt des Wirtschaftsgebäudes ein Wohnhaus gesehen zu haben. Oder man sieht, durch einen Wald halb verdeckt, in der Entfernung einiges Schilf, so sieht man in der Erinnerung sicher auch den dazu gehörigen, aber gar nicht bestehenden Teich; oder es ragt aus den Bäumen ein Kirchthurm und vielleicht in der Nähe davon ein Hausdach empor, so hat man sich auch dazu einleiten lassen, ein ganzes Dorf zu sehen, obwohl nur die Kirche und ein Haus dort steht.

Auch hier ist zu wiederholen, dass diese Täuschungen gar nichts an sich hätten, wenn dabei irgend ein Zweifel herrschte — dann vergewissert man sich ja der Sache, aber solche Wahrnehmungen werden mit voller Sicherheit wiedergegeben und bringen im Processe die größten Confusionen hervor. Ein Wirtshausstreit, ein geschwungener Stock und ein rothes Kopftuch genügen, um eine große Rauferei mit blutigen Köpfen gesehen zu haben; eine nagende Ratte, ein aus Versehen über Nacht offen gebliebenes Fenster und einige verlegte, im Augenblick nicht gefundene Gegenstände sind die Ingredienzien zu einem Einbruchsdiebstahle, und wenn Einer einen besonders rasch fahrenden Eisenbahnzug sieht, dann einen grellen Pfiff hört und eine große Staubwolke bemerkt, so war er Zeuge eines großen Eisenbahnunglücks. — Bei allen diesen Erscheinungen ist endlich auch nicht zu vergessen, dass wir alle Dinge so sehen, wie sie gewohnter Maßen auszusehen pflegen. Ich wiederhole auch hier die Behauptung, dass der photographische Apparat, wofern er nur nicht eine verzerrende Linse besitzt, richtiger wiedergibt als unser Auge, welches immer durch das Gedächtnis corrigiert wird. Lasse ich Jemand, auf einem Stuhle sitzend, en face und mit weit vorgestreckten, übereinandergeschlagenen Beinen photographieren, so wird ein ganz lächerliches Bild daraus, weil der uns entgegengestreckte Stiefel viele Male größer ist, als der Kopf des Portraitierten. Dann heißt es: Die Photographie habe verzeichnet. Das ist aber nicht wahr, denn wenn wir uns den Betreffenden nochmals in der gleichen Positur hersetzen und nun die scheinbare Größe von Kopf und Stiefel durch Visieren nachmessen, so bekommen wir genau dasselbe Verhältnis wie auf der Photographie. Wir wissen eben erfahrungsgemäß, wie groß ein Stiefel und wie groß ein Kopf ist, und deshalb sehen

wir im gewöhnlichen Leben alle Größenverhältnisse auf das richtige Maß reduciert; auf dem Bilde haben wir die natürliche Größe nicht mehr anzuwenden, weil es eben nicht die Natur selbst ist, und deshalb behaupten wir sofort einen Zeichenfehler.

Handelt es sich im Strafprocesse um eine Größenschilderung, so geben wir diese so, wie wir sie erfahrungsgemäß kennen, nicht wie sie wirklich ist, und hat uns aus irgend einem Grunde die Erfahrung getäuscht, so ist auch die Angabe falsch, obwohl wir auf Grund angeblicher Sinneswahrnehmung ausgesagt haben wollen. —

Die Lehre von Nachbildern ist, wahrscheinlich wegen der kurzen Dauer derselben, von keinem criminalistischen Wert. Ich habe seinerzeit geglaubt, dass diese merkwürdige und auffallende Erscheinung bei Wahrnehmungen der Zeugen wesentlichen Einfluss haben müsse — es ist mir aber nicht gelungen, ein einziges Beispiel zu finden, in welchem dieser Einfluss wahrzunehmen wäre.

Von großer Wichtigkeit ist aber die Irradiation, die Erscheinung der Ueberstrahlung des dunklen Körpers durch den daneben befindlichen hellen. Diese Erscheinung kennt Jedermann, ebenso wie die Erklärungsversuche von Helmholtz und Plateau, aus jedem Lehrbuche der Physik und Physiologie, sie wird aber gleichwohl nicht hoch genug veranschlagt. Man braucht sich nur ein weißes Quadrat auf möglichst matt schwarzem Grunde und ein gleichgroßes mattschwarzes auf weißem Grunde anzufertigen und beides greller Beleuchtung auszusetzen, um wahrzunehmen, um wie viel größer das weiße als das schwarze Quadrat aussieht. Dass solche Erscheinungen in der Natur oft vorkommen, braucht nicht hervorgehoben zu werden, es ist aber zweifellos, dass man regelmäßig, wenn es sich um Größenverhältnisse handelt, die Farben des Gegenstandes und seiner Umgebung, beziehungsweise seines Hintergrundes in Erwägung ziehen und an die Wirkung der Irradiation denken muss.

3. Gehörstäuschungen.

Die Gehörstäuschungen haben von unserem Standpunkt aus kaum geringere Bedeutung als die Gesichtstäuschungen, ja das falsch Hören ist viel häufiger als das falsch Sehen. Der Grund hievon mag in der größeren Aehnlichkeit der Tongebilde unter einander gelegen sein, und diese mag wieder darin gesucht werden,

dass die sehbaren Erscheinungen nicht nur drei Dimensionen, sondern auch die Farbe zur Unterscheidung besitzen, während das Hörbare doch nur, wenn man so sagen darf, eine Erscheinungsform besitzt.

Freilich ist z. B. zwischen Kanonendonner und Vogelgezwitscher ein Unterschied in mehrfacher Richtung gelegen, man kann aber behaupten, dass die verschiedensten Tonerscheinungen doch nur dem Grade nach verschieden sind. Und zum Vergleiche kommen wieder nur die auf einer Stufe stehenden Tongebilde, z. B. menschliche Stimmen, ähnliche Getöse u. s. w. Allerdings sind da die eigentlichen akustischen Täuschungen mit den Missverständnissen im Hören zusammengebracht, die Trennung lässt sich aber nicht strenge durchführen. Ein Missverstehen wird in der Regel durch irgend welche äußere Momente — Schallverhältnisse, Wiederhall, Echo, falsches Auffallen der Schallwellen u. s. w. erzeugt werden, so dass von einer wirklichen Täuschung die Rede sein kann.

Das Studium solcher Täuschungen ist namentlich dadurch erschwert, dass sie selten so oft wiederholt werden können, um Beobachtungsfehler und Zufälligkeiten verlässlich ausschließen zu können. — Ganz genau und genügend oft konnte ich nur zwei derartige Erscheinungen beobachten. Durch die lange, gerade Straße, in der ich wohne, ist durch drei Sommer hindurch ein Mann gefahren, der Eis feil hielt und dies durch fortwährendes Ausrufen des Wortes „Géfrornes“ (mit dem Tone auf der ersten Silbe) ankündigte. Dies Wort konnte man deutlich hören, kam der Mann aber an eine bestimmte Stelle der Straße, so hörte man ebenso deutlich das Wort „Bauchweh“! Fuhr er dann weiter, so wurde das Wort undeutlich und gieng allmälig wieder in das richtige „Géfrornes“ über. Dies beobachtete ich fast täglich und habe es zahlreiche Leute beobachten lassen, ohne ihnen eher von der Täuschung zu sagen, jeder hörte dasselbe, trotzdem die beiden Worte „Géfrornes“ und „Bauchweh“ doch verschieden genug sind.

Etwas Aehnliches beobachtete ich auf einer Radfahrschule. Bekanntlich können Anfänger oft schon lange allein ganz gut fahren, müssen aber zum Auf- und Absitzen Jemanden haben, der ihnen behilflich ist und das Rad hält; zu diesem Zwecke wird dann am Ende einer bestimmten Anzahl von Runden der Radfahrlehrer gerufen, was in der betreffenden Schule durch die Worte: „Herr

Maier!“ geschieht. Stand man nun an einer ganz bestimmten Stelle und rief der betreffende Anfänger oder Anfängerin an einer bestimmten Stelle (gewöhnlich derselben), so hörte man deutlich: „Mama!“ Ich war zuerst lebhaft überrascht, wenn ich in Jahren oft schon recht vorgeschrittene Herren und Damen in ängstlichem Tone „Mama“ rufen hörte, und erst später kam ich dahinter, dass dies „Herr Maier“ heißt. Ich machte dann mehrere Bekannte darauf aufmerksam: Alle hörten dasselbe.

Ich halte diese Dinge nicht für gleichgiltig. Sie zeigen, dass man wirklich weit auseinander liegende Laute verwechseln kann, dann, dass ein Nachproben eines Missverständnisses sehr oft falsche Ergebnisse liefert, da nur dann dasselbe gehört wird, wenn bei der Probe sowohl der Hörende als der Sprechende sich genau an derselben Stelle befinden, an der damals die Täuschung stattfand; sie zeigen endlich, dass es mit der Richtigstellung von etwas falsch Gehörtem überhaupt seine Schwierigkeiten hat. Diese Reconstructionsarbeit kann im Allgemeinen beim falsch Hören leichter vorgenommen werden als beim falsch Sehen. Wenn Jemand z. B. behauptet, irgendwo einen Revolver gesehen zu haben, und wenn man ganz sicher weiß, dass dies nicht der Fall gewesen sein kann, so ist es doch nahezu unmöglich, festzustellen, was denn der Gegenstand eigentlich gewesen sein mag. In den seltensten Fällen wird es etwas ganz Aehnliches sein (etwa eine Pistole), sondern irgend ein Gegenstaud, auf den man mit aller Combination unmöglich kommen kann. Ganz anders beim Hören. Ist einmal festgestellt, dass etwas falsch gehört wurde, so beginnt eine, allerdings schwierige, aber nicht aussichtslose Arbeit, um festzustellen, was denn eigentlich das Richtige gewesen sein kann. Diese Arbeit obliegt oft dem Criminalisten, wenn er Protocolle in die Hand bekommt, die gewissenloser Weise nicht vorgelesen wurden, und in denen dann Hör- und Dictierfehler ruhig verblieben sind. Meistens sind solche Fehler erheblich sinnstörend, und ist der Fall von Wichtigkeit, so muss herauscombiniert werden, worin der Fehler steckt; dies gelingt bei einiger Mühe beinahe immer; man kann selbstverständlich einen dem Leser ganz fremden, falsch verstandenen eigenen Namen nicht richtig stellen, aber in anderen Fällen gelingt es, wenn nicht nach Durchlesen des fraglichen Protocolles, so doch nach Combinierung desselben mit anderen Actenstücken. Diese Arbeit ist ebenso wichtig als belehrend für

das falsch Hören überhaupt. (Das Nähere hierüber siehe im späteren Capitel „Missverständnisse".)

Was nun die Gehörstäuschungen im Allgemeinen anlangt, so muss vor Allem auf die vielen und bedeutenden Verschiedenheiten Rücksicht genommen werden, welche hier in Betracht kommen. In erster Linie das verschieden gute Gehör; dass es normal Hörende und Schwerhörige verschiedenster Grade gibt, wird freilich von Jedem berücksichtigt, aber es gibt auch da noch einige Sondermomente. So die sogenannten „Ueberhörigen", die feiner hören, als normal Hörende. Selbstverständlich sind die Behauptungen von Reichenbach [1]) und Duttenhofer,[2]) nach welchen „sehr feine" Menschen an den „Polen" großer Bergkrystalle, an Magnetkrystallen und geriebenem Schwefel rauschen und zischen hören — nicht richtig, aber das ist gewiss, dass man bei einiger Aufmerksamkeit doch überraschend viele Menschen findet, die ein weit feineres Gehör haben als normale Menschen. Hieher gehören vorerst Musiker, die theils durch Uebung feiner hören als andere Menschen, theils aber schon deswegen Musiker geworden sind, weil sie mit besonders feinem Gehör ausgestattet sind. Dann junge Mädchen, die, vielleicht wegen der allgemeinen zarten Construction des ganzen Körpers, auch zarter gebaute Gehörwerkzeuge besitzen; endlich gehören hieher viele sehr nervöse, reizbare und kränkliche Personen, die dadurch, dass sie auf stärkere Geräusche schmerzhaft reagieren, auch feiner und leichter hören. So erklären sich manche verschiedenen Wahrnehmungen von Zeugen, der Eine hört feiner als der Andere, und wenn Jemand behauptet, noch etwas gehört zu haben, was unmöglich scheint, so muss erst einmal geprüft werden, ob der Betreffende nicht doch fast so feine Ohren besitzt, wie die Leute Reichenbach's und Duttenhofer's.

Ein weiteres Moment ist das locale; welchen Unterschied es macht, ob man bei Tag im Weltgeräusch oder bei stiller Nacht, im Gewühl der Stadt oder im Gebirge etwas hört, das weiß Jeder. Ebenso bekannt sind Hall- und Schallwirkungen, Echo und Auffangen der Töne, kurz, wo gehört wurde, ist von großer Wichtigkeit.

Endlich darf auch nicht vergessen werden, dass viele Leute an verschiedenen Tagen verschieden hören; wer verschnupft ist,

---

[1]) v. Reichenbach, „Der sensitive Mensch".

[2]) Prof. Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen", Nördlingen 1858.

hört enschieden schlechter, und bei vielen Menschen übt Temperatur, Barometerdruck und Wetter einen erheblichen Einfluss in Betreff des Gehöres.

Alle diese Momente haben für unsere Frage dadurch Wichtigkeit, dass sie die verschiedenen Grade von Möglichkeit zeigen sollen, in welchen eine Gehörstäuschung bewirkt werden kann, weshalb auch bei Ueberprüfungen, ob und welche Gehörstäuschung entstehen konnte, nach Thunlichkeit die gleichen Verhältnisse geschafft werden müssen; wer nicht dasselbe Vergleichsobject unter derselben Umgebung u. s. w. untersucht, der bringt in die Sache statt Klarheit nur Verwirrung.

Dass bei Gehörstäuschungen Krankheiten, Fieber, Hysterie, Nervosität, Alkoholismus und seine Verwandten, Geistesstörungen, Hyperämien, Gehörskrankheiten u. s. w. eine große Rolle spielen, ist bekannt; diese Fragen berühren uns auch hier nur insoferne, als nicht oft und frühe genug der Arzt herangezogen werden muss. Solche Krankheiten sind auch fast immer so deutlich ausgeprägt, dass auch der Laie selten im Zweifel darüber ist, dass seine Arbeit beendet und die des Arztes anzurufen ist. Ungleich größer ist die Schwierigkeit auch hier auf den Grenzgebieten, wo entweder von einer wirklichen Krankheit noch nicht gesprochen werden kann, oder wo das Leiden so beschaffen ist, dass der Laie von dessen Vorhandensein gar keine Kenntnis und somit keine Veranlassung hat, den Arzt zu fragen. Es ist z. B. bekannt, dass ein starker Pfropf von Ohrenschmalz im Gehörgang allerlei Klingen und Sausen, ja sogar wirkliche Hallucinationen hervorbringen kann (Mayer [1]); ein Mensch mit einem solchen Ohrenschmalzpfropf kann doch ein absolut gesunder Mensch sein, er macht nicht den mindesten krankhaften Eindruck, man scheut sich geradezu, den Arzt zu fragen und doch liegt etwas Anormales vor. Ebenso bekannt ist es, dass Perforation des Trommelfelles (namentlich wenn dies einen Katarrh nach sich gezogen hat) deutliches Stimmengeräusch vortäuschen kann; dasselbe kann durch Epidermisschüppchen im Gehörgang, dann durch Anämie und wieder durch den verstärkten Pulsschlag der Carotis mit Erweiterung des Gefäßrohres, sowie durch Alkoholgenuss erzeugt werden, ohne dass der letztere zu acutem oder chronischem Alkoholismus gesteigert gewesen sein

[1]) Dr. A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen u. s. w.", Wien 1869.

muss (Hoppe [1]). Wichtig ist es auch, dass bei vielen Menschen das Gehör bei beginnendem Fieber außerordentlich geschärft wird (Bain [2]) und ebenso, dass Frauen zur Zeit des Klimacteriums (oft nur durch ganze kurze Zeit) allerlei Stimmen hören; da dies sich bald verliert, so ist das Anormale und Unrichtige dieses Hörens meistens schwer festzustellen (Hagen [3]).

Solche Beispiele gibt es unzählige, und es kann daraus lediglich die Lehre gezogen werden, dass immer, wenn irgend eine wichtige und sonst durch nichts zweifellos unterstützte Gehörswahrnehmung behauptet wird, der Arzt gefragt werden muss, dessen Sache es ist, dem Vorhandensein eines zwar nicht krankhaften, aber doch nicht normalen Zustandes nachzuforschen. Es wurde ja auch mit Recht schon darauf aufmerksam gemacht, dass bloße zufällige oder habituelle allgemeine Reizbarkeit alle wahrgenommenen Geräusche erheblich stärker erscheinen lässt (Hagen) — auch das kann allein der sachverständige Arzt feststellen.

Das Schwierigste bieten aber doch noch die Gehörstäuschungen bei vollkommen normalem Zustande, deren Häufigkeit entschieden weit unterschätzt wird (vergl. Stumpf [4]); der Arzt hat mit ihnen nicht zu thun, der Physiker, Akustiker und Physiolog kümmert sich um uns Criminalisten und unsere Bedürfnisse nicht, wir selbst haben selten Zeit und Gelegenheit, uns damit zu befassen, und so wissen wir schon von den bekannten Fällen nicht viel; wie viele unerforschte mag es aber noch geben. Mich hat z. B. erst vor Kurzem ein Freund [5]) darauf aufmerksam gemacht, dass man, im Schlummer die Schläge der Uhr zählend, regelmäßig um einen Schlag zu viel zählt. Ich überprüfte diese mir vollkommen neue Beobachtung und fand sie (bei mir und Anderen) vollauf bestätigt. Wenn man nun erwägt, wie wichtig in Criminalprocessen oft die Stundenangabe ist, und wie leicht man also eine Mittheilung bekommen kann, die um eine volle Stunde falsch lautet, so kann man die Bedeutung dieser Täuschung erwägen. Wie dieses seltsame Zuvielzählen zu erklären ist, wird schwer zu sagen sein — ebenso, ob diese Beobachtung nicht blos ein einziger Fall aus

---

[1]) Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen", Würzburg 1888.
[2]) Alexander Bain, „Geist und Körper", Leipzig 1874.
[3]) Dr. Fr. Wilhelm Hagen, „Die Sinnestäuschungen", Leipzig 1837.
[4]) Stumpf, „Tonpsychologie".
[5]) Theologie-Professor Dr. v. Scherer.

einer ganzen Reihe unbekannter und auf derselben Basis ruhender Gehörstäuschungen ist.

Eine ähnliche merkwürdige und seither in allen psychologischen und physiologischen Lehrbüchern erwähnte Thatsache ist die Erscheinung vom „doppelten Hammerschlag". Ich glaube, dass Mach [1]) sie zuerst beschrieben hat; er sagt:

„Lässt man durch einen Gehilfen mit einem Hammer auf den Tisch schlagen, während man mit beiden Fingern beide Ohren zuhält und öffnet sie 0·5—1·0 Secunden nach dem Schlag, so hören wir ihn neu entstehen. Ja auch, wenn man rasch öffnet und schließt, so kann man den Schlag mehrere Male hören."

Man erklärt diese Erscheinung dadurch, dass „im Zimmer Schallreflexe entstehen, die aber nur dem unermüdeten Ohre wahrnehmbar sind." Diese Erklärung befriedigt jedenfalls nicht, da das Experiment auch im Freien, allerdings nicht immer, gelingt. An sich sieht das Ganze sehr theoretisch aus, und man meint zuerst, dass doch etwas keinen praktischen Wert haben könne, bei dem man sich die Finger in die Ohren stopfen und mit Bruchtheilen von Secunden operieren muss. Gleichwohl kann das Gleiche sozusagen automatisch geschehen. Es ist bekannt, dass man durch Schlingbewegungen momentan den Gehörgang verschließt (namentlich in liegender Stellung); geschieht dies nun zufällig gerade während eines Schlages, Schusses oder eines ähnlichen Schalles, so muss man ihn doppelt hören. Nun kann es aber leicht geschehen, dass man im Halbschlummer erst infolge des Lärmes erwacht und, aufgeschreckt, wegen der Speichelansammlung rasch eine Schlingbewegung macht — dann spielt der Zufall eigentlich keine bedeutende Rolle, und so dürfen wir annehmen, dass dieses doppelt-Hören, was bei einer Zeugenaussage oft die größte Wichtigkeit haben kann, sogar häufig vorkommt.

Von erheblichem Einflusse kann auch die Stärke des vernommenen Schalles sein. Urbantschitsch [2]) hat z. B. auf die Merkwürdigkeiten gering-intensiver Schallwirkungen hingewiesen. Entfernt man eine Taschenuhr so weit vom Ohr, dass man sie noch deutlich, aber nur schwach hört, so tritt allmälig Schwächung

[1]) Dr. E. Mach, „Die Grundlinien von der Lehre von den Tonempfindungen", Leipzig 1875.

[2]) Urbantschitsch, „Ueber eine Eigenthümlichkeit der Schallempfindungen geringer Intensität", Centralblatt für die medicinischen Wissenschaften, 1875.

der Schallwirkung ein, man hört sie gar nicht mehr, nach einiger Zeit aber wieder u. s. w. Das kann zum Hören ganz eigenthümlicher Geräusche, aus vielen Tönen bestehend, führen und wird allerdings beim Ticken einer Taschenuhr keine großen Täuschungen erzeugen. Dasselbe kann aber auch bei stärkeren, aber weit entfernten Geräuschen vorkommen, z. B. beim Murmeln eines Baches, dem Rauschen eines Eisenbahnzuges, dem Stampfen in einer entfernten Fabrik; bei so entferntem Lärm spielen noch Schallreflexe, Luftwellen, Wind u. s. w. eine Rolle, und so ist es möglich, dass man aus vollkommen monotonem Geräusche alles Mögliche hören kann.

Besonders leicht kann man sich davon überzeugen, wenn man in der Nacht von ferne einen Bach leise rauschen hört: ist man dazu gerade disponiert und gar, weiß man in fremder Gegend nicht, dass sich ein Bach hier befindet, so kann man aus seinem eintönigen Gemurmel menschliche Stimmen, Gestöhne, Wimmern und Seufzen auf das Deutlichste hören.

Merkwürdig ist die leicht zu überprüfende und wirklich richtige Beobachtung Duttenhofer's,[1]) dass man Eigenthümliches hört, wenn im Dunkeln sehr zarte Instrumente, z. B. Maultrommeln, in einem Zimmer gespielt werden. Erst nähert und entfernt sich das Gesumme, dann kommt es von verschiedenen Seiten und schließlich hat man die Empfindung, als ob das ganze Zimmer voll von summenden und schwirrenden Insecten wäre; das kann sich, länger fortgesetzt, bis zur Unleidlichkeit steigern.

Für dieses Vielfachwerden monotoner Geräusche gibt es eine Menge von Belegen; Jedermann kennt die Accorde der Aeolsharfe, die aus lauter gleichgestimmten Saiten besteht, ebenso bekannt sind die Melodien, die sich in das Gerumpel des Schienenstoßes auf der Bahn einlegen. Dies kann besonders beim leisen Halbschlummer deutlich werden. Nickt man im Waggon ein, so wird sich regelmäßig, wenn das Denken durch den beginnenden Schlaf aufhört, das tactmäßige Rütteln des Schienenstoßes geltend machen. Allmälig fließt in diesen Tact eine dazu passende Melodie leise und immer stärker ein, und wacht man dann plötzlich wieder vollständig auf, so wundert man sich nur, warum denn die so deutlich gehörte Musik fehlt.

---

[1]) Professor Duttenhofer loco cit.

Ebenso wird häufig behauptet, dass eine Reihe ziehender wilder Schwäne wohlklingende Accorde hören lässt, obwohl jeder Schwan nur einen einzigen Schrei hervorzubringen vermöge; verschiedene Entfernung und Luftschwingungen machen dann die Accorde.

Die Schwierigkeiten in der Unterscheidung von Stärke und Schwäche eines Schalles sind ebenfalls bedeutend;[1]) Fechner[2]) erfuhr z. B. vom Violinvirtuosen Wasilewski, man habe bei einem Rheinischen Sängerfeste allgemein bemerkt, dass ein Männerchor von 400 Stimmen nicht wesentlich stärker klang, als einer von 200 Stimmen. Ebenso: Eine Glocke in großer Entfernung hört man nicht — 100 Glocken würde man hören. Eine Raupe hört man nicht fressen — wenn 1000 fressen, hört man's, also muss doch jede einzelne auch einen bestimmten Lärm machen. — Und schon Jacobs[3]) macht davon Erwähnung, wie schwer es ist, die Zahl zusammen geläuteter Glocken zu unterscheiden; zwei oder drei werden (auch von Musikern) für fünf oder sechs Glocken gehalten.

Hiebei sind gewiss eigene Dispositionen von beträchtlichem Einfluss; Ruete[4]) sagt: „Der operierende Arzt vernimmt das leise Wimmern des Kranken nach der Operation, ohne dessen laute Schreie während der Operation gehört zu haben." Während der Operation darf der Arzt nichts hören, weil ihn dies zu sehr stören und seine Arbeit behindern würde, aber das leise Wimmern hat sich ihm eingeprägt. Dieses „Schulbeispiel" finden wir in zahlreichen Erscheinungen. Die schlafende Mutter hört oft bedeutenden Lärm nicht, wird aber wach, wenn ihr Kind einen stärkeren Athemzug macht. Ebenso hört der Müller, der Arbeiter in der Fabrik, der Eisenbahnreisende das Getöse der Mühle, der Fabrik, des Zuges nicht, nimmt aber jeden leisen Ruf wahr, und das ganz bedeutende Weltgeräusch, die Summe aus allem entfernteren Lärm bemerken wir erst, wenn es in der Stille der Nacht fehlt.

Die Täuschungen in Betreff der Schallrichtung sind so bekannt, dass sie nur gestreift werden sollen; Hagen erwähnt, dass ihr auch Thiere unterworfen sind, und dass die wenigsten Menschen sagen können, woher in einer Straße Musik, ein Wagen, Glockengeläute

---

[1]) Vergl. Renz und Wolf, „Ueber das Schallmaß" in Poggendorf's Annalen XCVIII.

[2]) G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik".

[3]) Jacobs, „Dissert. de auditus fallaciis", Bonn 1832.

[4]) Dr. Ruete, „Ueber die Existenz der Seele", Leipzig 1863.

u. s. w. kommt, das weiß jeder. Hervorzuheben wäre nur, dass selbst dann, wenn man durch lange Uebung am gewohnten Orte richtige Bestimmungen machen kann, doch noch zufällige Ereignisse, vielleicht Wetter, besondere Geräusche, andere Vertheilung der Menschen auf der Straße, arge Täuschungen bewirken können. Ich habe mich um der Sache wegen bemüht, in meiner Amtsstube vom Tisch aus beurtheilen zu können, ob das Pferdebahngeklingel von oben oder von unten kommt; in der That brachte ich es zu einer bedeutenden Sicherheit, so dass ich nicht begreifen konnte, wie man dies nicht sicher unterscheiden kann. Und doch versagt es manchmal vollkommen und ich schätze mit derselben Sicherheit falsch, als ich es sonst richtig mache. Worin der Grund liegt, weiß ich nicht.

Alle die aufgezählten Umstände sollen nur zeigen, wie wenig sicher alle akustischen Wahrnehmungen sind und wie wenig man ihnen trauen kann, wenn sie nicht sorgfältig und unter ganz gleichen Verhältnissen nachgeprüft sind und, was die Hauptsache ist, wenn sie nicht vereinzelt stehen. Wir kommen immer wieder zum alten Grundsatz, dass jede Beobachtung nie ein Beweis, sondern nur ein Beweismittel, ein Beweisstück ist, und dass wir einem solchen nur trauen dürfen, wenn es mehrfach durch Parallelactionen unterstützt ist, und wenn diese wirklich stimmen. Es kann auch dann noch durch unglücklichen Zufall überall ein Fehler unterlaufen sein und Alles dennoch stimmen, aber dann haben wir wenigstens das Menschenmögliche geleistet.

4. Täuschungen des Tastsinnes.

Dass der Tastsinn in gewisser Richtung sehr hoch steht und sogar zum Controlorgan des edelsten Sinnes, des Gesichtes, wird, ist zweifellos, und mit Recht hat Condillac [1]) in einer noch heute lesenswerten Arbeit nachzuweisen gesucht, wie die übrigen Sinne vom Tastsinn „unterwiesen werden". Wir erfahren es auch täglich, dass man dann, wenn man das Sichtbare besonders genau wahrnehmen will, noch immer den Tastsinn zu Hilfe nimmt, um festzustellen, ob das Gesehene richtig aufgefasst wurde, und um dasjenige noch aufnehmen zu können, was etwa dem Auge entgangen

[1]) Condillac's Abhandlung „Ueber die Empfindungen", deutsch von Dr. Johnson, Berlin 1870.

ist. Deshalb finden wir das Betasten besonders häufig bei Leuten, deren Sehen nicht ganz verlässlich ist, also (wie schon oben einmal berührt) bei Menschen, die in Folge hohen Alters oder aus anderen Gründen nicht mehr gut sehen, bei Kindern, die im Schauen noch ungeübt sind, und bei Ungebildeten, die überhaupt nie gelernt haben, rasch und umfassend zu sehen. In besonderen Fällen ergänzt aber jeder noch durch Tasten, wenn er z. B. die Feinheit von Papier, Stoffen und Zeugen, die Schärfe oder Spitzigkeit eines Instrumentes oder die Rauhigkeit eines Gegenstandes prüfen will, ja selbst wenn wir z. B. einem schönen Hunde schmeichelnd über das Fell oder einem Kinde über die Wangen streichen, so geschieht es mit auch deswegen, weil wir uns überzeugen wollen, ob das Fell des Hundes, die Wange des Kindes wirklich so glatt und fein ist, wie sie sich dem Auge darbietet.

So wichtig und verlässlich die Dienste des Tastsinnes aber auch in so vielen Fällen sind, so wenig darf ihm getraut werden, wenn er allein der Berichtende ist, und dieser Umstand macht seine Täuschungen in mehrfacher Hinsicht in criminalistischer Beziehung wichtig: Wir dürfen uns niemals darauf verlassen, was uns ein Zeuge lediglich auf Grund einer Tastwahrnehmung sagt, und, was noch viel häufiger vorkommt, es ist selten richtig, was ein Verwundeter über Zeit, Art und Entstehung seiner Verletzung sagt, wenn er nicht gleichzeitig bei dem Acte derselben zugeschaut hat.

Wir wissen, dass die meisten Verletzungen durch Schuss oder Stich, also in der Regel die gefährlichsten, im ersten Augenblicke lediglich als nicht starke Stöße empfunden werden; Schläge auf Extremitäten machen sich nicht als solche, sondern nur als Schmerzempfindungen geltend, und Schläge auf den Kopf werden regelmäßig in Bezug auf ihre Stärke falsch eingeschätzt; waren sie so stark, dass sie Bewusstlosigkeit erzeugten, so werden sie (falls der Verletzte nicht absichtlich übertreibt) als sehr mäßig bezeichnet; haben sie aber Bewusstlosigkeit nicht erzeugt, so werden sie auch von nicht Uebertreibenden als viel stärker geschildert als sie thatsächlich waren. Ueber den Ort einer Verletzung am Rücken, Oberschenkel, selbst an den Oberarmen kann der Verletzte nur ganz allgemein sprechen, und wenn er uns den Sitz derselben richtig angibt, so hat er dies später erfahren, im Momente der Entstehung hat er es gewiss nicht gewusst. Nach Helmholtz werden weiters fast alle

Empfindungen der Baucheingeweide an die vordere Bauchwand verlegt. — Diese Fragen sind wichtig, wenn Einer bei einer Rauferei oder einem sonstigen Angriffe durch Mehrere verschiedene Verletzungen erlitten hat und dann bestimmt angeben will, er müsse die Wunde *a* erst bekommen haben, als der *X* auch dazu kam, die Wunde *b*, als der *Y* zuschlug u. s. w. Diese Angaben sind meistens falsch, weil der Verletzte leicht die Schmerzempfindung im Momente der That mit der späteren Schmerzhaftigkeit einer Wunde in Zusammenhang bringt. Hat z. B. Einer im Rücken eine längere, aber ganz seichte Schnittwunde und einen tiefen Stich bekommen, so wird ihm die erstere sofort ein recht arges Brennen, der letztere aber nur die Empfindung eines ganz mäßigen Stoßes verursachen; später, zur Zeit der Vernehmung, ist der Schnitt verbadert und schmerzt längst nicht mehr, der gefährliche Stich, der etwa die Lunge erreicht hat, erzeugt Schmerz und heftige Athembeschwerden, so dass der Verwundete die Entstehung des Stiches auf die schmerzhafte Empfindung des Schnittes und umgekehrt verlegt.

Die verschiedenen Wahrnehmungen, welche Verletzte bei Entstehung der Wunde machen, sind sehr merkwürdig, und ich habe deshalb unseren Gerichtsarzt, einen äußerst kenntnisreichen und unterrichteten forensen Mediciner, bewogen, das überreiche Materiale seiner Thätigkeit zu sammeln und zu verwerten. Es soll am besten in tabellarischer Form angeführt werden: Genaue Beschreibung der Verletzung nach Sitz, Größe, Form und Bedeutung, dann die Angaben des Verletzten über seine Empfindung im Momente der Verwundung, der Heilungserfolg und endlich erläuternde Bemerkungen über den muthmaßlichen Grund der wahren oder unrichtigen Empfindung des Verletzten. Da diese Arbeit nur psychologischen Wert haben soll, so ist es ganz gleichgiltig, ob der Verletzte die Wahrheit sagt oder nicht — wir wollen nur wissen, was die Leute über ihre Wahrnehmungen sagen; bei reicherem vorliegenden Materiale wird sich das Wahre und Erlogene von selbst scheiden, und dann wird es sich darum handeln, die wahren, subjectiven Empfindungen mit den wahren objectiven Thatbeständen zu vergleichen; vielleicht ist es sogar möglich, wenn einmal sehr viel Materiale vorliegt, zu Generalisationen zu schreiten und gewisse Regeln zu abstrahieren; der Erfolg könnte ein bedeutender sein, er erfordert aber viel Mühe.

Dass wir durch das weiter nicht controlierte Tasten sehr oft falsch wahrnehmen, beweisen viele Beispiele. Die moderne Psychophysik hat durch reichliche Versuche über Täuschungen bei Druck, Stich und sonstige Berührungen der Haut eine Menge irriger Wahrnehmungen festgestellt. Die bekanntesten und für uns auch wichtigsten sind die mit den geöffneten Zirkelspitzen, die wir auf minder nervenreichen Partien des Körpers (Rücken, Oberschenkel u. s. w.) noch stets als Einen Stich empfinden, wenn sie auch schon recht weit geöffnet sind; ebenso: Zirkelspitzen, 5‴ weit geöffnet, quer über die Volarseite einer Fingerspitze und gegen die Handwurzel geführt, scheinen sich zu nähern. (Hoppe, Fechner, Wundt, Ebbinghaus u. s. w.) In anderer Richtung zeigten wieder die Versuche von Th. Flournoy, wie schwer man Gewichte beurtheilt, bei welchen nicht Form und Aussehen eine Unterstützung durch das Auge möglich macht; es wurden 10 Gegenstände in verschiedener Form (von Pappe hohl dargestellt, bis zu massivem Blei) von 50 Leuten auf das Gewicht geprüft: Nur ein Einziger fand heraus, dass alle gleich schwer waren.

Ebensowenig haben wir durch das Tasten allein die richtige Controle über unsere Körpertheile. Sully[1]) sagt mit Recht, dass wir uns im Bette willkürlich vorspiegeln können, dass die Beine ganz anders liegen als dies der Fall ist. Ich will hier, ebenfalls wegen des Zusammenhanges, aus meinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ Beispiele citieren:

Wenn wir eine Erbse mit dem Daumen und Zeigefinger ergreifen, so fühlen wir die Erbse nur einfach, obwohl uns ihr Tastbild durch zwei Finger, also doppelt, übermittelt wird. Wenn wir aber den dritten Finger über den vierten kreuzen und nun die Erbse zwischen die Spitzen dieser zwei Finger fassen, so fühlen wir sie doppelt, weil die Finger nicht in ihrer gewöhnlichen Lage sind, also auch doppelt vermitteln. Anders gesagt, wäre ja die doppelte Vermittlung die richtige, wenn wir aber in der natürlichen Lage tasten, so spielt die Erfahrung mit und wir empfinden nur eine Erbse. Diese Spielerei hat schon Aristoteles psychologisch untersucht.

Ein ähnliches Beispiel: Faltet man die Hände über Kreuz und dreht sie nach innen und aufwärts, so dass die linken Finger

---

[1]) James Sully, „Die Illusionen“, deutsch, Leipzig 1884.

wieder nach links und die rechten wieder nach rechts stehen, so hat man die Localisation der Finger total verloren, und wenn dann eine zweite Person auf einen der Finger, ohne ihn zu berühren, mit der Aufforderung deutet, ihn zu heben, so hebt man regelmäßig den entsprechenden Finger der anderen Hand. Ueberhaupt zeigt es sich, dass der Tastsinn insoferne auf geringer Höhe der Ausbildung steht, als er dann, wenn nicht lange Erfahrung zu Hilfe kommt, noch der Unterstützung durch einen anderen Sinn, namentlich des Gesichtssinnes bedarf. Wahrnehmungen durch den Tastsinn allein sind daher von geringer Verlässlichkeit, weil immer nur nach wenigen und gröberen charakteristischen Zeichen geschlossen wird.

In überzeugender Weise wird dies durch ein Gesellschaftsspiel bestätigt, mit welchem sich unsere Jugend zu unterhalten pflegt und wobei (es dürfen nur ein oder zwei Eingeweihte vorhanden sein) unter dem Tische gewisse harmlose Dinge weiter gereicht werden; ein Stück weicher Mehlteig, eine geschälte, feuchte und mit kurzen Holzspitzchen gespickte Kartoffel, ein nasser mit Sand gefüllter Lederhandschuh, eine spiralig abgenommene Rübenschale u. s. w. Jeder, der einen dieser Gegenstände, also ohne ihn sehen zu können, in die Hand bekommt, glaubt, ein scheußliches Unthier erhalten zu haben und schleudert es von sich. Er hat mit dem Tastsinn nur das feuchte, kalte und bewegliche, also die gröbsten Charakteristica der Reptil-Vorstellung wahrgenommen, die Phantasie ergänzt Bewegungen und Greifen, und so wird die Vorstellung eines Reptils u. s. w. dem Gehirne überliefert.

So einfältig diese Spielerei auch scheint, so lehrreich ist sie namentlich für den Criminalisten in ihrer psychologischen Seite. Wer sie nicht kennt, dem rathe ich, sie zu versuchen, um zur Ueberzeugung zu kommen, welch' unglaublicher Täuschungen der uncontrolierte Tastsinn fähig ist.

Zu diesen mangelhaften Vorstellungen durch den Tastsinn allein kommt noch eine Art von Uebertragbarkeit gewisser Tastempfindungen; wenn z. B. in der Nähe meines Sitzes Ameisen laufen, so empfinde ich sofort, dass mir Ameisen unter den Kleidern laufen, und wenn man eine Wunde sieht oder beschreiben hört, so empfindet man häufig an der entsprechenden Stelle des eigenen Körpers Schmerzen; dass dies namentlich bei Zeugen erregbarer Natur zu argen Täuschungen führen kann, ist selbstverständlich.

Zu dieser sozusagen Unselbständigkeit des Tastgefühls kommt noch der Umstand, dass bei demselben mehr als bei den anderen die Schätzung nach dem Relativen in Rechnung kommt. Wir empfinden den Keller im Winter warm und im Sommer kalt, weil wir nur den Unterschied mit der Außentemperatur verspüren, und wenn wir eine Hand in heißes und die andere in kaltes Wasser und dann beide in laues tauchen, so empfindet die eine Hand das laue Wasser kalt, die andere fühlt es warm. — Die Erörterung von Gefühlsempfindungen kommt in unseren Protocollen sehr häufig vor, es ist die Unverlässlichkeit derselben stets zu berücksichtigen.

Dass krankhafte Erscheinungen, die auch hier eine wichtige Rolle spielen, dem Arzt vorbehalten bleiben, ist selbstverständlich; zu erwähnen wäre nur, dass leichte Vergiftungen durch Chloroform, Morphin, Atropin, Daturin die Tastempfindlichkeit herabsetzen (Fechner [1]) und dass ebensolche Vergiftungen durch Strychnin diese Empfindlichkeit wesentlich erhöhen.[2])

5. Täuschungen des Geschmackssinnes.

Für uns werden Geschmackstäuschungen nur Wichtigkeit haben, wenn es sich um Vergiftungen handelt und wir uns mit Hilfe Jener, an denen eine Vergiftung versucht wurde, oder die von den fraglichen Substanzen gekostet haben, über den Sachverhalt sicher stellen wollen. Dass es beim Geschmack und Geruch überhaupt nicht leicht ist, sich mit Anderen zu verständigen, wurde schon früher (Sinneswahrnehmungen, S. 236 ff) berührt, um so schwieriger ist es, über eigentliche Sinnestäuschungen diesfalls ins Klare zu kommen. Dass Erkrankungen auch irrige Geschmacksvorstellungen bewirken können, ist bekannt; aber auch vorausgegangene Vergiftungen können täuschen. So erzeugen nach Beobachtungen von Rose Santoninvergiftungen (das bekannte Wurmmittel, gegen welches manche Kinder so abnorm empfindlich sind) nachhaltigen bitteren Geschmack, und subcutane Morphinvergiftungen täuschen (nach Beigel, Wernich, Eulenburg) bitterlichen und säuerlichen Geschmack vor (Landois [3]). Nach Hagen [4]) soll bei Wechselfiebern zur Zeit, wenn kein Anfall herrscht und sich der

[1]) G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik", Leipzig 1889.
[2]) Wiener Sitzungsbericht 1852 VI.
[3]) Dr. L. Landois, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen", Wien 1889.
[4]) Dr. Fr. W. Hagen, „Die Sinnestäuschungen", Leipzig 1837.

Patient also verhältnismäßig wohl fühlt, häufig metallischer, besonders Kupfergeschmack vorgetäuscht werden. Wenn das wahr ist (es wird dies seither, also seit genau 60 Jahren, nie mehr erwähnt), so kann es allerdings leicht falsche Annahmen von Vergiftungen erzeugen, zumal die Erscheinungen von Wechselfieber so verschieden sind, dass dasselbe häufig nicht erkannt wird.

Auch die Einbildung macht hier viel aus. Taine erzählt irgendwo von einem Novellisten, der die Vergiftung der Heldin so deutlich schilderte, dass er Arsengeschmack bekam und an Indigestionen litt! Ich halte so etwas für ganz gut möglich. Vielleicht hat es Jedermann schon erfahren, welche Wirkung die falsche Vorstellung von der Natur einer Speise ausüben kann. Hält man z. B. eine gesalzene Fleischspeise für eine süße Mehlspeise, so entsteht beim Verkosten ein ganz abscheulicher Geschmack, weil man den vorgestellten und den wirklichen Geschmack vermengt zu kosten glaubt. Ueberhaupt wirkt das Auge wesentlich mit, und die hundertmal citierte und hundertmal geleugnete Geschichte, dass man im Finstern Rothwein und Weißwein, Hühnerfleisch und Entenfleisch u. s. w. nicht unterscheidet, dass man es nicht merkt, wenn die Cigarre ausgeht u. s. w., ist doch wahr; Höfler [1]) sagt, dass man mit geschlossenen Augen sogar eine Zwiebel statt eines Apfels isst.

Bedeutende Geschmackstäuschungen können auch durch das voraus Genossene entstehen. Darauf hat schon Steifensand [2]) hingewiesen und bemerkt, dass man bei Behauptungen von Geschmacksempfindungen immer erst fragen muss, was voraus gegessen oder getrunken wurde. Das ist eine sehr richtige Mahnung an den Criminalisten. Wir beobachten dies ja an jeder erfahrenen Hausfrau, die beim Arrangement einer Mahlzeit sehr sorgfältig erwägt, nach welchem Gericht die einzelnen Weinsorten zu folgen haben. Das sind dann lauter Geschmackstäuschungen, durch die der Wert der Weine beträchtlich hinaufgeschraubt werden kann.

Im Großen und Ganzen darf gesagt werden, dass die Verlässlichkeit von Mittheilungen über Geschmacksempfindungen nicht niedrig genug veranschlagt werden kann. Die Täuschungen sind zu groß, namentlich, wenn Jemand etwas mit irgend einer vorgefassten Meinung gekostet hat.

[1]) A. Höfler, „Psychologie", Wien 1897.

[2]) Steifensand, „Ueber die Sinnesempfindungen", Crefeld 1831.

6. Täuschungen des Geruchsinnes.

Diese kommen (bei gesunden Menschen) verhältnismäßig am seltensten vor und haben daher am wenigsten Wichtigkeit. Bei Geisteskranken sind wirkliche Geruchstäuschungen oft zu bemerken; sie haben häufig Zusammenhang mit sexuellen Momenten und treten dann so energisch auf, dass der Richter nicht leicht daran zweifeln kann, dass hier der Arzt des Amtes zu walten hat. Gewisse Vergiftungen wirken allerdings irreführend auf den Geruchsinn, da nach Vierordt z. B. Strychnin den Geruch feiner, Morphin ihn stumpfer macht. Wichtig ist die zuerst von Mayer[1]) angeführte Thatsache, dass Leute mit Lungenbeschwerden häufig das Athemhindernis **außen** suchen und glauben, dass sie schlechte Luft, mephitische Dünste u. s. w. einathmen müssen. Wird dazu das misstrauische Wesen in Rechnung gezogen, welches schwer Lungenleidende oft zur Schau tragen, so erklären sich manche grundlose Anzeigen über angebliche Mordversuche durch Ersticken mittelst giftiger oder irrespirabler Gase u. s. w. Ist dem Richter diese eigenthümliche Täuschung nicht bekannt, so findet er nicht einmal einen Grund, den Arzt zu fragen.

Die verhältnismäßig größte Zahl von Geruchstäuschungen liefert wieder die Einbildung. Der oft citierte Fall von Carpenter,[2]) bei welchem die Beamten, die eine Exhumierung leiteten, fürchterlichen Aasgeruch wahrnahmen, bis es sich herausstellte, dass der Sarg leer war, ist in ähnlicher Form schon Vielen passiert. Ich erinnere mich, dass ich einmal zu einer Erhebung wegen Brandlegung fuhr und bei Annäherung an das Dorf jenen charakteristischen Geruch bemerkte, den verbrannte Thiere oder Menschen verbreiten. Als wir erfuhren, dass das abgebrannte Gehöft noch eine Stunde außerhalb des Dorfes liege, war der Geruch sofort verschwunden. — Ebenso glaubte ich einmal beim Nachhausekommen die Stimme eines Besuches zu hören und roch sofort den charakteristischen Parfum der betreffenden Dame, die aber gar nicht da war.

Die Erklärung solcher Täuschungen liegt darin, dass stets viele Gerüche in der Luft liegen, dass dieselben keineswegs sehr kräftig differenciert sind, und dass daher mit Hilfe von Einbildung sehr

[1]) Dr. A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen u. s. w.", Wien 1869.

[2]) William Carpenter, „Principles of mental physiology", 3. Aufl. 1879.

leicht ein vorhandener Geruch in jenen umgesetzt wird, welcher leicht vorhanden sein könnte.

Hieher gehören gewiss die Erscheinungen, die von hypersensitiven Menschen erzählt werden,[1]) welche die Pole der Magnete oder in Glas eingeschmolzene Chemikalien riechen wollen. Dass sie dies gutgläubig thun, ist vorauszusetzen, aber durch zugeschmolzenes Glas zu riechen ist physikalisch unmöglich, und so kann nur angenommen werden, dass solche Leute irgend etwas wirklich gerochen haben und diese Wahrnehmung in der entsprechenden Richtung umgedeutet haben.

Ein ähnliches Verhältnis tritt dann ein, wenn man einen Geruch, den man sonst ganz gerne hat, für abscheulich und entsetzlich hält, sobald man nicht weiß, woher er rührt. Wenn z. B. Jemand Sardinen in Oel noch so gerne isst, so wird er sich abwenden, wenn man ihn bei geschlossenen Augen eine eben geöffnete Büchse mit Sardinen riechen lässt. Manche delicate Käsegattungen verbreiten ekelhaften Geruch, so lange man nicht weiß, dass Käse da ist, und der Geruch, der nach dem Essen von Krebsen an den Händen haftet, ist doch unerträglich; vergegenwärtigt man sich aber, dass derselbe nur von den Krebsen herstammt, so ist der Geruch gar nicht mehr so übel.

Sehr viel bewirken auch Associationsvorstellungen; ich habe lange Zeit auf einem Marktplatz, auf dem Blumen, Bouquets, Kränze u. s. w. feilgehalten werden, regelmäßig Leichengeruch wahrzunehmen geglaubt, bis ich dahinterkam, dass ich nur jenen Geruch verspürte, den die vielen Blumenkränze an der Bahre von Verstorbenen verbreiten und den man dann bei Begräbnissen zu riechen bekommt.

Ebenso finden viele Menschen einen Parfum gut oder schlecht, je nachdem sie die Person, die ihn gewöhnlich trägt, leiden mögen oder nicht, und das Urtheil über die Eigenschaft eines Geruches wird überhaupt davon abhängig gemacht, ob man ihn mit angenehmen oder unangenehmen Erinnerungen verbindet. — Als mein Sohn, der von Natur aus Vegetarianer ist und nie zur Annahme von Fleischnahrung zu bewegen war, Mediciner wurde, glaubte ich, er werde den Geruch der Seciersäle nicht ertragen. Dies störte ihn aber gar nicht und er erklärte dies damit: „Ich esse

[1]) Reichenbach, Duttenhofer u. s. w.

doch nichts, was so riecht, ich begreife nur nicht, wie Ihr etwas aus dem Fleischerladen essen könnt, wo es genau so riecht, wie im Seciersaal."

Was die Leute also gut und schlecht, entzückend oder ekelhaft riechen nennen, ist ganz subjectiv und zu einer allgemeinen Beurtheilung nie zu verwenden; Zeugenangaben über Geruchswahrnehmungen, die nicht anderweitig unterstützt sind, erscheinen als ganz wertlos.

b) Hallucinationen und Illusionen.

Die Grenze zwischen Sinnestäuschung einerseits und Hallucination und Illusion andererseits lässt sich keineswegs sicher bestimmen, zumal viele Erscheinungen zu dem Einen oder dem Anderen gezogen werden können. Am sichersten wird man noch sagen können, dass der Grund der Sinnestäuschung vorwiegend im betreffenden Sinnesorgan, der Grund der Hallucination und Illusion aber mehr in der Gehirnthätigkeit gelegen ist. Die letzteren werden mehr in den Bereich des Arztes fallen als die Sinnestäuschungen, gleichwohl werden auch Hallucinationen und Illusionen häufig der Beurtheilung des Juristen unterstellt sein, da dieselben wirklich auch bei ganz normalen Menschen oder bei solchen vorkommen, deren Erkrankung erst im Anzuge ist, so dass scheinbar der Arzt noch nicht einzugreifen hat. Jedenfalls wird aber der Jurist jedesmal, wenn er glaubt, es mit einer Hallucination oder Illusion zu thun zu haben, unbedingt den Arzt rufen müssen, denn so sehr eine gewöhnliche Sinnestäuschung nur mit den Regeln der Logik und Psychologie und oft mit einigen anderen Kenntnissen und Erfahrungen, die jedem Gebildeten zu Gebote stehen, erklärt werden kann, so sehr kommen doch bei Hallucinationen und Illusionen Vorgänge in Betracht, die zum mindesten die physiologischen Kenntnisse des Arztes in Anspruch nehmen.

Unsere Thätigkeit muss sich also darauf beschränken, wahrzunehmen, dass wir es im besonderen Falle wirklich mit einer Hallucination oder Illusion zu thun haben, alles Andere ist Sache des Psychiaters. So unscheinbar da unsere Thätigkeit aussieht, so wichtig und schwierig ist sie, denn einerseits wollen wir nicht wegen jeder thörichten Einbildung oder jeder Lüge eines Ver-

nommenen sofort an den Arzt appellieren, und andererseits lastet wieder schwere Verantwortung auf uns, wenn wir wirkliche Hallucination oder Illusion als wahre und richtige Beobachtung auffassen und verwerten würden. Sich also mit dem Wesen von Hallucination und Illusion vertraut zu machen und die (oben Seite 587) genannten Werke zu studieren, kann nicht dringend genug empfohlen werden.

Die Unterscheidung zwischen Hallucination und Illusion hat zuerst der große Esquirol [1]) gegeben, indem er sagt: Der Hallucination entspricht gar kein äußeres Object, bei der Illusion werden vorhandene Objecte verkannt und missdeutet; an dieser Begriffsbestimmung wird noch heute im gleichen Sinne festgehalten. Hiernach liegt eine Illusion vor, wenn man etwas wirklich Vorhandenes für etwas Anderes hält (einen Ofen für einen Menschen, Windrauschen für menschlichen Gesang); von Hallucinationen spricht man aber, wenn man etwas gar nicht Existierendes wahrnimmt: Man glaubt einen Menschen eintreten zu sehen, eine Stimme zu hören, eine Berührung zu empfinden, obwohl Alles das gar nicht geschehen ist. Sully [2]) sagt deshalb auf Grund dieser Unterscheidung: „Illusion ist theilweise, Hallucination vollständige Ersetzung einer äußeren Thatsache.“ Sully fügt allerdings mit Recht bei, dass es einen genauen Unterschied zwischen Illusion und Hallucination doch nicht gebe, da das Vorhandene zum Wahrgenommenen in so entfernter Beziehung stehen kann, dass es nicht mehr als eine Anregung darstellt, und dass somit die Illusion zur wirklichen Hallucination werden kann. Lazarus [3]) sagt dazu eingehender:

„Illusion ist die Auffassung eines wirklich gegebenen, äußeren Vorganges, der auch durch die peripherische Sinnesthätigkeit percipiert worden ist, durch eine mit dem gegebenen Vorgang nicht übereinstimmende Vorstellung. Der Fehler liegt nicht in mangelhafter Sinnesthätigkeit, als darin, dass an die Stelle der erst aus der Perception zu bildenden Anschauung eine appercipierende Vorstellung von innen her tritt.

---

[1]) Jean Et. Dom. Esquirol, „Des illusions chez les aliénés“, Paris 1832.

[2]) James Sully, „Die Illusionen u. s. w.“, deutsch, Leipzig 1884.

[3]) Dr. M. Lazarus, „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen“, Zeitschrift für Völkerpsychologie, V. Band, 1868.

In der Hallucination fehlt es an jedem äußeren Vorgang außerhalb des Individuums, folglich auch an einer daher stammenden Reizung der Nervenperipherie."

An Erklärungen hat es seit Müller[1]) nicht gefehlt. Hagen[2]) meint, die Hallucinationen seien durch Krampf der Sinnesnerven veranlasst, Leubuscher[3]) findet, die Illusion sei eine von außen angeregte, dem äußeren Reize nicht entsprechende Sinnesempfindung, und Sully sieht darin eigentlich eine normale Erscheinung: Die meisten Menschen sind bisweilen Illusionen unterworfen, wohl Niemand ist in allen Wahrnehmungen und Ueberzeugungen beständig nüchtern und vernünftig . . . . Der Lichtkreis unserer vernünftigen Wahrnehmung ist von dem nebeligen Halbschatten der Illusion eingehüllt.

Er sucht auch den eigentlichen Begriff der Illusionen von dem sprachgebräuchlich erweiterten zu trennen: „Illusion wird oft falsch angewendet auf Irrthümer, die wirkliche Wahrnehmungen nicht vortäuschen. Wir sagen, ein Mann sei in Illusion befangen, der von sich zu viel glaubt, oder wenn er aus Gedächtnisschwäche Sachen, die sich ereigneten, anders erzählt. Illusion ist jede Art von Irrthum, die die Form des unmittelbaren selbstverständlichen oder intuitiven Wissens, gleichviel ob als Sinneswahrnehmung oder in anderer Form vortäuscht."

Im modernen Sinne werden wir die Entstehung der Hallucination und Illusion in irgend einer Ueberreizung des Cerebrospinalsystems suchen, und ebenso wie diese Reizungen verschieden in ihrer Stärke und Bedeutung sein können, vom momentanen Blutandrang bis zum vollen Wahnsinn, ebenso können die Hallucinationen und Illusionen auch ganz bedeutungslos, aber auch die Zeichen arger Geistesstörung sein; das haben schon alte Schriftsteller, wie Hibbert,[4]) Wierus,[5]) Arnold[6]) und Andere ge-

[1]) J. Müller, „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen", Coblenz 1826.

[2]) Hagen, „Die Sinnestäuschungen", Leipzig 1837.

[3]) Rudolf Leubuscher, „Ueber die Entstehung der Sinnestäuschungen", Berlin 1852.

[4]) Hibbert, „Andeutungen zur Philosophie der Geistererscheinungen", Weimar 1825.

[5]) Wierus, „De praestigiis daemonum".

[6]) Arnold, „Beobachtungen über die Natur u. s. w. des Wahnsinns", aus dem Englischen von Ackermann, Leipzig 1784.

wusst, indem sie hervorhoben, dass bei Vielen, die später dem Irrsinn verfielen, schon lange eher Hallucinationen und Illusionen zu bemerken waren. Die Modernen bestätigen das vollauf, so dass in dieser Richtung nicht genug aufgemerkt werden kann. — Wenn wir fragen, welcher Art diese Erscheinungen sind, so werden wir sagen, dass hieher vor Allem sämmtliche Geistererscheinungen und Gespenster gehören, die nicht von Dritten absichtlich erzeugt oder aber erlogen waren. Wenn Brutus den Geist Cäsar's, Lady Macbeth das Blut König Duncan's, Macbeth Banquo's Geist, Nicolai seinen Sohn sieht, so sind dies ganz genau dieselben Hallucinationen oder nach Befinden Illusionen, wie jene Erscheinungen, die unsere Kinderfrau „wahrhaftig und wirklich" gesehen hat. Freilich haben solche Mittheilungen für unsere Arbeiten keine Bedeutung, weil wir das Auftreten von Banquo's Geist kurzweg in Abrede stellen — wenn aber Einer einen einsteigenden Dieb, nachschleichende Mörder, einen blutigen Leichnam oder ähnliche Objecte des Strafgesetzes gesehen hat, und es sind genau dieselben Hallucinationen, wie die classischen Gespenster, dann können wir arg irregeführt werden.

Hoppe [1]) zählt Hallucinationen von angeblich gesunden (?) Leuten auf (die von Melancholikern und sonstigen Geisteskranken wurden übergangen):

1. Ein durch geistige Anstrengung ermüdeter Geistlicher sah beim Schreiben stets einen Knabenkopf über seine Schulter schauen. Sah er hin, verschwand er, schrieb er, so kam er wieder.

2. „Ein durchaus vernünftiger Mensch" sah immerfort ein Skelett.

3. Pascal sah, allerdings nach einem schweren Sturze, einen feurigen Abgrund, in den er zu fallen fürchtete.

4. Einer, der eine große Feuersbrunst gesehen hatte, sah immer wieder Flammen durch lange Zeit (wie lang?).

5. Zahlreiche Fälle, in denen Verbrecher (namentlich Mörder) das Opfer immer wieder vor sich sehen.

6. Justus Möser sah bekanntlich Blumen und geometrische Figuren mit größter Deutlichkeit.

7. Bonnet kennt einen „gesunden" Menschen, der Leute und Vögel u. s. w. mit offenen Augen sah.

---

[1]) J. J. Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen", Würzburg 1888.

8. Nach Verletzung über dem linken Ohre hat Jemand wochenlang beharrlich eine Katze gesehen.

9. Eine 88 Jahre alte Frau sah oft Alles mit Blumen bedeckt — sonst ganz „gesund".

Ein Theil dieser erzählten Fälle sieht wohl recht abenteuerlich aus, ein Theil derselben betrifft zweifellos pathologische Individuen, gewisse Fälle werden auch anderweitig bestätigt. Dass Mördern (namentlich oft Kindsmörderinnen) ihre Opfer immer wieder erscheinen, ist eine Thatsache, die uns Criminalisten bekannt ist; es muss deshalb die Gepflogenheit, Mördern, die zu Kerkerstrafen begnadigt wurden, alljährlich am Jahrestage der That 24 Stunden Dunkelhaft zu dictieren, als raffinierte und stark mittelalterliche Grausamkeit bezeichnet werden. Ich habe wiederholt von derart Gepeinigten das Entsetzliche der Erscheinungen an solchen Martertagen schildern gehört.

Hoppe zählt auch weiters Fälle auf, in welchen Gefangene dann, wenn sie an Stuhlverstopfungen leiden, allerlei Gesichts- und Gehörshallucinationen haben, und z. B. aus dem Rascheln des Strohes in ihrem Lager allerlei Worte hören. Dass Einsamkeit zu derlei Dingen prädisponiert, ist ebenso bekannt, wie, dass Stuhlverstopfung Blutandrang zum Kopfe und dadurch Nervenreiz erzeugt. Die bekannten Räubergeschichten, mit denen wir öfter von Verhafteten bedacht werden, beruhen nicht immer auf böswilliger Erfindung, ich bin überzeugt, dass ein nicht unwesentlicher Theil derselben das Ergebnis von Hallucinationen ist.

Hoppe zählt überhaupt noch eine große Menge von Hallucinationen im wachen und halbwachen Zustande auf und behauptet, dass so etwas Jeder habe, wenn er nur aufpasse. Wenn dies auch zu viel behauptet ist, so ist es doch richtig, dass man im vollkommen gesunden Zustande, aber irgendwie aufgeregt oder ängstlich gestimmt, im Rauschen des Laubes, Fauchen des Feuers Allerlei hören, und im Rauch, in den Wolken, in Holzmasern und tausend anderen Dingen Allerlei hören und sehen kann. Besonders charakteristisch ist das Sichbewegen von Bildern und Statuen, namentlich bei gewisser unsicherer Beleuchtung und nicht ganz ruhiger Gemüthsstimmung. Ich besitze ein Thonrelief aus Ghiberti's Meisterhand, „Die Auferstehung des Fleisches", auf welchem sieben Lemuren um einen Sarg tanzen und musicieren. Wenn ich nun Abends im Studierzimmer die Lampe lösche, und das Mond-

licht auf das Bildnis fällt, so tanzen in der Zeit, in der sich das Auge vom Lampenlicht an das Mondlicht gewöhnen muss, die sieben Lemuren so lebhaft als nur möglich.

Etwas Aehnliches sehe ich an einem alten Schrank, der Füllungen aus Eschenwurzelflader hat; dieser ist so klein gemustert, dass er in unsicherer Beleuchtung Köpfchen in Flammen zeigt, so wie in der katholischen Kirche „die armen Seelen im Fegefeuer" dargestellt werden; in gewisser Beleuchtung flackern die Flammen, die Köpfe bewegen sich und aus dem Feuer heben sich die Arme zu den darüber schwebenden Wolken. Dazu bedarf es keiner erregten Stimmung, sondern nur des abendmüden Empfindens, wenn die Augen sich von stundenlangem, gleichmäßigem Lesen oder Schreiben auf etwas Anderes abheben. Dazu kenne ich beide Gegenstände von frühester Kindheit her, hatte also die genannten Erscheinungen schon unzählige Male und stets in gleicher Weise.

Ganz richtig citiert Mayer (loco cit.) die Wirkung großer Erhitzung, welche Hallucinationen leicht erscheinen lässt; so kommt es vor, dass marschierende Soldaten auf nicht existierende Thiere, angeblich nahende Feinde schießen, und Fechner [1]) nennt gleichmäßige, bis zur Ermüdung getriebene geistige Thätigkeit als Quelle von Hallucinationen. Er sagt, dass er einmal einen Tag lang magnetische Versuche mit Hilfe eines Secundenzählers machte und dann noch Nachts diese Schläge hörte. Ebenso, als er lange Zahlenreihen studierte, sah er Nachts die Zahlen so deutlich im Finstern, dass er sie ablesen konnte.

Oft hört man auch von Tast-Illusionen reden, die gerade für unsere Fälle wichtig werden können. Man hält einen Luftzug für einen nahenden Menschen, ein enges Halstuch kann die Vorstellung von Gewürgtwerden hervorrufen, ein Ast, der uns streift, kann für Angepacktwerden gehalten werden; alte Leute haben öfters (warum?) sandigen Geschmack beim Essen — hört man das erzählen, so ist der erste Gedanke der, dass dies grob gepulverter Arsen gewesen sein muss — es kann aber auch bloße Illusion sein.

Am leichtesten erscheinen Hallucinationen und Illusionen allerdings dann, wenn der Betreffende sich in einem nicht normalen Zustande befindet. So wird seit Hibbert [2]) immer wieder darauf hin-

[1]) G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik".

[2]) Hibbert, „Andeutungen zur Philosophie der Geistererscheinungen", Weimar 1825.

gewiesen, dass Leute, die in großer Gefahr sind, allerlei Hallucinationen haben und besonders Menschen sehen. Das kann wichtig sein, wenn Leute, auf die ein Attentat geschah, Menschen gesehen haben wollen, deren Anwesenheit nicht wahrscheinlich ist.

Weiter erzählt Bequet viele Beispiele, wo Menschen, die lange ohne Nahrung waren oder die großen Blutverlust erlitten haben (z. B. nach schweren Verletzungen), die verschiedensten Hallucinationen hatten; Struve [1]) erwähnt, dass gewisse Visionen bei manchen Menschen periodisch auftreten (Menstruation, Hämorrhoiden), und vielfach wird erzählt, dass Hallucinationen lediglich durch sehr große Schmerzen bedingt werden, mit ihnen entstehen, bei der Steigerung der Schmerzen deutlicher werden und mit ihrem Schwinden auch abnehmen.

Es möchte fast den Anschein haben, als ob auch hier geradezu dem Nihilismus das Wort geredet und behauptet werden sollte, dass nichts wahr und nichts verlässlich sei, was uns die Zeugen sagen. Ich behaupte nicht, dass unseren Feststellungen aller Boden entzogen werden soll, wohl aber, dass Vieles von dem, was wir als bewiesen angesehen haben, nur auf Illusionen in des Wortes weiter Bedeutung beruht hat, und dass strenges Prüfen von Allem, was wir unserer Forschung zu Grunde legen, unsere ernsteste Pflicht ist.

Vergl. noch: Pick [2]) und A. Höfler. [3])

c) Phantasievorstellungen.

Von den Sinnestäuschungen, Hallucinationen und Illusionen, als eine zusammengehörige Gruppe betrachtet, unterscheiden sich die Phantasievorstellungen dadurch, dass bei den ersteren der betreffende Mensch eine mehr passive Rolle spielt und das Object abgibt, an welchen die fraglichen Täuschungen vollzogen werden, während bei den letzteren der Betreffende viel mehr activ auftritt und namentlich durch Combination existierender oder auch nur vorgestellter Momente vorerst für sich neue Gebilde schafft. Ob es nun bei der Vorstellung allein bleibt oder ob das Phantasie-

[1]) Gustav Struve, „Das Seelenleben u. s. w.“, Berlin 1869.

[2]) Pick, „Beitrag zur Lehre von den Hallucinationen“, Neurologisches Centralblatt, 1892, Nr. 11.

[3]) A. Höfler, „Psychologie“, Wien 1897.

product durch Wort, Schrift, Bild, Plastik, Musik u. s. w. auch Anderen zugänglich wird — schaffende Phantasie — ist für den Begriff gleichgiltig, wir haben es nur mit dem Vorgange und den Ergebnissen zu thun.

Selbstverständlich kann die Abgrenzung der Phantasievorstellungen von den Sinnestäuschungen u. s. w. keine scharfe sein, die Grenzen sind auch hier fließend, und von manchen Erscheinungen wird Niemand sagen können, zu welcher der beiden Gruppen sie gehören, zumal auch der Sprachgebrauch kein ganz sicherer ist; namentlich wird unter dem Begriffe Illusion häufig ein falsches Ideal, das Ergebnis ungezügelter Phantasie verstanden; so fasst das prächtige Buch Gerock's [1]) mit dem Schlusse: „Von Illusionen frei — den Idealen treu", das erstere Wort durchwegs in diesem Sinn.

Fassen wir nun die Thätigkeit der Phantasie im gewöhnlichen Sinne auf, so haben wir dieselbe vor Allem zu zerlegen; Meinong [2]) lehrt, es gäbe zweierlei Phantasievorstellungen: eine generative und eine constructive, erstere erzeugt Bestandstücke, letztere vereinigt sie. Also: Ich stelle mir irgend ein mir bekanntes Haus vor, dann reproduciere ich die Vorstellung von Feuer (generativ), nun vereinige ich beide Bestandstücke (constructiv) und sehe nun das betreffende Haus in meiner Phantasie in Flammen. Hiebei sind einige Momente festzuhalten.

Das generative Moment hat niemals Schwierigkeiten geboten, vorstellen können wir uns endlos viel (ob richtig oder nicht, ist hier gleichgiltig), das Schwierige liegt im constructiven Theile der Thätigkeit, da wir uns erstaunlich wenig in der Combination vorstellen können. Wir vermögen uns nichts in der 4. Dimension vorzustellen, und obwohl wir von Jugend auf mit solchen Größen rechnen mussten, so haben wir Alle zwar die Vorstellung, dass die Größe a z. B. eine Linie, a^2 ein Quadrat, a^3 einen Würfel vorstellt, aber sobald wir sagen sollten, welcher Vorstellung a^4 entspricht, so ist unser Rechenlatein zu Ende. Nicht einmal 12 Menschen oder eine grüne Fläche durch rothes Glas betrachtet oder zwei Leute Verschiedenes sprechend können wir uns auch nur halb-

[1]) Carl Gerock, „Illusionen und Ideale", Stuttgart 1886.

[2]) Al. v. Meinong, „Phantasie und Phantasievorstellung" in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", Bd. 95.

wegs lebhaft vorstellen. Wir haben die Bestandstücke, aber construieren können wir uns die Vereinigung nicht.

Dies stört uns ja auch oft bei Betrachtung gewisser Gegenstände; sehen wir z. B. den künstlerisch vollendetsten Engel an, so stört uns beständig der Gedanke, dass die Flügel desselben viel zu klein sind, um ihn fliegen zu lassen; sollte ein Engel, der doch menschlich construiert gezeichnet wird, von seinen Flügeln getragen werden, so müssten diese so riesig sein, dass jede künstlerische Wirkung verloren gienge. Ja, wer noch grübelnder und etwas anatomisch veranlagt ist, wird auch bei der schönsten Engelstatue spintisieren, wie die vier Extremitäten, Arme und Flügel, am Skelett construiert sein möchten? Die Phantasie ist also in gewisser Richtung zu schwach, um sich ein ätherisches Wesen in Menschengestalt in den Lüften schwebend zu denken.

Weiter. Oelzelt-Newin sagt in einer ausgezeichneten und lehrreichen Arbeit:[1]) „Wir denken häufiger an Centauren als an Menschen mit Schlangenleibern, nicht weil sie ästhetischer sind, sondern weil Pferde häufiger dargestellt werden, als Schlangen.“ Ich glaube zwar nicht, dass dies die richtige Erklärung ist, denn sonst müssten wir uns auch Menschen mit Hundeleibern vorstellen, da Hunde mindestens ebenso häufig dargestellt werden als Pferde, aber die Thatsache ist richtig und erklärt sich daraus, dass wir uns einen Centauren wegen des passenden Größenverhältnisses, der entsprechenden Kraft und auch deshalb leichter vorstellen, weil der Weg vom Reiter zum Centauren kein weiter ist. Kurz, wir sehen auch hier, dass die Phantasie lieber dort waltet, wo ihrer Constructionsarbeit geringere Schwierigkeiten geboten werden.

Dann: Mit der Leichtigkeit der Vorstellung geht auch eine gewisse Möglichkeit derselben Hand in Hand. Ich kenne einen alten Herrn in A und einen alten Herrn in B, die einander nie gesehen haben; ich kann mir nun ganz gut beide beisammen, mit einander sprechend, Karten spielend u. s. w. vorstellen, schwer aber, beide mit einander balgend oder wettlaufend. In der Möglichkeit liegt also immer eine gewisse Leichtigkeit und diese wird von der Phantasie bevorzugt.

Recht bezeichnend ist es, dass wir dann, wenn uns Andere behilflich sind, und wenn wir zufällig ein Vergnügen daran finden,

[1]) Anton Oelzelt-Newin, „Ueber Phantasievorstellungen“, Graz 1889.

uns recht schwierige Anforderungen an unsere Phantasie gefallen lassen; Sully [1]) macht darauf aufmerksam, dass namentlich in der Oper die Abweichung von der Wirklichkeit so stark ist, dass sie dem Ungewohnten sehr lächerlich erscheint. Wir brauchen aber den „Ungewohnten" gar nicht, wir brauchen uns nur die gewöhnlichste Scene aus einer Oper vorzustellen: Eine gesungene Liebeserklärung — eine Arie mit Abweisung von ihr — eine Arie von ihm vor dem Selbstmord — den singenden Chor mit einer Sentenz über dieses Unglück — hat man denn Aehnliches auch nur beiläufig im Leben so gesehen? Das lassen wir uns aber ruhig gefallen und finden es schön und ergreifend, blos weil es uns Andere, für uns mühelos, vormachen, und weil wir es für möglich halten wollen.

Wenn wir uns aus dem Gesagten für unsere Arbeiten eine Regel construieren, so werden wir sagen: Wir müssen immer dann, wenn wir vermeinen, dass eine Angabe auf einer Phantasievorstellung beruhe oder durch eine solche Aenderungen erfahren hat, zuerst das zunächst Liegende in Anschlag bringen und, Schritt für Schritt vorwärts gehend, zuerst die Bestandstücke suchen, und diese wieder in einfachster Form constructiv zusammenzulegen trachten. Auf diese Weise gelingt es nicht selten, den richtigen Sachverhalt festzustellen. Man sage nicht, dass dies wieder ein Phantasiegebilde geben müsse. Diese Einwendung wäre richtig, wenn die genannte Construction das Ende der Arbeit wäre, wenn man es bei dem Gewonnenen bewenden ließe. Das soll es aber nicht sein, wir wollen nur aus dem Gewirre des Unsicheren und Unverständlichen einmal einen festen Punkt gewinnen, um von diesem anzufangen. Ist die Construction gemacht, so wird sie dann erst mit dem ganzen vorhandenen Material verglichen und durch dieses abgeprobt, und erst, wenn Alles stimmt, dann darf angenommen werden, dass der Ausgangspunkt richtig gewählt war. Construiert man sich einen solchen aber nicht, so tappt man zwecklos umher und gibt die Arbeit auf, bevor sie ernstlich angefangen worden ist.

Wir wollen ein möglichst einfaches Beispiel vorführen, wie es die Praxis vor Kurzem brachte. Zwei Burschen, A und B, hatten auf einer Kegelbahn einen lebhaften Streit, wobei A die Kegelkugel in der Hand hatte und dem B drohte, ihm dieselbe an den

[1]) James Sully, „Die Illusionen", deutsch, Leipzig 1884.

Kopf zu werfen. B, darüber erschreckt, lief davon, A verfolgte ihn, warf nach wenigen Schritten die Kugel in das Gras, holte dann den B ein und versetzte ihm mit der flachen Hand einen leichten Schlag auf den Hinterkopf. B fing an zu wanken, sank zu Boden, wurde ohnmächtig und zeigte alle Erscheinungen einer Gehirnerschütterung (lange Bewustlosigkeit, Erbrechen, Pupillenerscheinungen u. s. w.). Alle einzelnen Momente des Herganges sind durch zahlreiche Zeugen (Freunde des A und des B und ganz Unparteiische, darunter der zufällig des Weges kommende Pfarrer des Ortes) übereinstimmend gleich festgestellt, Simulation vollkommen ausgeschlossen, da B, ein ganz einfacher Bauernbursche, die Symptome eines Gehirnreizes gewiss nicht kannte, und er auch von dem vollkommen vermögenslosen A keinen Ersatz verlangte. Wir construieren also das Allernaheliegendste: Die Bestandstücke sind: B sieht in der Hand des A eine schwere Kegelkugel, A droht dem B damit und verfolgt ihn, B verspürt einen Schlag auf den Kopf. Die Vereinigung der Bestandstücke ergibt: Feste Annahme, dass A ihn, den B, mit der Kugel auf den Kopf geschlagen hat. Der Schluss dieser Phantasievorstellung war die Erregung aller Erscheinungen, die naturgemäß hätten erfolgen müssen, wenn A den B wirklich mit der Kugel auf den Kopf geschlagen hätte.

Man wird vielleicht sagen, dass dies so seltene Fälle seien, dass sie in der Praxis keinen ausschlaggebenden Wert haben. Das ist unrichtig. Wir beobachten solche Fälle nur nicht, weil wir sie übersehen, und Vieles für reell halten, weil es glaubhaft versichert wird, während wir bei genauerem Zusehen entdeckt hätten, dass uns ein Phantasiegebilde betrogen hat; ein großer Theil der Widersprüche, denen wir in unseren Processen begegnen, ist nur dadurch zu erklären, dass der Eine einer Phantasievorstellung zum Opfer fiel, der Andere nicht. Dann können die Aussagen freilich nicht stimmen.

Dass solche Phantasievorstellungen häufig sind, beweist der Umstand, dass zwischen denen des normalen Menschen über die einfachsten Vorgänge bis zu den ungeheuerlichen Phantasievorstellungen des Irrsinnigen nirgends ein Sprung oder eine Abgrenzung zu finden ist. Jeder Mensch stellt sich oft das Antlitz eines abwesenden Freundes, eine Landschaft, die er einmal gesehen hat, vor — der Maler zeichnet sogar das Gesicht eines hiebei nicht anwesenden Modelles — der geübte Schachspieler spielt Partien,

ohne ein Brett vor sich zu haben — Einer im Halbschlummer sieht Abwesende eintreten — der im Walde Nachts Verirrte sieht Geister und Gespenster — der Hochnervöse sieht auch zu Hause und bei Nacht abenteuerliche Gestalten — und der Irre sieht die entsetzlichsten Ungeheuer — das sind Alles Phantasievorstellungen, beginnend von dem, was alle Tage Jedem vorkommt, endend mit den Erscheinungen der krankhaft entarteten Natur; wo ist die Grenze, wo ein Sprung?

So wie bei allen Vorkommnissen im Leben, so ist auch hier die natürliche Entwicklung aus dem Alltäglichen der untrügliche Beweis für das Vorkommen des Vorgeschrittenen überhaupt und auch für die Häufigkeit dieses Vorkommens.

Freilich darf man nicht blos nach sich selbst urtheilen; „wer nicht an den Teufel glaubt und nicht etwa aus seiner Kindheit von ihm ein Bild im Kopf hat, der wird ihn auch durch Illusion nie zu Gesicht bekommen“ (Leubuscher [1]), und wer von Hause aus eine zahme, nie excedierende Phantasie besitzt, begreift allerdings den Anderen nicht, dem seine Phantasie alleweile mit ihm selbst durchgeht. Dies sehen wir hundertmal. Wir wissen, dass in den Gebilden der Wolken, des Rauches, der Bergspitzen, in Tintenklecksen und Kaffeeflecken jeder etwas Anderes sieht, je nach Art und Kraft seiner Phantasie (Hoppe), und bei Allem, was wir undeutlich und unverständlich sehen, geht die Erklärung in jene Richtung, die durch das Wesen des Betreffenden vorgeschrieben ist.

Dasselbe sehen wir bei der Betrachtung jedes Kunstwerkes. Jedes derselben stellt die Einkleidung von etwas Allgemeinen in etwas Concretes vor (Maudsley [2]); das Concrete versteht jeder, der die entsprechenden Kenntnisse hat, um das Dargestellte zu erkennen — das Allgemeine findet er aber heraus, so wie seine Phantasievorstellungen beschaffen sind, also jeder anders. Ja sogar auf wissenschaftliche Fragen kann dies übergehen. Mir fällt da immer ein, wie drei Gelehrte, als die Kenntnis der Hieroglyphen noch in ihren Anfängen stand, dieselbe Inschrift entzifferten: Der erste las darin eine Kriegserklärung an einen Nomadenstamm, der zweite eine königliche Brautwerbung um eine fremde Prinzessin

[1]) Rudolf Leubuscher, „Ueber die Entstehung der Sinnestäuschungen“, Berlin 1852.

[2]) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele“, deutsch, Würzburg 1870.

und der dritte eine Rechnung über die von den Frohndienste verrichtenden Juden aufgezehrten Zwiebel. Da können doch unmöglich „wissenschaftliche“ Anschauungen allein so differencierend gewirkt haben, das muss Phantasievorstellung gewesen sein, die die Gelehrten so weit auseinander jagte!

Wie wenig wir uns aber in die Phantasievorstellungen Anderer hineindenken und dieselben beurtheilen können, beweist ganz besonders der von Oelzelt-Newin (loco cit.) besprochene Umstand, dass wir nicht mehr wissen, ob die Kinder, die ja in ihrer Phantasie Alles beleben, diese Dinge wirklich für lebend halten. Es ist zweifellos, dass der Wilde, der seinen Fetisch für lebend hält, dass das Kind, das seine Puppe mit Leben ausstattet, sich sehr wundern würden, wenn Fetisch und Puppe Lebenszeichen von sich gäben — aber ob sie dieselben wirklich als lebend ansehen, das wissen wir Erwachsene doch nicht. Können wir uns aber in Anschauungen und Vorstellungen später nicht mehr hineindenken, die wir selbst einmal hatten, so können wir uns unmöglich in das hineinleben, was Andere sich vorstellen. Hiezu kommt noch sehr charakteristisch der Umstand, dass wir hier gerade minder kräftige Wirkungen in Betracht ziehen müssen. Carus [1]) sagt ganz richtig:

„Die Bildungskraft wird mehr erregt durch leisere, stille Eindrücke als durch starke. Diese betäuben und beunruhigen mehr die Seele, diese lassen sie zu sich selbst kommen. Das Spiel der Gedanken wird eher angeregt durch leichten Tabakrauch, als die Säule des rauchenden Vesuv, der rieselnde Bach regt mehr an, als das aufgethürmte Meer.“

Wäre es umgekehrt, so würden wir die Wirkungen bei Anderen leichter beobachten; wir sehen, dass jetzt ein großer Eindruck wirkte, wir werden auf sein Vorhandensein aufmerksam gemacht und sind dadurch leicht in die Lage versetzt zu beobachten, welche Wirkung dieser Effect bei Anderen hervorbrachte. Auf die kleinen, unbedeutenden Erscheinungen (aufsteigender Tabaksrauch, rieselnder Bach) merken wir umso weniger, als ihre Wirkung auf die Phantasie Anderer keineswegs immer auftritt. Hundertmal gehen solche kleine Eindrücke wirkungslos vorüber, einmal finden sie die rechte Stimmung, die rechten Vorbedingungen und sie schlagen ein. Wie und wann sollen wir dies aber bei Anderen beobachten?

[1]) Fr. Aug. Carus, „Psychologie“, Leipzig 1823.

Ob seine Phantasie gerade in Thätigkeit ist, das sehen wir an einem Anderen selten; allerdings erzählt man zahllose Geschichten, was berühmte Menschen thaten, wenn ihre Phantasie arbeitete: Napoleon musste etwas zerschneiden, Lenau scharrte ganze Löcher in den Boden, Mozart verknüpfte und zerriss Tücher und Servietten, Andere laufen herum, wieder Andere müssen rauchen, trinken, pfeifen u. s. w., aber Alle haben solche Eigenschaften nicht, und dann: Wir, die wir über die Wirkung der Phantasievorstellung bei einem Zeugen oder Verbrecher später urtheilen sollen, waren ja damals nicht dabei, als die Phantasie in ihm arbeitete. Und da durch Zeugen wieder Constatierungen vorzunehmen, das gibt einen zu unsicheren Umweg. Bain hat einmal vorgeschlagen (und gewiss mit vollem Recht), man solle zur Bekämpfung seines Zornes die Extremitäten ruhig halten. Man kann also, mit vieler Sicherheit, um festzustellen, ob Jemand in einem gewissen Augenblicke von heftigem Zorne befasst war, fragen, ob er damals Hände und Füße ruhig hielt — aber solche Kennzeichen gibt es für die Thätigkeit der Phantasie nicht.

Bezeichnend und für uns wichtig ist die Thatsache, dass der, dessen Phantasie noch so lebhaft wirkte, dies oft, sogar meistens, hintendrein nicht mehr weiß. Du Bois-Reymond sagt irgendwo: „Ich habe in meinem Leben einige gute Einfälle gehabt und mich dabei beobachtet. Sie kamen völlig unwillkürlich, ohne dass ich einmal an die Dinge dachte.“ Das glaube ich ihm nicht. Seine Phantasie, die so schöpferisch war, arbeitete so leicht und ohne Anstrengung, dass er ihrer Thätigkeit nicht gewahr wurde, ebenso waren ihm die grundlegenden Ideen so klar, dass sich Alles selber ordnete und fand, ohne dass er später davon wusste. Dieses „Arbeiten“ der Phantasie geht begnadeten Naturen so mühelos von statten, dass es zu einfacher Bewegung wird. „Es gibt Bewegungserscheinungen der Vorstellungen,“ sagt Oelzelt-Newin und führt als Beispiel die bekannte Aeußerung Goethe's an, nach welcher sich ihm eine vorgestellte Blume auseinanderlegt, wieder vereinigt, wieder zerlegt und sich anders vereinigt u. s. w. Darin liegt auch einer der Gründe, warum uns Wahrnehmungen falsch berichtet werden: als die Wahrnehmung gemacht wurde, war sie vollkommen richtig — dann traten „Bewegungserscheinungen der Vorstellungen“, also Phantasiethätigkeiten ein, und nun entsteht die Frage, wer von den beiden kräftiger war: die Wahrnehmung selbst oder die

Thätigkeit der Phantasie; war jene stärker, so bewahrt das Gedächtnis richtig, war diese stärker, so erfolgt die Aufbewahrung unrichtig. Deshalb ist die Phantasie unserer Zeugen und das Studium ihrer Stärke bei jedem Einzelnen für uns so wichtig. (Vergl. hiezu die vortreffliche Arbeit von Witasek:[1]) „Ueber willkürliche Vorstellungsverbindung".) Wir brauchen nur zuzusehen, welche Wirkung die Phantasiebewegung bei bedeutenden Geistern hatte, um darüber klar zu werden, welche Bedeutung als schwacher Abglanz sie auch noch beim einfachst veranlagten Menschen hat; Schopenhauer[2]) findet den Hauptgenuss bei jedem Kunstwerk in der Phantasie, und Goethe:[3]) „Der Mensch erfährt und genießt nicht, ohne dabei productiv zu werden."

Höchst lehrreich ist die Zusammenstellung der Phantasievorstellungen, wie sie Höfler[4]) von Gelehrten, Forschern, Künstlern und anderen bedeutenden Menschen gibt; es dürfte aber für unsere Zwecke von Nutzen sein, wenn eine Anzahl anderer beglaubigter und verlässlicher Mittheilungen aufgezählt wird, nach welchen Menschen, und zwar nur normale Menschen, durch ihre Phantasievorstellungen irregeleitet wurden. Man kann sich dann für unsere Alltagsarbeit beiläufig feststellen, was Phantasievorstellungen leisten können, und wie weit die ihnen gezogenen Grenzen noch gehen können.

So macht z. B. Sully[5]) darauf aufmerksam, dass Dickens' Gestalten ihm reell waren, und wenn der Roman fertig war, so wurden sie ihm persönliche Erinnerungen. So kann es bei allen phantasiereichen Leuten sein, die dann alles Vorgestellte als wirklich geschehen in der Erinnerung haben.

Dilthey[6]) sagt von Gortscharof, „es sei ihm oft vorgekommen, als sei das, was er denkt, nicht seine Gedanken, sondern es schwebe das nur so um ihn her, und er brauche nur hinzusehen." Welche Verwirrung kann so Jemand hervorbringen, wenn er das, was er denkt, vor sich sieht, vielleicht mitten unter dem, was er wirklich sehen und beobachten sollte!

---

[1]) Witasek in der „Zeitschrift für Psychologie", Band XII.
[2]) A. Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", II.
[3]) „Ueber den sogenannten Dilettantismus", Cotta-Ausgabe XXXI.
[4]) Dr. Alois Höfler, „Psychologie", Wien und Prag 1897.
[5]) James Sully, „Die Illusionen".
[6]) W. Dilthey, „Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn", Leipzig 1886.

Dr. Hadekamp [1]) sagt, er habe — offenbar infolge der aufregenden Spannung — beim Aderlassen oft den Blutstrom eher gesehen, als der Schnepper losgieng. Ein anderer Arzt, Dr. Schmeisser, bestätigt dies aus eigener Erfahrung vollinhaltlich. In diesen Fällen liegt eine physikalische Controle vor: Der Blutstrom kann nicht eher gesehen werden, als der Schnepper losgeht; wie oft werden, zum mindesten chronologisch, ähnliche Fehler geschehen, wenn man dabei einer solchen, sofort den Irrthum nachweisenden Controle entbehrt!

Oelzelt-Newin [2]) erzählt von einer Frau, die so genau die Symptome zu schildern wusste, die durch eine verschluckte Nadel entstehen, dass die Aerzte getäuscht und Operationen vorgenommen wurden; erst diese bewiesen, dass die Frau sich Alles eingebildet hatte. Aehnlich ist der oft citierte Fall, in welchem ein Mann glaubte, sein falsches Gebiss verschluckt zu haben; er hatte sogar arge Erstickungsanfälle, die aber sofort behoben waren, als sich das Gebiss auf dem Nachttisch fand.

Ein vorzüglicher Augenarzt erzählte mir, er habe einmal einen berühmten Gelehrten (eine der ersten heute lebenden wissenschaftlichen Größen) längere Zeit behandelt, weil dieser alle Erscheinungen einer Netzhautablösung so deutlich schilderte, dass der Arzt sich durch diese Angaben trotz des objectiven Befundes lange täuschen ließ, bis es sich herausstellte, dass dem großen Gelehrten glücklicherweise nur seine Phantasie einen Streich gespielt hatte.

Maudsley [3]) erzählt, Baron von Swieten habe einmal einen faulen Hundecadaver platzen gesehen, und als er nach Jahren wieder an dieselbe Stelle kam, so spie von Swieten, blos durch die Phantasievorstellung des damaligen ekelhaften Anblickes angeregt.

Maudsley erinnert hiebei daran, dass viele Menschen sich vergangene Bilder visionsartig vorrufen können, so Goethe, Newton, Shelley, der bekannte Kupferstecher William Black u. s. w.

Fechner [4]) citiert eine Mittheilung von Meyer, der sagt, er kann willkürlich an jeder Stelle der Haut das Gefühl von Druck, Wärme Kälte erzeugen — nicht aber Schnitt, Stich, Schlag, weil dann die

[1]) Fechner's Centralblatt 1854.

[2]) Anton Oelzelt-Newin, „Ueber Phantasie-Vorstellungen", Graz 1889.

[3]) Henry Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele".

[4]) G. Th. Fechner, „Elemente der Psychophysik".

Vorstellung längere Zeit unterhalten wird. Meyer erzählt auch von dem Herrn, dem drei Tage sein Finger weh that, weil er sah, wie sich sein Kind gequetscht hatte.

Abercrombie erzählt, dass ein allerdings sehr erregbarer Mensch an die Realität des Glückes geglaubt hat, das ihm einmal gewahrsagt wurde, und Leubuscher [1]) erwähnt, dass eigentlich Jeder, der Jemanden sehnsüchtig erwartet, in jedem Geräusch den Fußtritt des Kommenden hört.

Wichtig ist die Bemerkung Hoppe's, [2]) dass *Pruritus vulvae* so oft bei phantasiereichen Weibern die Illusion, geschändet zu werden, hervorruft; darauf ist bei gewissen Anzeigen genau zu achten!

Lieber [3]) berichtet von einem farbigen Prediger, der die Qualen der Hölle so lebhaft schilderte, dass er selbst minutenlang blos schrie und unartikulierte Töne ausstieß.

Müller [4]) erzählt von einer Dame, der man eine leere Flasche zum Riechen gab und die vollkommen regelrecht in Ohnmacht fiel, weil man ihr gesagt hatte, die Flasche enthalte Lachgas.

Dazu gehört die Bemerkung Jessen's, [5]) nach welcher Frauenzimmer oft behaupten, dass sie bei Wohnungsveränderungen mitunter die neue Wohnung im Traume genau so sahen, wie sie später wirklich war.

Mayer [6]) erwähnt eines seit 14 Jahren blinden Mannes, der stets Gesichter von Bekannten sah, was ihn so marterte, dass ihm der berühmte Graefe die Sehnerven durchschnitt und ihn so von seinen Vorstellungen befreite.

Taine [7]) schildert die prächtige Scene, wie Balzac einmal bei Madame de Girardin erzählte, er habe die Absicht, Sandeau einen Schimmel zu schenken. Er that es zwar nicht, dachte sich aber so in diese Idee hinein, dass er sich bei Sandeau erkundigte, wie sich der Schimmel befände.

---

[1]) Rudolf Leubuscher, „Ueber die Entstehung der Sinnestäuschungen", Berlin 1852.

[2]) Dr. J. J. Hoppe, „Erklärung der Sinnestäuschungen", Würzburg 1888.

[3]) Smithsonian Institute tome II.

[4]) Müller, „Handbuch der Physiologie", Bd. II.

[5]) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", Berlin 1855.

[6]) Dr. A. Mayer, „Die Sinnestäuschungen u. s. w.", Wien 1869.

[7]) H. Taine, „Der Verstand", deutsch, Bonn 1880.

Taine fährt dann fort: „Es ist klar, dass der Ausgangspunkt für solche Illusionen eine willkürliche Fiction ist; der Betreffende weiß anfangs, dass es eine solche ist, vergisst es aber am Ende. Bei barbarischen Völkern, bei rohen und kindischen Seelen entstehen derartige falsche Erinnerungen zahlreich. Solche Leute haben ein sehr einfaches Factum gesehen; nach und nach, sowie sie daran denken, deuten sie daran, vergrößern und schmücken es mit Nebenumständen, diese bilden mit der Erinnerung ein Ganzes, und schließlich wissen sie nicht, was wahr ist und was nicht. So entstehen die meisten Legenden. Ein Bauer versicherte mich, dass er am Todestage seiner Schwester ihre Seele gesehen habe — es war Phosphorescenz einer Weingeistflasche im Abendsonnenschein."

Ich möchte zum Schlusse noch einer eigenen Beobachtung Erwähnung thun, die ich zwar schon einmal [1]) veröffentlichte, die mir aber significant erscheint. Als ich mich als Student einmal auf Ferien befand, besuchte vom Orte meines Aufenthaltes ein junger Bauernbursche auf einen Tag zum ersten Male in seinem Leben die Stadt. Er war von früher Kindheit mein Ferialspielgenosse und mir als absolut wahrheitsliebend bekannt. Am nächsten Tage erzählte er mir von den Wundern der Stadt, deren Gipfelpunkt eine Menagerie war, die er besucht hatte. Er schilderte das dort Geschaute recht gut, erzählte aber auch sehr anschaulich, dass er in der Menagerie einen Kampf zwischen einer Riesenschlange und einem Löwen gesehen habe. Die Schlange verschluckte den Löwen, dann kamen viele Mohren und schlugen die Schlange todt. Wie sofort zu vermuthen war, und wie ich mich bei der Rückkehr von den Ferien noch überzeugen konnte, war dieser Kampf nur auf den Aushängebildern zu sehen, wie sie vor jeder Menagerie zur Schau gestellt werden. Die Phantasie des Burschen war durch all' das an diesem Tage Gesehene so aufgeregt worden, dass er Wirkliches und Abgebildetes total durcheinander gebracht hatte.

Wie oft mag das bei unseren Zeugen geschehen!

Wenn man mit Oelzelt-Newin den Begriff der Phantasie beschränkt auf „vorstellende Thätigkeit", so gehören hieher auch die Vorempfindungen und Ahnungen, welche nicht blos bei Ungebildeten eine viel größere Wirkung haben, als man gewöhnlich

[1]) Dr. Hans Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter u. s. w."

annimmt. Gleichwohl lässt sich darüber wenig Exactes bringen, da zweifellose, nicht erst *a posteriori* zusammengesetzte Beobachtungen fehlen. Dass es unzählige Behauptungen und eine ganze, allerdings weniger als halbwissenschaftliche Literatur hierüber gibt, ist allgemein bekannt; ebenso lässt es sich nicht leugnen, dass Vorhersagungen, Ahnungen, Vorausempfindungen vorerst psychisch sehr lebhaft empfunden werden und dann auch somatisch wirken. So können Prophezeiungen des nahen Todes, gewisse Omina oder die Kenntnis davon, dass für Jemanden „Mordgebete" gesprochen oder „Mordmessen" gelesen wurden, in der That bei sehr erregbaren Menschen tödlich wirken. Namentlich der letztgenannte Aberglaube wirkt heute noch. Das „Mordbeten" und „Mordmessen lesen lassen" ist uralt; A. E. Schönbach [1]) weist bis ins 12. Jahrhundert diesen Gebrauch nach, der heute noch lebt; mir wurde selbst vor etwa 12 Jahren amtlich ein Fall mitgetheilt, in welchem einer alten Frau hinterbracht wurde, dass eine ihr feindlich gesinnte Person für sie eine „Mordmesse" lesen ließ; die alte Frau ängstigte sich einfach zu Tode.

Auch auf solche uns scheinbar so ferne ab liegende Fragen muss in gewissen Fällen ein sorgsames Auge gerichtet werden.

d) Missverständnisse.

1. Sprachliche Missverständnisse.

Auch hier ist es nicht möglich, eine vollkommen sichere Grenze zwischen akustischen Täuschungen und Missverständnissen zu ziehen. So weit dies angeht, wird man nach dem Wortlaute sagen: Von ersteren sprechen wir, wenn der Fehler wenigstens hauptsächlich im Gehörsapparate entstanden ist, während wir letztere dann meinen, wenn wir uns beim Verstehen eines Wortes oder Satzes geirrt haben. In diesem Falle hat das Ohr ganz gut fungiert, der Verstand wusste aber mit dem Gehörten nichts anzufangen und ersetzte das Gehörte durch etwas Anderes, im Zusammenhange mehr oder weniger Unsinniges. Deshalb ereignen sich diese Missverständnisse so häufig bei Fremdworten; wenn man also z. B. in Hessen sang:

„Polen macht sich frei,
Bricht die Thüren ein" (statt: „Bricht die Tyrannei"),

[1]) Prof. Dr. Anton Schönbach, „Ueber Hartmann v. Aue", Graz 1894.

so hat man das letztere Wort einfach nicht verstanden und dafür etwas dem Worte, aber nicht dem Sinne nach Verständliches eingesetzt.

Die Frage der Missverständnisse, ihre Entstehung und Lösung ist für uns von größter Wichtigkeit, da denselben nicht blos die Zeugen, sondern auch unsere Schriftführer und Abschreiber unterliegen und weil die Missverständnisse, wenn sie nicht entdeckt werden, zu den gefährlichsten Irrthümern Anlass geben, und dann, wenn ihr Vorliegen bemerkt wird, uns große Mühe verursachen, um das Richtige herauszubekommen. Solche Textherstellungen erfordern nicht blos Mühe, sondern auch psychologische Kenntnisse und das Vermögen, sich auf den Standpunkt desjenigen zu stellen, der den Fehler begangen hat. Diesen selbst zu fragen, ist oft wegen Entfernung desselben nicht möglich, meistens aber auch ganz unnütz, da er hinterdrein nicht mehr weiß, was er damals sagte oder sagen wollte. Wenn wir erwägen, welche Menge von Arbeit es sich oft die classischen Philologen und die Philologen überhaupt kosten lassen, um in irgend einem Gedichte ein einmal verschriebenes Wort richtig zu stellen, so ist die Forderung begreiflich, dass wir in der Textconjectur eines Protocolles noch viel mehr Mühe aufwenden, da von der Herstellung des richtigen Wortlautes Schuld und Unschuld eines Menschen abhängen kann. Diese Dinge sind, wenn sich das Missverständnis nicht auf den ersten Blick ergibt, in der Regel schwierig, häufig unlösbar. Ob nun ein Zeuge oder der Schriftführer falsch verstanden hat, das übt auf die Art der Arbeit keinen Einfluss, die Wichtigkeit dürfte ebenfalls dieselbe sein, nur ist im letzteren Falle wenigstens der vernehmende Richter, soweit er das Gehörte, das ja richtig ist, noch im Gedächtnis hat, nicht im Irrthum. Die Fehler der Schriftführer ließen sich allerdings auf ein Minimum herabdrücken, wenn alle Protocolle sofort vorgelesen würden, und zwar nicht vom Schriftführer, sondern vom vernehmenden Richter selbst. Liest sie der Protocollführer, so macht er denselben Fehler, und nur ein sehr intelligenter Zeuge wird ihn wahrnehmen und rügen. Geschieht das nicht, so bleibt der Fehler.

Ich habe es leider versäumt, die Unmengen der Fehler, die mir und meinen Freunden untergekommen sind, im Laufe der Jahre zu notieren, so dass ich nur wenige mehr anführen kann:

Aus einem Sectionsprotocoll: „Gehirn gut und weich“ (statt „Gehirn blutreich“). Aus einer Zuschrift an ein fremdes Gericht:

„Ich ersuche, in dem waldartigen Grundbuche nachzusehen, ob . . .“ (statt „woldortigem“ — allerdings verdammter Curialstyl). — Aus einem Protocoll mit dem Beschuldigten: „Am 12. v. Mts. verließ ich Marie Tomizl“ (statt „mein Domicil“). — Statt „irrelevant“: „Ihr Elefant“. Sehr oft werden Worte mitgeschrieben, die der Dictierende zum Actuar oder Anderen sagt, z. B. „Herein“ — „Weiter“ — „Was haben wir?“ — „Etwas rascher“ — „Umwenden“ — „Passen Sie auf“ u. s. w. Fügen sich solche Worte halbwegs in den Text, so ist ihre Entstehung später schwer zu enträthseln. Wie leicht und oft die Leute falsch verstehen, zeigt die Eidesformel; es vergeht kein Tag, wo bei den Hauptverhandlungen nicht wenigstens ein Zeuge einen groben Unsinn beim Nachsprechen sagt; die Formel lautet: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen reinen Eid, dass ich über Alles, was ich bei Gericht befragt werde, die reine und volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit aussagen werde, so wahr mir Gott helfe.“ Statt „einen reinen Eid“ hört man: „einen treuen Eid“ — „keinen freien Eid“ — „eine Kleinigkeit“ — „die Dreieinigkeit“ — „bei Gelegenheit“ — „wie es Einen freut“ u. s. w. Statt „die reine volle Wahrheit“: „keine volle Wahrheit“ — „deine tolle Klarheit“ — „meine volle Zartheit“ u. s. w. Und statt „nichts als die Wahrheit“: „nicht die Wahrheit“ — „nix, aber für heut'“ u. s. w.

Hören wir tagtäglich mindestens einen solchen oder ähnlichen Unsinn blos bei der Wort für Wort vorgesagten Formel, so lässt sich daraus allein schließen, wie viel anderes Missverstandenes täglich im ganzen Gerichtshause zu Stande kommt!

Wollen wir hier lernen, wie man solche Fehler entdeckt und das Richtige dafür interpoliert, so kommen wir abermals zur alten Regel, dass wir blos durch das Studium unserer eigenen Fälle nichts erlernen, denn da ist der Gesichtskreis zu enge, das Material zu gleichförmig und die Anregung zu gering. Auch hier müssen wir zusehen, wie sie es in anderen Disciplinen in analogen Fällen machen, und weiters müssen wir uns nach Beispielen aus dem gemeinen Leben umsehen, die uns in ihrer Einfachheit und leichteren Verständlichkeit über die Anfangsschwierigkeiten solcher Arbeit hinaushelfen.

Vor Allem haben wir auch hier, wie überall, vom Altmeister Goethe [1]) zu lernen; in seinem kleinem Aufsatz „Hör-, Schreib- und

[1]) Stuttgarter Ausgabe von 1833, Band XLV, dto. von 1867, Band XXVIII.

Druckfehler" erzählt Goethe zuerst, dass er meistens dictierte und dann später die wunderlichsten Hörfehler entdeckte, die ihm, wenn er nicht sofort nachgesehen hat, große Schwierigkeiten im Entziffern machten. Als einziges Mittel zur Entzifferung führt er an: „Ich lese mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluss der Rede das rechte sich ergibt.

Niemand hört, als was er weiß, Niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann. Wer keine Schulstudien gemacht hat, kommt in den Fall, alle lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist . . . es kommt aber auch beim Dictieren der Fall vor, dass der Hörer seine innewohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfnis an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person oder eines gewünschten guten Bissens einfügt." Goethe führt dann einige Beispiele von „Hörfehlern" an:

anstatt:	Beritten	lies:	Pyriten.
„	Schon hundert	„	John Hunter.
„	Dass sie die älteste	„	Das Ideellste.
„	Die sie schätzt	„	Sujets.
„	Sehr dumm	„	Irrthum.

Ein besseres Mittel, als Goethe zur Entdeckung von solchen Fehlern angegeben hat, wird Niemand sagen können — freilich muss aber auch das Protocoll oder was es sonst ist, gelesen werden, sonst hilft das beste Mittel nichts.

Gleichwohl sind in den ersten Goetheausgaben die unglaublichsten Dinge stehen geblieben, und man weiß nicht, was für uns belehrender ist: dass diese Fehler dem Meister selbst entgangen sind oder dass sich eine so ungeheure Zahl von Lesern nicht daran gestoßen hat; Bernays [1]) hat da namentlich so unsinnige Textcorruptionen nachgewiesen, dass es unverständlich erscheint, wie dieselben übersehen werden konnten.

Etwas Aehnliches bringt eine überhaupt für uns sehr lehrreiche Arbeit von Polle. [2]) „In Lessing's Emilie Galotti (2. Aufzug,

[1]) Michl Bernays, „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes", Leipzig 1867.

[2]) Dr. Fried. Polle, „Wie denkt das Volk über die Sprache?" Leipzig 1889.

6. Auftritt) sagt Claudia: „Gott, Gott, wenn das der Vater wüsste! Wie wild er schon war, als er nur hörte, dass der Prinz dich jüngst nicht ohne Missfallen gesehen."

Der Fehler ist deutlich genug, und doch hat es fast 100 Jahre gedauert, dass man darauf kam. Millionen haben es gelesen und keinen Anstoß genommen. Das Gesagte und Verstandene ist etwas Anderes: Der Stein fliegt, die Uhr geht, die Nadel sticht, Niemand meint das Gesagte, Jeder versteht's."

Ganz merkwürdige Missverständnisse, von denen sich einige gar nicht begreifen lassen, führt Uphues[1]) an, die er im Laufe der Zeit gesammelt hat:

anstatt:	Innsbruck	lies:	Dienstboten.
„	Tyroler	„	Philologen.
„	Bär	„	Pferd.
„	Elsass	„	Oefters.
„	Halbes Huhn	„	Halbe Stunde studieren.
„	Durst und Hunger	„	Verdruss und Kummer.

Goethe's Erklärung stimmt wieder vortrefflich!

Für viele Fehler beim Abschreiben gibt Münsterberg eine geistreiche Erklärung: Man liest leicht ein nur kurz gesehenes Wort falsch, wenn man früher ein daher gehöriges Wort gehört hat; z. B.:

zuerst gehört:	Verzweiflung;	Obst;
man liest:	Trost;	Frucht;
statt richtig:	Triest;	Furcht.

(Vergl. dazu Kulpe.[2])

Eine Menge von Missverständnissen bringen die vortrefflichen Arbeiten von Andresen[3]) und von Meringer und Mayer;[4]) ich möchte aus ersteren eine Reihe von Beispielen anführen, da diese eine vorzügliche Anlehnung für Textconjecturen in unseren Arbeiten abgeben; sie zeigen, wie das Volk seine Ethymologien bildet; diese Art ist immer und überall dieselbe, und hat man eine gewisse Anzahl derselben vollkommen inne, so geht man denselben Weg bei Lösung anderer Missverständnisse.

---

[1]) Goswin K. Uphues, „Ueber die Erinnerung", Leipzig 1889.

[2]) Oswald Kulpe, „Grundriss der Psychologie", Leipzig 1893.

[3]) Karl Gustav Andresen, „Deutsche Volksethymologie", Heilbronn 1876, 1883.

[4]) Meringer und R. Mayer, „Versprechen und Verlesen", Leipzig 1895.

Im Allgemeinen sagt Andresen: Grund aller volksthümlichen Erklärungen ist das Sprachbewusstsein, welches sich dagegen sträubt, dass der Name leerer Schall sei, vielmehr einem jeden seine besondere Bedeutung und eine zweifellose Verständlichkeit zu geben bemüht ist. Die Kräfte des menschlichen Geistes verfahren dabei durchaus instinctiv und naiv, ohne alle Reflexion, sie lassen sich nur durch Laune oder Zufall bestimmen.

Dann führt er zahlreiche Umdeutungen von Fremdworten an, z. B. Kothlacke = Kloacke; angeschirrt = engagiert; Umgwendter Napoleon = Unguentum Neapolitanum; Rhinocerosöl = Ricinusöl Cholerakäfer oder Kohlrabikäfer = Coloradokäfer u. s. w.

Dann sehr bezeichnende Umstellungen in Liedertexten; ein alter Orgelmann singt das bekannte Polenlied: „Du warst in Ruhm und Glück stets mein Gefährte“: „Du warst in Rom und Glückstädt mein Gefährte“, und eine alte Magd sang:

„Wenn die Hochzeitfackel lodert,
Sehet, welch' ein Gott sie hält.
Niemand (statt Hymen) kommt, wenn man ihn fodert,
Aber (statt Amor), wenn es ihm gefällt.“

Ganz analog ist die Beobachtung, dass eine Menge von Schutzpatronen der katholischen Kirche nur auf dem Laut ihres Namens beruht:

S. Clara (macht klar sehen).

S. Lucie (Anklang an Lucida, also für Blinde).

S. Mamertus (Anklang an *mamma*, weibliche Brust), Schutzpatron der Ammen und Säugenden.

Instructive Verwechslungen sind: Jaques Pierre statt Shakespeare, Pereklö für Bärenklau, Apolda für Appollo, Großer Sieg bei le Mans: Großer Sieg bei Lehmanns, Pflasterdepot für Place de repos. Dann Titel:

Der Roman „Godwie-castle“: „Gott wie köstlich“. — „Quentin Durward von Walter Scott“: „Blinden Thorwart vom alten Schott“. — „Oberon, König der Elfen“: „Abraham, wie könnt' ich dir helfen?“

Ein ländlicher Baubericht erzählt von rumänischem (romanischem) und gothaischem (gothischem) Styl.

Andresen warnt übrigens davor, all' zu weit im Auslegen zu gehen und führt als Beispiel an, dass man versucht habe, das alte und ganz verständliche Sprichwort: „Viele Hunde sind des Hasen

Tod" — zu deuten auf die angeblich ursprüngliche Form: „Viele Hunen sind des Hagen Tod". Solche Uebertriebenheiten können uns sehr leicht passieren, wenn wir wegen Undeutlichkeit oder Holprigkeit des Styles sofort ein Missverständnis ahnen wollen. Unsere Aufgabe besteht darin, zuerst Richtigkeit des Gesagten oder Niedergeschriebenen anzunehmen, sonst verlieren wir allen sicheren Boden unter den Füßen. Erst wenn die Auslegung des Vorliegenden durchaus nicht möglich ist, dann dürfen wir Missverständnis voraussetzen und dieses suchen. Freilich wird sehr oft bei dieser Auslegung ein Zweifel übrig bleiben. Andresen wählt hiefür als sehr gutes Beispiel die sprachliche Ableitung des Wortes Meerkatze, alte Bezeichnung für Affe. Dies kann ebensogut aus dem Sanscritworte Markata (= Affe), als auch volksethymologisch so entstanden sein, dass man unter dem neuen Thiere ein katzenartiges Thier verstand, das über's Meer zu uns kam. Dass man in solchen Fällen sprachliche und psychologische Erörterungen anstellen und nöthigen Falles die betreffenden Sachverständigen zu Rathe ziehen muss, ist selbstverständlich.

Eine ganz instructive Rückbildung, wie sie überhaupt oft vorkommt, zeigt uns das Wort Kaninchen = Karnickel = Kinigl = Künihas. Da nun aber im bayerischen Dialect der König wie Küni ausgesprochen wird, so glauben Gebildete oft, es handle sich hier um einen „ordinär" ausgesprochenen „König", und sagen statt Kaninchen stolz: Königshase! Aehnliche Missverständnisse der allergröblichsten Art kommen so oft vor, wenn halb Gebildete ihren Dialect verlassen, oder ganz Gebildete Ausdrücke des Dialects umdeuten und in das Hochdeutsche übersetzen wollen. Hier kann nicht genug aufgepasst werden.

Oft ist es aber auch wichtig, die merkwürdigen Umdeutungen klar zu legen, die Fremdworte bei dem Landvolke erlitten hatten; dies ist nach den Ländern oft strichweise verschieden; es sollen daher nur beispielsweise angeführt werden: commod, fidel und famos; ein commoder Herr heißt bei uns ein leutseliger, herablassender Mensch, und ein fideler Bursch ist nicht etwa eine treue Seele, sondern ein lustiger, vergnügungssüchtiger Mensch; famos (*famosus* = berühmt) heißt allgemein so beiläufig: köstlich.

Unter Umständen mag es nicht gleichgiltig sein, herauszubekommen, wie Namen umgeändert werden; aus eigener Praxis habe ich feststellen können, dass der Vater eines Mannes, der seltsamer

Weise „Kammerdiener“ hieß, ein eingewanderter Italiener Namens Commadina war, und von zwei alten Männern, die in verschiedener Gegend gelebt hatten, wurde anlässlich einer Erbschaft erhoben, dass einer Josef Waldhauser, der andere Leopold Balthasar hieß und dass sie trotzdem Brüder waren; im Laufe eines Menschenalters war der Name so weit umgeändert worden (welcher der richtige war, weiß ich nicht mehr).

Anlässlich anderer gerichtlicher Erhebungen kam zu Tage, dass eine Familie, die den Namen Theobald führte, französischer Abstammung war und eigentlich Du Val hieß.

In Steiermark, welches bis vor 200 Jahren so viel von türkischen Einfällen zu leiden hatte, und wo zahllose gefangene oder erkrankte Türken zurückgeblieben waren, sollen viele Familiennamen türkischen Ursprunges sein; hiebei soll entstanden sein: Hasenöhrl aus Hassan öri — Salater aus Saladin — Mullenböck aus Mullei beg — Sullmann aus Soliman u. s. w.

2. Sonstige Missverständnisse.

Die moderne Psychophysik hat unendlich viel dadurch geleistet, dass sie die psychischen Vorgänge durch Zählen und Messen zu vergleichbaren Größen gestaltete und so auch die falschen Auffassungen und Missverständnisse einer exacten Forschung zuzuführen suchte. Im Ganzen muss aber gesagt werden, dass die Disciplin heute noch viel zu jung ist, um ihre Verwertung im Großen und Praktischen zu finden; man hat in ganz richtiger Weise die Versuche im Kleinen und im Raume des Studierzimmers begonnen; wie das Alles in der großen Welt bewährt werden soll, das wird sich später zeigen. Deshalb sagt Mac Keen Cattell: [1]) „Die bisherigen Versuchsmethoden zur Messung der Zeitdauer psychischer Vorgänge bringen zwei Schwierigkeiten mit sich, welche die Genauigkeit und überhaupt den Wert der erhaltenen Resultate beeinträchtigen. Die erste Schwierigkeit liegt in den Apparaten . . . die zweite darin, dass die gefundenen Zeiten der Dauer eines künstlichen Vorganges entsprechen, nicht eines psychischen Vorganges, wie er im wirklichen Leben vorkommt . . . . Wundt hat viel dazu beigetragen, diese Schwierigkeiten zu überwinden, indem

[1]) James Mac Keen Cattell, „Ueber die Zeit der Erkennung und Benennung von Schriftzeichen u. s. w.“, in Wundt's philosophischen Studien, II. Bd. 1885.

er einerseits die Apparate vereinfachte, andererseits die Bedingungen bei den Experimenten denen des wirklichen Lebens näher brachte."

Gewiss lässt sich so eine Menge von Missverständnissen klären und der Sachverhalt kann dann richtig gestellt werden — es bleiben aber ihrer noch immer genug übrig, um uns zu vexieren.

Die meisten dieser Missverständnisse kommen dann vor, wenn wir nicht deutlich vernommene Worte oder Sätze in der Rede Anderer falsch ergänzen; hier handelt es sich keineswegs um ein sprachliches Missverständnis, denn es wurde nichts von dem Gesagten falsch gedeutet, sondern es liegt ein Nichtverstehen des Sinnes des Gehörten in Mitte, was dann unrichtige Ergänzungen zuließ. Jessen [1]) sagt zwar: „Wir verstehen einen Redner oft vollkommen, ohne jedes Wort gehört zu haben, weil wir das Fehlende ergänzen." Aber ob wir es richtig ergänzen, ist eine andere Frage, und wir wissen, dass jeder nicht blos nach seiner Natur und Cultur, sondern auch nach augenblicklichen Stimmungen und seiner persönlichen Stellung zur Sache ergänzt. Und das Böseste an der Sache ist, dass Keiner mehr hinterdrein weiß, dass er überhaupt ergänzt hat.

Wir thun dies ja nicht blos beim Anhören, sondern auch beim Ansehen. Ich sehe auf einem Dache in größerer Entfernung vier weiße Ballen, über deren Natur ich mir gar nicht klar bin. Während des Hinsehens streckt einer der Ballen Kopf und Schwanz aus, reckt die Flügel u. s. w. und sofort denke ich mir: „Ach, vier Tauben sind es!" Es wird ja richtig sein, dass es vier Tauben waren, aber woher hatte ich die Berechtigung, so zu ergänzen und zu generalisieren, da ich mich doch blos bei einem Ballen überzeugt hatte, dass es eine Taube sei, die drei anderen Ballen hatten sich gar nicht gerührt? Wie gesagt, in diesem Falle werde ich mich gewiss nicht geirrt haben, aber in wie zahllosen Fällen ist das nicht so sicher, und wir ergänzen doch — und das Missverständnis ist fertig.

Auf einem Bahnhofe stand einmal, während ich mit meiner Frau im Waggon saß, ein Schornsteinfeger. Als er sich nach einer verlorenen Münze bückte und diese suchte, rief meine sehr kurzsichtige Frau: „Sieh einmal den schönen Neufundländer!" Dass ein Kurzsichtiger einen sich bückenden Schornsteinfeger für einen

[1]) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", Berlin 1855.

schwarzen Hund hält, ist eine begreifliche optische Täuschung, aber woher ergänzte meine Frau, dass es gerade ein Neufundländer und noch dazu ein schöner sein müsse?

Taine[1]) illustriert uns diese Vorgänge sehr anschaulich mit der Erzählung von dem Kinde, welches fragte, warum seine Mutter ein weißes Kleid angezogen habe. Man erklärt ihm, dass die Mutter zu einem Feste gehe und deshalb geputzt sein müsse. So oft das Kind dann später Jemanden festlich gekleidet sah, etwa in grünem oder rothem Kleide, so sagte es: „Ah, Du hast ein weißes Kleid an?" Ganz dasselbe thun wir *mutandis mutatis* unzählige Male, wir verwechseln, wie Meinong[2]) so treffend sagt, Identität mit Uebereinstimmung. Es möchte dieser Satz jeder exacten Arbeit, aber namentlich der des Criminalisten, vorangestellt werden, dann wären der leichtfertigen Irrungen und Missverständnisse weniger.

Wie oft und rasch wir ergänzen, zeigt eine einfache, aber psychologisch wichtige Spielerei. Man frage den Ersten Besten, wie auf seiner Taschenuhr der Vierer und Sechser aussieht, und lasse sich diese aufzeichnen. Fast Jeder zeichnet ruhig: IV und VI. Lässt man ihn aber seine Uhr, die er schon tausende von Malen angesehen hat, anblicken, so findet er, dass der Vierer so: IIII aussieht (weil der gewöhnliche IV in der Stellung nach abwärts zu Verwechslungen mit VI führen könnte), und der Sechser ist gar nicht da, weil an seiner Stelle das Zifferblatt des Secundenzeigers angebracht ist. — Man fragt unwillkürlich: „Ja, was schauen wir denn an, wenn wir auf die Uhr sehen, wenn wir die Ziffern nicht anschauen?" — und die weitere Frage: „Machen wir dies bei allen Dingen so erbärmlich schlecht, wenn wir sie auch oft anschauen?"

Ich behaupte, man hat nur das verlässlich gesehen, was man gezeichnet hat. Mein seliger Vater verlangte von meinem Zeichenlehrer, dass ich von ihm nicht zeichnen und nicht malen, sondern schauen lernen solle. Auf das gieng der Mann in correcter Weise ein, ich bekam nie Vorlagen, sondern zuerst einen Dominostein, dann zwei, drei solche, über einander liegend; dann kam eine Zündhölzchenschachtel, ein Buch, ein Leuchter und sofort. Und

---

[1]) H. Taine, „Der Verstand", deutsch, Bonn 1888.

[2]) Alexander von Meinong, „Hume-Studien", Wien 1877, 1882.

noch heute kenne ich von den Gegenständen des noch vorhandenen Hausrathes nur jene genau, die ich in den Jahren des Zeichenunterrichtes gezeichnet habe; von diesen weiß ich Alles, von den anderen, die ich täglich vor mir habe, nur Beiläufiges und viel Unrichtiges zu sagen.

Und von unseren Zeugen verlangen wir so oft die genaueste Beschreibung von Dingen, die sie einmal und da nur flüchtig gesehen haben!

Hat man aber eine Sache auch oft gesehen, so können wieder locale und temporale Fragen große Schwierigkeiten bereiten.

In der ersteren Richtung hat sich Exner[1]) klärend darüber mit dem Beispiele von seiner Fahrt von Gmunden nach Wien ausgesprochen, bei welcher er in Folge der starken Biegung bei Lambach auf einmal Alles ganz verkehrt sah, obwohl ihm die Strecke auf das Beste bekannt war; die Bahnhöfe, die Ortschaften, Flüsse, kurz alles Markante schien auf der falschen Seite zu stehen. Aus dem gewöhnlichen Leben ist diese Thatsache bekannt; wie verändert sieht eine Landschaft aus, die man hundertmal, aber stets bei Tag oder im Sommer gesehen hat, wenn man sie bei Nacht oder im Winter das erstemal erblickt. Wie gut ist der Rath, den man jungen Leuten gibt: Man solle sich auf Wegen, die man das erstemal geht, öfter, namentlich bei Kreuzungen und Zweigungen umblicken, um so die Gegend für den Rückweg kennen zu lernen. Ja, sogar der Ausgangspunkt kann störend wirken; ist man z. B. zahlreiche Male von A nach B und zurück auf der Bahn gefahren, und man beginnt einmal die Fahrt von der Station C, die über A hinaus liegt, so hat die altbekannte Strecke A bis B ein völlig verändertes Aussehen; es kann sich dies bis zum wirklichen nicht-mehr-Erkennen steigern. Auf diese und ähnliche locale Einwirkungen hat vielleicht auch die Zeitschätzung einen Einfluss. Wir verkleinern bekanntlich unter allen Umständen subjectiv größere Zeiten (Vierordt[2]), und wenn daher für einen Vorgang eine längere Zeit aufgewendet werden muss, so verkleinert sich diese subjectiv nicht blos für den ganzen Vorgang, sondern auch für seine einzelnen Theile, so dass sich das, was sich früher auf eine scheinbar längere Zeit ausgedehnt hat, nun-

[1]) Dr. Sigmund Exner, „Entwurf einer physiologischen Erklärung u. s. w.", Leipzig 1894.

[2]) Dr. Karl Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen", Tübingen 1868.

mehr auf eine kürzere zusammenschiebt. Dann erscheint Alles zu früh und verleiht der Sachlage ein fremdes Gepräge.

Ganz Aehnliches gilt für temporale Unterschiede; Uphues [1]) gibt als Beispiel: „Wenn wir eine Person, eine Glocke eine Zeit lang nicht gehört haben und dann wieder hören, so taucht der Gedanke, ob die Zwei währenddem existiert haben, gar nicht auf; wir erkennen sie wieder und damit ist's genug."

Ja freilich ist's uns genug, ob aber die Sache wahr ist, ob es wirklich dieselben oder blos ähnliche Erscheinungen waren, das wird selten erwogen. Wenn es wirklich derselbe Mensch, dieselbe Glocke ist, die wir neuerlich wahrnehmen, so wird unwillkürlich der Schluss, und zwar richtig, gemacht, dass sie existiert haben müssen, aber wir eliminieren häufig das temporale Moment und fingieren unbewusst, dass der fragliche Mensch die ganze Zeit hier war. Man muss nur einmal zusehen, wie rasch Zeugen vorgehaltene Gegenstände (Messer, Geldbörsen, Briefe, Urkunden u. s. w.) agnoscieren. Vorhalten und Ja-sagen ist das Werk eines Augenblicks. Der Zeuge argumentiert, allerdings unbewusst, so: „Ich habe ja nur eine Urkunde bei dem Richter (vielleicht einem ganz Anderen als dem Erkennenden) abgegeben, hier haben sie wieder eine Urkunde, es muss also wohl dieselbe sein." Dass sich der Sachverhalt geändert hat, dass eine Verwechslung vorkam, dass vielleicht auch andere Zeugen ganz ähnliche Gegenstände abgegeben haben, das bleibt Alles außer Erwägung. Abermals bewährt sich der Meinong'sche Satz, dass wir so leicht Identität mit Uebereinstimmung verwechseln.

Von Bedeutung sind endlich auch Uebermüdungs- und sonstige Reizungszustände. Jedermann weiß, wie oft wir spät Abends irgend etwas Gelesenes durchaus nicht kapieren wollen, was uns am nächsten Morgen einfach und selbstverständlich erscheint; ebenso oft fassen wir Abends im ermüdeten Zustande etwas ganz anders auf und sehen am Morgen, dass es sich um ein grobes Missverständnis handelt, welches wir heute gar nicht mehr begreifen. Dass dann auch noch andere Missverständnisse dazu treten können, ist selbstverständlich; Hoppe erzählt von einem Spitalsarzt, der durch oftes Wecken ermüdet und aufgeregt war, und der dann im Tik-Tak der Uhr stets hörte: „Herr-Doc-tor!"

---

[1]) Goswin K. Uphues, „Die Wahrnehmung und Empfindung", Leipzig 1888.

In ganz ähnliche Lagen kommt häufig der Zeuge, der ein langwieriges, ermüdendes Verhör durchmachen muss und dann am Schlusse viel weniger weiß als am Anfang und zuletzt die an ihn gestellten Fragen consequent missversteht. Noch bedenklicher kann es bei Beschuldigten werden, die einem langen, sie begreiflicher Weise aufregenden Verhöre unterzogen werden, und dann, ermüdet, nicht mehr begreifen, um was es sich dreht, und sich dann in die berühmten „Widersprüche" verwickeln. Es ist dringend zu rathen, immer, wenn am Schlusse eines Beschuldigten- oder Zeugenverhöres „schlagende Widersprüche" constatiert werden, erst einmal zu sehen, wie lange das Verhör gedauert hat; war es sehr lange, so beweisen die Widersprüche nicht viel.

Dieselbe Ermüdungserscheinung kann sogar schon eher zum Verdachte eines Vergehens führen. — Aerzte, Krankenwärter, Kinderwärterinnen, junge Mütter u. s. w., die sich bei der Pflege von Kranken und Kindern einer „Fahrlässigkeit" schuldig machten, haben in vielen Fällen in Folge von Uebermüdung einfach „missverstanden". Hiehör gehören auch die zahlreichen traurigen Fälle, in welchen Maschinenwärter, Bahnwächter, Weichenaufseher u. s. w. wegen „Fahrlässigkeit" gestraft werden. Wenn ein solcher Mann z. B. jahraus jahrein 23 Stunden Dienst, dann 7 Stunden Ruhe, wieder 23 Stunden Dienst u. s. w. hat, so tritt ein Zustand von Uebermüdung und nervöser Abgespanntheit ein, in der er Signale, Warnungen, Zurufe u. s. w. einfach missversteht. Die statistischen Erhebungen beweisen auch, dass die größte Zahl von gewissen Unfällen am Ende der Dienstperiode, d. h. zur Zeit der größten Ermüdung geschehen. Aber wenn dies auch nicht zutrifft, so muss die sogenannte chronische Uebermüdung berücksichtigt werden. Wenn der Mann nach angestrengtem Dienste blos 7 Stunden ruhen kann, so muss ein Theil der Ermüdungserscheinungen unbeglichen bleiben; in der nächsten Zeitperiode geschieht dies wieder, und schließlich kommt ein Augenblick, in welchem sich diese unbeglichenen Ermüdungen summiert haben, und schon zu Beginn der Arbeitszeit wirken. Das ist ein Punkt, über welchen sich die Socialisten mit Recht beklagen: Gerade die verantwortlichsten Posten sind durch chronisch übermüdete Leute besetzt, und fordert die Natur ihr Recht — dann strafen wir sie!

Aehnliches tritt bei Leuten auf, die viel mit Geld zu thun haben. Steuer-, Post-, Bank-, Cassabeamte, die sich mit der ein-

tönigen und doch strenges Aufmerken erfordernden Arbeit des Geldempfangens und -Ausgebens befassen, ermüden durch diese Arbeit besonders leicht. Erfahrene Beamte dieses Faches haben mich versichert, dass es ihnen im ermüdeten Zustande oft geschieht, dass sie Geld empfangen, zählen, quittieren und — dem Ueberbringer zurückgeben. Glücklicherweise erkennen sie ihren Irrthum gewöhnlich an dem erstaunten Gesichte des Empfängers. Bemerken sie dies aber nicht, oder ist dieser gerieben genug, sich mit dem Gelde ruhig zu entfernen, ist die Summe groß, ein Ersatz nicht leicht möglich, und ist der betreffende Beamte unglücklicher Weise nicht sehr günstig beschrieben, so ist die Defraudation fertig.

Der alte Heydenreich[1]) hat ganz gut gesagt: „Der Fürchtende verhält sich mehr leidentlich als selbstthätig und verliert in dem Maße an Macht über sein Vermögen, als seine Gemüthsbewegung steigt" — nur gilt dies nicht blos vom „Fürchtenden", sondern von Jedem, der von irgend einem Affect, einem Reiz oder von Uebermüdung betroffen wurde.

Was ein bekannter Berliner Irrenarzt seinen Hörern darüber zu erzählen pflegt, wie es ihm einmal in der Oper ergieng, geschah gewiss auch nur im Zustand großer Ermüdung: „Ich war damals noch Leiter einer Irrenanstalt und führte den Schlüssel zu den Zellen stets bei mir. Eines Tages besuchte ich die Berliner Oper und hatte einen Platz im Parkett belegt. In der Zwischenpause trat ich auf den Corridor heraus. Bei der Rückkehr auf meinen Platz verirrte ich mich, sah vor mir eine Thür, die dasselbe Schloss trug wie die Thüren in der Irrenanstalt, ich griff in die Tasche, nahm den Schlüssel — er passte — und befand mich plötzlich in der Loge. Könnte man da nicht auch einmal auf rein reflectorischem Wege zum Einbrecher werden?" Jedenfalls würden wir einem bekannten Einbrecher, der eine solche Geschichte erzählen wollte, kaum Glauben schenken.

e) Das Lügen.

1. Im Allgemeinen.

Eigentlich ist ein großer Theil der Arbeit des Criminalisten nichts Anderes als ein Kampf gegen die Lüge; er soll die Wahrheit erforschen und hat sich daher wider ihr Gegentheil zu wehren.

[1]) Heydenreich, „Psychol. Entwicklung des Aberglaubens", Leipzig 1798.

Die Lüge tritt ihm auf jedem Schritt entgegen, der Beschuldigte, oft der scheinbar vollkommen geständige, viele der Zeugen suchen ihn zu hintergehen, und oft hat er mit sich selbst zu kämpfen, wenn er wahrnimmt, dass er selbst in einer Richtung arbeitet, die er nicht vollkommen zu rechtfertigen vermag.

Der Lüge überhaupt, namentlich aber bei unserer Arbeit vollends zu entkommen, ist selbstverständlich unmöglich, und über das Wesen der Lüge erschöpfend schreiben, hieße eine Naturgeschichte des Menschen verfassen. Wir können uns nur darauf beschränken, eine bestimmte Anzahl von Mitteln und Mittelchen zu ersinnen, welche uns die Arbeit erleichtern und die uns bei der Sondernatur unserer Arbeit das Vorliegen einer Lüge vermuthen und das Fortführen derselben verhindern lassen. Ich habe mich bemüht,[1]) dieselben nach Thunlichkeit zusammenzustellen,[2]) und möchte hier nur kurz einige Ergänzungen dazu geben.

Dass man unter Lüge die absichtliche Aussage einer wissentlichen Unwahrheit mit der Absicht, irrezuführen, versteht, ist ebenso bekannt, wie die verschiedenen Meinungen über die Zulässigkeit der sogenannten Nothlügen, der frommen, pädagogischen und conventionellen Lügen. Wir haben es mit all' diesen nicht zu thun, wir müssen uns — schon weil es keine Grenze gäbe — auf den Standpunkt des äußersten Rigorismus stellen und mit Kant[3]) sagen: „Die Lüge ist durch die bloße Form ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eigenen Augen verächtlich machen muss." — Für uns lässt sich auch in der That kein Fall denken, in welchem wir zu einer Lüge auch nur Anlass hätten: eigentlich pädagogisch zu wirken haben wir nicht, Jemandem Artigkeiten zu sagen, sind wir nicht verpflichtet, und eine Nothlage, in die wir gerathen könnten und uns herauslügen müssten, ist nicht zu denken. Wir werden bei Leibe nicht Alles sagen, was wir wissen, ja, richtiges Schweigen kennzeichnet sogar den guten Criminalisten, aber wir brauchen nie und nirgends zu lügen. Namentlich dem Anfänger ist es einzuschärfen, dass die „gute Absicht, der Sache zu dienen" und der zur Entschuldigung herangezogene „Pflichteifer", wodurch

[1]) Dr. Hanns Gross, „Handbuch für Untersuchungsrichter"; Abschnitt: „Wenn der Zeuge nicht die Wahrheit sagen will".

[2]) Vergl. Heinroth, „Die Lüge", Leipzig 1834.

[3]) Kant, „Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen".

man sich zu kleinen Lügen verleiten lässt, absolut zu verwerfen sind; ein hingeworfenes Wort, als ob der Mitschuldige gestanden hätte, eine Aeußerung, als ob man schon anderweitig unterrichtet sei, eine Verdrehung einer früher gemachten Aeußerung des Inquisiten und ähnliche „erlaubte Kunstgriffe“ zeigen sich schon durch ihre Verächtlichkeit als nicht zu billigen; man gewinnt durch ihren Gebrauch nur Beschämung vor sich selbst, und wenn sie nicht wirken, überdies auch vor dem Beschuldigten. Und dann ist man vor ihm zuverlässig verloren und der eingebüßte Boden ist durch gar nichts mehr zu gewinnen. Es ist merkwürdig, wie eine so edle und bedeutende Natur, wie Sören Aaby Kierkegaard, behaupten konnte, es sei zwar nie erlaubt, in Worten zu lügen, wohl aber in Handlungen und Geberden zu heucheln — wir wollen es nicht weiter untersuchen, inwieweit der dänische Denker dies für das gewöhnliche Leben vertreten kann — für unsere Thätigkeit hat er entschieden nicht Recht.

Gerade in Handlungen und Geberden lässt es sich da leicht zum Ausdruck bringen, als ob man von einer Sache mehr wüsste als es der Fall ist, als ob man ihrer schon sicher wäre, als ob man zu energischen, für den Betreffenden verhängnisvollen Schritten entschlossen wäre — eine Handbewegung, ein Griff nach der Klingel, ein plötzliches Aufstehen, all das kann unter Umständen von Wirkung sein; dazu kommt noch, dass diese Bewegungen nicht protocolliert werden und dass im Falle des Versagens die Blamage nicht sehr arg ist, so dass sich ein junger, eifriger Criminalist leicht zu solchen Missgriffen verleiten lässt. Sogar der Zufall kann da mitwirken. Ich hatte als Untersuchungsrichter einmal einen allerdings etwas schwachsinnigen Burschen zu vernehmen, der im Verdachte stand, eine große Summe Geldes gestohlen und verborgen zu haben. Der Bursche leugnete standhaft und ganz geschickt. Während des Verhöres trat ein College herein, der mir etwas Dienstliches zu sagen hatte, und da ich mitten im Dictieren war, wollte er das Ende des Satzes abwarten; hiebei sah derselbe zwei Säbel liegen, die von einer Studentenmensur gerade überbracht wurden; er nahm einen in die Hand und besah Klinge, Spitze und Scharten. Kaum hatte der Bursche das bemerkt, als ihm die Situation sehr bedrohlich schien, er hob die Hände empor, starrte den Mann mit dem Schwert in der Hand an und rief: „Ich sag's, ich sag's, ich hab' das Geld genommen, im hohlen Nussbaum ist's versteckt!“

Hatte dieser Vorgang einen fast drolligen Zug, so hat mir ein anderer später Anlass zu, ich kann nicht sagen Selbstvorwürfen, aber doch zu Beunruhigung gegeben. Ein Mann war verdächtigt, seine beiden kleinen Kinder getödtet zu haben. Da man aber die Leichen nicht fand, so nahm ich eine genaue Durchsuchung seiner Wohnung, der Oefen, Aborte, Keller und Canäle vor. In letzteren fanden sich sehr viele Eingeweide, wahrscheinlich von Hasen herrührend; da ich aber zur Zeit dieses Fundes über denselben keine Vermuthung hatte, nahm ich dieselben mit und ließ sie einstweilen in Spiritus verwahren. Das große Standglas mit den Haseneingeweiden und Spiritus stand auf dem Schreibtisch, als ich den Beschuldigten vorführen ließ, um einiges bei der Haussuchung verdächtig Scheinendes zu besprechen. Unruhig sah er nach dem Standglas und sagte plötzlich: „Wenn Sie schon Alles haben, so muss ich freilich gestehen.“ Fast nur reflexartig fragte ich: „Wo sind die Leichen?“, worauf er sofort angab, dass er sie in öffentlichen Anlagen der Stadt verscharrt habe. Dort wurden sie auch gefunden. Offenbar hatte ihn das Glas mit den Eingeweiden auf den Gedanken gebracht, dass die Leichen gefunden und zum Theile hier verwahrt seien, und als ich fragte, wo dieselben seien, ist ihm offenbar das Unlogische der Frage, wenn ich die Leichen schon habe, nicht mehr aufgefallen.

Das Ganze war Werk des Zufalls, und doch habe ich heute noch die Empfindung, dass das Geständnis nicht richtig erreicht wurde, ich hätte die Wirkung des Glases bedenken und dasselbe eher verwahren sollen, bevor der Beschuldigte vorgeführt wurde.

Im gemeinen Leben kann man mit den Dingen freilich nicht so offen verfahren, und wenn wir die Verhältnisse so auffassen wollten, wie sie sich uns zeigen, würden wir oft fehlgehen. Dies zeigt uns jedes Beispiel; Jedermann weiß doch, wie wenig vollkommen glückliche Ehen es gibt — aber woher wissen wir das? Doch nur, weil dort, wo wir Gelegenheit haben, die Sache näher zu besehen, es sich immer zeigt, dass das Verhältnis keineswegs so günstig ist, als es wünschenswert wäre. Und nach Außen? Hat man schon einmal in halbwegs gebildeten Kreisen zwei Gatten auf der Straße streiten und Scenen machen gesehen? Wie manierlich und artig benehmen sie sich da und in Gesellschaft, wie wenig zeigen sie ihre gegenseitige Abneigung! Alles nur Lüge in Wort und That, und haben wir dann in einem Straffalle diese Frage zu

berühren, so urtheilen wir nach dem rein Aeußerlichen, was wir und Andere gesehen haben. „Sociale Gründe, Rücksichten auf die öffentliche Meinung, die oft betrogen werden muss, das Pflichtgefühl gegen die Kinder zwingt nicht selten zur Heuchelei der Außenwelt gegenüber; die Zahl der glücklichen Ehen wird meistens überschätzt.“ (Moll.[1])

Dasselbe sehen wir bei Vermögensverhältnissen, Stellung zwischen Eltern und Kindern, dem Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, selbst beim Gesundheitszustand — überall handelt man anders als es der Wahrheit entspricht, Einer wird nach dem Anderen getäuscht, schließlich glaubt es die Welt, und dem Gerichte wird es als volle Wahrheit mitgetheilt. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, dass wir viel weniger durch Worte als durch den Schein der äußeren Verhältnisse irregeführt werden — „am allerwenigsten darf uns die öffentliche Meinung, diese Dirne, imponieren,“ sagt Lazar v. Hellenbach,[2]) und gerade sie ist es, durch die wir die „äußeren Verhältnisse“ der Leute erfahren; „*vox populi*“ heißt sie und Klatsch ist sie. Die Worte: „man sagt“ — „es ist allgemein bekannt“ — „Niemand zweifelt“ — „wie die Nachbarn übereinstimmend angeben“ — „nach der allgemeinen Behauptung“ und wie diese Saatkörner der Unwahrheit und Verleumdung alle heißen mögen, sie müssen aus unseren Acten verschwinden; sie alle bekunden nur den Schein, das, was die Anderen die Leute sehen lassen wollten, das Wirkliche und Verborgene kommt dadurch nie zu Tage. Aber wie oft behält das Sprichwort recht: „Die böse Welt sagt's und die gute glaubt's.“ Noch mehr: sie baut auch Strafurtheile darauf.

Nicht selten müssen die gelogenen Worte auch durch Handlungen unterstützt werden. Es ist bekannt, dass wir nur dann lustig, zornig oder freundlich erscheinen können, wenn wir in uns das betreffende Gefühl wirklich zu erregen suchen und es durch gewisse Gesten, Mimiken und Stellungen unterstützen. Es ist nicht gut möglich, zornig zu scheinen, wenn man sich nicht hineingeredet hat und dazu die Fäuste ballt, mit den Füßen stampft und die Stirne runzelt. Thut man dies, so kann man sogar die scheinbar unwillkürliche „flammende Röthe“ im Gesicht aufsteigen machen, und dann scheint man wirklich zornig zu sein. Dass man

[1]) Dr. Albert Moll, „Die conträre Sexualempfindung“, Berlin 1893.

[2]) Lazar v. Hellenbach, „Die Vorurtheile der Menschheit“, Wien 1879.

sich aber in einen gar nicht existierenden Zorn hineinreden kann, dass man schließlich wirklich lustiger wird, wenn man trotz trauriger Stimmung sich z. B. in Gesellschaft lustig zeigen will, ist Jedem bekannt (vergl. Jessen loco cit.). Wir machen daher auch die Erfahrung, dass der gut Leugnende schließlich ganz oder zum Theile an seine Unschuld glaubt; noch häufiger geschieht dies aber beim lügenden Zeugen, der, wenn er seine Rolle richtig spielt, das von ihm Behauptete wirklich für wahr hält. Diesen Leuten gegenüber hat man regelmäßig die schwerste Stellung, weil dann die gewöhnlichen Kennzeichen des Lügens vollkommen versagen. Das hat in unvergleichlicher Weise Gottfried Keller [1]) darzustellen vermocht.

Es ist vielleicht ganz richtig, wenn man der heutigen Zeit besondere Geneigtheit zu jener weitgehenden Lüge vorwirft, die den Lügner an die Wahrheit des Gesagten glauben lässt; dies wird in einem guten Aufsatze von Kiefer [2]) an Beispielen über solche „selbstgetäuschte Lügner“ gezeigt, und das Verzweifelte an der Sache liegt noch darin, dass diese Leute so ausgezeichnet zu lügen verstehen, dass sie fast einen Sport damit betreiben. Das einzige Glück ist noch, dass sich diese Lügen, sowie überhaupt jede Lüge durch die eigenthümliche Zudringlichkeit verräth, mit der sie sich den Schein von Wahrheit geben will. Auf dieses wichtige Kennzeichen kann nicht genug hingewiesen werden. Bei der Häufigkeit und Energie im Auftreten der Lüge muss es befremden, dass wir öfter in unbegreiflicher Weise die Möglichkeit einer Lüge außer Rechnung lassen, als ob es keine Lügen gäbe. Ich habe vor langer Zeit einmal eine scheinbar sehr einfältige Geschichte gelesen, die mir aber bei criminalistischer Arbeit viele Male behilflich war: Karl speist mit seinen Eltern und zwei Geschwistern, und erzählt Nachmittags in der Schule: „Heute waren wir 14 Personen bei Tisch.“ Wie ist das zu vereinen? — Karlchen hat wieder einmal gelogen! — Wie oft lässt sich ein Hergang gar nicht erklären, er erscheint mysteriös, räthselhaft, geheimnisvoll — und citiert man: „Vielleicht hat Karlchen wieder einmal gelogen?“ so findet man bei genauerem Nachsehen, dass irgendwo in der Sache eine Lüge steckt, und nun klärt sich Alles ganz schön.

[1]) Gottfried Keller, „Der grüne Heinrich“ (7. Capitel „Kinderverbrechen“).

[2]) Dr. Ernst Kiefer, „Die Lüge und der Irrthum vor Gericht“, Beiblatt der „Magdeburgischen Zeitung“ Nr. 17, 18, 19 ex 1895.

Sehr oft klären sich aber auch Widersprüche noch einfacher dadurch, dass sie keine solchen sind, und dass wir sie nur wegen mangelnden Verständnisses des Gesagten und wegen Unkenntnis der Verhältnisse zu solchen gemacht haben. Mittermaier [1]) macht schon mit vollem Recht darauf aufmerksam, dass man oft auf Lügen und Widersprüche zu viel Wert legt; „es ist die vorgefasste Ansicht, dass der Angeschuldigte der Thäter sei, die uns oft bewegt, kleineren Nebenumständen eine oft grundlose Erklärung zu geben, weil wir uns einbilden, den Schlüssel zum Gemüthe des Angeschuldigten zu haben.“ Und doch geht man gerade in dieser Richtung heute noch vor, als ob Mittermaier, dieser unsterbliche große Meister nie gelehrt hätte!

Wenn wir fragen, wann die Lüge am wenigsten Gewalt über den Menschen hat, so werden wir sagen: Im Affect, namentlich Zorn, Freude, Angst, dann im leichten Rausch und auf dem Todtenbett. [2]) Jeder von uns kennt verschiedene Fälle, in welchen Einer aus Zorn über den Verrath eines Mitschuldigen, aus Freude über die angekündigte Enthaftung oder aus Angst über bevorstehende Haft u. s. w. plötzlich erklärte: „Jetzt sag' ich aber die Wahrheit“ — dies ist geradezu die typische Formel zur Einleitung der nun folgenden Geständnisse. In der Regel dauert dieser Entschluss nicht lange, und ist der Affect verrauscht, so tritt Reue über das Gesagte ein, und es wird häufig getrachtet, wieder einen Theil des Gestandenen zurückzunehmen. Sind die hierüber aufgenommenen Protocolle lang, so ist diese Reue sehr deutlich gegen das Ende wahrzunehmen.

Dass man im Rausch nicht leicht lügt, ist bekannt; was Einer auf dem Todtenbett sagt, darf, besonders wenn er ein positiv Gläubiger ist, fast immer als wahr angenommen werden; man weiß, dass sich da oft sogar das Bewusstsein Geisteskranker und Blöder merkwürdig aufklärt, so dass es dann zu überraschenden Eröffnungen kommen kann. Ob der Geist des Sterbenden schon umflort war, ist nie schwer zu entscheiden, da sich gerade solche Geständnisse durch große Einfachheit und Klarheit in den wenigen gebrauchten Worten auszeichnen.

---

[1]) Dr. C. J. A. Mittermaier, „Die Lehre vom Beweise u. s. w.“, Darmstadt 1834.

[2]) Dr. Hanns Gross, „Handbuch u. s. w.“ („Die Aussage Sterbender“).

2. Das pathoforme Lügen.

Wie bei vielen Erscheinungen im Wesen des Menschen, so gibt es auch bei der Lüge eine gewisse Stufe, auf welcher der normale Zustand schon aufgehört und der krankhafte noch nicht begonnen hat. Als äußerste Grenze ist auf einer Seite der harmlose Aufschneider, der Jäger, der Tourist, der Student, der Lieutenant, die Alle ein wenig renommieren, auf der anderen Seite der dem vollen Wahnsinn verfallene Paralytiker zu nennen, der von seinen Millionen und seinen monströsen Leistungen erzählt. Noch krankhafter ist die charakteristische „*Pseudologia phantastica*", wie sie Delbrück[1]) nennt, dann die Fälle des hysterischen Lügens im vorgeschritteneren Grade, wie solche z. B. Reinhard[2]) erzählt (Leute, die anonyme Briefe an sich selbst schreiben, Sendungen an sich abgehen lassen u. s. w.), oder von denen auch Lombroso[3]) weiß, und die besonders gerne ihre eigenen Dienstboten, dann aber wieder hohe Beamte, Geistliche u. s. w. verdächtigen. Ebenso gehört hieher auch das charakteristische Lügen der Epileptiker, auf das z. B. Cramer[4]) hinweist, und vielleicht auch das Lügen von Leuten, die dem Altersblödsinn nahe stehen, welche Erlebtes, Gelesenes und Erzähltes vollends durcheinanderwerfen und Alles als selbst erlebt wiedergeben; Taine[5]) erzählt solche Fälle, die übrigens oft vorkommen; vgl. hiezu noch Moeli.[6])

Nun gibt es aber noch eine Classe von Menschen, an denen sich nicht das mindeste Krankhafte nachweisen lässt und die doch in einer Weise lügen, dass man den Eindruck empfängt, es könne mit ihnen nicht mehr beim Richtigen sein. Vergleiche hierüber die Arbeiten von Maudsley,[7]) Sully,[8]) Kräpelin,[9]) Forel[10])

[1]) Delbrück, „Die pathologische Lüge u. s. w.", Stuttgart 1891.

[2]) Reinhard, Vierteljahrschrift für gerichtliche Medicin, 1889.

[3]) C. Lombroso und G. Ferrero, „Das Weib als Verbrecherin u. s. w.", deutsch Hamburg, 1894.

[4]) A. Cramer, „Gerichtliche Psychiatrie", Jena 1897.

[5]) H. Taine, „Der Verstand", deutsch, Bonn 1888.

[6]) Moeli, „Lüge und Geistesstörung", Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 1892.

[7]) Maudsley, „Psychologie und Pathologie der Seele".

[8]) James Sully, „Die Illusionen".

[9]) „Ueber Erinnerungsfälschungen", Archiv für Psychologie u. s. w., XVII, XVIII.

[10]) Forel, „Uebergangsformen zwischen Geistesstörung und geistiger Gesundheit".

und mein Handbuch.[1]) Man wird vielleicht nicht fehlgehen, wenn man die Entstehung des pathoformen Lügens auf Rechnung des allmäligen Angewöhnens schreibt. Es mögen diesem Lügen Leute unterworfen sein, die von Hause aus begabt sind und, wie Goethe von sich selbst sagt, „Lust zum Fabulieren" haben. Es sind dies dann auch meistens Menschen, die, ich will nicht sagen ehrgeizig, aber doch so veranlagt sind, dass sie gerne eine Rolle spielen möchten und den Drang besitzen, ihre Person in den Vordergrund zu schieben. Wenn sie nun nicht besonders im Leben vorwärts kommen, so trachten sie wenigstens den Anderen und sich selbst durch langsam gesteigerte Erzählungen beizubringen, dass sie wirklich eine hervorragende Stellung einnehmen. Ich hatte und habe Gelegenheit, einige besonders entwickelte Typen dieser Menschen genau zu studieren. Im Ganzen haben sie nicht nur das gemeinsam, dass sie lügen, sondern es sind auch die Themen, die sie vorbringen, sehr ähnlich: Sie erzählen, wie sie von hohen Personen um Rath gefragt, eingeladen und geachtet werden; sie deuten an, welchen Einfluss sie haben, versichern gerne ihrer Protection, deuten auch hiebei ihre große Intimität mit höher gestellten Leuten an, übertreiben, wenn sie von ihrem Vermögen, ihren Leistungen und ihrer Arbeit sprechen, und leugnen auch rundweg Vorgänge ab, durch die ihre Erscheinung in ein minder günstiges Licht gestellt werden könnte. Ihr Kennzeichen, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen „Aufschneider" unterscheiden, und welches das eigentlich Pathoforme ihres Wesens ist, besteht darin, dass sie ohne Rücksicht darauf lügen, dass das Unwahre sofort oder doch sehr bald entdeckt wird. Sie erzählen z. B. Jemandem, dass er dies und jenes nur ihrer Protection zu verdanken habe, obwohl der Betreffende weiß, dass dies nicht der Fall ist, sie renommieren mit einer Leistung vor Jemandem, der die Sache mitgemacht hat und sie sofort auf das richtige Maß zurückführen kann, sie versprechen etwas, obwohl die Zuhörer wissen, dass sie das nie halten können, und prahlen mit ihrem Besitz, obwohl einer der Hörer diesen ganz genau kennt. Macht Jemand eine Einwendung gegen solche Aufschneidereien, so sind sie gewöhnlich mit einer für die sonstigen Fähigkeiten solcher Leute auffallend ungeschickten Erklärung zur Hand, welche wieder das Pathoforme der Erscheinung deutlich

[1]) „Das pathoforme Lügen".

zeigt. — Am meisten Aehnlichkeit haben solche Lügen mit jenen, welche zuweilen Schwangere und Wöchnerinnen vorbringen (vergl. hierüber Ripping[1]), und mit jener eigenthümlichen Verlogenheit, die man wiederholt an Prostituierten wahrnahm und die von Carlier, Lombroso, Ferrero (loco cit.) als typisches und geradezu professionelles Kennzeichen aufgestellt wird. Ich habe übrigens den Verdacht, als ob das eigentliche pathoforme Lügen einen Zusammenhang mit irgend etwas Sexuellem, vielleicht mit Perversität oder Impotenz oder übermäßigem Geschlechtstrieb haben könnte. Auch glaube ich, dass es viel häufiger vorkommt, als man meint, obwohl es in seinen halbwegs entwickelteren Formen leicht wahrzunehmen ist. Für unsere Arbeit dürfte das pathoforme Lügen nicht sehr gefährlich sein, da es sich einerseits nur dann vollends ausprägt, wenn es sich um die eigene Person handelt, und da es andererseits so charakteristisch auftritt, dass es von Jedem, der mit Aehnlichem schon zu thun hatte, sofort erkannt werden muss.

4. Besondere Zustände.

a) Schlaf und Traum.

Die Häufigkeit des Vorkommens einer Erscheinung muss in gewisser Beziehung zur Wichtigkeit, die sie für uns hat, in geradem Verhältnisse stehen. Hiernach müsste allerdings Schlaf und Traum für unsere Arbeiten von größtem Einflusse sein, und wenn man verhältnismäßig selten davon Erwähnung machen hört, so zeigt dies nur, dass die Bedeutung dieser Zustände unterschätzt wurde. Die Literatur ist ziemlich reichhaltig und bringt auch hier, namentlich die ältere, eine reiche Casuistik, die vielleicht in ihren Schlüssen nicht sorgfältig genug ist und ihrer Beobachtung nach der modernen Kenntnisse entbehrt, die aber so viel Materiale bringt, dass dadurch Anregung zu weiteren Forschungen geboten wird. Namentlich hat Friedreich[2]) die ältere Literatur gut zusammengestellt. Ich nenne die Arbeiten von Hertz,[3]) Kleinschrod,[4])

---

[1]) Ripping, „Die Geistesstörung der Schwangeren u. s. w.“, Stuttgart 1877.

[2]) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie“, Regensburg 1852.

[3]) Hertz, „*Diss. de vesania in somnambulismo*“, Bonn 1833.

[4]) Kleinschrod, „Grundbegriffe des peinlichen Rechtes“.

Stelzer,[1]) Moser,[2]) Brillat-Savarin,[3]) Fritsch,[4]) Martini,[5]) Mende,[6]) Umbreit,[7]) Bergk,[8]) May,[9]) Brinz,[10]) Scherner,[11]) Preyer,[12]) Spitta,[13]) Radestock,[14]) Heerwagen,[15]) Mönninghoff und Piesbergen,[16]) Strümpell,[17]) Frensberg,[18]) Scholz,[19]) Siebeck,[20]) Purkinje,[21]) Lemoine[22]) — dann die einschlägigen Artikel in jeder Psychologie (namentlich Jodl), Physiologie und gerichtlichen Medicin u. s. w.

Auch in den Fragen über Schlaf und Traum wird man dort, wo es sich um nur halbwegs krankhafte Zustände, also Schlaftrunkenheit von abnormer Stärke, Schlafwandeln, dann hallucinatorische Träume u. s. w. handelt, selbstverständlich den Arzt fragen, aber auch dann, wenn es sich um Erscheinungen dreht, welche die physiologische Seite von Schlaf und Traum betreffen — z. B. Schlafbedürfnis, Wirkung der Schlafentbehrung, normale Schlaftrunkenheit u. s. w., muss der Arzt gerufen werden, da doch

[1]) Stelzer, „Grundsätze des peinlichen Rechtes" und „Ueber den Willen", Leipzig 1817.

[2]) Moser, „Patriotisches Archiv", 9. Band.

[3]) Brillat-Savarin, „Phisiologie du gout", Paris 1825.

[4]) Fritsch, „Hist. mirab.".

[5]) Martini, „Manuale di medicina legale", Milano 1831.

[6]) Mende, „Handbuch der gerichtlichen Medicin", VI. Theil.

[7]) Umbreit, „Psychologie als Wissenschaft", Heidelberg 1831.

[8]) Bergk, „Psychologische Lebensverlängerungskunde", Leipzig 1804.

[9]) May, „Die strafrechtliche Zurechnung", Zürich 1851.

[10]) C. Brinz, „Ueber den Traum", Bonn 1878.

[11]) Scherner, „Das Leben des Traumes", Berlin 1861.

[12]) Preyer, „Ueber die Ursache des Schlafes", Stuttgart 1877.

[13]) Spitta, „Die Schlaf- und Traumzustände u. s. w.", Tübingen 1878.

[14]) Paul Radestock, „Schlaf und Traum", Leipzig 1879.

[15]) Friedrich Heerwagen, „Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf", Philosophische Studien, W. Wundt, V. Band, 1889.

[16]) C. Mönninghoff und F. Piesbergen in der Zeitschrift für Biologie, Neue Folge, I. Band (XIX. Band), 1883.

[17]) Ludwig Strümpell, „Die Natur und Entstehung der Träume", Leipzig 1874.

[18]) Frensberg, „Schlaf und Traum", Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung Nr. 466.

[19]) Friedrich Scholz, „Schlaf und Traum", Leipzig 1887.

[20]) Hermann Siebeck, „Das Traumleben der Seele", Berlin 1877.

[21]) J. E. Purkinje, „Wachen, Schlaf, Traum u. s. w.", „Wagner's Handwörterbuch der Physiologie".

[22]) A. Lemoine, „Du sommeil", Paris 1888.

er derjenige ist, in dessen Wissensbereich physiologische Erörterungen fallen. Gleichwohl hat sich doch der Criminalist auch mit diesen Fragen zu befassen, um das diesfalls Mögliche kennen zu lernen, um zu wissen, auf was es da ankommt, und wann er den Arzt heranzuziehen hat. Ist er auf diesem Felde ganz fremd, so hat er durch ungeschickte Fragestellung und Außerachtlassung des Wichtigsten gewöhnlich Alles verdorben, bevor die Thätigkeit des Arztes beginnt, oder er hat ihm mindestens die Arbeit wesentlich erschwert.

In vielen Fällen muss der Criminalist aber allein zugreifen, da es sich dann weder um etwas Krankhaftes, noch um etwas physiologisch zu Erklärendes, sondern einfach um Thatsachen des gewöhnlichen Lebens handelt, über welche sich der Laie als gebildeter Mensch zurecht finden muss. Sagen wir z. B., es handelt sich um die Beeinflussung unserer Stimmungen durch Träume; Maudsley[1]) hat auf die Jedermann bekannte und schon oben berührte Thatsache hingewiesen, dass man oft für einen ganzen Tag unter der Wirkung eines Traumes steht; man ist fröhlich gestimmt, als ob Einem etwas Angenehmes widerfahren wäre, man ist verdrießlich, ängstlich, aufgeregt, als ob etwas recht Böses geschehen wäre; forscht man über den Grund nach, so findet man als solchen einen angenehmen oder bösen Traum; findet man den Grund nicht, so kann ein wieder vergessener, aber Stimmung verursachender Traum das Movens gewesen sein. Es wurde oben (pag. 366) darauf hingewiesen, dass auch die sogenannten Erinnerungsfälschungen zum großen Theile auf Träume zurückzuführen seien. („Die Träume als Hallucinationen“ siehe bei Höfler[2]) und Wundt.[3])

Diese Wirkung der Träume kann bei Weibern, erregbaren Männern, namentlich aber bei Kindern ganz bedeutend sein. Sully[4]) erzählt von einem Kinde, das einen Traum als erlebt betrachtete, und Carpenter[5]) von einer Dame, die überhaupt Träume und wirklich Erlebtes nicht zu scheiden vermag; dass dies bei alten Leuten oft vorkommt, wird dadurch erklärt, dass zwar

---

[1]) H. Maudsley, „Physiologie und Pathologie der Seele“.
[2]) A. Höfler, „Psychologie“, Wien 1897.
[3]) W. Wundt, „Physiologische Psychologie“.
[4]) James Sully, „Die Illusionen“.
[5]) Benj. Carpenter, „Manual of physiology“, 1846, 4. Auflage 1865.

die Träume nicht stärker, wohl aber das Erinnerungsvermögen und der unterscheidende Geist schwächer werden.

Aus eigener Erfahrung kann ich zwei Fälle nennen, welche mit der oben genannten Bemerkung von Sully übereinstimmen. Ein 8-jähriges Kind war mit einem Manne Nachmittags Kastanien suchen gegangen, kam Abends ganz fröhlich heim, war des anderen Tages weinerlich und gestand unter vielen Thränen, dass es gestern von dem genannten Mann geschändet worden sei.

In dem zweiten Falle war in einem Hause ein größerer Einbruchsdiebstahl verübt worden, der die Bewohner in bedeutende Aufregung versetzt hatte. Am zweiten Tage darauf erzählte die etwa 10- oder 12-jährige Tochter des Bestohlenen mit voller Bestimmtheit, dass sie unter den Dieben den Sohn eines Nachbarn erkannt hatte. In beiden Fällen kam es zu ernstlichen gerichtlichen Schritten gegen die beiden Verdächtigten, und in beiden Fällen gaben die Kinder über genaues Befragen, ob sie das Ganze nicht etwa geträumt hätten, nach längerem Besinnen die Möglichkeit zu.

Das Charakteristische in derartigen Fällen dürfte darin liegen, dass solche Kinder ihre Behauptungen nicht sofort, sondern erst nach Verlauf einer oder mehrerer Nächte zum Vorschein bringen. Ist dies der Fall, so ist zum mindesten der Verdacht, dass Wirklichkeit und Traum verwechselt wurde, gerechtfertigt.

Auch anderweitig werden hiehergehörige Fälle mitgetheilt; Taine [1]) erzählt, dass Baillarger einmal träumte, er sei Director eines gewissen Journales geworden, was er so fix glaubte, dass er es vielen Personen in allem Ernste erzählte.

Bekannt ist der Traum des Julius Scaliger, von dem auch Huber [2]) erwähnt; Leibnitz erzählt, dass Scaliger die berühmten Männer von Verona poetisch verherrlicht hat. Im Traume erschien ihm ein gewisser Brugnolus und beklagte sich, dass er vergessen wurde. Erst sein Sohn, Josef Scaliger, erfuhr, dass es wirklich einen Brugnolus gab, der sich als Grammatiker und Kritiker ausgezeichnet hatte. Scaliger sen. hatte selbstverständlich einmal von ihm gewusst und ihn dann vergessen, im Traume aber nicht.

Solche Auffrischungen des Gedächtnisses durch einen Traum können vielfach von Wichtigkeit sein, selbstverständlich wird man

---

[1]) H. Taine, „Der Verstand", deutsch, Bonn 1880.

[2]) Johann Huber, „Das Gedächtnis", München 1878.

ihnen aber immer wegen ihrer Unverlässlichkeit mit Vorsicht begegnen müssen.

Handelt es sich darum, wenigstens vorläufig einen Anhaltspunkt über die Natur des Schlafes und der Träume einer bestimmten Person zu gewinnen, so können die genauen Untersuchungen von Heerwagen [1]) dienlich sein. Auf Grund vielfacher Beobachtungen konnten folgende Sätze aufgestellt werden:

I. Lebhaftigkeit der Träume nimmt mit ihrer Häufigkeit zu.

II. Je leiser der Schlaf, um so häufiger die Träume.

III. Frauen haben im Allgemeinen sehr viel leiseren Schlaf als die Männer und träumen sehr viel mehr.

IV. Mit zunehmendem Alter werden die Träume seltener, der Schlaf leiser.

V. Wer leise schläft, hat geringeres Schlafbedürfnis.

VI. Das Schlafbedürfnis der Frau ist größer.

Bezüglich des letzteren Punktes möchte ich beifügen, dass die Thatsache, dass Frauen z. B. bei der Wartung von Kindern oder Kranken viel mehr aushalten als Männer, nur einen scheinbaren Widerspruch bildet: Das Bedürfnis nach Schlaf dürfte nicht geringer sein, nur der gute Wille und die Opferfreudigkeit ist bei der Frau größer als beim Mann.

Darüber, was für abenteuerliche Dinge von Leuten im Schlafe und Halbtraum getrieben werden, erzählt Jessen [2]) eine große Anzahl von Beispielen. Die meisten derselben sind der älteren Literatur entnommen, gleichwohl aber gut beglaubigt. Aus einem Vergleiche dieser Fälle ergibt sich, dass solche Schlafhandlungen am häufigsten bei jüngeren, kräftigen, überanstrengten Leuten vorkommen, die z. B. zwei Nächte hintereinander nicht geschlafen haben und dann im besten Schlaf geweckt wurden. Das Merkwürdige daran besteht darin, dass solche Leute oft ganz vernünftig handeln, dass etwa der Arzt ein richtiges Recept verschreibt oder ein Fabriksdirector ganz vernünftige Anordnungen trifft, und dass dieselben später hievon nicht das Mindeste wissen. Solche Ereignisse sind für unsere Arbeit von großer Bedeutung, weil sie einerseits bezüglich ihrer Richtigkeit genau untersucht werden

[1]) Friedrich Heerwagen, „Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf", philosophische Studien, W. Wundt, V. Bd., 1889.

[2]) Dr. P. Jessen, „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", Berlin 1855.

konnten, und weil sie anderseits Leute betrafen, welche keinen Grund hatten, den Sachverhalt unwahr anzugeben. Redet sich nun ein Beschuldigter auf ein solches Ereignis aus, so fehlt hier häufig die Möglichkeit einer genauen Untersuchung des Sachverhaltes, und ebenso mangelt der Glaube, da man dem Beschuldigten in seiner misslichen Lage nichts gelten lässt. Gerade deshalb ist das Studium solcher Fälle, welche sich bei vollkommen glaubwürdigen Leuten ereignet haben, von Wichtigkeit.

Ueber solche Fälle, in welchen Leute in der Schlaftrunkenheit die merkwürdigsten Dinge verrichtet haben, erzählen noch Stelzer,[1]) Mouchard,[2]) Meister[3]) und Friedreich;[4]) sie alle stimmen darin überein, dass Handlungen in der Schlaftrunkenheit beinahe immer im ersten tiefen, von schweren Träumen gestörten Schlaf, bei ermüdeten, kräftigen Leuten vorkommen.

Ein wichtiges Moment liegt in der von Jessen u. A. citierten Erscheinung, dass es Menschen gibt, die oft trotz der größten Aufregung in tiefen, ruhigen Schlaf verfallen können; so wird immer das Beispiel Napoleon's erwähnt, der während der Schlacht bei Leipzig gerade im entscheidenden Moment fest und tief einschlief. Es wird nun oft als Beweis für die Unschuld eines Menschen der Umstand aufgeführt, dass man ihn unmittelbar nach dem angeschuldigten, schweren Verbrechen im tiefen Schlafe fand. Nach dem Gesagten dürfte dies für sich allein nicht beweisend sein.

Zu erwähnen wären hier noch die, eigenthümliche Täuschung hervorrufenden Bewegungserscheinungen vor dem Einschlafen. Panum[5]) erzählt, dass er einmal Aether inhaliert und dabei, im Bette liegend, beobachtet habe, wie die Bilder an der Wand immer weiter zurückwichen, wieder vorkamen und sich wieder entfernten. An diese Beobachtung wird die Bemerkung geknüpft, dass schläfrigen Leuten ganz dasselbe passiert, dass z. B. der Prediger in der Kirche sich immer zu entfernen und wieder-

---

[1]) Stelzer, „Ueber den Willen", Leipzig 1817.

[2]) Mauchard, „Repert. für empirische Psychologie", 2. Bd.

[3]) Meister, „Urtheile und Gutachten u. s. w.", Frankfurt a. O., 1808.

[4]) J. B. Friedreich, „System der gerichtlichen Psychologie", Regensburg 1852.

[5]) Panum, „Graefe's Archiv für Ophthalmologie", 1859, V. 1.

zukommen scheint (Fechner.[1]) Solche Bewegungserscheinungen können bei Beobachtungen, die einschlafende Leute gemacht haben (Diebe, die sich ihrem Bette genähert haben sollten, während sie ganz ruhig standen u. s. w.), von Bedeutung sein.

Dass auch auf Schlafende in eigenthümlicher Weise eingewirkt werden kann, ist nicht zu leugnen; Abercrombie[2]) und Kluge[3]) erzählen Fälle, in denen man Schlafenden Alles einreden konnte; sie träumten davon und glaubten es später auch; die Erzählung von jenem Officier, der auf diese Weise die Liebe eines jungen Mädchens errungen hat, ist oft citiert worden; sie hatte sich vollkommen ablehnend gegen den Betreffenden verhalten, worauf ihr dann der Abgewiesene in Gegenwart ihrer Mutter, während das Mädchen schlief, mit leiser Stimme von seiner Liebe und Treue vorerzählte, was im Verlaufe längerer Zeit nach und nach die gewünschte Wirkung ausübte.

Thatsache ist es, dass Gewisse unter unseren Einbrechern an ähnliche Dinge glauben und sie angeblich auch durchführen, allerdings mit Hilfe des rothen Lichtes, welchem schlafvertiefende Wirkung zugeschrieben wird. Sie behaupten, dass man mit einer Laterne mit rothen Gläsern im Zimmer eines Schlafenden Alles treiben, zum mindesten alles Vorräthige stehlen könne, wenn man ihm das rothe Licht auf das Gesicht fallen lässt und ihm hiebei mit leiser Stimme zuredet, ja recht gut zu schlafen.

Auffallenderweise stimmt hiemit ein Gebrauch der Burschen in unseren Gebirgsländern. Sie versehen sich mit einer Laterne, über die sie in Ermanglung rothen Glases ein rothes Tuch breiten und begeben sich damit vor das Fenster eines schlafenden Mädchens. Es wird nun behauptet, dass dieses, wenn ihm der rothe Schein auf das Gesicht fällt und ihm mit leiser Stimme zugeredet wird, mitzukommen, der Aufforderung Folge leistet und bis ins Freie herauskommt. Hier bereitet allerdings ein spitzer Stein oder sonst etwas Erweckendes dem rohen Spass bald ein Ende. Es wäre

---

[1]) Gust. Theod. Fechner, „Elemente der Psychophysik", Leipzig 1889.

[2]) Abercrombie, „inquiries concerning the intellectual powers", Edinburg 1830.

[3]) Kluge, „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus," Berlin 1815.

zum mindesten interessant, wenn über diese angeblichen Wirkungen des rothen Lichtes auf Schlafende wissenschaftliche Untersuchungen angestellt würden.

Wenn es sich endlich darum handelt, wie stark die Festigkeit des Schlafes ist, warum z. B. Jemand heute etwas hört und ein anderes Mal nicht, warum Einer wach wurde und der Andere nicht, warum Jemand trotz eines sehr starken Lärmes nichts davon hörte u. s. w., so mögen hiezu die sehr genauen Forschungen von O. Mönninghoff und F. Piesbergen [1]) behilflich sein. Sie fanden, dass die Festigkeit des Schlafes ihren Culminationspunkt erreicht nach dem dritten Viertel der zweiten Stunde. Bis zum zweiten Viertel der zweiten Stunde nimmt die Tiefe des Schlafes ganz allmälig zu. Im zweiten und dritten Viertel derselben Stunde steigt die Festigkeit sehr rasch und bedeutend, um dann auch ebenso rasch wieder abzunehmen, bis zum zweiten Viertel der dritten Stunde. Von diesem Zeitpunkte an tritt allmälige Abnahme der Schlaffestigkeit ein, die anhält bis in die Morgenzeit, bis zur zweiten Hälfte der fünften Stunde. Dieser Moment ist gekennzeichnet durch eine beginnende Steigerung der Schlafintensität, die im Gegensatze zur ersten sehr gering ist und lange andauert. In einer Stunde, also im Verlauf von $5^1/_2$ Schlafstunden, hat sie ihren Culminationspunkt erreicht, von wo aus sie allmälig abnimmt, bis allgemeine Verflachung des Schlafes eingetreten ist.

b) Rausch.

Abgesehen von den pathologischen Rauschzuständen, namentlich der sehr häufigen Intoleranz gegen Alkohol, die ausschließend in das Arbeitsgebiet des Arztes fallen, gibt es eine große Menge von Rauschzuständen, welche wegen ihrer großen Verschiedenheit ein genaueres Eingehen auf ihre Ursachen und Wirkungen erfordern. In der Regel begnügt man sich bei der Feststellung, ob Einer einen Rausch gehabt hat, mit einigen stereotypen Fragen: Hat er beim Gehen gewankt? Hat er noch laufen können? Hat er zusammenhängend sprechen können? Hat er seinen Namen gewusst? Hat er Sie erkannt? Hat er große physische Kraft aufgewendet? — und

[1]) O. Mönninghoff und F. Piesbergen, „Zeitschrift für Biologie", neue Folge, I. Band.

wenn diese Fragen von zwei Zeugen bejaht werden, so ist der Mann auch verurtheilt.

Häufig wird das richtig sein, und man wird mit Sicherheit behaupten können, wenn ein Mensch sich noch so weit in der Gewalt hat, dass er all' das Genannte leisten konnte, so ist er auch als zurechnungsfähig zu betrachten. Aber immer ist das nicht wahr. Ich behaupte gewiss nicht, dass Unzurechnungsfähigkeit wegen Rausches immer dann vorliegen müsse, wenn der Betreffende hintendrein, wenn der Rausch vergangen ist, sich an die Vorgänge während des Rausches wirklich nicht mehr erinnert. Dies ist nicht maßgebend, weil die der That nachfolgenden Umstände nicht zurückwirken können. Wenn Jemand auch später nichts mehr davon weiß, was er gethan hat, so ist es doch möglich, dass er davon Kenntnis hat, während er handelte, und das ist maßgebend. Die Kenntnis dessen, was Einer thut, für sich allein macht ihn aber auch noch nicht verantwortlich, denn wenn der Betrunkene auf den Schutzmann zuschlägt, so hat er Kenntnis davon, dass er sich gegen Jemanden wehrt, denn wüsste er das nicht, so würde er nicht so handeln, und das Exculpierende liegt darin, dass er in seinem Rausch nicht wusste, er habe es mit einem Schutzmann zu thun, dass er, soweit man bei ihm noch von „Meinung" sprechen kann, meinte, er habe einen unberechtigten Angreifer vor sich, gegen den er sich vertheidigen müsse.

Wollte man dagegen sagen, Jemand sei immer dann unverantwortlich, wenn er im Rausche etwas gethan hat, was er im nüchternen Zustande nicht verübt hätte, so wäre das wieder viel zu weit gegangen; dies beweisen die vielen Beleidigungen, die vielen Mittheilungen von Geheimnissen, die vielen geschlossenen Freundschaften, die alle im leichten Weindusel geschehen sind, die alle ausnahmslos unterblieben wären, wenn die Betreffenden vollkommen nüchtern gewesen wären, und von denen Niemand behauptet, sie seien im unzurechnungsfähigen Zustand geschehen.

Wir werden daher einschränkend sagen: Der Rausch entschuldigt dann, wenn er entweder die Handlung unmittelbar und nur reflectorisch auf den Impuls folgen ließ oder wenn er dem Berauschten den Sachverhalt derart verwirrte, dass dieser berechtigt zu handeln glaubte. Es werden daher auch die gesetzlichen Ausdrücke (z. B. „volle Berauschung" des österreichischen Strafgesetzes und „Bewusstlosigkeit" des deutschen Reichs-Strafgesetzbuches) in der

praktischen Auslegung um einen Grad höhergeschoben, als es der gemeine Sprachgebrauch ausdrückt. Denn „volle Berauschung“ oder Trunkenheit bis zur „Bewusstlosigkeit“ bedeutet für gewöhnlich jenen Zustand, in welchem Einer regungslos auf dem Boden liegt; in diesem Zustand thut er aber auch nichts mehr und begeht kein Verbrechen. Diesen Zustand können die Gesetze also auch nicht im Auge gehabt haben, sondern jenen, in welchem Einer noch activ ist, also Verbrechen begehen konnte, in welchem er noch des Gebrauches seiner Gliedmaßen fähig ist, aber jede Controle über deren Thätigkeit verloren hat.

Wenn wir die zahllosen Geschichten vergleichen, die über Betrunkene theils mündlich glaubwürdig überliefert werden, oder die man in Tagesblättern, Polizeiberichten und auch in unseren Acten liest, so finden wir z. B. ganze Gruppen von Mittheilungen, nach welchen ein Betrunkener sich in einer Winternacht auf einem Schneehaufen sein Lager bereitet, sich entkleidet, seine Kleider ganz sorgsam neben sich zusammenlegt und bei Annäherung eines Wachmanns entflieht, etwa über einen Zaun klettert und so rasch läuft, dass er nicht mehr erreicht werden kann. Ein solcher Mensch hatte doch zweifellos nicht blos noch den Gebrauch seiner Gliedmaßen, sondern er verwendete sie sogar verhältnismäßig ganz richtig zum Entkleiden, Ordnen der Kleider und zum Davonlaufen. Wenn sich nun z. B. irgend ein Vorübergehender dem Lager des Betrunkenen genähert hätte, und wenn dieser, in der Meinung, ein Einbrecher sei in seiner Wohnung, ihn verletzt hätte — wer glaubt ihm?

Man hat oft Gelegenheit, auf der Straße Festnehmungen von renitenten Betrunkenen anzusehen, welche herumschlagen, treten, beißen und die dann oft auf einem Karren zur Polizei gebracht werden müssen. Hat der Mann nun das Unglück gehabt, dass er bei der ersten Beanständung z. B. den Wachmann erkannte und seinen eigenen Namen richtig nannte, so hat er „deutliche Zeichen von Zurechnungsfähigkeit von sich gegeben“ und wird verurtheilt. Meistens war es aber blos ein augenblickliches Aufflackern seines umflorten Geistes, das ihn auf die vielleicht etwas barsche Anrede des Schutzmannes diesen erkennen und seinen Namen nennen ließ, worauf sofort gänzliche Unkenntnis des Vorsichgehenden eintritt und instinctives Sichwehren an der Stelle von Ueberlegung erscheint. Wer es öfter beobachtet hat, wie ganz sinnlos sich ein derartig betrunkener Mensch gegen eine Uebermacht von drei bis

vier und mehr Leuten zu wehren sucht und das Aeußerste selbst dann noch thut, wenn er ganz oder theilweise gefesselt ist, der muss zur Ueberzeugung kommen, dass solche Menschen nicht mehr zurechnungsfähig sind.

Ebenso darf nie außer Rechnung gelassen werden, dass das Fortsetzen langgewohnter Thätigkeit keineswegs ein Beweis von Zurechnungsfähigkeit ist. Besonders dann, wenn ein Handeln strenge eingeschärft ist und wenn der Betreffende genau weiß, dass ein falscher Griff bedenkliche Folgen nach sich ziehen kann, macht er das Gewohnte instinctmäßig fort: Der Soldat wird seine dienstlichen Obliegenheiten richtig zu Ende bringen, der Kutscher heimfahren, ausspannen und die Pferde versorgen, sogar der Locomotivführer wird seinen schwierigen Dienst anstandslos beenden — dann fallen sie aber alle hin und schlafen ihren Rausch aus. Tritt nun während der genannten gewohnten Thätigkeit irgend ein unerwarteter Zwischenfall, namentlich aber Widerstand, überflüssiges Dreinreden, Zurechtweisung oder Aehnliches ein, dann ist ein solcher Mensch völlig aus dem Geleise geworfen, er kommt in dieses auch nicht mehr hinein, er ist aber auch ganz außer Stande, dem plötzlich in die Quere gekommenen Widerstand entsprechend entgegenzutreten: Er leistet einfach reflexiv Gegendruck, der bei Fortsetzung des Druckes häufig explosiv wirkt.

Man kann die Wahrnehmung machen, dass ein solcher Trunkener es unbewusst verspürt, er sei durch das plötzliche Dreinreden aus seinen Bahnen geworfen, er könne das nicht zu Ende bringen, was er noch zu Ende bringen will, und diese seine Empfindung äußert sich in verzweiflungsartigen Ausbrüchen, für die er entschieden nicht verantwortlich ist.

Eine Unzahl von Volkssprichworten läuft dahin aus, dass man einem Betrunkenen aus dem Wege gehen müsse, ja, dass man ihm nicht einmal behilflich sein solle, da er sich allein am besten zurechtfindet — theoretisch weiß dies das Volk recht gut, aber *in praxi* keift das Weib mit dem Manne, wenn er angetrunken heim kommt, *in praxi* weist der Schutzmann den Betrunkenen zurecht, *in praxi* zankt der Bauer, der Meister mit dem heimkommenden Knecht und Gesellen — und dann wundern sich Alle, wenn es plötzlich zu groben Excessen, Körperbeschädigungen und Widerstand gegen behördliche Personen kommt.

Den besten Beweis für die sicheren, aber ganz besonderen Bahnen, in welchen sich der Trunkene bewegt, ist das von Combe [1]) erzählte Beispiel von dem Austräger, der ein Paket im Rausch falsch zugestellt hatte; später konnte er sich durchaus nicht besinnen, wohin er es gebracht hatte, als er aber gelegentlich wieder einen Rausch bekam, holte er das Paket richtig wieder ab.

Dieser Vorgang beweist, dass das „*in vino veritas*“ nicht blos auf das Reden, sondern auch auf das Handeln bezogen werden darf, und dass dieses Herausdrängen des wirklich Gedachten der Grund so vieler Beleidigungen ist, die in der Trunkenheit begangen werden. Am besten lassen sich solche Erscheinungen bei der beginnenden Narkose studieren, bei der sich alle Momente der Trunkenheit auf einen viel kürzeren Zeitraum zusammendrängen und daher viel prägnanter auftreten. Wie unwillkürlich das Gedachte hiebei zum Durchbruche kommt beweist ein Vorgang, der sich auf einer chirurgischen Klinik vor Kurzem abgespielt hatte. Ein alter Bauer sollte einer ungefährlichen, aber seltenen Operation unterzogen werden; der berühmte Chirurg der Universität ließ nun einen Studenten nach dem anderen die Diagnose stellen und fragte dann einen nach dem anderen, welchen Vorgang er bei der Operation einhalten würde. Das missverstand der Bauer aber total, und als er halb narkotisiert war, rief er unwillig: „Da fragt der alte Esel einen Burschen um den anderen, was er thun soll, keiner weiß etwas, und dann operieren sie mich doch!“

Im Rausche kommen aber die gedachten Dinge ebenso unwillkürlich zum Vorscheine und die Wachebeleidigung u. s. w. ist fertig.

Was man einem Beschuldigten nie glaubt und was aber doch wahr sein kann, ist der Umstand, dass er durch einen Rausch zum Stehlen verleitet wurde. Ich weiß von einem jungen Manne, hochbegabt, gutmüthig und die Ehrenhaftigkeit selbst, der im leichten Dusel Alles stiehlt, was er erwischen kann. Sein Rausch ist hiebei doch noch so gering, dass er seinen Kameraden mit größter Geschicklichkeit Cigarrentaschen, Sacktücher und, was das Schlimmste ist, die Hausthorschlüssel entwendet; trotzdem ist er doch so stark betrunken, dass er am nächsten Tag sich nur mit größter Mühe der betreffenden Eigenthümer entsinnt. So etwas sollte einmal ein Dieb behaupten!

[1]) Andrew Combe, „Observations on mental derangement“, Edinburg 1841.

Ich glaube, dass die Entwicklung des Rausches Niemand treffender und richtiger wiedergegeben hat, als der alte Hoffbauer;[1]) ich glaube am besten zu thun, wenn ich die Stelle aus dem fast vergessenen Buche bringe:

Anfänglich erhöht der Genuss geistiger Getränke das Gefühl körperlichen Wohlbefindens oder vermehrt das Wohlbefinden. So wohlthätig diese Getränke bis dahin auf den Körper zu wirken scheinen, ebenso wohlthätig scheinen sie auch die Seelenkräfte zu beleben. Die Gedanken gewinnen einen leichten Fluss, man drückt sich leichter und passender aus. Man ist gesellig und in einer Stimmung, die man, wenn es möglich wäre, sich und allen Andern immer wünschen möchte. Bis dahin ist noch kein Rausch sichtbar. Allein der Fluss der Gedanken beschleunigt sich bald und wird heftiger. Man hat gute, treffende Einfälle; allein den unregelmäßigen Fluss seiner Gedanken aufzuhalten hat man Mühe. Das letzte sieht man in der Anstrengung, die es Jemanden, der so weit gekommen ist, kostet, in einer auch nur etwas verwickelten Erzählung fortzufahren. Denn seine Vorstellungen folgen zu schnell, als dass es ihm leicht sein könnte, sie, wie es die Erzählung fordert, gehörig zusammen zu ordnen. Hier ist der Anfang des Rausches schon sichtbar. Im Fortgange desselben wird der Fluss der Gedanken immer heftiger, die Sinne verlieren von ihrer gewöhnlichen Schärfe und so, wie die Sinne einstweilen abnehmen, verstärkt sich die Einbildungskraft. Die Sprache des Trinkers ist, wenigstens in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, beredter und dichterisch, indess er lauter als sonst redet. Das erste weist auf eine Erhöhung der Einbildungskraft und das letzte auf eine Abstumpfung der Sinne hin, welche in dem ferneren Fortgange des Rausches sich auffallender verräth. Denn der Trinker ist schon deshalb lauter, weil er seine eigenen Worte weniger als sonst hört und nach seinem eigenen Gehöre das Gehör Anderer, mit welchen er redet, abmisst, obgleich auch die Lebhaftigkeit und der schnellere Fluss der Vorstellungen, welche Folgen des Rausches sind, daran Antheil haben. Indess zeigt sich diese Abstumpfung der Sinne bei zunehmendem Rausche bald auffallender. Man sieht z. B., dass derjenige, bei dem der Rausch soweit gestiegen ist, ihm sonst wohlbekannte Personen, unter welchen er sich befindet, wenn

[1]) Johann Christ. Hoffbauer, „Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege", Halle 1823.

auch nur auf einen Augenblick verwechselt, ein Glas, das er sanft auf den Tisch zu setzen glaubt, vorbei auf die Erde fallen lässt u. s. w., ob man gleich noch nichts von der weiterhin eintretenden Unbehilflichkeit des Körpers an ihm wahrnimmt. Nach seinen Reden zu urtheilen, wird der Zusammenhang seiner Gedanken in einem auffallenden Grade lockerer, obwohl seine Vorstellungen eine auffallende Lebhaftigkeit haben, die aber wie ein Funke leuchtet und wie ein Funke verschwindet. Diese Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen oder schnelle Fluss derselben gibt seinen Begierden eine unbezwingliche Stärke, über welche die Vernunft nichts mehr vermag. Er folgt den augenblicklichen Eingebungen seiner Begierden, wenn er nicht durch einen Zufall von dem Gegenstande derselben abgebracht wird. Die schon vorher erwähnte Unbehilflichkeit des Körpers wird in dem Stammeln der Zunge, dem wankenden Gange u. s. w. auffallender, bis zuletzt ein tiefer Schlaf eintritt, in dem alle Verrichtungen des Körpers und der Seele mit einem Male eingestellt werden.

Theilt man einen Rauschzustand in Perioden ein, so ergibt sich Folgendes: In der ersten Periode des Rausches haben die Vorstellungen nur einen ungewöhnlichen Grad der Lebhaftigkeit. Dabei ist die Herrschaft des Verstandes über die Handlungen des Menschen bei ihm umsoweniger gänzlich unterdrückt, da er sich seines äußeren Zustandes völlig bewusst oder bei Sinnen und übrigens auch bei sich selbst ist. Allein eben dieser schnelle Fluss der Vorstellungen ist einer bedächtigen Ueberlegung hinderlich; auch führt dieser Grad des Rausches schon eine vergrößerte Reizbarkeit besonders zu jenen Gemüthsbewegungen mit sich, welche ein schnellerer Fluss der Vorstellungen charakterisiert. Dies ist aus einem bekannten psychologischen Gesetze, nach welchem ein Gemüthszustand um so leichter einen anderen herbeiführt, je ähnlicher er demselben im Tone ist, und aus dem Schwunge, den die Einbildungskraft im Rausche nimmt, begreiflich. Jähzorn und Lustigkeit zeigen sich daher hier umsomehr bei dem ungebildeten Menschen, der die Aeußerungen seiner Gemüthszustände nicht durch Rücksichten des in der gesitteten Welt eingeführten Wohlstandes einzuschränken gewohnt ist, und eben hiedurch wird er durch die Anreizungen zu denselben umsomehr fortgerissen, da die äußeren natürlichen Ausdrücke eines Gemüthszustandes, denen sich Jemand überlässt, diesen noch verstärken. Der Jähzorn vermag in diesem

Zustande, an sich genommen, indessen weniger über den Menschen, da er in demselben meistens einer gewissen Zufriedenheit mit sich selbst genießt, die an sich verträglich macht. Nur andere, zufällig vorhergegangene Umstände, welche seine Lebhaftigkeit noch mehr erhöht haben, und aus diesem Grunde auch die Ausbrüche einer an Lustigkeit grenzenden Fröhlichkeit, ein lebhaft geführter Wortstreit, der noch keineswegs ein Zank zu sein braucht und in aller Freundschaft geführt wird, können den Jähzorn vorbereiten. Am meisten, scheint es indessen, werde er durch das aufgereizt, was die Selbstzufriedenheit des Trunkenen schnell unterbricht oder wodurch er in Handlungen, in welchen er gerade begriffen ist, gestört wird. Allein so lange der Rausch nicht über diesen Grad hinausgeht, werden seine Affecte und die Ausbrüche seiner Leidenschaften bald wieder unterdrückt, da er immer noch zu sehr bei sich selbst ist, als dass er nicht leicht von ihnen zurückkommen sollte, wenn er nicht fortwährend gereizt wird.

In der folgenden zweiten Periode des Rausches ist der Betrunkene zwar noch im Ganzen bei Sinnen, obgleich seine Sinne insgesammt merklich schwächer als gewöhnlich sind; allein er ist gleichsam aus sich selbst gerückt. Das Gedächtnis und der Verstand haben ihn fast ganz verlassen. Deshalb handelt er, als ob er nur für den gegenwärtigen Augenblick vorhanden wäre; denn die Vorstellung der Folgen seiner Handlungen kann auf ihn nicht wirken, weil er den Zusammenhang seiner Handlungen mit ihren Folgen nicht mehr sieht. Rücksichten auf seine weiteren Verhältnisse kann er auch nicht nehmen, da sein ganzes vergangenes Leben seinen Augen wie entschwunden ist. Hier handelt also der Mensch, wie er sonst handeln würde, wenn ihn nicht Rücksichten auf seine Verhältnisse und die Folgen, die er von seinen Handlungen befürchten müsste, zu einer Herrschaft über sich nöthigten. Hier bedarf es nur der kleinsten Reizung, um die Leidenschaften, die sonst bei ihm am stärksten sind, anzufachen und ihn durch dieselben hinzureissen. Allein es bedarf auch oft nur des kleinsten Anlasses, ihn von dem, was er in einem Augenblicke vor hat, abzubringen. In diesem Zustande ist der Mensch sich und Anderen umso gefährlicher, weil die Macht seiner Leidenschaften ihn nicht allein unwiderstehlich hinreisst, sondern er auch selten weiß, was er eigentlich thut, so dass er nicht anders wie ein wirklich Toller zu betrachten ist.

In der letzten Periode ist der Betrunkene dermaßen von seinen Sinnen verlassen, dass er von seinem gegenwärtigen äußeren Zustande keine Vorstellung mehr hat.

In Richtung dessen, was im einzelnen Falle festzustellen wäre, hätte zu gelten:

Nahezu vollkommen gleichgiltig ist die Menge des genossenen Getränkes; abgesehen davon, dass man gar nichts darüber weiß, wie viel des allein wirkenden Alkohols Einer bekommen hat, wenn man blos erfährt: „So und so viele Liter Wein oder so und so viel Branntwein," ist die Wirkung dermaßen individuell, dass hierüber nicht das mindeste allgemein Giltige gesagt werden kann. Es gibt in der That junge, kräftige Leute, die von einem halben Glase Wein vollkommen unsinnig werden können, namentlich wenn sie sich in ärgerlicher, ängstlicher oder sonst aufgeregter Stimmung befunden haben, und es gibt schwächliche, alte Leute, welche unglaubliche Mengen zu vertragen vermögen; kurz, die Frage nach der Quantität allein ist geradezu thöricht. Ebensowenig kann man aus dem Aussehen und der Constitution eines Menschen allein etwas schließen.

Sicherer ist die Sache, wenn man erfährt, wie sich der fragliche Mensch regelmäßig gegen Alkoholgenuss verhält. Hellenbach[1]) behauptet, der Wein habe bei demselben Individuum immer dieselbe Wirkung; der Eine wird immer gesprächig, der Andere immer schweigsam, der Dritte immer traurig, der Vierte immer heiter; bis zu einer gewissen Grenze ist das auch richtig, nur fragt es sich da immer um das Stadium, da viele Individuen in den verschiedenen Stadien verschiedene Stimmungen durchlaufen; namentlich oft kommt es vor, dass Einer im Anfangsstadium „die Millionen umschlingen" und Alle küssen will, um ganz unvermuthet darauf sehr excessiv und geradezu gefährlich zu werden. Wer ihn also einige Male im ersten Stadium gesehen hat, könnte irriger Weise das Excessivwerden als nicht in seiner Natur gelegen bezeichnen. Erhebungen, die also in dieser Richtung gepflogen werden, müssen mit großer Genauigkeit geschehen, wenn sie nicht falsche und irreführende Ergebnisse zu Tage fördern sollen.

Wichtig ist auch die Frage, wie getrunken wurde. Man weiß, dass eine geringe Menge Wein trunken machen kann, wenn man sie auslöffelt oder mit Brod, welches immer wieder eingetaucht

[1]) Lazar von Hellenbach, „Die Vorurtheile der Menschheit", Wien 1879.

wird, zu sich nimmt. Ebenso energisch wirkt der Wein, den man im Keller trinkt, dann, wenn man beim Trinken viel lacht, sich freut, sich ärgert, und auch, wenn man Verschiedenes durcheinander trinkt oder auf nüchternen Magen trinkt. Ueber die verschiedene Wirkung von Alkohol auf verschiedene Menschen und auf denselben Menschen unter verschiedenen Verhältnissen hat Münsterberg [1]) Zusammenstellungen gemacht.

Ganz merkwürdig sind die Wirkungen auf das Gedächtnis insofern, als bei vielen Menschen blos eine einzige, oft ganz enge Sphäre ausgeschaltet wird. Manche wissen sich sonst an Alles zu erinnern, aber der Eine weiß nicht, wie er heißt, der Andere nicht, wo er wohnt, der Dritte hat gerade nur vergessen, dass er verheiratet ist, der Vierte kennt keinen seiner Freunde, wohl aber den Polizisten, und der Fünfte ist sonst ganz orientiert, meint aber, er sei jemand Anderer. Diese Dinge glaubt man ebenso, wie vieles Andere, wenn es einem ein guter Freund erzählt, durchaus aber nicht, wenn sich der Beschuldigte darauf ausredet!

c) Suggestion.

Die Fragen des Hypnotismus und der Suggestion sind zu alt, um blos mehr auf einzelne Bücher hinweisen zu dürfen, sie sind zu neu, um bereits die riesige Literatur zusammenfassend verarbeiten zu können. In welcher Weise der Hypnotismus für das Strafrecht von Bedeutung sein könne, und welche Stellung wir Criminalisten zu demselben einzunehmen haben, versuchte ich in meinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ [2]) auseinanderzusetzen; hier wäre nur der Frage der eigentlichen Suggestion zu gedenken, die Wirkung, welche der Richter auf die Vernommenen, die Vernommenen auf einander, die Verhältnisse auf die Zeugen ausüben, und zwar nicht durch Zureden, Vorstellen, Beibringen, sondern durch jene noch lange nicht geklärte Fernwirkung, die wir vielleicht am besten mit „Bestimmen“ vergleichen können. Die Suggestion ist so verbreitet, wie das Wort, wir werden suggeriert durch die Erzählung eines Freundes, durch das Beispiel eines Fremden, durch unser Befinden, durch unsere Nahrung und unsere

[1]) Dr. Hugo Münsterberg, „Beitrag zur experimentellen Psychologie“, Heft IV.

[2]) 2. Auflage: „Ueber Hypnotismus“, pag. 152.

kleinen und großen Erlebnisse; unsere einfachsten Handlungen können suggeriert sein, und die ganze Welt kann wieder durch einen einzigen Menschen suggeriert erscheinen. „Wenn die Natur," sagt einer der feinsinnigsten modernen Denker, Ralph Emerson, „irgend ein Werk ausführen will, so schafft sie ein Genie, dasselbe zu vollbringen. Folge dem großen Manne und du wirst sehen, was der Welt in dieser Zeit am Herzen liegt, es gibt kein besseres Omen als dieses."

Durch diesen vielfachen Gebrauch des Wortes Suggestion hat es aber die einstmalige Bedeutung verloren, die dahin gieng, sie gleichzustellen mit dem Worte Suggestivfrage. Die alten Criminalisten haben das Richtige geahnt und haben die Stellung von Suggestivfragen strenge verpönt; gleichwohl hat Mittermaier doch gewusst, dass ihnen der „Inquirent" oftmals nicht ausweichen kann und in die Frage die Antwort legen muss; will er z. B. wissen, ob der A im Laufe eines langen Gespräches eine bestimmte Aeußerung gethan hat, so muss er wohl oder übel fragen: „Hat der A gesagt, dass ....?"

Aus der ganzen Haltung, die Mittermaier dieser Frage gegenüber einnimmt, ist zu ersehen, dass er schon vor 70 Jahren geahnt hat, dass diese Art der „Suggestivfragen" noch das Allerharmloseste an der ganzen Suggestion ist, und dass der Schwerpunkt der Sache darin liegt, dass Zeugen, auch Sachverständige und Richter, namentlich in wichtigen und großen Sachen dem Einflusse des allgemeinen Geredes, der Zeitungen, des Ereignisses selbst und schließlich ihrer eigenen Phantasie unterliegen und dann in einer Richtung aussagen und urtheilen, die nichts mehr mit der Wahrheit, aber alles mit der Suggestion zu thun hat.

Einen ganz deutlichen Blick in die Frage hat uns der große Münchner Process gegen den Mörder Berchthold thun lassen, in welchem die ausgezeichneten Psychiater Freiherr von Schrenk-Notzing und Grashey alle Hände voll zu thun hatten, um die Fragen über die suggerierten Zeugen zu beantworten oder abzuwehren.[1]) Die Verhandlungen dieses Processes ließen uns sehen, welche ungeheure Wirkung die Suggestion auf Zeugen haben kann, dann, wie widersprechend die Ansichten darüber sind, ob die Frage

[1]) Dr. Freih. von Schrenck-Notzing, „Ueber Suggestion und Erinnerungsfälschung im Berchthold-Process". Leipzig 1897.

der erfolgten Suggerierung dem Arzte zur Beantwortung vorzulegen oder dem Richter zu überlassen ist, und endlich, wie wenig geklärt die Frage der Suggestion noch überhaupt ist; ihr wird Alles zugeschrieben, sie wird als leeres Nichts bezeichnet — wir haben trotz der großen Literatur noch zu wenig Materiale, noch zu wenig Beobachtungen, noch keine wissenschaftlich sicheren Schlüsse.

So verlockend es wäre, den Einfluss der Suggestion auf unsere Arbeiten zu untersuchen, wollen wir doch damit warten und uns einstweilen auf das Studieren, Beobachten und Sammeln verlegen.

Die Gelegenheit hiezu ist überreich; zum Beobachten und Sammeln gibt fast jeder, auch der unbedeutendste Criminalfall Stoff genug; die Literatur bis 1890 hat Dessoir [1]) erschöpfend verzeichnet. Vom seither Erschienenen wären das Wichtigste die Arbeiten von: Schmidkunz, [2]) Obersteiner,[3]) der Mitarbeiter der Revue de l'hypnotisme,[4]) die Zeitschrift für Hypnotismus, [5]) Naville, [6]) Preyer, [7]) Bernheim, [8]) Hirsch, [9]) Grashey, [10]) Schaffer, [11]) Drucker, [12]) Heberle, [13]) Rämisch, [14]) Benedikt, [15]) Binet und Henri, [16]) Grossmann, [17])

[1]) Max Dessoir, „Bibliographie des modernen Hypnotismus" (Hauptwerk und Nachtrag), Berlin 1890.

[2]) Dr. Schmidkunz und Gerster, „Psychologie der Suggestion", Stuttgart 1892.

[3]) Dr. Obersteiner, „Die Lehre vom Hypnotismus", Wien, Leipzig 1893.

[4]) „Revue de l'hypnotisme".

[5]) „Zeitschrift für Hypnotismus" (Grossmann).

[6]) Ernst Naville, „Der Hypnotismus und die menschliche Willensfreiheit", Gerichtssaal XXXIX.

[7]) W. Preyer, „Ein merkwürdiger Fall von Fascination", Stuttgart 1895.

[8]) Prof. H. Bernheim, „Die Suggestion", deutsch, Wien 1896.

[9]) Dr. W. Hirsch, „Die menschliche Verantwortlichkeit und die moderne Suggestionslehre", Berlin 1896.

[10]) Grashey, Hirt, Schrenck-Notzing und Preyer, „Der Process Cyinski", Stuttgart 1895.

[11]) Karl Schaffer, „Suggestion und Reflex", Jena 1895.

[12]) Dr. Leopold Drucker, „Die Suggestion und ihre forense Bedeutung", Wien 1893.

[13]) M. A. Heberle, „Hypnotismus und Suggestion im deutschen Strafrecht", München 1893.

[14]) Rämisch, „Suggestion und das Strafrecht", in Goldtammer's Archiv, Bd. XLI.

[15]) Moriz Benedikt, „Hypnotismus und Suggestion", Leipzig und Wien 1894.

[16]) A. Binet und V. Henri, „De la suggestibilité naturelle chez les enfants", Revue philosophique, October 1894.

[17]) Grossmann J., „Suggestion u. s. w.", Zeitschrift für Hypnotismus u. s. w. 1893.

Delboeuf,[1]) v. Krafft-Ebing,[2]) Schapira,[3]) Mössmer,[4]) Weinhold,[5]) Wollny,[6]) Stoll,[7]) Cramer.[8])

---

[1]) J. Delboeuf, „Une suggestion originale", Revue de l'hypnotisme 1893, 10.

[2]) v. Krafft-Ebing, „Experimentelle Studien".

[3]) Dr. Schapira, „Psychologische Beziehung und forense Bedeutung des Hypnotismus".

[4]) G. Mössmer, „Hypnotismus im Strafrecht".

[5]) Adf. F. Weinhold, „Hypnotische Versuche", Chemnitz 1894.

[6]) Dr. F. Wollny, „Appellation an die deutsche Ehrlichkeit in Sachen des Hypnotismus und der Suggestion", Leipzig 1894.

[7]) Dr. Otto Stoll, „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie", Leipzig 1894.

[8]) Dr. A. Cramer, „Gerichtliche Psychiatrie", Jena 1897.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Sach-Register.

A.

Abbildungen, Auffassen der, durch Ungebildete 530.
Abenteuerliches in falschen Anzeigen 416.
Aberglauben 481, 579.
— beim Causalnexus 151.
— Wirkung des 25.
Abfragen bei Zeugenvernehmungen 23.
Ablaufen der Zeit, Auffassen des 518.
Abschwächung durch Fremdworte 397.
Absolut Gutes und Schlechtes 551.
Absolute Verlässlichkeit 14.
Absonderlichkeiten der Schwangeren 423.
— des Gedächtnisses 359.
Abstammung und Sprache 382.
Abstimmungen und Minorität 219.
Abstractes Auffassen der Qualitäten 298.
Abstractes, Bedeutung des im Volke 385.
Abstractes Erzählen 527.
Abwechslung, Sucht der Frau nach 466.
Abwehrbewegungen als Reflex 98.
Accludierendes Einfallen 339.
Achselzucken, Bedeutung des 59.
— als Antithese 109.
— und Resignation 119.
Achtung und Hass 573.
Active Vorstellung 304.
Activität der Erscheinungen 150.
— beim Mann 408.
— der Sinne 244.
— beim Wahrnehmen 347.
Actuare und Missverständnisse 648.
Addieren durch Formen 211.
— der Geräusche 619.
— der Tastempfindungen 286.
Adoption fremder Meinung 205.
Aehnlichkeit bei Associationen 335.
— und Gleichheit 330, 384.
— Heranziehen von 29.
— und Schluss 216.
— der Ursache mit der Wirkung 151.
Aenderung in Begriffen 517.
— oft wiederholter Vorstellungen 313.
— Vererbung einer großen 561.
Aetherinhalationen und Erscheinungen 674.
Aeußere Momente und innere Bewegung 112.
— Verhältnisse, irreführende 663.
Aeußeres des Menschen im Verhältnis zum Inneren 52.
— und Inneres der Sinnendinge 305.
Affect 569.
— und Lüge 666.
Affectiertheit bei Schuldbewusstsein 119.
Affectlosigkeit und Stimmung 512.
Agnoscieren und Photographien 530.
— durch Zeugen 658.
Akustische Gesetze, Einfluss ihrer Kenntnis 242.
— Wirkung beim Gedächtnis 352.
Alarmieren, sich, Art des 60.
Alaun, Geschmack von 275.
Albino, Erröthen der 64.
Alibibeweise nach falschen Geständnissen 39.
Alkohol und Tastsinn 281.
Alkoholismus und Falschhören 615.
Allgemeine Ausdrücke Ungebildeter 392.
Allgemeinempfinden der Ungebildeten 531.
Allgemeines und Kunstwerke 640.
Allgemein-Generisches bei der Frau 408.
Allgemeingiltige Gesetze 318.
Alte Jungfrau 436.
Alter, Einfluss des 4.
— und Erröthen 64.
— und Hörvermögen 273.
— und Vorstellung 307.
Altersblödsinn 503, 667.
Alterthum, Sehvermögen im 257.
Ameisenkriechen, Täuschungen durch das 624.
Amerikaner, Kleidung der 103.
Amtliche Mittheilungen über Personen 77.
Amtsgeheimnisse, Wahrung der 35.
Amylnitrit und Amyloxyd (künstliches Erröthen) 62.

Analogie 180.
— und Constructionsarbeit 182.
— falsche 184.
— und Induction 173.
— in den Naturvorgängen 150.
— beim Schließen 158.
— Verwertung von 330.
Analyse und das Weib 447, 456.
Anamnestik 369.
Andächtelei und Sexuelles 429.
Andere, Vorstellungen der 313.
Andrücken, Feststellungen beim 288.
Anerziehung der Zeugen 19.
Anfang und Ursache 147.
Anfangen bei Zeugenaussagen 23.
Angaben, Aufrichtigkeit der 19.
— Verwertung von 195.
Angewöhnungen siehe Gewohnheit.
Angreifen durch Ungebildete 529.
Angst, Auftreten der 576.
— Erinnerung daran 350.
— und gescheidter werden 550.
— optische Wirkung der 261.
Anhänglichkeit und Vorurtheil 564.
Anklage und Wahrscheinlichkeit 196.
Ankläger, Eloquenz der 206.
Anlehnung und Analogie 181.
— an Bekanntes 396.
Annahme und Analogie 180.
— Begriff der 185.
— und Beurtheilung 552.
— und Beweis 176.
— bei Constructionsarbeiten 183.
— sichere, nach Bacon 195.
Anomalien des Gedächtnisses 359.
Anonyme Briefe und die Frau 487.
Anpassung der Wahrnehmungen 41.
Anschauungen 481.
— Wirkung von 25.
Ansichten 509.
— bei Fehlschlüssen 224.
Anstrengung, Gesetz der kleinsten 318.
Anthropocentrisches Sehen 254.
Anthropologie, Criminal- 2.
Anticipative Untreue 468.
Antipathien und Fehlschlüsse 224.
— der Frau als Zeugin 446.
Antithese bei Geberdensprache 109.
Antwort, rasch oder zögernd 321.
Anzeigen, erste, Einfluss der 563.
— erdichtete 415.
— der Quärulanten 332.
Apagoge beim Geständnis 137.
Apotheker, ihr Geruchsinn 278.
Apperceptionsfähigkeit der Zeugen 25.
Apperceptionszeit, Dauer der 245.
Apriorismus 157.
Aprioristische Fehler bei Fehlschlüssen 223.
Aprioristisches Wissen 8.
Arbeit und Landstreicherei 535.
Arbeiten, das, der Phantasie 642.
Arbeitszeit, geistige, beste 322.
Architektorisches, das, der Vernunft 316.
Argumentationsfehler bei Fehlschlüssen 223.
Armuth des Dialects 391.
Arsengeschmacke durch Einbildung 626.
Art der Wiedergabe 380.
Artbeständigkeit, Gesetz der 560.
Arzt beim Falschhören 615.
— bei Geruchstäuschungen 627.
— bei Hallucinationen und Illusionen 629.
— bei Hypnotismus 687.
— bei Schlafzuständen 670.
— bei Sinnestäuschungen 582.
— bei Tastsinntäuschungen 625.
— bei Täuschungen 601.
— bei Uebermüdung 659.
Associationen 334.
— neuer Bilder 294.
— beim Riechen 276.
— und Verstand 548.
— und Urtheil 219.
Associationsbahnen 530.
Associative Verbindungen beim Urtheil 220.
Associierte Gewohnheiten 109.
Astronomen und persönliche Gleichung 508.
Atropin und Tastsinn 625.
Auffangen der Töne und Täuschungen 614.
Auffassung 288, 289.
— der Frau 442.
— subjective 328.
— subjective, bei Schwangeren 422.
— verschiedene 506.
— fremde Wirkung der, auf Zeugen 25.
Aufgeblasenheit 545.
Aufgebrachte, verhaftete 82.
Aufhellung, retrospective, der Sinneswahrnehmung 248.
Aufmerksamkeit der Anderen, Einfluss der 387.
— eigene 49.
— Erregung der, bei Zeugen 48.
— Voraussetzung von 28.
— von Zeugen 49, 301.
Aufnehmen des Gebotenen 526.
Aufnehmende Momente 8.
Aufopferung der Frau 469.
Aufregung und Gedächtnis 363.

Aufregung und Schlaf 674.
Aufrichtigkeit der Angaben 19.
— der Frau 454.
— schwacher Leute 528.
Aufschneiden und lügen 667.
Aufschreibungen des Zeugen 220, 221.
Aufspeichern, das, von Erfahrungen 73.
Auf- und Abgehen, unbewusstes 326.
Aufwand nach einem Verbrechen 436.
Augen und Physiognomik 107.
Augenbewegung beim Sprechen 109.
Augenglanz bei Schuldbewusstsein 119.
— und Zorn 108.
Augenschließen aus Abwehr 110.
— aus Gewohnheit 110.
— zur Sammlung 111.
Ausdehnung und Farbe 299.
Ausdruck, leerer, der Augen 121.
— bei Aussagen 507.
Ausdrucksform und dunkle Wahrnehmung 300.
Ausdrucksweise besonderer Classen 383.
— verschiedene 382.
Ausfüllung der Lücken beim Wahrnehmen 254.
Ausgangspunkt bei Verbrechen 427.
Auskünfte über Menschen 76.
Auslassen von Schlüssen 155.
Ausnahmen und das Denken 317.
— und Extreme 437.
— und Norm 167.
— und sichere Annahmen 195.
Ausplaudern des Amtsgeheimnisses 35.
Ausreden bei Verbrechen 84, 481.
Aussagen, falsche, Annahme bei 173.
— Prüfung der 14.
— Richtigkeit der 21.
Ausschließung und Möglichkeit 197.
Ausschreitungen und Menses 418.
Außending und Vorstellung 304.
Außenwelt und Gesichtswahrnehmung 252.
Auswendig-lernen u. Orientierung 302.
Autodidakten als Zeugen 533.
Autoritäten und das Denken 317.

B.

Bachmurmeln und Falschhören 618.
Bahnwächter und Uebermüdung 659.
Bambergensis über Wert der Frau als Zeugin 402.
Bankbeamte bei Uebermüdung 659.
Barbara, heil. und Causalnexus 151.
Barmherzigkeit als Triebfeder 34.
Bauern, Ausdrucksweise der 390.
— Erröthen bei den 63.
— Schweigsamkeit der 392.
— Vergleiche der 296.
Beamter, Kleidung des 102.
Bedeutung, Aenderung der 384.
— des Beweismittels 14.
— der Worte 516.
— — — verschiedene 517.
— — — bei Zeugen 25.
Bedeutungswechsel der Worte 383.
Bedingtes und Zufall 201.
Bedingungen letzte, als Ursache 154.
— Variieren der 14.
— Wiederkehr der, und Analogie 183.
Bedürfnis und Hang 534.
Befühlen von Gegenständen 286.
Begabte Kinder als Zeugen 498.
Begehren von einmal Besessenem 83.
Beginn bei Zeugenaussagen 23.
Begriffe, Feststellung der, bei Zeugen 28.
— als Marken 516.
— Vorstellung der 598.
Begriffscomplex und Schluss 209.
Begriffstützig 545.
Begründung des Wissens 9.
Begutachtung bei Aussagen 507.
Behaglichkeit, aus der Hand zu entnehmen 129.
Behandlung, angebliche, der Frau 481.
Behörden, Auskünfte der 76.
Beichtstuhl, Geständnisse, dort befohlen 39.
Beiläufigkeit der runden Zahlen 218.
— der Zeugenangaben 20.
Beispiele und Induction 173.
— Verstehen der 214.
— Verwertung von 330.
Bekannte als Auskunftspersonen 76.
Belastung des Mitbeschuldigten 140.
Beleuchtung und deutliches Sehen 255.
— und Illusion 633.
Beleuchtungsdifferenz und Wahrnehmung 256.
Bemogeln der Frau 463.
Benehmen und Voreingenommenheit 565.
Benennungen, Raschheit der 322.
Beobachtetes im Verhältnis zum Erschlossenen 5.
Beobachtungen, Art der 245.
— und dunkle Wahrnehmung 300.
— Mittheilung von 9.
— Sammeln der 290.
— verschiedene 508.
— Zahl der und Causalnexus 149.
— und Zeit 312.
Beobachtungsfähigkeit, Voraussetzung von 28.
Beobachtungsfehler bei Fehlschlüssen 223.
Berchtholdprocess 143, 686.

Beredsamkeit, forense 205.
Berufswahl und Hang 536.
Berührung in Zeit und Raum bei Associationen 335.
Beschädigter als Zeuge 572.
Beschimpfungen, Falschhören von 269.
Beschlagnahme und Möglichkeit 197.
Beschönigendes in der Ausdrucksweise 394.
Beschreiben des Wahrgenommenen 527.
Beschuldigte, Timbre ihrer Stimme 58.
— trotzige, Behandlung der 117.
— bei übermüdenden Verhören 659.
— die Verachtung zeigen 116.
— Wahrnehmung derselben 3.
— Zeichen des Entschlusses bei 113.
Besen etc. als Charakterkennzeichen 66.
Besondere Ausdrücke 384.
— Gedächtnisse 356.
— Motive, Suchen nach 333.
Beständiges in den Erscheinungen 295.
Bestandstücke bei Phantasievorstellung 636.
Bestimmen und Suggestion 685.
Betasten durch Ungebildete 529.
Betrügen beim Spiele 463.
Bett, Denken im 514.
Beurtheilen durch Frauen 442, 446.
— nach sich 544.
Bewegungen und Associationen 337.
— der Hände 129.
— bei Leidenschaftsäußerungen 55.
— Schilderung von, durch Zeugen 310.
— und Täuschungen 599, 603.
— unwillkürliche 59.
— Vorstellung der 310.
Bewegungsdifferenzen 604.
Bewegungserscheinungen beim Einschlafen 674.
— und Phantasie 642.
Bewegungsvorstellung und Muskelgefühl 310.
Beweis 132.
— Begriffe des 184.
— durch Geständnis 40.
— und Prämissen 178.
— Scheinformen des 176.
— und Zufall 200.
Beweisführung, Art der, bei Combinationen und Aufschreibungen 220.
Beweismittel, Begriff des 132.
— Schaffung der 15.
— suggerierende Wirkung der 45.
Beweisthema, Verschiebung des 142, 176, 226.
Bewusste Deduction beim Mann 408.
— Handlungen zu Reflexbewegungen 97.
Bewusste Thätigkeit beim Mann 408.
Bewusstes und Unbewusstes 325.
Bewusstlosigkeit und Rausch 678.
Bewusstsein bei der Frau 408.
Bewusstseinszustand 289.
Bezeichnungen für Vielbenütztes 328.
Beziehungen der Frau als Zeugin 445.
Beziehungen-kennen und Gewohntes 330.
Bierbräuer, ihr Geruchsinn 278.
Bilder beim Addieren 211.
— von Bekannten 293.
Bildung, einseitige 532.
— und Stellung der Frau 401.
— Wesen der 532.
— siehe auch Ungebildete.
Binaurales Hören 271.
Binoculäres Sehen 261.
Blasen, bei Verachtung 116.
Blass werden, Bedeutung des 61.
— — als Nerventhätigkeit 109.
Blau, Verschwinden von 265.
Bleistift als Charakterkennzeichen 73.
Blick, weiterer, sogenannter 245.
— bei Zorn 108.
Blinde 87.
— Erröthen der 64.
Blinder Fleck 267.
Blitzschlag und Gedächtnisverlust 361.
Blödsinnige, Gedächtnis der 356.
— und Grausamkeit 477.
— und Heimweh 95.
Blutandrang und Hallucination 633.
Blutverlust und Hallucinationen 635.
Boltzmann und seine Schlussreihen 155.
Boshafte Verhaftete 82.
Brandgeruch und Associationen 277.
Brandlegungen durch junge Mädchen 415.
Braut, Treue der 469.
Brechbarkeit der Farben 266.
Briefe, anonyme, und die Frau 487.
Bruch von Geheimnissen 37.
— Wahrscheinlichkeit als 188.
Brunner, Martha, Mordversuch an 261.
Bucklige 87.
Bummelei bei Aussagen 20.

C.

Cannabium und Tastsinn 281.
Capacität der weiblichen Gehirnkapsel 435.
Captivieren der Anschauung 606.
Cassabeamte bei Uebermüdung 659.
Causalbegriff nach Kant 164.
Causale Verknüpfungen, äußerliche 151.
Causalität 146.
— Bedeutung der 6.

Causalität, falsche 151.
— und Motivation 153.
Causalnexus 216.
— und Ungewohntes 329.
Centauren, Vorstellung von 637.
Centrales Vorstellen 327.
Charakter und Ausdrucksweise 381.
— und Hang 536.
— Kennzeichen des 66.
— und Wille 372.
Chirognomie 124.
— im Alltagsleben 57.
Chinesen, Auffassung der Frau 402.
Chloroform und Tastsinn 625.
Chronische Uebermüdung 659.
Civilisation, Bedeutung der 521.
Classification der Sprache, Irrungen durch die 385.
Classische und moderne Ansichten 509.
Clerikale, Kleidung der 103.
Cocaïnismus und Täuschungen 601.
Coëxistenz bei Associationen 335.
Collegialberathung, Wert der 562.
Combinationen beim Amtsgeheimnis 35.
— Mittheilung von, an Zeugen 50.
— kleinster Momente 253.
— regelmäßige, im Naturgesetz 217.
— und Schluss 209.
— des Zeugen 220.
Complex der Bedingungen 13.
Complexvorrath bei Associationen 336.
Comprehension, individuelle 245.
— der Sinne 244.
Concav und convex, Tasten von 287.
Concilien über die Frauen 402.
Concretes Auffassen der Qualitäten 298.
— Erzählen 527.
— und Kunstwerke 640.
Concurrenten, Urtheile der, über einander 80.
Confundieren und dumm sein 544.
Confusionsfehler bei Fehlschlüssen 223.
Conjecturen der Protocolltexte 650.
Consequenzen-Ziehen durch die Frau 448.
Conservative, Kleidung der 103.
Conservatives der Frau 453.
Constanterhalten der Bedingungen 13.
Constanz allgemeiner Bedingungen 192.
Construction bei Phantasievorstellung 638.
— des objectiven Thatbestandes 148.
Constructionsarbeit und Analogie 182.
Constructive Momente 130.
— Phantasie 636.
Constructives Einfallen 338.
Construieren bezüglich des Geständnisses 43.
Contagion moral 566.
Continuität, historische 6.
Contrast bei Associationen 334.
Controle durch Tasten 620.
Convex und concav, Tasten von 287.
Corpora delicti und Ungewohntes 329.
Corpsgeist und Eifersucht 79.
Correlate, Heranziehung der 30.
Cranioskopie 103.
Cretins, Gedächtnis der 356.
— und Grausamkeit 477.
Criminalanthropologie 2.
Criminalpsychologie, Aufgaben der 4.
— Definition der VI, 2, 3.
— Entwicklung der 1.
— medicinische Richtung 1.
— als Naturgeschichte des Verbrechers 3.
— philosophische Richtung 2.
Cultur, Einfluss der 4, 521.
— und Natur 521.
— und Stellung der Frau 401.
Cuvier-Linné'sches Gesetz 560.
Cyinskyprocess 687.

D.

Daltonismus 263.
— der Frauen 451.
Dämmerung und plötzliches Einfallen 346.
Daraufhelfen bei Zeugenvernehmungen 300.
Darstellung, Einfluss der 387.
— der Erscheinungen 527.
— Raschheit der 322.
Darstellungsweise, Wichtigkeit der 385.
Darwin und Vererbung 558.
Datierungen mit Associationen 337.
Daturin und Tastsinn 625.
Decorationsmalereien und Sinnestäuschung 607.
Deducieren und beobachten 291.
Deduction, Raschheit der 303.
Definitiver Entschluss, Zeichen des 113.
Demokraten, Kleidung der 103.
Denken, Voraussetzung des 317.
— Wesen des 317.
— und Sein, Identität von 305.
Denkfaulheit 546.
Denkvorgänge 313.
— Erkennen der 298.
Denunciationen Hysterischer 440.
Determiniertheit beim Mann 408.
Determinismus 373.
— in den Bedingungen der Phänomene 156.
Deutlichkeit im Sehen und Entfernung 255.

Deutsche, Kleidung der 103.
Dialect 389.
Dialectik und Beweis 203.
Diallele 226.
Dichter und Kenntnis der Frau 405.
Dictierfehler in Protocollen 613, 647.
Diebe, Hände der 130.
Diebstahl und Menses 419.
— im Rausch 680.
Dienstboten als Auskunftspersonen 77.
— ihre Bildung 524.
Differenz der Bewegung und Täuschungen 604.
Differenzierendes 399.
Dilettanten als Zeugen 533.
Dimension, dritte, Vorstellung der 309.
— vierte, Vorstellung der 309.
Dinge und Gedächtnis 343.
Directe Rede, Gebrauch der 392.
Directes Schauen 606.
Disciplinen, fremde, Bedeutung der 146.
Disjunctives Urtheil beim Geständnis 137.
Dismas, heil. und Causalnexus 151.
Dispositionen der Centralorgane und Gedächtnis 343.
— und Falschhören 619.
— und Gewohnheit 555.
— und reproductive Vorstellungen 308.
— Stärke der und Reproduction 353.
Distanz als Empfindungsthatsache 309.
Distinguieren und Verstand 544.
Doppeläugiges Sehen 261.
Doppelter Hammerschlag, Experiment mit dem 617.
Doppeltes Bewusstsein 362.
Drähte, weit sichtbar 258.
Druck, Täuschungen bei 623.
Drucksinn siehe Tastsinn,
Du und Ich, Entgegensetzen von 331.
Dumme, Majorität der 218.
Dummheit 541.
— als Grund von Geständnissen 40.
— und centrales Vorstellen 327.
Dummkopf 545.
Dunkelhaft und Hallucinationen 633.
Dunkelheit, Sehen in der 261.
Dunkle Wahrnehmungen 299.
Dünne Körper, weit sichtbar 259.
Duplicität der Fälle 567.
Durchlesen der Protocolle 613.
Durchschnittsergebnis bei Beurtheilungen 400.
Durchschnittszahlen, Fehler bei 401.

E.

Ebenen und Heimweh 96.
Echo und Täuschungen 614.
Eckensteher als Zeugen 20, 77.
Edelsinn, Geständnisse aus 38.
Educatives 16.
Effect der Bedingungen 13.
Effort, moindre, principe du 318.
Egoismus 30, 475.
— und Auffassung 516.
— Bedeutung des 33.
— der Kinder 501.
— und Vorstellung 327.
— und Vorurtheil 564.
Egoist, Definition des 79.
Ehebruch 467.
Ehre 577.
— Berufung auf die 33.
Ehrenbeleidigungen und Wortbedeutung 518.
Ehrenbeleidigungsklagen und Menses 418.
Ehrlichkeit der Frau 454.
Eifersucht 470, 475.
— und Corpsgeist 79.
— Geständnis aus 141.
Eigenes, Interpolieren des 541.
Eigenliebe der Frau 433.
Eigennamen, siehe Namen.
Eigenschaften, Wirkung der guten auf die schlechten 76.
Eigensinn, Berücksichtigung des 32.
— und Dummheit 550.
Eigenthümlichkeit der Reproduction 354.
— des Urtheilenden 220.
Eigenthumsrecht und die Frau 461.
Einbildung und Geruchsinn 627.
— und Geschmackstäuschung 626.
Eindrücke und Erinnerung 340.
— erste 225.
— und Fehlschlüsse 224.
— Schilderung der 422.
— und unbewusste Schlüsse 212.
Eine große Dummheit, die 542.
Einfache Menschen und Physiognomik 108.
Einfallen, das, und Associationen 338.
— des Namens und der Person 321.
— plötzliches 325, 345.
Einfältiger 545.
Einfluss des Richters 204.
Eingeredete Ueberzeugung 84.
Einleiten der Sinne 608.
Einreden im Schlafe 675.
Einsamkeit und Hallucination 633.
Einseitige Bildung 532.
Einseitigkeit nach Auffassung 328.
— des Gedächtnisses 355.
— und Verstand 548.
Einsilbige Zeugen, Vernehmen der 23.

Einzelheiten, Verbindung von 215.
Einzelne Momente der Bewegung, Vorstellung der 310.
— Stimmen, Wert der 219.
Eisen, Geruch des 278.
Eisenbahnfahren und Falschhören 618.
Eitelkeit, Bedeutung der 33.
— Wirkung der 9.
— der Frau 466.
— der sogenannten Kraftmenschen 82.
— und Sexuelles 432.
— im Zeugen 205.
Elektrisierte und Physiognomik 108.
Elementare Hand 126.
Empfinden der Frau 443.
Empfindungen, durch Handlungen geäußert 55.
— unangenehme Erinnerung daran 349.
Empfindungszuwachs 240.
Empirie 170.
Empirismus 4.
Energetische Weltanschauung 319.
Energie und Dummheit 550.
Engel, Vorstellung von 637.
Engländer, Kleidung der 103.
Entdeckungen, Lebensdauer der 198.
Entfernung und deutliches Sehen 255.
Entführungen, erdichtete 415.
Entgegenkommen und Voreingenommenheit 564.
Entlastung des Gedächtnisses 369.
Entlockung des Amtsgeheimnisses 35.
Entschlossenheit und geschlossener Mund 111.
Entschuldigen der Thaten Anderer 85.
Entwicklungszeit und Heimweh 95.
Epilepsie-Simulation 61.
Epileptiforme Erkrankungen 95.
Epileptiker, Lügen der 667.
Erbarmen der Kinder 499.
Erbleichen, Bedeutung des 61.
— der Haare bei Schreck u. s. w. 90.
— als Nerventhätigkeit 109.
— und Wille 372.
Erbsenexperiment 623.
Erdichtungen bei Verletzungen 572.
Erfahrung, Einfluss der 564.
— und Gewohnheit 552.
— und Skepsis 161.
— und Speculation 315.
— und Tastsinn 279.
— und Vorstellung 307.
— und Zusammenhang 177.
Erfahrungssätze 170.
Erfinder, Charakteristik der 81.
Erfolg, Beurtheilung durch die Frau 448.
Erforschung des Gedankenschatzes der Zeugen 25.
Erforschung von Geheimnissen 37.
Ergänzungen bei Sinneswahrnehmungen 655.
Erhebende Bewegungen 123.
Erinnerung, Auffrischen der 347.
— und deren Auftauchen 346.
— und Gedächtnis 340.
— bei Greisen 506.
— kleiner Kinder 497.
— und Raschheit 303.
— plötzlicher Verlust der 361.
— Verschiedenheit der 348.
— und Wahrnehmung 288.
— von Zeichen an das Bezeichnete 321.
— und Zeitschätzung 519.
Erinnerungsbilder, Unrichtigkeit der 349.
Erinnerungsfälschung 363.
— unechte 365.
Erinnerungsfehler 340.
Erkennen von Farben 265.
— im Mondlicht 260.
Erkenntnis und Naturgesetz 195.
— vorhandene 292.
Erkenntnisproblem 288.
Erkenntnisthätigkeit 289.
Erkenntnistheorie, heutige 131.
Erkenntnisvorgang 289.
Erklären 202.
— Begriff des 234.
Erklärungen, das Geben von 234.
Erkrankungen und Geschmacksinn 625.
Erkünstelte Erregung 89.
Ermüdung und Hallucination 634.
— und Paramnesie 366.
Erotisches 423.
Erregbarkeit und Träume 671.
Erregungen 87.
Erröthen, Bedeutung des 61.
— künstliches 65, 664.
— als Nerventhätigkeit 109.
— Wirkung des 53.
— und Wille 372.
Erscheinungen, Lehre von den 51.
— regelmäßige 198.
Erschlossenes und Beobachtetes 5.
Erschrecken beim Augenschließen 111.
Erstaunen, Zeichen des 114.
Erste Anzeige, Einfluss der 563.
Erstickung, angebliche, und Geruchsinn 627.
Erwägungen bei Verbrechen 480.
Erwartung und Wahrnehmung 330.
Erwartungsvorgänge 254.
Erziehung, Einfluss der 521.
— und Kinder 499.
— und Sprache 382.
— vernachlässigte 523.

Erziehung der Zeugen 19.
Ethymologie des Volkes 651.
Eunuchen, Aehnlichkeit mit Greisen 504.
Exaltation von Zeugen 43.
Experiment und Wahrnehmung 252.
— Wichtigkeit des 156.
Extreme und Ausnahmen 437.
— bei der Frau 449.

F.

Fachgenossen, Urtheile der, über Andere 79, 80.
Fachleute, Beurtheilung ihrer Kenntnisse 28.
— und ihre Schlussreihen 156.
— als Zeugen 301.
Factum, vereinzeltes, und Zufall 202.
Fähigkeiten und Gedächtnis 358.
Fahrlässigkeit und Uebermüdung 659.
Fallacie des Irrelevanten 226.
Falsche Ausdrucksweise 394.
— Erregung 89.
— Mnemotechnik 370.
— Namen und Subjectives 327.
— Religiosität und Sexuelles 428.
— Urtheile siehe Fehlschlüsse.
Falschschätzungen 589.
Falschspiel, Beobachtungen beim 296.
Falschspieler, Hände der 130.
Falschzählen des Stundenschlages 616.
Farben und Ausdehnung 299.
— Erkennen von 265.
— Sehen der 263.
— und Täuschungen 602, 605.
— Wirkung der, beim Gedächtnis 352.
Farbenblind 263.
Farbenblindheit der Frauen 451.
Farbenwechseln, Bedeutung des 61.
Fauchen bei Verachtung 116.
Faulheit, Bedeutung der 33.
Fäuste und Entschlossenheit 112.
Fehler bei Durchschnittszahlen 401.
Fehlschlüsse 222.
Feilschen der Frau 451.
Ferse, bei Ungeduld 129.
Feste Körper als Schallzuleiter 272.
Festhalten, Feststellungen beim 288.
— von Vorstellungen und Einfällen 339.
Festigkeit des Schlafes 676.
Feststellungen von Zeiträumen 520.
Fiction und Illusion 646.
— scheinbare, bei Stimmungen 512.
Fieber und Falschhören 615, 616.
— und Gedächtnis 360.
Figulus odit Figulum 79.
Fingerspitzen, Vorstrecken der 91.
Finsternis, Gewöhnung an 261.
Fixieren beim blinden Fleck 268.
Fixierte Punkte, Verschwinden der 259.
Fixierung von Ereignissen 520.
Flache Hand bei Erstaunen 114.
Flasche Wasser, Experiment mit der 297.
Fleck, blinder 267.
Fleischer, ihr Geruchsinn 278.
Fleißige, Hände der 130.
Fluchtgefahr und Wahrscheinlichkeit 197.
Flüchtiges Ansehen und Täuschungen 609.
Folge, Ordnung in der 15.
Fordern der Frau 452.
Formale Natur der Fehlschlüsse 222.
Formelle Richtigkeit des Festgestellten 5, 10.
Formen, Wirkung der, beim Gedächtnis 352.
Formgefühl und Sprungschlüsse 211.
Förmlichkeiten und Möglichkeit 197.
Formschönheit und Beweis 406.
Formulierung in der Untersuchung 12.
Forschung und Wahrscheinlichkeit 185.
Frage, letzte, beantworten 528.
Frau, die 399.
— Erröthen der 64.
— und Geheimnisse 34.
— Geschmack der 275.
— Geruchsinn der 279.
— Grausamkeit der 577.
— und ihr Schlaf 673.
— und Sprünge im Schließen 210.
— und Träume 645.
— und Ueberredung 205.
— Wahl der und Hang 536.
Frauenhand 129.
Freiheit der Erinnerungen und Gedächtnis 343.
— des Willens 373.
Freistellen des Zeugen von Einwirkungen 25.
Fremdworte, Bedeutung der 397.
— mit verschiedener Bedeutung 516.
— missverstandene 392, 650.
Freudige Bewegungen 123.
Freunde als Auskunftspersonen 76.
— das Reden über die 69.
Freundschaft 474.
— als Triebfeder 34.
Frömmelei und Sexuelles 428.
Frömmler, Aussehen der 85.
Furcht, Erscheinungen bei der 91.
— und Kühnheit 576.
Fußsohle, bei Verlegenheit 129.
Fußspitzen, Mimik der 129.

G.
Ganzheit bei der Frau 408.
Gastricismen und Täuschungen 602.
Geberden, Lehre von den 105.
— und Worte 54.
Geberdensprache 109.
Gebiete des Gedächtnisses 354.
Gebildete und Auffassung 328.
— Denken der 317.
— Erröthen der 63.
— Geschmack der 275.
— Tastsinn der 281.
— und Ueberredung 205.
— Vernehmung der 27.
— siehe auch Ungebildete.
Geborene Verbrecher 498.
Gebrauch und Beurtheilung 552.
Gebrechen, körperliche, Einfluss der 86.
Geburt, Folgen der 424.
Gedächtnis und Causalität 149.
— und Comprehension 245.
— Einfluss des 4.
— und Erinnern 340.
— und Fähigkeiten 358.
— der Greise 506.
— der Halbblödsinnigen 356.
— der Kinder 357, 492, 497.
— und Ortssinn 302.
— und Phantasie 643.
— und Rausch 680, 685.
— und Träume 672.
Gedächtnisbilder, Association mit 294.
Gedächtnisfehler und Täuschungen 609.
Gedächtnisverse 369.
Gedankenarbeit, unbewusste 325.
Gedankenbeugung 557.
Gedankenschatz der Zeugen 25.
Geduld beim Vernehmen 21.
Gefahr und Hallucinationen 635.
Gefühl 375.
Gefühle, künstlich erzeugte 664.
Gefühllosigkeit der Frau 478.
Gegensatz, Princip des 109.
Gegenwert beim Geständnis 141.
Geheimnisse 34.
— im Amt 35.
— Anderer 37.
— der Frau 489.
Gehirn, weibliches, Größe des 435.
Gehör, feines, bei schlechtem Gewissen 85.
— verschiedenes 614.
Gehörsinn 268.
— leichte Täuschung des 251.
Gehörstäuschungen 611.
Geifern als Nerventhätigkeit 109.
Geistererscheinungen 632.
Geistesstörung und Erröthen 65.
Geistesstörung und Falschhören 615.
— und Geruchsinn 627.
— und Illusion 631.
— und Physiognomik 108.
Geistige Arbeit, beste Zeit der 322.
Geiz der Frauen 451, 478.
— des Greises 504.
— und Verschwendung 576.
Geld und die Frau 451.
— und Unersättlichkeit 572.
Geldauszahlung bei Uebermüdung 660.
Geldverlangen der Frau 452.
Gelegenheit als Charakterkennzeichen 70.
— und Hang 534.
— und Untreue 467.
Gelesenes und Paramnesie 365.
Geliebte, Schaden der 452.
Gelüste der Schwangeren 423.
Gemeine Wahrscheinlichkeit 190.
Gemeinschaft der Merkmale bei Associationen 335.
Gemüth der Frau 483.
Generalisationsfehler bei Fehlschlüssen 223.
Generalisieren, Gefahr des 52, 168.
— bei Beurtheilung von Kindern 500.
— und Regel 199.
Generationen, Vererbung in 561.
Generative Phantasie 636.
Genetisches und Zufall 201.
Genie und Erziehung 522.
Gerade und krumm, Tasten von 287.
Gerechtigkeit der Frau 448, 484.
Gerechtigkeitsliebe der Ungebildeten 528.
Gerechtigkeitssinn der Kinder 492.
Gereiztheit, Annahme von 173.
Gerichtliche Psychologie 1.
Gerichtsverhandlungen, Vorliebe der Frauen für 478.
Geringschätzung, Zeichen von 117.
Germanische Auffassung der Frau 403,
Geruch, übler, und Verachtung 116.
Geruchsempfindung und Gedächtnis 352.
Geruchsinn 276.
Geruchsinnstäuschungen 627.
Gesammtbilder der Thiere 293.
Geschäftsneid 79.
— Geständnis aus 141.
Geschichtsforscher, Aehnlichkeit seiner Arbeit 146.
Geschicklichkeit und Gewohnheit 554.
Geschlecht, Einfluss des 4.
Geschlechtlichkeit, Gradmesser der 434.
Geschlechtsaffect und Grausamkeit 95.
Geschlechtstrieb 423.

Geschlechtstrieb im höheren Alter 426.
— und Lüge 669.
— und Vererbung 560.
Geschlechtsunterschied im Greisenalter 503.
Geschlechtsverbrechen der Greise 505.
Geschmacksinn 274.
— Täuschungen im 625.
Geschwätzigkeit der Frau 489.
Geschworne und Analogie 181.
— Behandlung der 29.
— und die Beredsamkeit 206.
— Gedankenschatz der 26.
— Interesse der 17.
— und das Schließen 132.
— Sinne der 238.
— und Wahrscheinlichkeit 193, 196.
— Zeichen des Entschlusses bei 113.
Gesetz der kleinsten Anstrengung 318.
— und Zufall 201.
Gesetze, empirische 170,
— Verpflichtung gegen die 318.
Gesichter, Ausdruck der 56.
Gesichtsfarbe bei Wuth 119.
Gesichtskreis, beschränkter 544.
Gesichtssinn 250.
Gesichtstäuschungen 588.
Gesichtswinkel beim Weitsehen 258.
Gespenster 632,
Gestaltungskraft der Sinne 246.
Geständnis, Annahme bei dem 173.
— als Beweismittel 133.
— Herumreden um ein 396.
— beim Mann und Weib 457.
— Motivierung des 137.
— aus Neid, Zorn u. s. w. 141.
— qualificiertes 136.
— theilweises 136, 138.
— unmotiviertes 136.
— Wesen des 38.
— Wirkung des, auf den Richter 41.
— — — auf Zeugen u. s. w. 42.
— und Zeichen der Entschlossenheit 112.
Gesten, Eingewöhnung der 54.
— Wichtigkeit der 388.
— und Stimmung 59.
— und Worte 53.
— und Mienen, wirkt auf Stimmung 59.
Gesundheit und Haft 539.
Gewalt über das Gedächtnis 350.
Gewissen, Berufung auf das 33.
— Druck des 39.
— der Frau 484.
Gewissenhaftigkeit bei Aussagen 20.
— Bedeutung der 6.
— Wirkung der 9.
Gewissheit 187.
— und Wahrscheinlichkeit 185.
Gewohnheit 552, 679.
— und Bewegungen 98.
— und Dummheit 551.
— beim Tasten 279.
— und Thätigkeit 109, 679.
— und Täuschung 610.
— und Thun 323.
— und Wahrscheinlichkeit 193.
— Wirkung der 52.
Gewohnheiten, associierte 109.
Gewöhnung an Dunkelheit 261.
Gezeichnete, Wesen der 86.
Giftmord durch Frauen 479.
— durch Greise 505.
Glanz, Wesen des 266.
Glänzen, scheinbares und Täuschung 605.
— der Augen bei Schuldbewusstsein 119.
Glatt, Empfinden von 286.
Glaube und Bildung 525.
— als Charakterkennzeichen 68.
Glaubersalz, Geschmack von 275.
Glaubwürdigkeit, halbe 81.
— junger Mädchen 417.
— der Frau in alten Gesetzen 402.
— bei Associationen 334.
Gleiches statt Aehnliches im Schlusse 216.
Gleichförmigkeit in den Erscheinungen 295.
— in der Natur 194.
Gleichgiltige Leute als Auskunftspersonen 78.
Gleichgiltigkeit bei Angst 576.
— und Stimmung 512.
— für Wahrheit 20.
Gleichheit bei Associationen 334.
— und Aehnlichkeit 330, 384.
Gleichmäßige Vertheilung, Gesetz der 166.
Gleichnis, Verstehen des 214.
Gleichung, persönliche 508.
— als Urtheil 220.
Gleichzeitigkeit bei Associationen 335.
— im Wahrnehmen 324.
Glycerin, Geschmack von 275.
Gram, Zeichen von 123.
Graphologie 130.
— im Alltagsleben 57.
Grashey-Gutachten 144.
Grausamkeit 94.
— der Cretins 477.
— der Kinder 499.
— und Mordlust 94.
— als Motiv 83.

Grausamkeit und Nachahmung 568.
— und Sexualität 94, 425.
— der Weiber 477.
— und Wohllust 95, 576.
Greise, Gedächtnis der 359.
— Redseligkeit der 308,
— und Tasten 621.
Greisenalter 502.
Grenzen-ändern durch die Frau 462.
Griechen, Auffassung der Frau 401.
Grobe, verhaftete 82.
Größe, scheinbare der Dinge 255.
Große Dummheit, die eine 542.
Größenschilderung und Täuschung 611.
Größenverhältnisse und Ungebildete 531.
Großthuerei bei Geständnissen 38.
Grund, Auffindung des 148.
— bei Verbrechen 427.
— siehe auch Motiv.
Grundsätze, Einfluss der 564.
Gruppen, kleinste Momente 253.
Gruppierungen nach dem Worte „Wir" 75.
— und Täuschung 606.
Gutachten, Behandlung der 46.
Gute Eigenschaften, Wirkung der, auf schlechte 76.
Gutmüthigkeit und Vorstellung 307.
— und Grausamkeit 477.

H.

Haare sträuben 90.
— als Nerventhätigkeit 109.
Habsucht der Frau 451.
— des Greisen 504.
Haft und Charakteränderung 538.
Haftgründe und Wahrscheinlichkeit 197.
Halbbildung und Verbrechen 523.
Halbblödsinnige siehe Blödsinnige und Cretins.
Halbcultivierte, Sehvermögen der 257.
Halbgebildete siehe Ungebildete.
Halbtraum, Handlungen im 673.
Hallucinationen 629.
— Träume als 671.
Hallwirkungen und Täuschungen 614.
Halten, das, von Versprechungen 71.
Hammerschlag-Experiment 617.
Hämorrhoidalbeschwerden und Stimmung 512.
Hämorrhoiden 635.
Handbewegungen, Wichtigkeit der 388.
Hände 124.
— Aussehen der 56.
— Bewegung der 129.
— der Diebe 130.
Hände der Falschspieler 130.
— fleißiger Leute 130.
— der Landstreicher 130.
— der Müßiggänger 130.
Handeln der Frau 451.
Handgelenk, abgebogenes, und Entschlossenheit 112.
Händler als Zeugen 20.
Handlungen als Folge von Empfindungen 55.
— lügenartige 664.
Handschrift s. Graphologie.
— und Vererbung 560.
Hang 534.
Härte der Weiber 478.
Hartnäckigkeit der Frau 450.
Hass 476, 572.
— Erscheinungen beim 91.
— Geständnis aus 141.
— Umwandlung des 513.
Hässliche Menschen, Voreingenommenheit gegen 564.
Hauck, Eheleute, Mord an Kern 141.
Häufung von Delicten durch die Frau 449.
— von Sinnestäuschungen 607.
Hausbesorger als Auskunftspersonen 77.
Haussuchungen bei der Frau 454.
Haut, Verschiebung der 285.
— Vorstellung von Druck u. s. w. auf der 644.
Hautempfindung und Menses 418
Havamal und Auffassung der Frau 403.
Heimweh 95.
Heirat, Grund der 466.
Heldinnen in Romanen u. s. w., Alter der 440.
Helligkeitsunterschied und Deutlichkeit 255.
Hemmungsfasern und Reflex 99.
Herausfinden eines Tones 270.
Herausforderung und Fußbewegung 130.
Hergebrachtes und die Frau 454.
Heroische Landschaften, Täuschungen bei den 591.
Heroismus der Frau 469.
Herostratenthum, das, 333.
Herumreden 396.
Herumziehende Händler als Zeugen 20.
Hervorrufen von Vorstellungen 313.
Herzbewegungen als Nerventhätigkeit 109.
Hetzbriefe von jungen Mädchen 415.
Heuchelei, angeblich erlaubte 662.
Hexen und Auffassung der Frau 402.
Hiebe, Empfindung der 284.

Hineinreden, sich, Bedeutung des 60.
— in Behauptungen 84.
— sich, der Zeugen 313.
Hingebung der Frau 472.
Hinrichtungen, Interesse der Frauen für 478.
Hintergrund, Bedeutung des, beim Fernsehen 258.
Historiker, Aehnlichkeit seiner Arbeit 146.
Historische Wahrheit 215.
Hochgebirge und Heimweh 96.
Hochmuth 545.
Hohe Töne, Vernehmen der 271, 273.
Hohn, Zeichen von 117.
— aus Fußbewegung zu entnehmen 130.
Hören, das 268.
Hörfehler in Protocollen 613, 647.
Hörschärfe 270.
Humor eines Zeugen, Einfluss des 387.
Hunger und Illusionen 635.
Hut als Charakterkennzeichen 66.
Hyperämien und Falschhören 615.
Hypersensitive und Geruch 628.
Hypnotismus 685.
Hypothesen, Einfluss von 564.
Hysterie 440.
— und Falschhören 615.
Hysterische und Täuschungen 602.
Hysterisches Lügen 667.

I.

Ich, Berücksichtigung des 32.
— das, bei Causalität 154.
— Interpolieren des 541.
— Vordrängen des 544.
— und Du, Entgegensetzen von 331.
Ich-Sphäre des Kindes 501.
Ideale der Kinder 491.
Ideen, beschränkte 544.
— und Gedächtnis 343.
Ideenassociationen 334.
Identification und Gedächtnis 343.
Identität von Denken und Sein 305.
— und Uebereinstimmung 656, 658.
Idioten, Erröthen des 64.
Idiot und Erziehung 522.
— in Schreck, Angst u. s. w. 550.
Ignorabimus 319.
Ignorantio elenchi 226.
Illusionen 629.
Imitation 566.
Im Kreis-gehen, irrthümlich 589.
Immer, Begriff des, bei Annahmen 195.
Imperfect, Gebrauch des 390.
Imponieren, dem Beschuldigten gegenüber 36.
Impotente, Eigenschaften der 86.
Indignation, Zeichen der 108.
Indirecte Rede, Gebrauch der 392.
Indirectes Schauen 606.
Individualisierung bei Vernehmungen 497.
Individualität, beim Mann 408.
Individuelle Bedeutung der Worte 383.
Induction, Wesen der 171.
Inductive Wahrscheinlichkeit 191.
In Gedanken-sein und Stimmung 512.
Inhalt des Bewusstseins 311.
— des Gehörten, Wiedergeben des 269.
Injectionen, Wirkung der 281.
Injurien und Wortbedeutung 518.
Injurienklagen und Menses 418.
Innere Bewegung und äußere Momente 112.
— Widersprüche in Aussagen 135.
Inneres des Menschen im Verhältnis zum Aeußeren 52.
Innervation von Muskeln bei gesehenen Bewegungen 263.
Innervierungen bei Vorstellungen 310.
Instanzenzug und Möglichkeit 197.
Instinct der Frau 443.
Instinctive Thätigkeit 373.
Intelligenz der Frau 449.
Interessanter-machen, das sich 81.
Interessantes in falschen Anzeigen 416.
Interesse, allgemeines 45.
— und Auffassung 516.
— der Kinder 492.
— der Sachverständigen 17.
— für Sachverständige 46.
— Stärke des 160.
— Voraussetzung von 28.
— und Vorurtheil 564.
— der Zeugen 48.
Intoleranz gegen Alkohol 676.
Intuition der Frau 443.
Involution 414.
Irradiation und Physiognomik 106.
— Wirkung der 611.
Irre siehe Geistesstörung.
Irreführung durch Geständnisse 39.
Irrelevantes, Fallacie des 226.
Irrsinnige siehe Geistesstörung.
Irrthum 4.
— in der Beobachtung 291.
Italienische Positivisten, Lehren der 51.

J.

Jäger, Kleidung des 102.
Jahre, Schätzung ihrer Dauer 520.
Jargon, Bedeutung des 383.
Jodkalium, Geschmack von 275.
Judenhand 127.

Jungfer, alte, die 436.
Jungfräulichkeit 473.
Juxtaposition, Bedeutung der 515.

K

Kampf, sexueller, Mittel im 432.
Kanonendonner, Hören von 272.
Kartenspiel, falsches, Wahrnehmungen dabei 296.
Käse-essen als Charakterkennzeichen 66.
Katamenien 413.
Katholiken. Geständnisse nach der Beicht 39.
Kennen-lernen, wiederholtes, Wirkung davon 299.
Kenntnisse der Frau 434.
— und Urtheil 219.
— Voraussetzung der 28.
Kennzeichen, allgemeine, für den Charakter 66.
Kern Blasius, Mord an 141.
Keuschheit der Frau 467.
Kinder 490.
— ihr Benehmen gegen Gezeichnete 86.
— Erröthen der 64.
— und Fixierung der Worte 517.
— Gedächtnis der 357.
— und Größenverhältnisse 531.
— und Heimweh 95.
— und Hörvermögen 274.
— Kenntnisse der 495.
— und Paramnesie 365.
— und Phantasie 641.
— und Physiognomik 108.
— Redseligkeit der 308.
— und Tasten 621.
— und Träume 671.
— als Zeugen 493.
Kinder-bekommen, Widerwille gegen 425.
Kinderhand 129.
Kinderwärterinnen und Uebermüdung 659.
Kindsmord 482.
— und Imitation 567.
— und Sexualität 425.
Kindesmörderinnen und Hallucinationen 633.
Kirchenväter, Auffassung der Frau 402.
Klagen über Vernachlässigung 467.
Klarheit im Denken und Raschheit im Reden 303.
Klarstellungen durch Frauen 442.
Kleidung, Allgemeines 101.
— als Charakterkennzeichen 73.
Kleptomanie und Menses 420.
Klimacterium 414.
Klimacterium und Falschhören 616.
— und neuer Geschlechtstrieb 426.
Kluger Knabe, Geschichte vom 66.
Klugheit, Definition der 142.
— Wesen der 547.
Knaben, Gedächtnis der 358.
— Hörvermögen der 274.
Knickerei der Frau 451.
Komisches, Wirkung davon 388.
Kopfnicken, Bedeutung des 59.
Kopfschütteln, Bedeutung des 59.
Kopfverletzungen und Gedächtnisverlust 360.
— und geschieden werden 550.
Koran, Auffassung der Frau 402.
Körperlage und Auffassung 514.
Körperzustand und Haft 539.
Kraft der Aufmerksamkeit 301.
— Aufwendung von 70.
— der Causalität 160.
Kräftig Wirkendes und Gedächtnis 354.
Kräftigkeit beim Mann 408.
Kraftmenschen, sogenannte 82.
Krämer als Zeugen 20.
Kranioskopie im Alltagsleben 57.
Krankenwärter und Uebermüdung 659.
Krankenwartung der Frau 483.
Krankhaftes und Täuschungen 583, 601.
Krankheiten und abergläubische Heilmittel 151.
— und Falschhören 615,
— und Gedächtnis 360.
— und Geschmacksinn 625.
— im Greisenalter 503.
Kriticismus 4.
Kritiklosigkeit bei Erzählungen 316.
Krumm und gerade, Tasten von 287.
Krümmungen, Falschschätzen der 589.
Kühnheit und Furcht 576.
Kummer, Wirkung des, auf Zeugen 513.
— Zeichen von 123.
Kunst und Phantasie 643.
Künsteln, bei Schuldbewusstsein 119.
Kunstgriffe, angebliche 662.
Künstlich erzeugtes Erröthen 65.
Künstliche Erregung 89.
Kunstwerke und Phantasie 640.
Kupfergeschmack und Wechselfieber 626.
Kurze Ausdrucksweise 398.
Kurzfassen der Zeugen 22.
Kurzsichtige, Sehvermögen der 258.

L.

Lachen und Beurtheilung 537.
— Wirkung des 53.
— bei Zornausbrüchen 94.
Lächeln als Zeichen von Verachtung 116.

Lage und Auffassung 514.
Landkinder, Kenntnisse der 495.
Landstreicher, Hände der 130.
Landstreicherei und Hang 535.
Langeweile, Wirkung beim Mädchen 415.
— und Sexuelles 430.
— und Zeitschätzung 518.
Langgestreckte Dinge, Sichtbarkeit der 258.
Langgestreifte Dinge 266.
Langsamkeit der Wahrnehmung 254.
Langsam-reden und Sachkenntnis 304.
Latente Motive 84.
Lauter sprechen ist nicht zu erreichen 49.
Lebensalter und Vorstellungen 307.
Lebensanschauungen bei Fehlschlüssen 224.
Lebenslauf, Erhebung des 69.
Lebhaftigkeit, Wirkung der 9.
Lectüre und Subjectives 328.
Legenden und Illusion 646.
Leichtigkeit der Phantasievorstellung 637.
Leidenschaft 569.
— Geständnis aus 142.
— der Hingebung 472.
— Umwandlung der 513.
— Zeichen der 55.
Leidenschaftliche Verhaftete 82.
Leistungsfähigkeit, geistige, Zeit der 322.
Leitung beim Mann 408.
— der Schwurgerichtsverhandlungen 206.
Lernen der Frau 435.
Lesen, Raschheit beim 303.
— undeutlicher Schriften 260.
Letzte Consequenz ziehen und die Frauen 448.
— Frage beantworten 528.
Leugnen, gut gemachtes 665.
— theilweises 136, 138.
— und Wille 372.
— bei Zeichen der Entschlossenheit 112.
Lichtbrechung 242.
Liebe als Triebfeder 34.
— Umwandlung der 513.
— Hass und Freundschaft 469.
Liegen, Auffassung im 513.
Linien, täuschende 593.
— Vergleichen von 515.
Linkshändigkeit der Frauen 451.
Linné-Cuvier'sches Gesetz 560.
Literatur und Kenntnis der Frau 405.
Loben und Neid 574.
Localaugenschein als Beweismittel 133.
— und Ungewohntes 329.
Locale Orientierung und Auffassung 302.
Locales und Wahrnehmen 657.
Localisieren von Wunden 283, 621.
Lockerung der Erinnerung 353.
Logik bei Fehlschlüssen 222.
— der Frau 488.
— als Wissenschaft des Beweises 136.
Logischer Zusammenhang und Erfahrung 177.
Lohnkutscher als Zeugen 20.
Lombrososchule siehe Lombroso (im Autorenverzeichnis).
Lücken, Ausfüllung der, beim Wahrnehmen 254,
— in der Wahrnehmung 496.
Luftperspective und Täuschung 592.
Lügen 660.
— im Alter 667.
— der Epileptiker 667.
— der Frau 454.
— und Gesten 54.
— hysterisches 667.
— der Kinder 496, 501.
— und Menses 419.
— pathoformes 667.
— der Prostituierten 669.
— der Schwangeren 669.
— und Sexuelles 669.
— der Wöchnerinnen 669.
— und Worte 252.
Lügenhaftigkeit bei Mädchen 415.
Lungenkrankheit und Geruchsinn 627.
Lust und Unlust 376.
Lymphatische Leute und Geruchsinn 277.

M.

Mädchen, Gedächtnis der 358.
— Hörvermögen der 274.
Magazinsdiebstähle und Menses 419.
Majorität der Dummen 218.
Makroanthropos und Seele der Masse 569.
Malerei und Bewegungsvorstellung 311.
— und Sinnestäuschung 607.
Mamella und Uterus 425.
Mannbarkeit und Verbrechen 499.
Männer, Erröthen der 64.
— Geruchsinn der 279.
— Geschmack der 275.
Männerhand 129.
Marken für Begriffe 516.
Maschinenwärter und Uebermüdung 659.
Masse 566.

Maßstab für Vorstellungen 307.
Materiale, Anpassung des 41.
Materialismus 319.
Materie der Criminalpsychologie VI, 4.
Materielle Richtigkeit des Festgestellten 5, 10.
Mathematik und Skepsis 163, 169.
Mathematische Veranlagung und Sprungschlüsse 211.
— Wahrheit 215.
— Wahrscheinlichkeit 191.
Maultrommelexperiment und Falschhören 618.
Maximen und Hang 536.
— und Willen 374.
Mechanisch erzeugtes Erröthen 65.
Mechanisches 319.
Medianebene, Ansehen in der 260.
Medicament und Gewohnheit 557.
Meinung, vorgefasste 561.
Melancholische Darstellung, Einfluss der 388.
Menge 566.
Menschenkenntnis bei Fehlschlüssen 224.
— Wichtigkeit der 18.
Menschlichkeit, Berufung auf 33.
— als Triebfeder 34.
Menstruation 413.
— und Hallucinationen 635.
— und Lüge 455.
— bei Zeuginnen 417.
Menstruationsstörungen und Psychosen 420.
Merken siehe Gedächtnis.
Merkmale und Schluss 209.
Messen und Zählen der Psychologie 240.
Metalle, Geruch der 278.
Metallgeschmack und Wechselfieber 626.
Methode 8.
— der Criminalpsychologie 4.
— Erlernen der 146.
— naturwissenschaftliche 11.
Mienen und Stimmung 59.
— Lehre von den 105.
Milderung der Strafe durch Geständnisse 38.
Milieu und die Frau 449.
Mimik 105.
— im Alltagsleben 57.
Minderwertigkeit der Frau 401.
Minorität bei Abstimmungen 219.
Minute, Schätzung der 519.
Missgunst 475.
Misstrauen gegen sich selbst 71.
Misstrauen, Geständnis aus 141.
Missverständnisse 4, 647.
Missverständnisse durch Gleichnisse 214.
Mitarbeit der Richter u. s. w. 17.
Mitbeschuldigter, Belastung des 140.
Mitrichter, Interesse der 17.
Mittelbarkeit der Reproductionen 308.
Mittelglied beim Schließen 216.
Mittelmäßige Menschen und Erziehung 522.
Mittheilungen von Behörden über Personen 77.
— und Speculationen 315.
— Verwertung von 195.
— an Zeugen 50.
Mnemonik und Mnemotechnik 369.
Mnemotechnik, falsche 370.
Mode und Beurtheilung 552.
Moderne Ansichten und classische 509.
— Worte 383.
Mögliche, das, und das Erkennen 344.
— Fälle und wirkliche 320.
Möglichkeit, Begriff der 185.
— und Beweis 176.
— des Causalnexus 150.
— bei Phantasievorstellung 637.
— und processuale Institute 197.
Moindre effort principe du 318.
Molecularumlagerungen und Gedächtnis 343.
Momente, Zusammenfassen der 253.
Momentphotographie und Sehen 253.
Monate, Schätzung ihrer Dauer 520.
Mond, Schätzen des 590.
Mondbeleuchtung, Stärke der 260.
Monomanien bei Kindern 499.
Monotone Geräusche und Falschhören 618.
Monotonie und Zeitschätzung 518.
Moralstatistisches 226.
Mord durch die Frau 480.
— und Menses 420.
Mordbeten und Mordmessen 647.
Mörder, Hallucinationen der 633.
Mordlust und Grausamkeit 94.
Mordversuche, angebliche, und Geruchsinn 627.
Morphin und Geruchsinn 627.
— und Geschmacksinn 625.
— und Tastsinn 281, 625.
Morphinismus und Täuschungen 601.
Motivation und Causalität 153.
Motive des Geständnisses 137.
— religiöse, beim Geständnis 39.
— latente 84.
— Stärke der 160.
— besondere, Suchen nach den 333.
— bei Verbrechen 427.
Motorische Hand 126.

Muhamedaner, Stellung der Frau 401.
Müller'scher Versuch 62.
Mund, geschlossener, und Entschlossenheit 111.
Musiker und ihr Hören 614.
Muskelbewegungen und Gemüthsbewegung 110.
Muskelgefühl und Bewegungsvorstellung 310.
Muskelinnervation bei Bewegungen 262.
Muskeln und Wille 372.
Muskelübung und Tastsinn 281.
Müssiggänger, Hände der 130.
— als Zeugen 21.
Muth, sich nicht zu vertheidigen 83.
Mutterinstinct 424.
Mutterschaft 438.

N.

Nachahmungstrieb 566.
— beim Kinde 502.
Nachbilder, Wirkung der 611.
Nacheinander der Bewegung, Vorstellung des 310.
Nachfolge bei der Frau 408.
Nachgeben der Frau 450.
Nachmittag, zur Arbeit geeignet 323.
Nach sich beurtheilen 544.
Nacht und Täuschungen 600.
Naivität 119, 546.
— Wirkung der 204.
Namen, falscher, und Subjectives 327.
— und Person 321.
— Umbildung der 653.
— und Vorurtheil 565.
Namensgedächtnis 354.
Narkose und Wahrheit-reden 680.
Nase, Hochheben der, bei Verachtung 116.
Nasenflügelbewegung bei Zorn 108.
Nass, Empfindung des 286.
Natrium, Geschmack von 275.
Natur, Einfluss der 4.
— und Cultur 521.
— und Cultur des Richters 220.
Naturgesetz und Combinationen 217.
— und Erkenntnis 195.
— und Regel 198.
— und Zufall 200.
Natürlichkeit 546.
Naturvölker, Erröthen bei den 63.
Naturwissenschaften und Bildung 532.
Naturwissenschaftliche Methode 11.
Naturzweck und Zufall 202.
Nebenbeweise, Bedeutung der 145.
Nebenbuhlerin, Hass gegen die 470.
Necker'scher Rhomboëder 598.
Negation beim Mann 408.
Negative Behauptungen und Induction 174.
Neid 475, 573.
— Geständnis aus 141.
Neigung und Gewohnheit 555.
Nervosität und Falschhören 615.
— und Menstruation 417.
— und Riechvermögen 278.
— und Tastsinn 282.
— und Täuschungen 601.
— und Verstimmung 512.
Neuerungen und Beurtheilung 552.
Neues, Aufnahme durch Kinder 492.
— als Gegenstand des Interesses 48.
Neugierde der Mädchen 493.
— und Wissbegierde 551.
Nicht fertig werden 453.
— Gesehenes und Vorstellung 307.
Nichus, Nicor, Nicker und Causalnexus 151.
Nicolaus, heil. und Causalnexus 151.
Niederschlagende Gefühle 124.
Niedertreten bei Ungeduld 129.
Niveau des Zeugen 24.
Nivellierende Factoren 318.
Nomadenleben und Zufall 201.
Norm und Ausnahme 167.
Normalpsychologische Semiotik 51.
Nostralgie 95.
Nothzucht, erdichtete 415.

O.

Oberkörper, Winden des, beim Erstaunen 115.
Oberschenkel, Schlagen auf die, bei Erstaunen 114.
Objective Verlässlichkeit 14.
Objectiver Thatbestand, Bedeutung des 148.
Objectivität der Frau 445.
— eines Localaugenscheines 133.
Odilie heil. und Causalnexus 151.
Oeffentlichkeit und Möglichkeit 197.
Oertliche Vorstellung und Voreingenommenheit 563.
Offenheit 546.
Ohnmacht nach Zornausbrüchen 93.
Ohrenschmalz und Falschhören 615.
Optische Gesetze, Einfluss ihrer Kenntnis 242.
— Märchen 258.
Ordnung in der Folge 15.
— in der Natur, analoge Auffassung der 222.
Orientalen, Stellung der Frau 402.
— Wuthausbrüche der 93.
Orientierung und Auffassung 302.

Ornamentzeichnungen u. Täuschungslinien 597.
Ort und Stelle, Vernehmungen an 351.
Ortssinn 302.
— und Gedächtnis 351.
— siehe Tastsinn
Ostensible Motive 84.
Ottomanischer Codex über die Frauen 402.

P.

Pangeometrie und Skepsis 170.
Parallelvorstellungen u. Physiognomik 106.
Paramnesie 363.
— unechte 365.
Par dépit-Heiraten 439.
Parfum, Täuschung durch 627, 628.
Parfumeure, ihr Geruchsinn 278.
Parteienvertreter, Beredsamkeit der 206.
Paschen der Frau 461.
Passive Vorstellung 304.
Passivität bei der Frau 408.
— der Sinne 244.
Passiv - sein der Erscheinungen 150.
Pathoformes Lügen 667.
Perception 289.
Perkailmuster und Täuschungen 597.
Person und Name 321.
— des Thäters, Einschaltung in den Hergang 149.
Personengedächtnis der Mädchen 493.
Persönliche Gleichung 508.
Perspective, Einfluss der 593.
Petitio principii 226.
Pferdegetrampel, Hören von 272.
Pflicht, Auffassung der 529.
Pflichteifer, angeblicher 661.
Phänomenologie 51.
Phantasie und Bewegung 604.
— und Comprehension 245.
— bei Gewissensdruck 39.
— und Paramnesie 365.
— und Unbewusstes 325.
— und Vorstellung 307.
Phantasievorstellungen 635.
Phantastik bei Mädchen 415.
Photographie, Verzeichnung durch die 610.
Photographien und Ungebildete 530.
Phrenologie 103.
Physikalische Gesetze, Kenntnis der 242.
— Wahrnehmungstheorie 246.
Physiognomien und Fehlschlüsse 224.
Physiognomik 103.
— im Alltagsleben 57.
Physiologische Wahrnehmungstheorie 246.
Physiologischer Reiz und Abwehr 378.
Pietät der Frau 454.
Pietismus 4.
Plan und Causalität 153.
Pläne und die Frau 449.
— und Körperlage 514.
Plänemacher, Charakteristik der 81.
Plateau'scher Würfel 598.
Plauderhaftigkeit, Gefahren der 36.
Plötzliches Einfallen 325, 345.
Polizeivorschriften und die Frau 46.
Portiers als Auskunftspersonen 77.
Position und Auffassung 514.
— bei der Frau 408.
Positive Behauptungen und Induction 174.
Positivistische Schule, Lehren der 51.
Postbeamte und Uebermüdung 659.
Prahlerei bei Geständnissen 38.
Praktische Veranlagung 498.
Prämissen und Beweis 178.
— bei Fehlschlüssen 222.
— und springende Schlüsse 211.
Präsumtion und Gewohnheit 555.
Präteritum, Gebrauch des 390.
Privatbetheiligter als Zeuge 572.
Privateigenthum und die Frau 462.
Probabilitätscalcul und inductive Logik 187.
Productive Einbildungskraft der Frau 411.
Productivität alter Jungfern 438.
Progressives der Frau 447.
Projectemacher, Charakteristik der 81.
Projicieren, das, der Sinne 244.
Promptheit der Antwort 321.
Propädeutik, philosophische 1.
Prophet Alexander, Geschichte vom 316.
Proportion und Analogie 182.
Prosa, Merken von 358.
Prostituierte, Lügen der 669.
— als Zeugen 20.
Protocolle und Missverständnisse 613, 648.
— Reproductionen in den 309.
Provenienz der Vorstellung 305.
Prüderie bei Vernehmungen 456.
Prüfung von Angaben 195.
— durch Tasten 280.
Prüfungen, medicinische, der Frauen 447.
Pruritus vulvae und falsche Anzeigen 645.
Pseudologia phantastica 667.
Psychiater und Hallucinationen 629.
Psychiatrie als Criminalpsychologie 2.

Psychische Hand 126.
— Leistungsfähigkeit, Zeit der 322.
— Thätigkeit des Richters 8.
— — des Vernommenen 236.
Psychologisch-Educatives 16.
Psychopathische Semiotik 51.
Psychopathologie 2, 3.
Psychophysik, Leistungen der 581, 654.
Psychosen und Menstruationsstörungen 420.
Pubertätsentwicklung und Verbrechen 499.
Punkte, fixierte, Verschwinden der 259.
Pupille und Physiognomik 107.
Pupille bei Wuth 118.
Pyromanie 499.

Q.

Quale des Verstandes 314.
Qualitäten, Auffassen der 298.
Quantum des Verstandes 314.
Quärulanten, Anzeigen von 332.
— Timbre ihrer Stimme 58.
Quergestreiftes 266.

R.

Rache, Geständnis aus 141.
— bei Kindern 499.
— der Weiber 476.
Raday, Graf, Auftreten des 571.
Rainschinden und die Frau 462.
Raisonnement der Frau 444.
Raschheit und Deduction 303.
— beim Lesen 303.
Ratio scientiae beim Vernehmen 44.
Rationalismus 4.
Rauchen, unbewusstes 326.
Raucher, ihr Geruchsinn 277.
Raum, Vorstellung über den 310.
Rausch 676.
— und Gewohnheit 552, 679.
— und Lüge 666.
Realien, Wichtigkeit der V, 16, 153, 163.
Receptivität bei der Frau 408.
Rechnen der Frau 452.
Recht und Unrecht, Grenze bei der Frau 460.
Rechtsauffassungen bei Fehlschlüssen 224.
Redner, Art des Sprechens 304.
Redseligkeit von Kindern u. s. w. 308.
Reflexbewegungen, allgemeine 97.
— angewöhnte 109.
— Bewusstsein derselben 101.
— im Rausch 679.
— im Schlaf 99.
Regel, Begriff der 169, 197.
Regelmäßigkeit und Zufall 193.
Regeln der Wahrscheinlichkeit 192.
Regenschirm als Charakterkennzeichen 66.
Regressives der Frau 447.
Regsamkeit der Frau 453.
Regungen, gute, Benützung der 578.
Reichthum des Dialects 352.
Reiz, physiologischer, und Abwehr 378.
Reizbarkeit und Falschhören 616.
Reizempfänglichkeit bei der Frau 408.
Reizgrößen 240.
Relative Verlässlichkeit 14.
Religion, Berufung auf 33.
— und Bildung 525.
Religiosität, falsche, und Sexuelles 428.
Reproduction, Art der 348.
— bei der Frau 411.
— mittelbare und unmittelbare 308.
— Wesen der 345.
Reproductive Vorstellungen und Dispositionen 308.
Reptilvorstellung, falsche 624.
Reservation bei Mittheilungen 9.
Resignation, Zeichen der 119.
Resultatbilder beim Schließen 212.
Retrospectives Aufhellen der Sinneswahrnehmung 248.
— Einfallen 340.
Rhytmus, Einhalten des 59.
Richter, Zahl der, und Wahrscheinlichkeit 196.
— Sinne des 238.
Richtigkeit der Aussage 21.
Richtigstellung von Vorstellungen 308.
Richtung des Schalles, Erkennen der 619.
Riechen 276.
Rigorismus bei Wahrheit 661.
Rohheit der Ausdrucksweise 384.
— und Dummheit 551.
— und Volksunterricht 522.
Rohrzucker, Geschmack von 275.
Romane und Paramnesie 365.
Romantisches in falschen Anzeigen 416.
Römer, Auffassung der Frauen 401.
Roth am Rande der Netzhaut 266.
— Verschwinden von 265.
Rothes Licht und Schlaf 675.
Rothwerden siehe Erröthen.
Roué und junge Mädchen 474.
Rückbildung bei Worten 653.
Rückenmarksthätigkeit beim Reflex 101.
Rückfälligkeit, Annahme bei 173.
Rückhaltigkeit der Frau 454.
Ruhe, als Zeichen guter Gesellschaft 529.

Ruhebedürfnis des Greises 504.
Runde Zahlen, Beiläufigkeit der 218.

S.

S, verkehrtes 589.
Sachgedächtnis der Knaben 493.
Sachverständige bei abnormem Gedächtnis 359.
— Interesse für die 46.
— Sinne der 238.
— und Skepsis 167.
— Verkehr mit den 16.
— Wahrnehmung durch die 3.
— und Wahrscheinlichkeit 197.
— ihre Wahrnehmungen als Zeugen 301.
— siehe auch Arzt und Fachmann.
Sadismus 95.
Salpetrigsaures Amyloxyd (künstliches Erröthen) 62.
Sammelnde Arbeit 290.
Sandiger Geschmack, vorgetäuscht 634.
Santoninvergiftungen 625.
Säugen und Sexuelles 425.
Schädellehre, Gall'sche 103.
Schallreflexionen 242.
Schallrichtung, Auffassen der 271, 619.
Schallwirkungen und Täuschung 614.
Schallzuleitung 272.
Schamgefühl und Lüge 455.
Schändungen, eingebildete 645.
— erdichtete 415.
Schärfe des Hörens 270, 614.
Scharfsichtigkeit, besondere 257.
Schätzungen und Täuschungen 590.
— der Zeit 518.
Scheinarbeit, Wirkung der 20.
Scheinbare Größe der Dinge 255.
Scheinform des Beweises 176.
Scheinkenntnisse 28.
Scheinmotive, Irreführung durch 84.
Schema, Induction der 295.
Schienenstoß und Falschhören 618.
Schlaf und Traum 669.
Schlafbedürfnis 670.
Schlafen über etwas, und Unbewusstes 325.
Schlaftrunkenheit 552, 671, 674.
— im Greisenalter 504.
Schlafwandeln 670.
Schlechte Eigenschaften, Wirkung der, auf gute 76.
Schlechtigkeit, allgemeine 540.
Schließen siehe Schlüsse.
Schlüsse, Allgemeines 130.
— Mittheilung der 9.
— bei Sinneseinleitungen 583, 608.
— und Skepsis 161.
Schlüsse, Springen in den, 155.
— der Zeugen 5.
Schlüsselloch, Ansehen durch ein 592.
Schlussfiguren in der Logik 369.
Schlussfolgerungen, Verlässlichkeit der 156.
Schluss und Urtheil 208.
Schmecken 274.
Schmerzempfindung 284.
— durch Associationen 337.
Schmerzen, Erinnerung daran 349, 350.
— Ertragen der Frau 487.
— aus der Hand zu sehen 129.
— Widerstand der Frau gegen 425.
— zufügen, Lust am 83.
Schmuggeln der Frau 461.
Schnelligkeit im Auffassen der Frau 443.
— beim Lesen 303.
— der Wahrnehmung 253.
Schnippchen-schlagen bei Verachtung 116.
Schnupfer, ihr Geruchsinn 277.
Schöne Menschen, Voreingenommenheit für 565.
Schönheit der Form und Beweis 406.
Schoß, Legen der Hände in den, bei Resignation 119.
Schrecken, Einwirkung des 25.
— Erinnerung daran 350.
— und gescheidter werden 550.
— und Heiterkeit 576.
— optische Wirkung des 261.
Schreiben und Lesen wirkt auf Stimmung 60.
Schrift siehe Graphologie.
Schriftbild und Associiren 340.
Schriften, undeutliche, Lesen von 260.
Schriftführer und Missverständnisse 648.
Schuhe als Charakterkennzeichen 66.
Schuld und Angst 576.
Schuldbeweis, Erbringung des 149.
Schuldbewusstsein, Zeichen von 118.
Schule, Nivellierung durch die 318.
Schultern-heben als Zeichen der Verachtung 116.
Schüsse, Empfindung der 284.
Schutzpatrone und Causalnexus 151.
Schwäche der Frau 480, 487.
— und Grausamkeit 477.
— im Greisenalter 503.
Schwache Menschen, deren Unaufrichtigkeit 528.
Schwachkopf 545.
Schwächlichkeit und Heimweh 95.
Schwachsinnige 545.
Schwangere, Lügen der 669.

Schwangerschaft 420.
Schwärmerei der Kinder 492.
— Wirkung bei Mädchen 415.
Schwefel, Geruch des 278.
Schweigen und Dummheit 548.
— des Criminalisten 661.
— lernen 35.
Schweigsamkeit der Landleute 392.
— der Zeugen 23.
Schwerfälligkeit der Frau 453.
Schwerhörige, Hören der 273.
Schwitzen als Nerventhätigkeit 109.
Schwurgerichtsverhandlung, Leitung der 206.
Scrophulose Kinder und Stehlen 499.
Seegegenden und Heimweh 96.
Seele der Masse 569.
Seelenleben, Studium des 69.
Sehen des Ungebildeten 529.
— verschiedenes 509.
— Wichtigkeit des 251.
Sehnsucht, Wirkung bei Mädchen 415.
— und Sexuelles 431.
Sehvermögen, verschiedenes 257.
Sein, Wesen des Begriffes 235.
— und Denken, Identität von 305.
Seitenbeweise, Bedeutung der 145.
Seitliches Ansehen und Täuschungen 606.
Selbstbelastung durch Geständnis 141.
Selbstbestrafung im Zorn 93.
Selbstgetäuschte Lügner 665.
Selbstkenntnis, Wichtigkeit der 71.
Selbstmord und Nachahmung 566.
— Vererblichkeit 560.
— Statistik des 228.
Selbstständigkeit des Denkens 317.
— beim Mann 408.
Selbstständig-machen der Zeugen 25.
Selbstverständlichkeit, angebliche, beim Schließen 155.
Semiotik, normalpsychologische 51.
— psychopathische 51.
Sensationen, Hume's 132.
Sensible Hand 126.
Sensibilität bei Injectionen 281.
— sexuelle 424.
Sensitive Leute 278, 282.
Sensitivität und Menstruation 417.
Sexualität 424, 434.
Sexueller Kampf, Mittel im 432.
Sexuelles bei der Frau 412.
— und Geruchsinn 627.
— und Grausamkeit 94.
— und Lügen 669.
Seyfried Peter, Mord an Kern 141.
Sicherheit der Merkmale 209.
Sich-kurz-fassen der Zeugen 22.
Simulation des Farbenwechsels 61.
— in der Stimme 58.
— und Wille 372.
Sinn des Gehörten, Wiedergeben des 269.
Sinne, Beurtheilung der 28.
— und Causalität 149.
— der Kinder 495.
Sinnenvicariat 246.
Sinneseindrücke und Täuschungen 583.
Sinnesempfindung und Willensfreiheit 374.
Sinnesschärfe und Menses 417.
Sinnestäuschungen 579.
Sinneswahrnehmungen 236.
— eine für die andere 246.
— und Einfallen 338.
— Einfluss der 208.
— falsche 209.
— und Fehlschlüsse 224.
— der Frau 444.
Sinnliche Nachrichten, Fehler der 296.
Sitte und Beurtheilung 552.
Situationen und Auffassung 514.
— Auffassung der durch Frauen 442.
— Bedeutung der 513.
Skepsis 161.
Skepticismus 4.
— Hume's 157, 161.
Soldaten, alte, Kleidung der 102.
Somatisches 85.
Sorgen, Zeichen von 123.
Sociales und Frauen-Intelligenz 449.
Spalten, Farben durch, betrachtet 266.
Sparsamkeit 478.
— der Frau 451.
— der Natur 427.
Specialisten, Gedächtnis der 356.
Speculationen und Mittheilungen 315.
Spielen, Bemogeln der Frau 463.
— unbewusstes 326.
Spontanes Einfallen 338.
Spott, Zeichen von 117.
— bei Zornausbrüchen 94.
Sprache, Kenntnis einer und rasches Lesen 303.
— Timbre der 57.
— Wichtigkeit der 380.
Sprachliches Missverstehen 647.
— Moment und Schluss 209.
Sprachschatz unentwickelter Sprachen 385.
Sprechen, Raschheit beim 303.
— lernen 34.
Sprichworte über die Frau 402.
Sprünge im Schließen 155, 210.
Spucken bei Verachtung 116.
Spur und Aufgenommenes 346.

Staatliche Einrichtungen und die Frau 462.
Stadtkinder, Kenntnisse der 495.
Standesmeinungen, Wirkung von 25.
Standpunkte, Einfluss der 564.
Stangen, Weitsichtbarkeit der 258.
Stärke des Schalles und Täuschungen 617.
Starrsinn, Behandlung von 33.
Statistik und Bildung 525.
— und Imitation 567.
— und Wahrscheinlichkeit 192.
Statistisches 226.
Staunen, Zeichen des 114.
Stehen, Auffassung im 513.
Stehlen im Rausch 680.
Stehlsucht und Vererblichkeit 560.
Stellung der Frau und Cultur 401.
Sterbende, Gedächtnisauffrischung der 362.
— Geständnisse der 39, 666.
Sterblichkeitstabellen 230.
Sterne, Wahrnehmung der 256.
— am Tage sichtbar 258.
Steuerbeamte und Uebermüdung 659.
Stiche, Empfindung der 284.
Stigma des Verbrechers 56.
Stimme des Quärulanten, Verleumders u. s. w. 58.
— Wichtigkeit der 57.
Stimmen-hören im Klimacterium 616.
Stimmungen, Benützung der 578.
— Auffassen der, durch Frauen 442.
— beeinflußt durch Miene und Geste 59.
— und Träume 671.
— und Vorstellungen 307.
— Wirkung der 510.
— bei Zeugen 423.
Stirnrunzeln und Lächeln bei Unglauben 122.
— bei Wuth 118.
Stöße, Empfindung der 284.
Stottern und Sachkenntnis 304.
— Wirkung des 53.
Streben, beurtheilt von der Frau 448.
Streiche bei heranwachsenden Mädchen 415.
Streit mit der Frau 449.
Stricke, weit sichtbar 258.
Strychnin, Geschmack von 275.
— und Tastsinn 625.
— und Geruchsinn 627.
Studium, Fehler des heutigen 317.
Stuhlverstopfung und Hallucination 633.
Stundenschlag, Falschzählen des 616.
Styl, Bedeutung des 72.
Subjectiv befriedigende Ausdrucksweise und ihre Wirkung 389.
Subjective Auffassung 516.
— Verlässlichkeit 14.
Subjectives 8, 236, 327.
— bei Abstractem 386.
— Auffassen bei Schwangeren 422.
Subjectivisieren beim Kind 501.
Succession bei Associationen 335.
— Forschen nach der 15.
— der Vorstellung 310.
Successives Vorstellen 310.
Suggerierung durch Geständnis 40.
Suggestibilität und Lüge 456.
Suggestion 685.
— beim Weib 433.
— beim Vernehmen 11.
Suggestivfragen 23, 686.
Syllogismusfehler bei Fehlschlüssen 223.
Symbolon und Schlüsse 213.
Sympathien und Fehlschlüsse 224.
— der Frau als Zeugin 446.
Symptome, Zusammenstellung der 51.
Synthese und das Weib 456.
Synthetisches der Frau 447.

T.

Tabakhändler, ihr Geruchsinn 278.
Tact der Frau 442.
Tageszeit, beste, zu Vernehmungen 323.
Tanz, Beurtheilung des 553.
Tapetenmuster und Täuschungslinien 597.
Taschenmesser als Charakterkennzeichen 73.
Tastgefühl und Menses 418.
Tastillusionen 634.
Tastsinn 279.
— und Muskelübung 281.
— Täuschungen des 620.
— Ueberprüfung durch den 252.
— Unfehlbarkeit des 240.
Taube 87.
— Vernehmen der 273.
Taubstummen-hören 273.
Täuschungslinien 593.
Taxierung von Sinneseindrücken 586.
Teleologische Beweisführung und Vorstellung 304.
Telephondrähte, weit sichtbar 258.
Temperament 536.
— und Leidenschaft 570.
Temperatursinn 279.
Temporales und Wahrnehmen 657.
Terminus a quo beim Zeugenvernehmen 23.
Terrainfragen, Orientierung bei 302.

Textherstellungen in Protocollen 648.
That must be 446.
Thatbestand, objectiver, Bedeutung des 148.
Thätigkeit, sinnliche u. geistige, Grenze der 296.
— des Nervensystems bei Ausdrucksformen 109.
Thatsachen als Beweis 203.
— Mittheilen von 5.
— Weitererzählen von 36.
— ihr Wert 12.
— in Zeugenaussagen 421.
Theater, Nivellierung durch das 318.
Theatermalereien und Sinnestäuschung 607.
Theehändler, ihr Geruchsinn 278.
Theilnahmslosigkeit der Sachverständigen 17.
Thema des Beweises, Verschiebung des 142, 176, 226.
Theorien, Einfluss von 564.
Thiere in Erregung 89.
— Zählen-können der 293.
Thränen der Frau 459.
— als Nerventhätigkeit 109.
Thränensecretion und Augenglanz 119.
Tiefe Töne, Hören der 271, 273.
Timbre der Sprache 57.
Tod, Furcht der Kinder vor dem 493.
Todtenbett, Wahrheit auf dem 39, 666.
Ton bei Aussagen 507.
— herausfinden 270.
Torpor der Netzhaut und Täuschungen 602.
Transcendentes Außending und Vorstellung 304.
Träume und Gedächtnis 672.
— und Paramnesie 366.
— und Phantasie 645.
— und Schlaf 669.
— und Stimmungen 671.
— Wirkung der 511.
Träumerei und Sexuelles 431.
Träumereien bei Mädchen 415.
Traumzustand im Alter 504.
Traurige Gefühle 124.
Treue der Frau 465.
— des Geruchsinnes 276.
— als Triebfeder 34.
Triebe und Nothwendigkeit 427.
Triebfeder, gleiche 226.
Triebfedern der Menschen 33.
— Stärke der 160.
Trommelfellperforation und Falschhören 615.
Trotteln, sogenannte, Gedächtnis der 356.
Trotz bei Geständnissen 38.
— Zeichen von 117.
Trüglichkeit der Sinne 239.
Trunkenheit siehe Rausch.
Tücke des Objectes 88.
Tugend, was Einer so nennt 331.

U.

Uebereilungen des Strafrichters 36.
Uebereinstimmung von Angaben 300.
— und Identität 656, 658.
— und Verknüpfung 235.
— der Zeugen 135, 319.
Ueberflüssiges beim Zeugenvernehmen 22.
Ueberhören und Müdigkeit 659.
Ueberhörige, Hören der 614.
Ueberlegen und Unbewusstes 325.
Uebermüdungszustände 658.
Uebernahme fremder Meinung 205.
Ueberreden 202.
Ueberredungskunst bei Verbrechen 481.
Uebersehen beim Beobachten 291, 508.
Uebersprungen im Reden 210.
Uebertreibungen der sogenannten Kraftmenschen 82.
— von Leistungen 81.
— bei jungen Mädchen 417.
Ueberzeugen 202.
Ueberzeugung, Geständnisse aus 38.
Uebles im Kinde 498.
Uebung und Dummheit 551.
— beim Riechen 278.
— körperliche und Gewohnheit 554.
Umänderung von Bedeutungen 384.
Umgang und Hang 536.
Umgebung, Wichtigkeit der 225.
Umkehrungen des Gesehenen 597.
Umschlagen der Frauenaussagen 448.
Umschreibende Zahlenangaben 398.
Unaufrichtigkeit der Frau 454.
— schwacher Menschen 528.
— im Sprechen 395.
Unbegabte 545.
— Kinder als Zeugen 498.
Unbegreifliches als Thatsache 213.
Unbewusste Association 338.
— Induction bei der Frau 408.
— Schlüsse durch Eindrücke 212.
— Thätigkeit bei der Frau 408.
Unbewusstes 323.
— und Empfindung 288.
Undeutlichkeit im Sprechen 395.
Unechte Erinnerungsfälschung 365.
Unentschiedenheit und Beweis 196.
Unersättlichkeit bei Verbrechen 577.
Unfälle und Massenthaten 568.
Ungebildete und Abbildungen 530.

Ungebildete und abstracte Benennungen 385.
-- und Agnoscierungen 530.
- allgemeine Ausdrucksweise der 392.
--- und Allgemeinempfinden 531.
— Angreifen der Dinge 529, 621.
— Anschauung der 526.
- und Auffassung 328.
-- Aufmerksamkeit der 48.
- Aufnahme von Thatsachen durch 195.
und Beispiele 214.
— Erröthen bei den 63.
-- und Größenverhältnisse 531.
— Redseligkeit der 308.
— und Sprünge im Schließen 210.
— Städter, Dialect der 390.
— und Tasten 529, 621.
- und Ueberredung 205.
— ungeübtes Schauen der 529.
— Vernehmung der 27.
Ungeduld, in der Fußspitze ausgedrückt 129.
Ungenauigkeit der Ausdrucksweise 393.
— im Ausdruck und Causalität 154.
— und Causalität 154.
— in der Wahrnehmung 497.
Ungerechtigkeit der Frau 484.
Unglauben und Bildung 525.
— Zeichen des 122.
Ungleichheit, Nichtfinden der 330.
Unheimlich, Begriff von 600.
Universal nach Mill 195.
Unlust und Lust 376.
Unmittelbarkeit der Reproduction 308.
Unmöglichkeiten, Feststellung der angeblichen 215.
Unpraktische Veranlagung 498.
Unrecht und Recht, Grenze von, bei der Frau 460.
Unregelmäßigkeit in der Natur 194.
Unrichtigkeiten 579.
Unschuld und Angst 576.
Unselbstständigkeit, heutige, Factoren der 318.
— des Tastsinns 625.
Unterbewusstsein und Paramnesie 366.
Untergeordnete Leute als Auskunftspersonen 78.
Unterhaltungen als Charakterkennzeichen 70.
Unterrichtszeit und Gewohnheit 557.
Unterschätzungen durch Stimmung 512.
Unterscheiden bei Kindern 500.
Unterscheidende Momente 399.
Unterscheidung 289.
Unterscheidungsvermögen der Frau 463.
Unterschied von Mann und Frau 401, 408.
Unterstützung des Gedächtnisses 351.
Untreue, anticipative 468.
— der Frau 465.
Untrüglichkeit der Sinne 240.
Unüberlegtheit bei Geständnissen 40.
Unvollkommenheit des Sehens 254.
Unwahrheit und die Kinder 496.
— der Prämissen bei Fehlschlüssen 222.
— gegen Zeugen u. s. w. 37.
-- der Zeugen 19.
Unwahrscheinliches als Thatsache 213.
Unwillkürliche Reproduction 345.
Unwohlsein und Sinnesschärfe 417.
Unzurechnungsfähigkeit wegen Rausch 677.
Urinlassen als Nerventhätigkeit 110.
Ursache und Wirkung 146.
— Wirkung, Erfahrung und Gewohnheit 552.
Ursachen-kennen und Gewohnheit 330.
Ursächlichkeit bei Associationen 335.
Urtheil, Kennzeichen eines richtigen 219.
— und Schluss 208.
Urtheile, Mittheilung der 9.
Urtheilskraft und Lüge 456.
Uterus und Mamella 425.

V.

Vagabunden und Hang 535.
Valsalva'scher Versuch 62.
Variieren der Bedingungen 13.
Verabredung und Wahrscheinlichkeit 197.
Veränderung und Ursache 146.
— im Menschen 538.
Veranlagung und Hang 534.
Veranlassung zu Vorstellungen 353.
Verbindungen, associative beim Urtheil 220.
— der Vorstellungen 643.
Verbitterung, Einfluss der, auf Darstellung 388.
— bei Greisen 505.
Verblassen der Vorstellungen 312.
Verbrechen, gemeinsame 473.
— und Menses 420.
Verbrechersinne 250.
Verbrecherstigma 56.
Vereinzelte Stimmen, Wert der 219.
— Facten und Zufall 202.
Vererbung 558.
— und Paramnesie 367.
— Wirkung der 52.
Verfassung zur Arbeit 322.

Verfolgungen, Wirkung der 82.
Vergessen als Charakterkennzeichen 73.
— Technik des 358.
Vergesslichkeit und Dummheit 545.
Vergiftungen und Geschmacksinn 274.
— und Geschmacksinnstäuschungen 625.
Vergleiche bei Vernehmungen 29.
— Missverständnisse hiebei 214.
Vergleichen und Situation 515.
Vergleichsobjecte für Verständnis 295.
Vergnügen als Charakterkennzeichen 70.
Verhältnisse und Ausdrucksform 386.
— räthselhafte 472.
— scheinbare 663.
— Unkenntnis und Beurtheilung der 553.
Verhöre, übermüdende 659.
Verjährung u. Wahrscheinlichkeit 197.
Verkehr mit Anderen 16.
Verkehrtsehen der Hysterischen 602.
Verkennen der rechtlichen Verhältnisse 465.
Verknüpfungen, rein äußerliche 151.
— und Uebereinstimmung 235.
Verlässlichkeit des Beweismittels 14.
— halbe 81.
Verlegenheit, in der Fußspitze ausgedrückt 129.
Verletzter als Zeuge 572.
Verletzungen, Empfinden der 621.
— und Hallucinationen 635.
— Localisierung der 283.
Verleumder, Timbre ihrer Stimme 58.
Verleumdung und halbe Verschwiegenheit 35.
— durch junge Mädchen 415.
Verlogenheit und die Frau 456.
Vermögen, umgewandelte, und Dispositionen 308.
Vernachlässigte Erziehung 523.
Vernachlässigung, Klagen der Frau über 467.
Vernehmung an Ort und Stelle 351.
Vernehmungen, beste Zeit zu 323.
Verpflegungsuchen durch Geständnisse 38.
Verachtung, Zeichen der 116.
Verschiebung des Beweisthemas 142, 176, 226.
— der Haut 285.
Verschiedenheit der Angaben und Unbewusstes 325.
— des Hörens 614.
— des Inhalts bei Reproduction 351.
Verschwendung der Frau 451.
— und Geiz 576.
Verschwendung der Natur 427.
Verschwiegenheit, halbe, Gefahr der 35.
— des Richters 35.
— gegen Zeugen und Beschuldigte 36.
Verschwinden schwacher Bilder 259.
Verse, Merken von 358.
Versöhnendes bei Greisen 505.
Versprechungen der Frau 460.
— Verhalten zu den 71.
Verstand 541.
— der Frau 441.
— und Gefühl 378.
— Quantum und Quale des 314.
— und Vorstellung 307.
Versteckt Sexuelles 427.
Verstecktes Sprechen 396.
Verstellungskunst der Frau 458.
Verstimmung, nervöse 512.
Verstreichen der Zeit 518.
Versuch, Annahme bei 173.
Versuche, Wichtigkeit der 156.
Versuchung als Charakterkennzeichen 70.
Vertheidiger, Eloquenz der 206.
Vertheilung, gleichmäßige, Gesetz der 166.
Vertrauenswürdigkeit, Annahme von 173.
Verwechslung in der Ausdrucksweise 385.
— des Beweisthemas 142, 176, 226.
Verwirrung in Folge Erröthens 64.
— optische Wirkung der 261.
Verwundungen, Localisierung der 283, 285, 621.
Verzeichnende Arbeiten 290.
Verzichten und Resignation 119.
Verzweiflung, Kühnheit aus 576.
Vicariat der Sinne 246.
Virtuosität und Einseitigkeit 548.
Visionen 629.
Vitalempfinden und Stimmung 510.
Vitriolattentate 470.
Volksethymologie 651.
Volksmassen, ihre Seele 566.
Volksunterricht, Bedeutung des 522.
Vorausbilder der Vernommenen 294.
Voraus-Genossenes und Geschmackstäuschung 626.
Voraussetzungen beim Vernehmen 24.
— Mittheilung von, an Zeugen 50.
Vorbereitungen zu Verbrechen und Nachahmung 568.
Voreingenommenheit 561.
Vorgefasste Meinung 561.
Vorgestellte, Erinnerung an den Namen 322.
Vorhandene Erkenntnis 292.

Vorläufige Annahmen b. Constructionsarbeiten 183.
Vorleben der sogenannten Kraftmenschen 83.
Vorlesen der Protocolle 613.
Vorrath von Complexen bei Associationen 336.
Vorsätze und Willen 374.
Vorsitzende, Verhandeln der 17.
Vorstellungen 304.
— Auffrischen der 347.
— Dauer einer 312.
— und Gedächtnis 343.
— von nicht Gesehenem 307.
— auf Grund von Anzeigen 307.
— Provenienz der 305.
— Vergleichen der 306.
— Verschwinden der 346.
— und Vorgestelltes 307.
— und Zeit 311.
Vorstellungsbilder der Thiere 293.
Vorstellungsentstehung 312.
Vorstellungsinhalt, Wechseln des 312.
Vortheil, Abwägen des 142.
— Anderer durch Tugenden Einzelner 331.
— und Klugheit 549.
Vorträge, Auffassen der 328.
Vorurtheile 225, 561.
— bei Fehlschlüssen 224.
— Wirkung der 25.

W.

Wahnsinn und Illusion 631.
— siehe auch Geistesstörung.
Wahre Größe der Dinge 255.
Wahrgenommenes und Wahrnehmbares 235.
Wahrhaftigkeit der Frau 454.
— gegen Zeugen u. s. w. 37.
Wahrheit im Affect, Rausch u. s. w. 666.
— und die Kinder 496.
— mathematische und historische 215.
— Prüfstein auf 34.
— Streben nach 203.
— bei Zeugen 19.
— siehe auch Lüge.
Wahrheitsliebe junger Mädchen 417.
Wahrnehmbares und Wahrgenommenes 235.
Wahrnehmungen 288.
— Anpassung der 41.
— Beurtheilung der 28.
— dunkle 299.
— und Erwartung 330.
— und Ortssinn 302.
— rasch und langsam 508.
Wahrnehmungen, richterliche 3.
— und Schluss 209.
— der Sinne 236.
Wahrnehmungslehre, moderne 241.
Wahrnehmungsproblem 288.
Wahrnehmungstheorie, physiologische 246.
— physikalische 246.
Wahrscheinlichkeit 184.
— Begriff der 185.
— und Beweis 176.
— Bewertung der 189.
— und processuale Vornahmen 196.
— und Skepsis 164.
— und Statistik 226.
Wahrung des Amtsgeheimnisses 35.
Wandlungen in den Bedeutungen 517.
Wardrop's Blindgeborne 280.
Wasser, Hören unter dem 272.
Weber'sches Gesetz 178, 240.
Wechselfieber und Geschmacksinn 625.
Wechseln in den Aussagen der Frau 448.
— des Vorstellungsinhaltes 312.
Wechselwirkung, Bedeutung der 150, 151.
— zwischen Wort und Geberde 60.
Weibisches Aussehen von Frömmlern 85.
Weiche Stimmung, Benützung der 578.
Weichenwächter und Uebermüdung 659.
Wein und Geschmackstäuschung 626.
Weinen der Frau 459.
— Wirkung des 53.
Weinkenner, ihr Geruchsinn 278.
Weißwerden der Haare b. Angst u. s. w. 90.
Weiterer Blick, sogenannter 245.
Weitschweifigkeit der Zeugen 22.
Weltanschauung als Charakterkennzeichen 68.
Weltgeräusch, Wirkung vom 614.
Werkzeug als Charakterkennzeichen 73.
Wert des Geständnisses 40.
Wertschätzung, allgemeine, des Weibes 401.
Wesen, das, der Erscheinungen 295.
Widersprüche, Klärung von 665.
— durch Uebermüdung 659.
— in Worten und Gesten 53.
— in Zeugenaussagen 134.
Wiederaufnahme und Möglichkeit 197.
Wiedergabe, Art der 380.
Wiederholung des Kennenlernens 299.
— der Verbrechen 567.

Wiederholung der That und Wahrscheinlichkeit 197.
Wilde und ihre Phantasie 641.
Wille 371.
— der Frau 488.
— Freiheit des 373.
— und Klugheit 547.
— beim Mann 408.
Willkür und regelmäßige Formen 193.
Willkürlichkeit des Vorrufens von Vorstellungen 350.
Willkürlichkeit der Vorstellungsverbindung 643.
Winden, des Oberkörpers, beim Erstaunen 115.
Winkelerscheinungen und Täuschungen 596.
Winkelgrößen beim Gehen 254.
„Wir", das Wort, als Charakterkennzeichen 74.
Wirkliche Fälle und mögliche 320.
Wirklichkeit und Zufall 201.
Wirkung, Anschauung als 306.
— des Gedächtnisses 40.
— der Stellung des Richters 204.
— und Ursache 146.
— des Verstandes 314.
Wirte als Zeugen 20.
Wirtschaftlichkeit und Grausamkeit 478.
Wissbegierde der Knaben 493.
— und Neugierde 551.
Wissen, das 232.
— aprioristisches 8.
— Voraussetzung von 28.
Wissentlich falsche Ausdrucksweise 394.
Witwe, Treue der 467.
Wochen, Schätzung ihrer Dauer 520.
Wöchnerinnen, Lügen der 669.
Wohllust und Grausamkeit 94, 95, 425, 576.
— Nachweis der 430.
Wohlthätigkeit der Frau 483.
Wohlthätigkeitsvereine und alte Jungfern 438.
Wortbedeutung, Umsetzung in der 385.
Worte, Bedeutung der 516.
— Bedeutungswechsel der 383.
— für selben Begriff 328.
— im Widerspruch zu Gesten 53.
— als Zeichen 293.
— Zweideutigkeit der 225.
Worthalten der Frau 460.
Wunden und Associationen 337.
Wunden-sehen und Täuschungen 624.
Wünsche als Charakterkennzeichen 68.
Würgen, Feststellungen beim 288.
Wurmmittel und Geschmackstäuschungen 625.
Wuth, Erscheinungen bei der 91.
— gegen das Object 87.
— gegen sich selbst 92.
— Zeichen von 118.

Z.

Zahlen als Beweis 203.
— runde, Beiläufigkeit der 218.
— und Imitation 567.
— Unlöslichkeiten in den 227.
— unregelmäßige, und Wahrscheinlichkeit 193.
— und die Wahrscheinlichkeit 192.
Zahlenangaben, umschreibende 398.
Zahlengedächtnis 354.
Zahlengesetze und Schlüsse 217.
Zeichen und Bezeichnetes 321.
— durch Worte 293.
Zeichnen und Auffassung 656.
Zeit und Auffassung 518.
— und Ausdrucksform 386.
— beste, zum Arbeiten 322.
— und Gedächtnis 350.
— und Reproduction 353.
— der Schmerzempfindung 283.
— und Vorstellungen 311.
Zeitbestimmung mit Associationen 337.
Zeitbestimmungen durch Kinder 497.
Zeitschätzung 657.
Zeitsinn, Beurtheilung des 519.
Zeitungen, Nivellierung durch die 318.
Zerstörung und Nachahmung 568.
Zerstreutheit und Gewohnheit 552, 555.
Zeugen und Affect 571.
— und Angabe von Thatsachen 421.
— Anregung der Imagination 350.
— und Auffassung 506.
— Autodidakten und Dilettanten als 533.
— und Beispiele 214.
— einseitig gebildete 532.
— Erziehung der 19.
— die Frauen als 464.
— Greise als 505.
— in geschickter und ungeschickter Hand 330.
— Hilfen für die, beim Einfallen 347.
— Hören der 269.
— Interesse der 17.
— alte Jungfern als 437.
— Kinder als 493.
— Prüfung ihrer Denkvorgänge 315.
— bei Schilderung von Schmerz, Angst, Schrecken 350.
— Sinne der 238.
— und Suggestion 686.

Zeugen bei übermüdenden Verhören 659.
— die Verachtung zeigen 116.
— Verletzte als 572.
— Wahrnehmung durch die 3.
— Zeichen des Entschlusses bei 113.
Zeugenaussagen, Prüfung der 14.
— Beurtheilung der 134.
— als Beweismittel 133.
Zeugeneid und Wahrscheinlichkeit 197.
Zeugenvernehmungen und springende Schlüsse 211.
Zeuginnen über Frauen 475.
Zieren bei Schuldbewusstsein 119.
Zigeuner, Erregungen der 92, 93.
— Erröthen bei dem 63.
— Geruch der 278.
Zigeunerhand 127.
Zigeunerweiber, Putzsucht der 436.
Zimmer, Helligkeit im 256.
Zirkelversuch 623.
Zittern, als Nerventhätigkeit 109.
— Wirkung des 53.
Zolldefraudation und die Frau 461.
Zöllner'sche Linien 593.
Zorn, Einwirkung des 25.
— aus den Fußpitzen zu entnehmen 129.
— Geständnis aus 141.
— und Haltung der Extremitäten 642.
— aus der Hand zu entnehmen 129.
Zorn und Menses 419.
— gegen das Object 88.
— gegen sich selbst 92.
— Zeichen für 108.
Zuchtwahl und Lüge 456.
Zudringlichkeit gewisser Lügen 665.
Zufall 199.
— und Bedingtes 201.
— und Beweis 200.
— und Naturgesetz 200.
Zufällig einfallen und Geruchsassociationen 277.
Zufälliges gegen Ursächliches 159.
Zufälligkeiten und Voreingenommenheit 565.
Zuhörer und Ausdrucksweise 386.
Zumpt'sche Gedächtnisverse 369.
Zunächstliegendes, Erzählen von 528.
Zungenwurzel, Geschmack an der 275.
Zusammenfassung 289.
Zusammengesetzter Beweis und Induction 173.
— Beweis und Zufall 200.
Zusammenhang, logischer, und Erfahrung 177.
— von Ursache und Wirkung 146.
Zuspät-kommen, das, als Charakterkennzeichen 73.
Zuweitgehen beim Verhör 571.
Zweckmäßigkeit des Baues der Frau 403.
Zweideutigkeit der Worte 225.

Autoren-Verzeichnis.

A.

Abegg 373.
Abercrombie 273, 280, 362, 645, 675.
Acidalius 402.
Adams 258.
Adduco 275.
Admyrault 275.
Afzelius 533.
Alembert 217.
Alexander 341, 407.
Alfieri 534.
Allen 126.
Andresen 394, 651, 652.
Anjel 364.
Aquilonius 260.
Aquin Thomas von 292.
Arago 258.
Arconville 435.
Aristoteles 103, 125, 201, 207, 236, 239, 334, 344, 346, 358, 401, 518, 519, 587, 623.
Arnheim 271.
Arnold 631.
d'Arpentigny 126.
Arréat 341.
Aubert 213, 244, 255, 259, 260, 262, 265, 266, 287, 295, 324, 587, 590, 598, 602.
Auerbach 593.
Augustin, heil. 288, 305, 344, 451, 470, 504.
Avenarius 446.
Ayrton 533.

B.

Bacon 195, 516.
Baëts 6.
Bain 92, 289, 346, 539, 569, 616, 642.
Baldwin Mark 491, 559.
Balley 5, 279.
Balzac 457, 474.
Bär 3, 105, 566.
Bastelberger 288.
Baxt 245.
Beattie 360.
Beau 283.
Bechterew 322.
Becker 401.
Behrend 123.
Beigel 625.
Bell 55, 104, 126.
Ben David 82.
Benedikt 687.
Beneke 292, 301, 386, 408, 438, 491, 493, 534, 556, 564, 571.
Bentham 386.
Bequet 635.
Bergemann 341.
Bergesig 487.
Bergk 670.
Bergmann 288.
Bergqvist 245.
Bering 550.
Berkeley 299, 344.
Bernard Claude 156.
Bernays 650.
Bernheim 687.
Bernouilli 187.
Bernstein 244, 256, 282, 496, 587, 598.
Berthold 275, 408.
Betzold 237, 273.
Biermann 499.
Biervliet 342, 364.
Billroth 488.
Binet 355, 495, 687.
Biunde 341.
Blair 207.
Bleuler 3.
Bloch 272.
Blumröder 94.
Boccaccio 35.
Böhm 2.
Böhmer 238.
Bois-Reymond, Emil 230, 298, 319, 373.
Bois-Reymond, Paul 5, 234, 320, 560.
Bollinger 559.
Bolton 357.
Boltzmann 320.
Bolyai 170.
Bonnet 335, 347.
Bonstetten 515.
Bontemps 419.
Bordier 569.
Börne 450.
Böse 237.
Bothmer 455.
Bourdin 496.
Bourdon 341, 364.
Bradley 335.
Brandes 440.
Brasch 223, 305.
Braun 425.
Brentano 289, 593.
Brewster 259.
Brierre de Boismont 550, 587.
Brillat-Savarin 670.
Brinz 7, 670.
Brosses 381.
Brouardel 423.
Broussais 499.
Brown 335.
Bruchmann 524.
Brun, le 104.
Buckle 201, 227, 557.
Bulwer 529, 571.
Burdach 408, 482, 550.
Burgess 62.
Burmester 593.
Busch 407.

C.

Cabanis 319, 423, 443.
Camp 569.
Carle 487.
Carlyle 522.
Carpenter 627, 671.
Cartesius 522.

Carus F. A. 29, 313, 341, 505, 570, 641.
Carus G. K. 104, 126.
Carus J. v. 89.
Caspari 381.
Cattell Mac Keen 303, 341, 654.
Caux, Grimaud de 360.
Chaignet 207.
Charcot 355.
Chodin 238.
Choulant 1.
Churchill 423.
Cicero 207, 239, 351, 451.
Cloquet 279, 496.
Cohen 559.
Combe 680.
Compayré
Comte 105.
Condillac 239, 335, 620.
Condorcet 187.
Conte, le 238.
Cooke Taylor 525.
Corne 525.
Cornelius 238, 606.
Corre 407.
Corvin 467, 487.
Cotta 104.
Cournot 187.
Cramer 587, 667, 688.
Czermak 238.

D.

Dagonet 420.
D'Alembert 217.
Dallemagne 3.
Darwin Ch. 55, 57, 64, 89, 91, 94, 104, 107, 114, 119, 123, 312, 381, 438, 491, 559, 560, 570.
Darwin G. 559.
Daub 408.
David, Ben 82.
Debierre 558.
Decker 227.
Dehn 275, 281, 282, 288, 418.
Dekterew 569.
Delboeuf 341, 346, 593, 688.
Delbrück 667.
Descartes 239.
Despine 569.
Dessoir 288, 362, 366, 687
Dewey 289.
Dickens 365.
Diderot 465, 475, 569.
Dietz 602.
Dilthey 643.
Dirksen 548.
Dohrn 418.
Domrich 441.
Donat 418.
Dorner 246, 344, 547, 583.
Dove 600.
Draper 342.
Drill 558.
Drobisch 227, 228, 355, 372, 374, 505, 536.
Drucker 687.
Duchenne 104, 372.
Dufau 525.
Dugas 364.
Duglas Stewart 334, 526.
Dumont 386.
Duttenhofer 278, 496, 587. 614, 618, 630.
Dwight Whitney 381.

E.

Ebbinghaus 13, 341, 344, 346, 351, 358, 623.
Eberhard 222.
Eckartshausen 2.
Ehrenfels 320, 375.
Elliot 260.
Ellis 3.
Emerson 469, 686.
Engel 18, 105.
Epikur 201, 239.
Erasmus 491.
Erdmann B. 305.
Erdmann J. 12, 327, 538, 543, 551.
Ernesti 207.
Esquirol 499, 630.
Esser 126, 335, 396, 551, 573.
Euclid 260.
Eulenburg 282, 577, 625.
Euripides 402.
Exner 209, 219, 294, 299, 302, 312, 348, 509, 548, 589, 609, 657.
Eynard 483.

F.

Faldello 569.
Fauth 342.
Fechner 240, 256, 273, 287, 512, 550, 555, 603, 619, 623, 625, 634, 644, 675.
Feder 375.
Féré 342.
Ferri 569.
Ferriani 491, 500.
Fichte 342, 369.
Fick 160, 172, 173, 187, 188, 227, 243.
Field 260.
Fischer E. L. 233, 243, 244, 253, 288, 289, 344, 408, 510.
Fischer K. 202.
Fischer V. 88.
Finck 401, 436, 467.
Flaubert 456.
Fleischl 603.
Flemming 423.
Flournoy 623.
Fodoré 602.
Földes 227.
Forel 341, 667.
Förster 259, 590.
Forster 554.
Frank 238, 375.
Fränkel 2.
Frensberg 670.
Friedreich 2, 56, 64, 94, 411, 420, 423, 428, 479, 482, 496, 499. 550, 570, 669, 674.
Friedrich II. 319.
Fries 2
Fritsch 670.
Fröbel 24.

G.

Galen 260.
Gall 103, 423.
Galton 279, 342, 559.
Garnier 240, 569.
Gassendi 239.
Gauss 170, 310.
Geiger 317, 381, 382, 383, 384, 393.
Gellert 546.
Gengler 479.
George 238.
Gerard 334.
Gerber 341, 381.
Gerock 203, 491, 636.
Gerstäcker 66.
Gessmann 105, 126.
Giordano 487.
Giraudet 105.
Gneist 6.
Goëns 360.
Goldschmidt 7.
Goltz 105, 288, 461, 463, 466.
Goncourt 445.
Göring 288, 344.

Goethe 30, 103, 196, 315, 325, 328, 525, 526, 642, 643, 649.
Grabs 491.
Grashey 686, 687.
Grassmann 310.
Gratacap 341.
Gratiolet 107, 109, 118.
Gregorius heil. 476.
Griesinger 361.
Grillparzer 537.
Grimaud de Caux 360.
Grimm 381.
Grohmann 2, 374, 499.
Gross 130, 181, 208, 253, 360, 493, 505, 601, 666, 685.
Grossmann 687.
Gruner 360.
Guerin 362.
Guerry 525.
Guggenheim 8.
Günther 563.
Gutberlet 229, 289, 532.
Guyot 275.
Gyurkovechky 86.

H.

Haacke 559.
Hack 279, 496.
Häckel 559, 560.
Hadekamp 644.
Hagemann 408.
Hagen 587, 616, 619, 625, 630.
Hall Stanley 494.
Haller 550.
Hamann 381.
Hammer-Purgstall 328.
Hand 29.
Harless 124.
Hartenbach 341, 360, 369.
Hartenstein 74, 332.
Hartley 334, 365.
Hartmann 210, 224, 371, 376, 402, 408, 463, 469.
Hauer 402.
Heberle 687.
Hederich 1.
Heerwagen 670, 673.
Hegel 317, 332, 369, 408.
Hegelmaier 359.
Heinroth 2, 203, 434, 661.
Hellen 103.
Hellenbach 127, 309, 664, 684.
Hellwald 407.
Helmholtz 52, 241, 244, 252, 256, 259, 260, 264, 267, 284, 286, 306, 310, 317, 514, 553, 554, 580, 587, 591, 592, 593, 598, 599, 603, 606, 611, 621.
Helvetius 239, 522.
Henle 62.
Henri 495, 687.
Hensen 238, 341, 343.
Heraklit 580.
Herbart 105, 240, 310, 343, 346, 376, 491, 513, 518.
Herbert Spencer 55, 57, 91, 127, 443, 484, 560.
Herder 381, 496.
Hering 237, 261, 341, 342, 343, 345, 367, 559, 593.
Herschel 187.
Hertz (false Herty) 320, 669.
Hery 18.
Heusinger 105, 411, 412, 471, 496.
Heydenreich 660.
Heymanns 593.
Hibbert 631, 634.
Hieronymus heil. 450.
Higier 322.
Hillebrand 131, 132.
Hillsmann 282.
Himly 602.
Hippel 68, 538.
Hippias von Elis 369.
Hippokrates 402.
Hirsch 687.
Hirt 687.
Hirzel 103.
Hissmann 334.
Hobbes 336, 569.
Hofbauer 356.
Hoffbauer 2, 423, 546, 681.
Höffding 335, 341, 537.
Höfler 237, 289, 320, 354, 369, 374, 537, 596, 626, 635, 643, 671.
Holland 504.
Holtzendorff 2, 569.
Home 334.
Hooke 258.
Hoppe 587, 593, 597, 602, 616, 623, 632, 633, 640, 645, 658.
Horaz 402.
Höring 237.
Hörkens 369.
Horwicz 376.
Huber 341, 369, 672.
Hueck 258.
Humboldt A. 158, 201.
Humboldt W. 381.
Hume 132, 149, 157, 161, 196, 207, 215, 290, 316, 334, 335, 344, 527, 552, 570.
Huppert 364.
Huxley 163, 222, 560.

I.

Icard 415, 423, 425.
Ideler 423.
Ihering 11, 524.
Israel 282.

J.

Jacobs 619.
Jäger 381.
Jarke 203.
Jassoix 18.
Jean Paul 410.
Jerusalem 222.
Jessen 4, 313, 361, 364, 393, 545, 645, 655, 665, 673.
Jodl 163, 222, 237, 282, 289, 327, 335, 342, 375, 534, 670.
Johnson 620.
Jurin 258.
Juvenal 476.

K.

Kamerer 275.
Kammler 287.
Kant 2, 56, 79, 164, 169, 193, 201, 239, 310, 315, 330, 348, 350, 353, 369, 375, 487, 489, 518, 527, 545, 546, 548, 554, 556, 577, 661.
Karr 475.
Keen Cattell 303, 341, 654.
Keller 665.
Kempis Thomas a. 70.
Keppler 275.
Kiefer 665.
Kierkegaard 575, 662.
Killing 310.
Kirchmann 187, 227, 235.
Klein 482.
Kleinschrod 669.
Klopstock 406.
Kluge 482, 675.

Knapp 227.
Koch 3, 342.
Koslow 559.
Kothe 369.
Kottenkamp 237.
Krafft-Ebing 2, 587, 688.
Kräpelin 341, 366, 388, 667.
Kraus 2, 84, 430, 501, 504, 524, 545.
Krause 408, 550.
Kremer 281.
Kries 187, 191, 192, 245, 271, 349.
Krudener 483.
Kulpe 344, 364, 651.
Kundt 237, 590.
Kurella 3, 279.
Kürnberger 34.
Kussmaul 491.

L.

Lacassagne 419.
Lacretelle 569.
Lafitte 447.
Lafontaine 499.
Lähr 570, 575.
Lalande 364.
Lamarck 560.
Lambert 170.
Landois 100, 279, 414, 625.
Landry 284.
Landsberg 499.
Lange C. 105.
Lange K. 24, 495, 557.
Lange N. 341.
Langwieser 364.
Laplace 187.
Laschi 569.
Lasson 341.
Lavater 103.
Lazarus 31, 59, 66, 333, 383, 392, 527, 577, 587, 630.
Le Brun 104.
Legouve 569.
Legöyt 229.
Legrand du Saulle 419, 559.
Lehmann 342, 376.
Leibnitz 169, 187, 239, 364, 376, 521, 578, 672.
Lelut 105.
Lemoine 670.
Leroux 448.
Lessing 650.
Letourneau 407.
Leubuscher 587, 631, 640, 645.
Lewy 341.
Lexis 559, 569.
Leyden 418.
Lichtenberg 313, 364.
Liebmann 169, 254, 263, 334.
Liersch 126.
Lindemann 408.
Linné 355, 532.
Lipps 173, 180, 183, 308, 309, 324, 326, 335, 512, 554, 555, 588, 591, 593.
Liszt 68, 89, 470.
Livius 479.
Lobatschewski 170.
Löbisch 491, 493, 496.
Locher-Wild 559.
Locke 187, 239, 334, 347, 371, 376, 491, 522.
Lombroso 2, 20, 56, 95, 104, 250, 279, 281, 423, 433, 453, 455, 476, 503, 569, 667.
Longet 275.
Lotze 34, 97, 105, 198, 202, 223, 255, 284, 286, 289, 346, 349, 407, 432, 435, 456, 512, 588, 590, 606.
Lucae 237.
Lucas 559, 560.
Lytton Bulwer 531.

M.

Maas 335.
Macé 487.
Mach 238, 290, 593, 598, 617.
Machiavelli 537.
Mac Keen Cattell 303, 341.
Macnish 360.
Magnus 105, 238.
Mantegazza 104, 424, 444, 476, 570, 459.
Marc 423, 482.
Marchand 558.
Mark Baldwin 491, 559.
Marro 3.
Martin 569.
Martinak 559.
Martini 488, 670.
Martius 587.
Marty 381.
Maschka 3.
Masius 499.
Maudsley 2, 59, 235, 311, 316, 325, 328, 344, 349, 356, 357, 364, 420, 496, 534, 550, 555, 640, 644, 667.
Mauersberger 369.
May 670.
Mayer A. 587, 615, 627, 634, 645.
Mayer J. R. 233.
Mayer R. 651.
Mayhew 525.
Mazaryk 162, 186, 230, 567.
Meckel 95.
Meinong 149, 150, 157, 163, 235, 240, 636, 656, 658.
Meister 18, 674.
Mende 670.
Menger 6.
Meringer 651.
Merkel 381.
Meta 488.
Metzger 1, 2, 505.
Meyer 65, 587, 644.
Meynert 64, 105, 106, 530.
Michel 105.
Michelet 407, 569.
Mill 15, 149, 154, 170, 173, 188, 191, 193, 195, 196, 201, 217, 222, 223, 230, 289, 292, 343, 385, 407, 526.
Mitchell 94.
Mittermaier C. J. 39, 132, 135, 186, 203, 220, 238, 386, 403, 496, 528, 540, 572, 666, 686.
Mittermaier W. 215.
Moeli 667.
Moll 664.
Molleschot 262, 265.
Monboddo 381.
Mönninghoff 670, 676.
Monro 105.
Montaigne 487, 491, 496.
Moore 550.
More 310.
Moreau 407, 491, 499.
Morel 560.
Morgagni 272.
Moser 670.
Mössmer 688.
Mosso 105, 275, 570.
Mouchard 674.
Mühlberger 479.
Müller F. C. 587.
Müller F. 560.

Müller G. E. 237, 341.
Müller J. 104, 107, 631, 645.
Müller-Lyer 593.
Münch 2.
Münsterberg 220, 226, 271, 336, 341, 342, 375, 519, 685.

N.

Näcke 3.
Nagel 237.
Nahlowsky 530, 376.
Napoleon I. 566.
Nasse 499.
Natorp 343.
Naville 687.
Necker 593.
Neuhoff 364.
Neumann 423.
Newton 125, 330.
Nichols 279.
Nösl 104, 331.
Noiré 381.
Nothnagel 418.
Notter 563.

O.

Obersteiner 687.
Oelzelt-Newin 290, 521, 637, 641, 642, 644, 646.
Oerwall 275.
Oesterlen 361.
Oettingen 12, 68, 171, 227, 228, 525.
Offner 347.
Oppell 593.
Ortloff 207.
Osiander 415.
Ostwald 319.
Ottolenghi 250, 279.

P.

Pacht 281.
Paneth 342.
Panum 237, 674.
Parish 587.
Paul 381.
Perez 499.
Pesch Tilman 241, 290, 298, 304.
Petrarca 469.
Pfleiderer 163.
Pick 360, 635.
Piderit 104, 107, 570.
Piesbergen 670, 676.
Plateau 593, 611.
Platner 1, 335.
Plato 3, 103, 289, 334, 342.
Ploss 403, 491.
Pockel 18.
Politzer 272.
Polle 395, 650.
Porta 103.
Porter 260, 525.
Potet 356.
Pott 328.
Pouchet 90.
du Prel 550.
Preyer 271, 275, 491, 497, 670, 687.
Pristley 334.
Proudhon 484.
Pugliese 569.
Purkynje 259, 516, 670.
Pythagoras 103.

Q.

Quantz 266.
Quatrefages 407.
Querbach 245.
Querry 229.
Quételet 187, 201, 227, 230, 407, 525.
Quincy 438.

R.

Radestock 558, 670.
Rämisch 687.
Regnault 2.
Reich C. 407, 559.
Reich Ed. 104, 407.
Reichenbach 93, 278, 282, 417, 587, 614, 628.
Reid 163, 240, 288, 343, 590, 592.
Reil 423.
Reinhard 429, 667.
Reinsberg-Düringsfeld 407.
Remer 479.
Renan 373, 381.
Reny 237.
Ribot 341, 522, 559.
Ricard 473.
Richelieu 449.
Richet 341, 488.
Riecke 407.
Riehl 295, 344.
Riemann 310.
Rieux 433.
Rink 407.
Ripping 669.
Roche-Foucauld la 71, 124, 153, 510, 528, 540, 547.
Rollmann 598.
Roncoroni 279.
Roscher 377.
Rose 625.
Rosegger 77, 356, 568.
Rosenkranz 201.
Ruete 619.
Rümelin 526, 537, 558.
Rush 362.
Rüte 602.
Rykère 487.

S.

Sagnol 449.
Sander 342, 364.
Sarlandière 123.
Saulle, Legrand du 419, 559.
Schack 104.
Schäfer K. 271.
Schaffer 687.
Schapira 688.
Schaumann 2, 479.
Schebest 105.
Scheffel 295, 551.
Schelling 381.
Schenkel 335.
Scherner 670.
Scherr 402, 407.
Schiel 136, 147, 151, 184, 199, 219, 291, 508, 515.
Schiller 448, 469, 509, 546.
Schleiermacher 408, 544.
Schmeisser 644.
Schmidkunz 375, 687.
Schmidt Ch. 66.
Schmidt O. 560.
Schneider 105.
Schnuse 227.
Scholtz 670.
Schönbach 647.
Schopenhauer 69, 149, 153, 160, 237, 376, 407, 435, 443, 458, 472, 484, 521, 537, 569, 586, 643.
Schott 207.
Schrenck-Notzing 144, 686, 687.
Schubert 313, 355, 356.
Schuchardt 381.
Schuhmann 341.
Schuppe 311.
Schuster 559.
Schwaner 418.
Schwarz 150, 246, 359, 279.
Schweiger - Lerchen :e 407.
Schwob 420.
Scripture 335, 341.
Semig 491.

Sergi 424, 469, 488, 569.
Sernoff 558.
Seuffert 303.
Seume 429.
Shakespeare 469, 487, 578.
Shinn 491.
Sicard 279.
Siebeck 670.
Siegwart 222.
Sighele 569.
Sigismund 393, 491.
Simonides von Keos 369.
Sinsteden 598.
Skraup 105.
Smidt 588.
Smith 260.
Smith A. 292.
Smith W. 401.
Smith-Kästner 258.
Soden 496.
Sokrates 8, 103, 213.
Soury 364.
Spencer 55, 57, 91, 127, 443, 484, 560.
Spinoza 201, 343.
Spitta 670.
Spitzer 12.
Spurzheim 104.
Staël 473.
Stanley Hall 494.
Starke 79.
Staudinger 344.
Steifensand 626.
Stein 407.
Steinhauser 272.
Steinthal 381, 395.
Stelzer 670, 674.
Stendahl 457, 470.
Sterne 569.
Stewart Duglas 334, 526.
Stiedenroth 340.
Stoll 688.
Stolle 476.
Stölzel 6.
Stricker 59, 147, 153, 209, 262, 281, 296, 310, 335, 336, 389, 527, 604.
Strohl 414.
Strümpell 670.
Struve 68, 83, 635.
Stumpf 238, 616.
Sueton 479.
Sully 172, 289, 342, 365, 366, 367, 368, 491, 585, 586, 587, 623, 630, 638, 643, 667.

T.

Tacitus 79, 403, 479.
Taine 203, 273, 329, 362, 517, 558, 569, 626, 645, 656, 667, 672.
Tait 424, 426.
Tarde 521, 559, 567, 568.
Taylor 109, 382, 516.
Taylor-Cooke 526.
Temme 478.
Tertullian 213.
Thiery 587.
Thomas 488.
Thomas von Aquin 292.
Thomas a Kempis 70.
Thompson 597.
Tiedemann 381.
Tigerstedt 245.
Tilman Pesch 241, 290, 298, 304.
Tocqueville 569.
Tongiorgi 289.
Tortual 237.
Tourneau 407.
Tracy 491.
Trendelenburg 137, 182, 201.
Troxler 259.
Tyndall 271, 320.

U.

Ueberweg 344.
Ullrich 237.
Ulrici 288, 408.
Umbreit 670.
Uphues 288, 305, 341, 343, 353, 557, 651, 658.
Urbantschitsch 617.

V.

Valentin 282.
Valsalva 271.
Venn 187.
Vergil 146.
Victor Hugo 487.
Vierordt 237, 275, 287, 491, 519, 555, 599, 627, 657.
Vincent 260.
Vintschgau 275, 279, 496.
Virchow 107.
Virey 484.
Voget 479.
Vogt 320.
Voisin 499.
Volkmar 1, 18, 48, 74, 83, 91, 204, 239, 258, 265, 321, 356, 397, 408, 507, 516, 591.
Voltaire 487, 507.

W.

Wackernagel 207, 491.
Wagner A. 227, 228, 229, 522, 524.
Wagner R. 469.
Waiz 346.
Waitz 63, 105.
Wallace 560.
Ward 335.
Warnkönig 11.
Washburn 237.
Weber 203.
Weber C. J. 518, 566, 608.
Weber E. W. 240, 266, 282, 287.
Weber-Rumpe 369.
Wegener 381.
Weinhold A. F. 688.
Weinhold K. 407.
Weismann 559, 560.
Wernich 625.
Whateley 183.
Wheatstone 260.
Whitney Dwight 381.
Wiedemeister 364, 559.
Wieland 213.
Wiener 105.
Wierus 631.
Wigan 364.
Wigand 482.
Wilbrand 2.
Windelband 201, 202, 306, 375.
Winslow 362.
Witasek 543.
Wolf 237, 381.
Wolfart 423.
Wolff 238, 376.
Wollaston 260.
Wollny 688.
Wundt 105, 237, 271, 315, 376, 408, 623, 671.

Z.

Ziegler 376.
Ziehen 275.
Zwaardemaker 237.
Zimmermann 469.
Zobel 381.
Zöllner 599.